Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 26. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und H. J. Homann

1925

5. Jahrgang

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege"

in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Inhaltsverzeichnis.

Aufsätze.

Bücherschau.

Register.

1. Verfasser-Verzeichnis.

2. Liste der behandelten Personen, Orte und Sachen

(mit Ausschluß der Einzel-Buchbesprechungen).

---

3. Buchbesprechungen.

a) Wissenschaftliche Literatur.

---

b) Schöne Literatur.

c) Jugendschriften.

Bücherei und Bildungspflege
Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 5 1925 Heft 1

Eine Statistik ländlicher Büchereiarbeit.

Von Dr. Franz Schriewer, Flensburg.

Wenn die Anzeichen nicht trügen, bereitet sich in der äußeren Entwicklung des Büchereiwesens in Deutschland ein bemerkenswerter Umschwung vor. Man kann vielleicht sagen, daß die Büchereisache bis vor kurzem im wesentlichen eine städtische Angelegenheit war, während sie jetzt auch auf dem Lande durchzudringen sich bemüht. Die Zukunft wird daher voraussichtlich eine starke Entwicklung der kleinen Bücherei bringen. Wir erleben da vielleicht die Umkehrung des Entwicklungsganges, den Dänemark durchgemacht hat. Es ist bekannt, daß das Büchereiwesen dort, den bauerntümlichen Verhältnissen entsprechend, vom Lande ausging und auf die Städte übergriff. Die Feststellung, daß wir jetzt in Deutschland, fast möchte man sagen, mit einer gewissen Verspätung in eine neue Phase eintreten, bedeutet natürlich nicht, daß die erste abgeschlossen sei oder daß früher in den Kleinstädten und auf den Dörfern keine Büchereien vorhanden gewesen seien. Das Neue liegt vielmehr darin, daß jetzt planmäßige Versuche auch auf dem Lande gemacht werden, die Büchereien aus dem volksunterhaltenden Fürsorgezustand privater Initiative zu Bildungseinrichtungen öffentlicher Körperschaften zu entwickeln, indem man ihnen innerlich und äußerlich andere Grundlagen gibt. Zweifellos hängt diese Entwicklung mit der viel stärkeren Aufrollung der Grenzfrage zusammen. Ist man doch in den Grenzgebieten genötigt worden, auch der Kulturarbeit auf dem flachen Lande erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Als das wichtigste Mittel derselben kann ohne weiteres das Büchereiwesen angesehen werden.

Will man aber die Bücherei als öffentliche Bildungseinrichtung auch auf dem Lande, so muß man ernsthaft den hier sich ergebenden besonderen Problemen näherzutreten versuchen. Der Durchführung eines solchen Versuches stehen jedoch beträchtliche Schwierigkeiten im Wege. Denn bei der bestehenden Zersplitterung und mangelhaften Entwicklung des Büchereiwesens auf diesem Sondergebiete fehlen nahezu alle Grundlagen dafür, namentlich auch zur Beurteilung des Lesezustandes. Wir werden aber auf dem Lande nicht leicht zu einer qualitativ wertvollen und bodenständigen Büchereiarbeit kommen, wenn wir nicht daran gehen, uns diese Grundlagen zu verschaffen. Gerade die Dorfbücherei ist in der großen Gefahr, als ein kümmerlicher Trabant des großstädtischen Büchermarktes ein bildungspfleglich unwirksames Dasein hinzuschleppen. Dieser Zustand wird eben heute bedenklich dadurch gefördert, daß Stellen mit mehr gutem Willen als Sachkunde das Problem des ländlichen

Büchereiwesens dadurch zu lösen glauben, daß sie irgendwelche Bücher aufs Land schicken, wobei sie dann namentlich Grenzgebiete zu bedenken pflegen.

Mit den folgenden Darlegungen möchte ich einen bescheidenen Beitrag zu dem Fragenkomplex des ländlichen Büchereiwesens geben, nicht so sehr in dem Glauben etwas Abschließendes sagen zu können, als vielmehr um zu Fragestellungen anzuregen. Die Unterlagen entstammen der Büchereiarbeit im schleswigschen Grenzgebiet und wurden ermöglicht durch eine besonders günstige Zusammenfassung derselben in der „Zentrale für Nordmarkbüchereien". Die Berechtigung zu ihren statistischen Versuchen in größerem Maßstabe liegt in folgenden Umständen: Es haben alle Büchereien einen nach der Größe der Orte allerdings etwas schwankenden, gemeinsamen Grundstock. Die Ausleihetechnik ist dieselbe. Das Verhältnis der Büchereileiter zur Bücherei, welches ja der Hauptfaktor für die Gestaltung der Büchereistatistik ist, war ziemlich gleich, da ihnen die Bücherei neu war. Als pädagogisches Hilfsmittel für die Ausleihe hatte jeder Büchereileiter den Besprechungskatalog der Grenzbüchereien in Händen. Ferner war, was ja von ganz bedeutender Rückwirkung auf die Ausleiheergebnisse ist, der Erhaltungszustand der Bücher gleich. Die Zentrale gab nur neue aus. Auch begann die Arbeit in den einzelnen Dörfern ungefähr zur gleichen Zeit, und zwar ohne daß wesentliche Ansätze zur planmäßigen Büchereiarbeit vorhanden waren. Zu erwähnen ist noch, daß in den Lehrgängen der Zentrale versucht wurde, den Büchereileitern eine gleiche geistige Einstellung zur Bücherei zu geben. Besonders wichtig ist aber, daß die Leser selbst noch keinen Katalog in Händen hatten.

Nun soll nicht verkannt werden, daß dieser Zustand gerade bei der verhältnismäßigen Unvertrautheit der Büchereileiter mit ihrer Bücherei sicher im Anfang ein starkes Tasten bei der Ausleihe im Gefolge gehabt hat. Es würde aber falsch sein, zu folgern, daß eine Zusammenfassung der Ergebnisse der vielen Orte deswegen unstatthaft sei. Denn schließlich ist die Grundlage der Büchereistatistik auf dem Lande in gewissem Sinne eine sicherere als in der Stadt, weil, wo Mißgriffe von den Büchereileitern auf dem Lande begangen werden, sie sich sehr viel schneller regulieren als in der Stadt, da der ländliche Büchereileiter nicht bloß durch die Bücherei mit seinen Lesern verkehrt, und weil außerdem eben durch die Summierung vieler gleichgearteter Orte starke Einzelabweichungen von der Normallinie der Benutzung aufgehoben werden. Auch der Einwand, es erscheine ja in der Statistik garnicht der tatsächliche Lesewille der Bevölkerung, ist nicht stichhaltig. Keine Büchereistatistik wird darauf ausgehen, nur diesen festzuhalten. Denn Büchereiarbeit ist niemals das freie Laufenlassen des meist unentwickelten Lesewillens der Benutzer, sondern die Mittellinie aus diesem und dem Kulturwillen des Büchereileiters. Diese beiden Pole stehen sich aber in der ländlichen Büchereiarbeit, aus den erwähnten und anderen Gründen, sehr viel näher, als sie es in der städtischen zu tun brauchen. Es steht also auch die

folgende Benutzungsstatistik dem tatsächlichen Lesezustand der Bevölkerung recht nahe. Wenn nun die Ergebnisse vieler Orte summiert werden, wie dies in unserem Falle möglich ist, heben sich auch wie bereits angedeutet wurde, eine Reihe von Fehlerquellen auf, die durch ungenaue Verbuchung oder aus ähnlichen Gründen sich auftun.

Einem Einwand gegen die Statistik, daß man nämlich doch nicht die wahre Benutzung erfahre, wenn man nur die Verbuchung zähle, sei noch kurz begegnet. Natürlich ist hier die Hauptfehlerquelle jeglicher Büchereistatistik. Aber sie ist verhältnismäßig konstant, wenn die Erhebungen laufend gemacht und zueinander in Beziehung gesetzt werden. Um Beziehungswerte handelt es sich aber bei jeder ehrlichen und vernünftigen Auswertung der statistischen Ergebnisse, nicht um absolute. Darum kann auch die unten gebotene Statistik nur ein Versuch und Anfang sein. Tiefere Einblicke würde sie geben, wenn die Ergebnisse mehrerer Jahre untereinander verglichen werden könnten. Immerhin bietet sie auch so mehr als bloße Feststellungen belangloser Tatsachen.

Am meisten interessieren natürlich solche psychologischer Art, z. B. die zahlenmäßigen Niederschläge der Benutzung bestimmter Bücher. Für die Büchereiarbeit auf dem Lande, die nicht unter fachlicher Leitung und nicht im Gemeinde-Etat steht, sind aber die wirtschaftlichen Daten nicht minder wichtig. Dazu gehört z. B. die Feststellung, daß bei uns im Jahre 1923—24 pro Familie durchschnittlich 25 Bände offiziell entliehen wurden. Hiermit gewinnt man eine wesentliche Hilfe für die Berechnung der finanziellen Grundlage der Bücherei. Man wird auf dem Lande fast immer auf ein Lesegeld angewiesen sein, und dieses muß so berechnet werden, daß nicht nur die Erhaltung der Bücherei, sondern auch ein hinreichender Ausbau gewährleistet ist. Da ist aber in Betracht zu ziehen, daß jedes Buch etwa zwei- bis dreimal soviel benutzt wird, als die eigentliche Benutzungsziffer angibt, wie eine sorgfältig durchgeführte Stichprobe auch bewies. Auf dem Lande ist die Familie viel mehr eine geschlossene Lesereinheit als in der Stadt. Man geht also wohl nicht fehl, wenn man die Benutzung der Bücherei durch eine Familie durchschnittlich mit 50—60 ansetzt. Da die Abnutzung des Buches auf dem Lande stärker ist, als in der Stadt und außerdem die Bücher seltener wirklich bibliotheksmäßig gebunden sind, so kann man ungefähr den Satz aufstellen, daß jede, in der Bücherei mitlesende Familie im Laufe eines Jahres ein Buch sozusagen zerliest. So kommt man auf ein Lesegeld von M. 5,— pro Familie im Jahr.

Doch nun zu den Ergebnissen der Ausleihe, für welche das Material von 50 Orten zu Grunde gelegt wurde. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, zunächst einmal das Gesamtergebnis zu erfahren. Das von den 50 Büchereien versorgte Gebiet hatte 24 700 Einwohner. Die Bändezahl der darin aufgestellten Büchereien beträgt 15 850. Benutzt wurden sie von 2 165 Familien. Die Gesamtentleihungen betrugen 54 381. Davon entfielen auf Schulentlassene 43 565 Bände, auf Schulpflichtige 10 816. Auf den einzelnen Einwohner macht das eine Benutzung von 2,2 Büchern.

Das Verhältnis der Entleihungen durch Schulpflichtige zu denjenigen durch Schulentlassene ist sehr wesentlich für die Beurteilung des Lesezustandes eines ländlichen Gebietes. Ist dieser noch sehr unentwickelt, so wird die Zahl bei den Schulpflichtigen im Verhältnis sehr viel höher sein. Hier macht sie etwa ein Fünftel der Gesamtentleihungen aus. Es scheint, als ob dies Verhältnis doch schon auf eine recht weit entwickelte Lesetätigkeit der Bevölkerung hinweise. Die Lesetätigkeit ist aber die erste Voraussetzung für die Entwicklung der Lesefähigkeit. Die einzelnen Ortschaften verhalten sich hier ganz außerordentlich verschieden. Wenn man den Lesezustand beurteilen will, ist in jedem Fall sehr zu prüfen, ob das Bild nicht durch äußere Hemmungeu, die dem Durchdringen der Bücherei im Wege stehen, beeinträchtigt wird oder ob es tatsächlich den Lesezustand der Bevölkerung wiederspiegelt. Diese Frage kann hier mit Beispielen nicht eingehend erörtert werden. Es muß bei der Bemerkung bleiben, daß der Schluß, es liege an der Bevölkerung, in den allermeisten Fällen falsch ist. Er ist meist ein Trugschluß, dem der Büchereileiter sich um der eigenen Beruhigung willen hingibt. Gewöhnlich steckt irgendwo ein unerkannter Fehler der Organisation oder der Persönlichkeiten.

Selbstverständlich ist ohne weiteres zugegeben, daß gewisse Verschiedenheiten der Ergebnisse aus geistigen Unterschieden der Bevölkerung hervorgehen. Bei uns bestehen sie z. B. zwischen der Ostküste, dem Mittelrücken, der Westküste und den Inseln. Sie zeigen sich allerdings stärker noch nach der quantitativen als nach der qualitativen Seite. Andrerseits ergibt sich kein Beweis, daß die zunehmende quantitative Benutzung einer Bücherei ihre qualitative herabsetzen müsse. Im Gegenteil, dort, wo die meisten Ausleihen zu verzeichnen waren, waren auch in der Regel die meisten qualitativ erfreulichen Fälle festzustellen. Hier läßt sich aber noch kein abschließendes Urteil fällen.

Eine quantitativ recht abweichende Zahl weisen durchweg die Inseln auf (Sylt, Föhr). Es erhebt sich hier die Frage: Ist das in der geistigen Regsamkeit der Friesen, die ja bekannt ist, oder in der insularen Abgeschlossenheit begründet? Der fernerstehende Beurteiler wird, je nachdem wie er die geistige Seite der Friesen einschätzt, sein Urteil nach der einen oder anderen Seite mehr gefühlsmäßig abgeben. Unsere Statistik gibt uns hier deutlichere Fingerzeige. Die friesischen Ortschaften auf dem Festlande hatten nämlich die stark nach oben abweichende Ausleihezahl nicht. Es ist daher der Schluß wohl gerechtfertigt, daß die insulare Abgeschlossenheit die eigentliche Ursache der verstärkten Lesetätigkeit ist, wenngleich nicht verkannt werden darf, daß die starke Seebefahrenheit der Friesen, die manchen in fremde Länder führte, eine für das Lesen günstige, geistige Regsamkeit erzeugte, die sich dann in der Stille der Inseln eben doppelt auswirken mußte. Die qualitative Eigenart derselben zeigt sich namentlich in der stärkeren Benutzung der Reisebeschreibungen.

Schon dieser eine Punkt beweist, wie wichtig eine landschaftliche Statistik ist. Wenn einmal alle Beratungsstellen imstande wären, genaue

statistische Erhebungen zu machen, so würden sich bei einem Vergleich der Ergebnisse der einzelnen Gebiete, etwa in Preußen, ganz erhebliche Unterschiede zeigen, die nicht bloß in der verschiedenen Heimatliteratur zu Tage kämen. Bei uns würde eine solche Statistik für Angeln (die Ostküste südlich Flensburgs) z. B. einen etwas stärkeren historischen Sinn aufweisen können, wofür als Grund einmal eine Jahrhunderte lange materielle Wohlhabenheit anzuführen ist, dann aber auch, daß schon bis tief in das vorige Jahrhundert hinein Bildungs- und namentlich Büchereibestrebungen nachweisbar sind, welche das geistige Interesse der Bevölkerung geweckt und jenes geschichtslose Dahinleben des primitiven Menschen in eine nächsthöhere Entwicklungsstufe emporgehoben haben, der stärkeren Anteilnahme an dem geschichtlichen Geschehen der Gegenwart. Gleichwohl aber würde ein Vergleich ausführlicher Statistiken der verschiedenen Beratungsstellen gewissermaßen den Urtypus des naiven Lesers zeigen, und es scheint eine ausgemachte Sache, daß dieser demjenigen der Stadt sehr nahe steht, bezw. sich ihm immer mehr nähert.

Dafür, daß verschiedene Ausleiheergebnisse nicht ohne weiteres auf das Konto der verschiedenen geistigen Beschaffenheit einer Bevölkerung gesetzt werden können, noch ein schlagendes Beispiel. Ein Ort mit einer Arbeiterbevölkerung von 1 500 Köpfen hat eine Ausleihe von 1 263 Bänden. Diese Zahl ist um nahezu 50% niedriger, als diejenige eines Ortes, der nur ein Drittel der Einwohnerzahl des vorigen hat, im übrigen aber ebenfalls Arbeiterbevölkerung. Auch qualitativ waren die größten Unterschiede zu bemerken. Der letztere Ort ist ein Industriewerk, eine Kupfermühle, Werk und Ort decken sich nahezu. Die Bücherei steht im Werk, während sie im anderen Ort in der Schule steht, die sich natürlich in stark sozialistischer Umgebung nicht der nötigen Neutralität erfreut. Außerdem kamen auch rein persönliche Verhältnisse erschwerend hinzu. Wenn also eine Beratungsstelle eine Statistik der Büchereibenutzung vieler Ortschaften einzieht, so ist von vornherein keine Aussicht, daß sie ein Werturteil über die an den einzelnen Stellen geleistete Arbeit fällen könne, wenn sie nicht eine persönliche Kenntnis aller Voraussetzungen der dortigen Büchereiarbeit hat. Sie kann sonst geradezu grotesken Täuschungen verfallen.

Diese Tatsache zwingt aber zu der Forderung, daß die Beratungsstellen viel mehr als bisher instand gesetzt werden, persönliche Verbindungen mit den Büchereien aufzunehmen. Das kann nicht ausreichend geschehen auf Lehrgängen, sondern nur am Orte der Bücherei selbst, wo man auch die Ausleihe zu beobachten Gelegenheit hat.

Soviel an Betrachtungen der Zahlenergebnisse allgemeiner Art. Die statistischen Listen, die dafür als Grundlage dienten, wurden hier der Raumersparnis wegen nicht abgedruckt.

Die Benutzung der Abteilungen.

Der Inhalt der Grenzbüchereien, die im allgemeinen aus 250 bis 400 Bänden bestehen, ist eingeteilt in 8 Abteilungen: Schöne Literatur, Heimatliteratur, Plattdeutsches, Lebensbeschreibung und Lebensanschauung, Erdkunde und Reisen, Geschichte und Verwandtes, Naturkunde und Land-

wirtschaft, Jugendbücher. (Ich möchte der Vorsicht wegen bemerken, daß dies nicht die Benennungen sind, unter welchem sie dem Leser erscheinen. Darüber vergleiche man den „Leserkatalog der Grenzbüchereien".) Im folgenden wird die Benutzung dieser Abteilungen kurz erläutert. Es ist dabei natürlich nicht möglich, auf das Verhalten der einzelnen Ortschaften einzugehen, geschweige denn, die Gesamttabellen abzudrucken. Es kann daher wieder nur das Gesamtergebnis beleuchtet werden. Auf den Inhalt der Büchereien kann hier ebenso wie in dem folgenden Abschnitt, der von der Benutzung einzelner Bücher handelt, nicht stärker eingegangen werden. Vorausgeschickt sei, daß die belehrenden Bücher ungefähr ein Drittel des Bestandes ausmachen.

Gruppen	Entleihungen	Durchschnittl. Benutzung pro Buch	Benutzung im Verhältnis zur Gesamtausleihe	
Schöne Literatur . .	26 699	5,25	49,0 %	
Heimat-Literatur . .	8 433	6,12	16,5 %	Mittelzahl
Plattdeutsche Bücher	2 111	2,58	4,0 %	der
Lebensbeschreibung .	1 348	2,26	2,5 %	Benutzung
Erdkunde	3 169	3,99	5,5 %	überhaupt
Geschichte	1 090	1,78	2,0 %	4,29
Naturkunde	1 105	1,65	2,0 %	
Jugendbücher . . .	10 390	*)	19,0 %	

Auf die Benutzung der belehrenden Abteilungen entfallen 12,4 %.

Die absolut höchste Ziffer hat natürlich die „Schöne Literatur" aufzuweisen. In der durchschnittlichen Benutzung steht die Heimatliteratur höher, was nicht weiter verwunderlich ist. Ein Beweis auch dafür, daß man in Gegenden mit unentwickelter Lesetätigkeit diese besonders stark einsetzen muß. Hier entsteht dann allerdings gleich die Schwierigkeit, daß diese Literatur meist weder inhaltlich noch formal auf der Höhe ist. Nur wenig Landschaften werden eine so ausgeprägte und reiche Heimatliteratur haben wie Schleswig-Holstein, sodaß die Büchereien sie noch stärker für ihre Zwecke durchsichten können. Ist auch das literarische Niveau dieser Bücher meist noch nicht ganz einwandfrei, so sind doch dafür ihre Affektwerte stärker als bei einem Buche des gleichen Niveaus etwa der Schönen Literatur. Also doch ein gewisser Ersatz für die Mängel.

Plattdeutsch wird offenbar noch nicht in dem Maße gelesen, wie das der Fall sein müßte in einem Grenzgebiet, das diese Mundart als besten Vorkämpfer für das Deutschtum hat. Zum Teil erklärt sich das aus dem Vorhandensein anderer Mundarten (friesisch, plattdänisch). Die tiefere Ursache liegt aber einfach darin, daß die Leser es noch nicht gelernt haben, ohne Schwierigkeit das plattdeutsche Schriftbild zu

*) Wurde nicht errechnet, da in diesem Zusammenhang belanglos.

bewältigen. Die ganze Angelegenheit ist also mehr eine Frage der technischen Entwicklung, eine Tatsache, die wir überhaupt bei der Beurteilung des Verhältnisses einer Bevölkerung zum Buch und der Erziehung zu ihm, ganz abgesehen von diesem Sonderfall, nicht außer Acht lassen dürfen.

Die Benutzung der Lebensbeschreibungen ist noch recht gering. Hier wird bei fortgesetzter planmäßiger Pflege in den nächsten Jahren sicher eine Änderung eintreten.

Sehr niedrig steht auch die Benutzung der geschichtlichen und naturkundlichen Abteilungen. Für die Geschichte ist das nicht weiter auffallend, denn zweifellos ist der Mensch, je primitiver er ist, umso geschichtsloser. Andrerseits hat aber die zünftige deutsche Geschichtsschreibung fast keine Werke hervorgebracht, die tiefer ins Volk eindringen können. Was wir an volkstümlichen Geschichtsdarstellungen besitzen, entbehrt meistens der schöpferischen Originalität und ist zurecht gemacht in usum delphini. Man könnte den Verfassern für geschichtliche Bücher (das gilt für belehrende überhaupt) den Ausspruch Storms: „Wenn man für die Jugend schreiben will, darf man nicht für die Jugend schreiben" in der abgewandelten Form entgegenhalten: „Wenn man für das Volk schreiben will, darf man nicht für das Volk schreiben".

Hinzu kommt zur Erklärung der geringen Benutzung der geschichtlichen Abteilung, daß ein verfehlter älterer Geschichtsunterricht es nicht verstanden hat, den historischen Sinn im Volke zu wecken.

Ähnliche Gründe müssen auch herangezogen werden für die Erklärung der niedrigen Benutzungsziffer der Naturkunde. Es ist ja schlechterdings unglaublich, daß ein Mensch, der wie der Bauer stetig in der Natur lebt, kein Interesse für sie haben sollte. Aber vielfach fehlen ihm schulmäßige Voraussetzungen, um naturkundliche Bücher ohne Schwierigkeit mit Genuß zu lesen; dann aber wünscht er weniger die Tatsachen einer Naturbeschreibung zu erfahren, als sich einführen zu lassen in die Geheimnisse derselben. Von den Tatsachen ist er stets selbst umgeben. Was er will, ist die Erkenntnis.

Gerade diese beiden Abteilungen zeigen, daß die Benutzung belehrender Bücher auf dem Lande vielleicht weniger an den Lesern als an der durchschnittlichen Art dieser Bücher und an der Nachwirkung der auf diesem Gebiete unzureichenden Schulbildung liegt. Die Auswahl dieser Bücher für das Land ist daher eine der allerschwierigsten. Es wäre dankenswert, wenn sich die Fachwelt dieser Aufgabe mehr als bisher zuwenden wollte.

Von der Ausleihe entfallen auf die belehrenden Abteilungen (Lebensbeschreibungen, Erdkunde, Geschichte und Naturkunde) 12,4 %. Die Zahl erscheint niedrig, wenn man sie etwa mit städtischen Ergebnissen vergleicht, und sie ist ein Beweis dafür, in welchem Maße die zum Roman führende Erlebnissucht des Städters schon auf das Land hinausgedrungen ist. Dies ist eigentlich verwunderlich, da man sonst häufig beobachtet, daß der konkrete Sinn des Bauern den Phantasiewerten viel kritischer gegenübersteht. Man wird aber auf dem Lande überhaupt

nicht eine so starke Benutzung der belehrenden Bücher wie in der Stadt erwarten dürfen. Es ist schließlich noch sehr die Frage, ob man an dieser Tatsache einen Wertmesser für die Qualität der betreffenden Büchereiarbeit hat. Wird die Zahl zu hoch getrieben, so ist sie ein Anzeichen davon, daß die Bücherei ihren Aufgaben zu intellektualistisch gegenüber steht. Die Benutzung der belehrenden Bücher in der Stadt hat ihre Ursache ja auch vielfach in ganz bestimmten Zwecken (Beruf), die nicht Bildungsabsichten im tieferen Sinne des Wortes entspringen. Hier ist eben das Buch sehr viel mehr Instrument der Zivilisation und des Fortschritts im äußeren Sinne als auf dem Lande. Darum wird die Benutzungsziffer der belehrenden Abteilungen in der Stadt immer höher sein als in der Dorfbücherei. Immerhin kann die Zahl 12,4 auch für das Land noch als zu niedrig bezeichnet werden.

Benutzung einzelner Bücher.

Da alle Büchereien einen ungefähr gleichen Grundstock hatten, war es möglich ein Formular zu verschicken, das den Inhalt der größten Büchereien den Titeln nach aufzählte. Hinter jeden Buchtitel schrieb dann jeder Büchereileiter die jeweilige Benutzungsziffer. Diese Ziffer wurde nachher in der Zentrale addiert und durch 50 beziehungsweise durch die Gesamtzahl der Exemplare, in der das Buch in den Büchereien vorhanden war, dividiert. So ergab sich die durchschnittliche Benutzungsziffer der einzelnen Bücher. Es ist nun nicht möglich, alle Bücher in der Reihenfolge von der höchsten bis zur niedrigsten Benutzungsziffer aufzuführen. Es können nur grundsätzliche Betrachtungen an Erscheinungen angeknüpft werden, die sich zu Gruppen zusammenfügen lassen. Zunächst die zehn Bücher, die am höchsten stehen. Es sind die folgenden:

Lobsin:	Der Halligpastor	12
Edert:	Der Schuster von Tondern	11,9
Speckmann:	Heidehof Lohe	11,3
Lobsin:	Landunter	11,1
Rosen:	Der deutsche Lausbub in Amerika	10,2 *)
Speckmann:	Neu-Lohe	10,1
Herzog:	Die Wiskottens	9,7
Zahn:	Lukas Hochstraßers Haus	9,6
Rosen:	In der Fremdenlegion	9,4
Frenssen:	Die drei Getreuen	9,3

Diese zehn meist gelesenen Bücher geben offenbar den Geschmack oder die Leseneigung der ländlichen Bevölkerung in unseren Verhältnissen wieder. Das sind aber auch gerade Bücher, welche in der Stadt ebenfalls zu den meistgelesenen nicht nur, sondern auch zu den durch den Buchhandel in Schleswig-Holstein am meisten vertriebenen gehören. Man sieht daraus einmal, wie ungeheuer stark die Auswirkung buchhändlerischer Reklame auch auf das Land hinaus ist. (Natürlich geht sie auch zum

*) Bei Rosen: „Lausbub" ist zu bedenken, daß das Werk in der dreibändigen Ausgabe in unseren Büchereien steht, wodurch die Ausleihziffer natürlich erhöht wird.

guten Teil durch den Büchereileiter vor sich, der noch nicht in seinem Stoff drin oder — richtiger gesagt — noch nicht über ihm steht.) Ferner kommt hier aber eines der allerwichtigsten Gesetze der Volksbildnng zum Vorschein, welches durch die Jahrhunderte immer wieder zu beobachten ist, das Gesetz nämlich, daß die Lebensinhalte und Lebensformen der gesellschaftlich führenden Oberschicht von der nächstfolgenden Schicht erstrebt werden. Daß dieses Gesetz in unserem Fall waltet, kann man bedauern, außer Kraft setzen kann man es nicht. Ihm begegnen kann man nur dadurch, daß man für die Büchereiarbeit gleichsam eine neue führende Oberschicht erzeugt, die sich dann nach unten auswirkt. Daß dieses nicht aussichtslos ist, zeigen Benutzungsziffern von Büchern wie:

Moeschlin:	Der Amerikajohann	8
François:	Die letzte Reckenburgerin	7,6
Böhlau:	Der Rangierbahnhof	7,5
Fehrs:	Maren	6,1
Knudsen:	Fortschritt	6

Die Benutzung dieser Bücher liegt über der Mittelzahl der „Schönen Literatur" (5,25), und zweifellos handelt es sich hier um wertvolle Bücher. Bezeichnet die erste Gruppe die Leseneigung oder sozusagen die natürliche (kritisch oder logisch empfindliche Leser dieses Aufsatzes mögen gerne „unnatürliche" sagen) Lesefähigkeit der Bevölkerung, so wird man hier von einer gewissen *Lesemöglichkeit* sprechen dürfen. Nun zeigen sich gerade bei diesen Büchern, die ja vielfach auch den Büchereileitern nicht bekannt waren, innerhalb der einzelnen Büchereien starke Schwankungen in der Benutzung. Es ist ganz deutlich zu erkennen, wie in dem Dorfe mit seiner engen persönlichen Verbundenheit, zwei Begriffe für die Büchereiarbeit beachtet werden müssen, die für die Stadt keine so große Rolle spielen: die *Aufdeckung* und die *Verdeckung* des Buches. Bei einem qualitativ höheren Buch ist es von entscheidender Bedeutung, daß man die ersten paar Male das Buch an den richtigen Mann bringt. Dieser bereitet ihm dann den Weg, namentlich dann, wenn er selbst etwas geistige Autorität genießt. Begeht man in diesem Falle aber einen Mißbegriff, so genügt dieser unter Umständen, das Buch für lange Zeit zu *verdecken*. Gerade in diesem Fall zeigt sich die Aufgabe einer pädagogischen Ausleihe besonders klar.

Wenn man sich die Gruppen der *Leseneigung* und *Lesemöglichkeit* nocheinmal vergegenwärtigt, ergibt sich auch ganz klar, daß *der Büchermarkt als solcher ein volksbildnerisch wirksames Verhältnis zwischen Volk und Buch nicht herstellen kann.* Dies kann nur die öffentliche Bücherei, und sie kann es auch wiederum nur, wenn sie sich nicht zum Trabanten des Büchermarktes machen läßt, indem sie sich der Einwirkung einer gewissermaßen künstlich durch ihn in der Leserschaft gezüchteten Tradition hingibt.

Am wenigsten wurden folgende Bücher benutzt:

Wasserzieher:	Hans und Grete	0,4
Bismarck:	Reden	0,4
Bismarck:	Briefe	0,4
Berlepsch:	Bienenzucht	0,5
Francé:	Das Sinnesleben der Pflanzen	0,5
Arnim u. Brentano:	Des Knaben Wunderhorn	0,5

Bei den historischen Romanen stehen wir vor sehr bemerkenswerten und nicht unerfreulichen Tatsachen. Die 21 historischen Romane haben als durchschnittliche Ziffer 6,13, liegen also über dem Durchschnitt der Schönen Literatur (5,25). Von diesen 21 liegen wiederum nur 5 unter dem Durchschnitt, alle anderen stehen erheblich darüber von 9,3—5,5. Am Anfang stehen die historischen Heimatromane. Scott wird nicht mehr so ohne weiteres gelesen. Zum Nachdenken Anlaß gibt die Erscheinung, daß Scotts „Ivanhoe" die Ziffer 6 hat, dagegen der „Talisman" 2,4. Da der „Talisman" das zweite Buch Scotts in der Bücherei ist, so kommt damit in diesem Unterschied eine nicht unerhebliche Ablehnung Scotts zum Vorschein. Jedenfalls hat der am häufigsten ausgegebene erste Band es nicht vermocht, sehr stark für den zweiten zu werben. Allerdings muß man in Abzug bringen, daß zweite Bände gewöhnlich schon eine etwas niedrigere Benutzungsziffer aufweisen als die ersten und daß gerade in diesem Fall den Büchereileitern „Ivanhoe" von früher her vertrauter ist als der „Talisman".

Von ganz wesentlichem Einfluß auf die Ausleiheziffer zeigt sich immer wieder das Format, überhaupt das Äußere des Buches. Die ländliche Bücherei wird gut tun, sofern sie die Möglichkeit hat, dasselbe Werk auch in verschiedener Ausstattung zu bekommen, die beste zu wählen, wenn sie auch teurer ist. Gerade in diesem Punkte findet man bei den ländlichen Büchereiverwaltern in der Regel zu wenig Überlegung. Es ist eine gründliche Täuschung, wenn man glaubt, daß die billigen Reihenschriften zu dem Aufbau der ländlichen Bücherei verwandt werden könnten. Es geschieht aber immer wieder, damit eine möglichst hohe Bändezahl herauskommt. Die ländlichen Leser gehen jedoch ebenso wie die städtischen außerordentlich ungern an sie heran. Dies ist namentlich beachtenswert für alle Stellen, die ohne Kenntnis der bodenständigen Verhältnisse Dorfbüchereien aufbauen wollen. Ihnen darf man häufiger sagen: „Weniger wäre mehr". Daß auch in diesem Punkte eine Entwicklungsfrage vorliegt, sei doch noch hervorgehoben.

Eine besondere Erläuterung verdient schließlich Fehrs: „Maren". Plattdeutsche Bücher werden, wie die durchschnittliche Benutzungsziffer (2,58) beweist, noch nicht so sehr stark gelesen. Das ist, wie gesagt, eine Frage der technischen Entwicklung, und es ist garnicht zu bezweifeln, daß die heranwachsende Generation, die schon in der Schule plattdeutsch lesen lernt, den plattdeutschen Büchern anders gegenüber stehen wird. Fehrs „Maren" hat, obwohl es ein umfangreiches Buch ist, was doch im allgemeinen bei plattdeutschen Büchern etwas abschreckend wirkt, die Durchschnittsziffer 6,1. Das ist außergewöhnlich hoch. Sie wird verständlich, wenn

gesagt wird, wie stark in den Lehrgängen bei Vorträgen über Heimatliteratur für Fehrs, und gerade auch für „Maren“ eingetreten wurde. So wurde zunächst einmal das Augenmerk der Büchereileiter sehr stark auf dieses Buch gerichtet. Es erschien dann auch in der Schriftenreihe: „Arbeit am Volkstum“ ein besonderes Heft über Fehrs, worin „Maren“ wieder ausführlich dargestellt war. Alles dies trug dazu bei, dem Buch den Weg zu bereiten, Vorurteile zu beseitigen und gleichsam eine neue Tradition zu schaffen. Gerade an diesem Beispiel zeigt sich aber auch eine der wichtigsten Aufgaben der Beratungsstellen, nämlich eine literarische Vertiefung der Büchereileiter zu erstreben. Das Verhältnis der Leserschaft zum Buch ist gerade in den kleinen Büchereien ein Spiegel des Verhältnisses des Büchereileiters zum Buch.

Die verschiedenen Formen der „Arbeitsgemeinschaft“ im Volkshochschulleben.*)

Von Dr. Otto Tacke, Stettin.

Wie im ganzen die Volkshochschule von voreingenommenen Standpunkten aus organisiert wurde, statt die Krönung der deutschen allgemeinen Volksschule — die wir nebenbei nicht haben — zu sein, so geschah es auch mit der Arbeitsgemeinschaft, einer Form des Erwachsenenunterrichts, der außerhalb der Universität — und selbst da nur zu oft! — die soliden Grundlagen durchaus fehlen. Man ging von der an sich richtigen Meinung aus, daß „Verstand und rechter Sinn . . . sich von selber vortrage“, ohne zu bedenken, daß es Hemmungen der Erziehung und des Zusammenlebens gibt, die wenigstens für viele Menschen den obigen Ausspruch illusorisch machen. Eine gewisse Schulung in der sinnlichen Raum- und mündlichen Wortbeherrschung ist unerläßlich, wenn Rede und Gegenrede in einer Arbeitsgemeinschaft nicht zu einer lähmenden Qual werden soll, die das Weiterbestehen gefährdet, ganz abgesehen von der Gefahr des „Drumherumredens“, die sich aus der geistigen Unerzogenheit ergibt. Die Engländer wissen schon, warum sie ihre debating clubs als wesentliches Element der Jugendausbildung ansehen, und wer Jugendlichen-Aussprachen miterlebt hat, weiß, wie die Gewöhnung an Debattieren die Hör-, Denk- und Redefähigkeit befruchten kann. Unsere herrschende Zuhörerschicht aber von heute ist weder technisch noch geistig zur Arbeitsgemeinschaft genügend hochgeschult. Die Volkshochschule ist überhaupt ein Mittelstück, dem das Kopfstück, die Schulreform, erst vorgesetzt werden muß. Mir scheint deshalb die erste Form der Arbeitsgemeinschaft, die wir ohne Scheu pflegen sollten, die der schulmäßigen Frage-Antwort-Methode zu sein; sie erlaubt dem Dozenten, mit zarter Hand Hemmungen zu lockern bei den arbeitswilligen Hörern, die sich nicht selbst „entbinden“ können, und diese pflegen nicht die wert-

*) vgl. auch „Bildungspflege“ S. 166 f.

losesten zu sein! Geht man nicht so behutsam vor, sondern eröffnet gleich die Aussprache, so bekommen die hemmungsärmeren oder gar hemmungslosen Elemente freies Spiel und die Sache versandet oder verflacht. Besonders wenn Dauerredner, die fertige Ergebnisse auf der Walze haben, — aus den Parteifabriken jeder Art zu beziehen! —, vorhanden sind. Es gehört Mut dazu, eine Aussprache, die mit diesen Fertigfabrikaten arbeitet, eine Arbeitsgemeinschaft zu nennen, fehlt ihr doch gerade dasjenige Element, auf das alles ankommt, das vom Lehrer in der Reibung mit den Hörern entzündete, an diese Stunde, diesen Ort, diese Menschen gebundene, ganz „zufällige" Erfahrungserlebnis! „Auch in Wissenschaften kann man eigentlich nichts wissen, es will immer getan sein." (Goethe) Es ragen ja in das eben aufwuchernde geistige Gewächs Sedimente und Fossilien hinein, die es geradezu gefährden, ihm mindestens Luft und Raum nehmen. Es würde einer langen Einspielung zwischen dem Diskussionsleiter und den Hörern einerseits und den letzteren untereinander andrerseits bedürfen, ehe man auf ein ergiebiges Aufeinanderhören und daraufhin Miteinandersprechen hoffen könnte. Selbst mehrere Semester überspannende Vorlesungsreihen werden in der Großstadt immer vor starkwechselnden Mehrheiten gehalten werden; nach meinen Erfahrungen liegen aber in der Kleinstadtvolkshochschule, wo vielleicht die Hörerschaft leidlich konstant bleibt, andere Hemmungen, mehr konventioneller Art, vor, die ein Sich-einhören (vgl. frz. s'entendre = sich hören und verstehen) erschweren.

Von den am hemmungslosesten mitredenden Kategorien von Hörern, Arbeitern und Jugendlichen, bieten naturgemäß die letzteren bessere Aussichten auf Umstellung, wenn es auch dank der Parteierziehung selbst unter ihnen viele Festgefahrene gibt.

Als insbesondere für die laufende Wechselrede in Frage kommende Stoffgebiete möchte ich noch einmal, wie bereits früher in diesen Blättern (Jhrg. 1923 Heft 2, S. 79 und 1921, H. 2, S. 44) eingehend von mir dargelegt wurde, Ortsgeschichte, Sprachkunde und Psychologie bezeichnen. Hier sind immer konkrete Einzeltatsachen wenigstens die Erstgrundlage der Besprechung, und zwar solche, die irgendwie auf Erlebnissen der Hörer ruhen, und bei denen das philosophische Staunen leicht wachzurufen ist und damit der Keim zur selbstwachsenden Bildung. „Die Wissenschaft hilft uns vor allem, daß sie das Staunen, wozu wir von Natur berufen sind, einigermaßen erleichtere." (Goethe, Sprüche in Prosa.)

Als Gegenbild zu dieser verhältnismäßig tief stehenden propädeutischen Form der Volkshochschularbeitsgemeinschaft, die ohne den Charakter der Volkshochschule aufzugeben — wie die materiellen Fachvorlesungen z. B. fremde Sprachen, kaufmännisches Rechnen —, doch eine Art Zusammenhang mit den Schulversäumnissen herstellt, nenne ich nun die ganz das Irrationale suchenden, auf das erklärende Wort zeitweilig ganz verzichtenden E r l e b n i s g e m e i n s c h a f t e n. „Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen", möchte ich über diese, soweit ich in der Literatur sehe, noch wenig eingeordneten Arbeitsmöglichkeiten setzen. Hier ist allerdings dem Wort „Arbeiten" ein anderes, unpersönliches

Subjekt untergeschoben: „es" arbeitet ein X an uns; unsere Zeit ist aber dazu angetan, den Glauben an diese Art der „Bearbeitung" wieder aufzunehmen und von ihr besondere Nachwirkungen im Sinne des An-sich-weiter-arbeitens zu erhoffen. Natürlich ist es vorzugsweise das Gebiet der Musik und der bildenden Kunst, das hier in Frage kommt. Bei der Musikpflege läßt sich die Verbindung zur Mitarbeit in äußerlich sichtbar werdendem Sinne auch durch gemeinsames Singen von Liedern, ev. Begleiten auf der Laute noch aufrecht erhalten, und mit ganz besonders nachhaltender Wirkung, ist die Musik doch die soziale Kunst schlechthin. Bei der Bildbetrachtung wird man, wenn sie Selbstzweck der Vorlesung ist, ohne Vorübungen über das Wort kaum auskommen. Reine Wirkungen „des Bildes an sich" aber erreichte ich, glaube ich, einmal, als ich in einer Vorlesung über die Spiegelung des Spaniertums in seinem Schriftwerk, zur Illustration meiner Ausführungen und These Valazquez und Murillo „sprechen" ließ. Das gab mir zur denken. Vielleicht sollten wir in der Volkshochschule jede systematische und damit erlebnisferne Darbietung meiden und nur „Bilderkreise" zusammenstellen nach Zufälligkeitsmomenten; wenigstens habe ich mit Schülerinnen auf Studienfahrten vor den Originalen mit diesem Verfahren das Selbst-weiter-wollen erreicht, das m. E. auch für den Volkshochschulhörer das Endziel sein muß. Wenn wir durch Arbeitsgemeinschaften über Bildkunst die Schar der Urteil-Automaten, die sowieso herumlaufen, noch vermehrten, müßten solche Übungen verboten werden im Namen der Kunst! — Ich möchte nun aber auch die Wortkunst in die Erlebnisgemeinschaften Eingang finden lassen. Wir haben in der Schule uns angewöhnt, kein literarisches Kunstwerk unbesprochen und unberedet zu lassen, und sind in Gefahr, den intellektualistischen Irrweg nun in der Volkshochschulmethodik noch einmal zu gehen. Welche Kleingläubigkeit gegenüber den Wirkungsmöglichkeiten der Kunst und des Künstlers, und schließlich auch gegenüber der Auffassungsfähigkeit des Hörers — des im eigentlichen Sinne „hören" Könnenden — spricht aus dieser Methode! Wir lernen jetzt allmählich die irrationalen Ausdrucksmöglichkeiten, die der Stimme, der Mimik, einer vorsichtigen Pantomimik der Hand, der Pause innewohnen, wieder schätzen, nachdem uns das Pathos langer Jahrzehnte für diese feinen Mittel unempfänglich gemacht hatte. Sie reichen für die Lyrik im allgemeinen sicher aus. Lyrik, die mit ihnen nicht zur Wirkung gebracht werden kann, gehört gewiß nicht in einen größeren Kreis von Hörern und ist auch mit Hilfe der Wortinterpretation nicht zum Erlebnis zu bringen, kann höchstens interessant sein. Für das Drama verweise ich auf die Arbeitsgemeinschaften, die ich als Textbehandlungen weiter unten anführe, möchte nur hier gleich bemerken, daß die Erlebnisgemeinschaft bei Höhepunkten der Handlungsballung oder Charakterzeichnung selbstverständlich gegeben ist und nicht durch Zerredung gefährdet werden darf. Ein besonderes Eingehen auf die nur bietende Behandlung von erzählender Prosa erübrigt sich in dieser Zeitschrift, weil die Leser durch die eingehende Behandlung der „Vorlesestunden-Verzeichnisse" genau im Bilde sind; ich rechne die Ackerknechtschen Vorlesestunden durchaus unter

die Volkshochschuleinrichtungen, und zwar unter die Erlebnis-Arbeitsgemeinschaften.*) Nicht wesentlich anders als sie habe ich oft Teile eines Vortrags angelegt, wenn ich aus Äschylos' Persern (vor Arbeitern!), aus der „Göttlichen Komödie" oder aus „Cervantes" vortrug.

Die m. E. letzte Stufe der Arbeitsgemeinschaft, die heute noch selten verwirklicht werden dürfte, wenn man den Begriff Arbeits-Gemeinschaft nach beiden Seiten hin ganz ernst nimmt, wären die Textbehandlungen. Ihrer leichteren Form rechne ich die gemeinsame Lektüre von dramatischen Werken zu (s. o.). Vorbedingung ist die Textbeschaffung für die Hörer. Der Vortragende hat dafür zu sorgen, daß der anatomische Aufbau des Werkes klar gesehen wird, während die Hörer aus ihrer Kenntnis der Dichtung heraus die einzelnen Organe lebendig, sozusagen physiologisch — die übliche Methode ist Anatomie! — spielen lassen. Hierbei die Vielheit der Stellungnahmen der Hörer herauszulocken, ist die Kunst. Oft dürfte das Lesen mit verteilten Rollen, wenn gut im oben gekennzeichneten Sinne vorbereitet — bloß kein Stimmprotzentum und Augenverdrehen! — genügen, aber doch nur selten. Das oft empfohlene Verfahren, Referate zu geben, scheint mir zu theoretisch zu sein; es hat ungefähr den Grad von Lebensnähe wie das demokratisch-parlamentarische System der Delegation. Die Zuhörerschaft hat das beruhigende und ihrem Selbstbewußtsein schmeichelnde Gefühl: einer von uns sagt diese klugen Dinge, es fehlt aber durchaus das Gefühl gemeinsam geleisteter Arbeit. Die Verhältnisse im Universitätsseminar, die sicher stark mitgewirkt haben bei der Prägung des „Symbolum der Arbeitsgemeinschaften" (verkappter Akademismus!), liegen tatsächlich ganz anders, weil eine relative Homogenität der Mitarbeiter nach Alter, Bildungsgang usw. vorausgesetzt werden kann, wie sie in der Volkshochschule höchstens die Arbeiter- oder Frauen- oder Jugendvolkshochschule aufweist. Nur unter diesen bildungspfleglich günstigen Umständen würde ich heute noch eine philosophische Textbehandlung (etwa für die genannten Gruppen irgend einer kleineren Schrift der systembildenden Sozialisten oder Staatslehrer) zu unternehmen wagen. Ob aber heute schon die Zeit reif ist, daß man so etwas in der Volkshochschule machen kann, erscheint mir fraglich. Gar zu leicht verfallen wir Lehrer an Volkshochschulen in den Fehler, aus der Fülle unserer Gesichte und Kenntnisse den langsamen organischen Bildungsprozeß in der Seele des Hörers, und gar des alt und starr gewordenen Hörers, zu verkennen und entweder unzart in seine Wachstumsbedingungen hineinzugreifen oder sie zu ignorieren. Vor beidem zu warnen, ist der Zweck dieses mentorhaften Artikels, der mir darum zeitgemäß erscheint, weil es sich jetzt zeigen muß, ob anstelle des aufgetriebenen und nun vor den großen Schwierigkeiten des organischen Aufbaus in sich

*) Ich möchte vor der organisatorischen Einbeziehung der „Vorlestunden" in die eigentliche Volkshochschularbeit warnen. Man zerfasert sonst leicht den Vortragsplan der Volkshochschule ins rein „Stimmungsmäßige!" Mindestens sollten sie, wo die Voraussetzungen dafür gegeben sind, als regelmäßige Veranstaltung in die Büchereiarbeit eingegliedert werden. A.

zusammengesunkenen großen „Optimismus" die Hoffnungstreue der wahren Bildungspfleger tritt, voll der Zähigkeit des Goetheschen Urwortes an die Elpis:

Doch solcher Grenze, solcher ehernen Mauer
Höchst widerwärt'ge Pforte **wird** entriegelt!

Vom Theaterspielen.

Einige Ratschläge, besonders für Grenzlandkollegen,
von Dr. Pirmin Biedermann, Guben.

I.

1. Der Grenzlandbildungspfleger hat in stärkerem Maße als sein Inlandkollege die Pflicht, mit allen außerschulmäßigen Mitteln geistig und seelisch seine Gemeinde und Gemeinden zu fördern. Er darf sich nicht bloß auf das Buch beschränken, das er etwa von einer Zentrale aus durch Wanderbüchereien in die Dörfer und büchereilosen Städtchen leitet und dann dem Belieben der mehr oder minder einsichtigen Filialleiter überläßt. Er muß und kann noch viel nachhaltiger auf das Geistes- und Gemütsleben der Gemeinden einwirken, indem er sich der örtlichen Unterhaltungsabende annimmt.

Hierzu ist die Gründung einer Unterhaltungszentrale nötig, welche Lehrer, Geistliche, Gemeindeschwestern und die Vorstände der verschiedenen Vereine und Vereinchen mit rezitatorischem, szenischem, gesanglichem und instrumentalem Vortragsmaterial versorgt und bei der Programmaufstellung berät. Die Beratung ist kostenlos, wenn auch zeitraubend — sie muß tunlichst mündlich erfolgen und sich nicht nur auf die Auswahl des Stoffes, sondern auch auf die Art der Wiedergabe erstrecken —, die Entleihung des Materials ist mit einer Gebühr belastet.

Unter dem Vortragsmaterial ist das Wichtigste das Theaterstück. Es bewegt sich eine **größere** Anzahl von bildungspfleglichen Objekten **wochenlang** durch das Einüben in einer geistig gespannteren, über dem materiellen Alltag liegenden Sphäre. Die geistige und seelische Aktivität des Einzelnen wird stärker als bei der Lektüre geweckt (und wir brauchen in den Grenzländern einen regen und hellen Menschenschlag). Der Mensch der Grenzländer mit ihrer sorgenvolleren und politisch gespannteren, darum oft niederdrückenden und seelenverstumpfenden Atmosphäre bedarf einer Erlösung oder zum mindesten einer Entspannung durch Betätigung der sonst verkümmernden seelischen und geistigen Kräfte im Spiel. Schließlich wächst aus dem Theaterspielen und -Schauen bei dem und jenem Geschmack und Freude am Literarischen, am Buch hervor. Das Theaterspielen ebnet der bildungspfleglichen Beeinflussung durch das Buch den Weg.

2. **Wer soll spielen?** Alle. Schulkinder und im Beruf stehende Jugendliche — also Jugend — und Erwachsene. Eine Grenzlandbildungspflege, die nicht in erster Linie die Jugend betreut, ist Arbeits-

verschwendung. Je früher die bildungspflegliche Beeinflussung beginnt, umso sicherer der Erfolg. Binsenwahrheit.

Darum ist vor allem szenisches Material für die Jugend bereitzustellen und in jedem Dorf die Gründung einer Jugendbühne anzuregen. Zeitungsaufsätze, Vorträge auf Lehrerversammlungen helfen neben persönlicher oder schriftlicher Fühlungnahme mit den maßgebenden Persönlichkeiten.

Ganz abgesehen von der Bedeutung des Theaterspielens für die Jugend — wer sie nicht aus eigener Erfahrung kennt, dem sei Pallat und Lebeke: „Jugend und Bühne", erschienen bei Hirt, Breslau 1924 empfohlen — rüttelt das Spiel der Jugend die Familienangehörigen, die sich sonst höchstens um die Zeitung kümmerten, aus ihrer geistigen Trägheit. Sie nehmen Anteil am Stoff, an dessen Darstellung einer der Ihrigen beteiligt ist, gewinnen Freude an Schöpfungen der Phantasie und werden allmählich Bücherleser. Es wird in der Familie die für die jungen Pflänzchen so wichtige „literarische" Atmosphäre erzeugt.

3a. Was soll man spielen? Damit kommen wir zum schwierigen Kapitel. Zunächst, was für Stücke soll die Schuljugend spielen? Über die Stoffwelt als solche zu reden ist überflüssig. Aber welche Anforderungen sind vom Bildungspfleger an Stücke der Kinderbühne zu stellen?

Als ich in Polen eine Theaterbücherei einrichtete, besaß ich, trotz einiger Erfahrungen aus der Vorkriegszeit her, da ich auf einem pommerschen Dorfe eine Jugend- und Volksbühne „leitete", den Ehrgeiz in den jungfräulichen polnischen Boden nur das Beste zu säen. Der Ehrgeiz aller Grünen-Tisch-Theoretiker, denen die Idee oder Theorie wichtiger ist als das Leben.

Die deutsch-polnische Jugend sollte nur Gümbel-Seilingsche Märchenstücke (Breitkopf und Härtel), Spiele von E. A. Hermann und K. v. Felner (Patmosverlag Frankfurt) spielen. Da sie sich bisher mit Theaterspielen kaum befaßt hatte, also nicht verbildet und verdorben war, hoffte ich, daß der Sprung aus der Unschuld auf das literarische Niveau gelingen und die literarische Luft ihren kerngesunden Lungen für alle Zeiten behagen werde. Nun, es ging mir ähnlich wie in der Bücherei, als ich einen auf Erotik Versessenen als Leser gewinnen wollte und ihm Goethes Wahlverwandtschaften und Hauptmanns Ketzer von Soana in die Hand drückte.

Die Natur macht keine Sprünge. Und mit tausend Schritten macht's der Mensch und ist bestenfalls:

Wie eine der langbeinigen Cikaden,
Die immer fliegt und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt. —

Die meisten Lehrer streikten, weil sie das Lernen der in gewählter, oft gedrängter, literarischer Sprache geschriebenen Stücke ihren allenfalls an Lesebuchpoesie gewohnten Kindern nicht zumuten wollten oder

fürchteten, daß vor lauter Inanspruchnahme des Gedächtnisses durch ungewohnte Verssprache Mimik, Tempo und Spiellaune und damit die Wirkung des Spieles zu kurz käme. Und wo sich ein wagemutiger Dorfschullehrer fand — meist junge Heißsporne —, da konnte ich mich selbst (bei der Aufführung vom Gümbel-Seilingschen „Glückskind“ und „Bruder Lustig“) überzeugen, wie recht die Streikenden hatten. Die Kinder spielten nicht, sondern schleppten voll heroischen Pflichteifers mühselig eine Last. Und das Schlimme war: Sie verloren die Lust zu weiterem Theaterspiel.

Ich hatte also die Wahl: Entweder ich mußte die 80% Dorfjugend laufen lassen als rettungslos verloren und mich an die 20%, meiner Meinung nach, felnerreife Stadtjugend halten (d. h. auf extensive Bildungspflege unter der deutschen Minderheit verzichten, dafür aber den Beifall der Büchereipäpste gewinnen) oder ich mußte es aufgeben, zugunsten einer ehrgeizigen Grünen-Tisch-Theórie die Natur zu vergewaltigen, und mußte zurückkehren zur Ehrfurcht vor dem Organischen.

Natur macht keine Sprünge. Also her mit Stücken, die ohne literarischen Ehrgeiz aus der Kinderseele heraus gereimt, schlicht und sinnig, der Kinderphantasie gemäß, einen Stoff gestalteten, bei deren Lektüre man spürte: Der Verfasser will nichts als Kindern Freude machen, spielenden wie schauenden.

Ich fand sie — davon unten — und hatte die Freude, daß nach anderthalb Jahren mancher Spielleiter kam und um „wertvollere“ Stücke bat. Und siehe da, der Bruder Lustig rüpelte sich in den Himmel hinein, daß es eine helle Freude war.

3b. Die Stücke der schulpflichtigen Dorfjugend. Was mir von den Theaterverlagen Bloch und Danner in die Hände kam, mußte abgelehnt werden, weil es dürftig an Erfindung und poetischem Reiz, ohne die geheime kindliche Musik, von gemütslosen oder gemütstriefenden, unkindlichen, aber geschäftstüchtigen, die Druckbogenzahl berechnenden Vereinsonkeln und -Tanten zusammengestoppelt war.

Bei Arwed Strauch-Leipzig dagegen fand ich in der von P. Matzdorf herausgegebenen „Volks- und Jugendbühne“ Brauchbares. Die Stärke dieser Sammlung liegt in den Jugendstücken. Sie sind meist geschrieben von erzieherisch Tätigen aus Liebe zum Kind, voll Verständnis für Kinderseelen und nicht zuletzt aus der Praxis heraus. Sie sind leicht zu lernen und zu spielen und sprechen zu Gemüt und Phantasie. Hier kann das Kind wirklich spielen. Sie setzen der erweiternden Phantasie oder dem beschneidenden Verstand des Spielleiters oder der Kinder keine großen Hindernisse entgegen. Das ist sehr wichtig. Wollen wir die Kinder auch nicht zu Dichtern erziehen, ihre Phantasie muß Szenen ersinnen oder umgestalten dürfen und können, ohne daß der einheitliche Stil des Stückes gefährdet wird. — Ein musikalischer Spielleiter hat bei Stücken der Matzdorfschen Sammlung immer wieder Gelegenheit zu musikalischer Ausschmückung. Wobei ich gleich bemerken möchte — überempfindliche Ästheten mögen ihr Haupt verhüllen —, daß die Ziehharmonika Klavier

und Harmonium ersetzen kann. Auch mit der Mundharmonika lassen sich feine Wirkungen erzielen. Ein Elfenreigen zu einer Mundharmonika-phantasie machte tieferen Eindruck als der zu Mendelssohns oder Griegs Musik, die aus einem verstimmten Dorfwirtshausklimperkasten piepste. Nur nicht, angekränkelt von ästhetischen Theorien, ängstlich sein, sondern möglichst viel Klang ins Spiel unter Verwendung volkstümlicher Instrumente! Ihr tut ein gutes Werk an eurer Gemeinde. Und wenn ihr die lustige „Zaubergeige“ aufführen wollt, aber keinen musizierenden Spieler habt, so nennt das Stück „Zauberflöte“ oder „Zauberorgel“ und laßt hinter der Bühne blasen. Ihr bewahrt Spieler und Spiel vor der peinlichen Lächerlichkeit unbeholfener Bewegungen. — Ich gebe im folgenden nun eine erste Auswahl von Stücken, die zum Teil von der Dorfschuljugend öfter aufgeführt wurden. Sie sind für Ungeübte, soweit nichts bemerkt, geeignet und sämtlich bei Arwed Strauch-Leipzig erschienen. Weitere Listen sollen folgen.

1. Weihnachtsmärchen. Von H. Harleß.

10 Personen, darunter der verärgerte Schneemann, der brummige Ruprecht und der böse Ludwig, den Rupprecht bei seinem Besuch in den Sack stopft und mitnimmt. Das Schwesterlein eilt ihm nach. Vergeblich ist ihr Flehen, da mischt sich das Christkind ein und der reuige Sünder wird frei. Der Schneemann, der den Rupprecht eigentlich scharf gemacht hat gegen Ludwig, kriegt vom Christkind seinen Denkzettel: Er darf nicht mehr rauchen. — Das Stückchen hat mit seinem humoristischen Einschlag überall viel Freude gemacht. Verse. Etwa ½ Stunde.

2. Weihnachtsfestspiel. Von M. Müller.

9 Personen. 2- und 3stimmiger Gesang. Tannenwald. Die Christblume harrt wie alljährlich der Erweckung durch das Christenglein in der heiligen Nacht, um die Krippe zu schmücken. Aber die Welt ist liebeleer geworden. Christenglein meint, es habe keinen Sinn mehr, zu den Menschen zu gehen. Da naht tröstend ein Sternlein mit Licht am Sterne Bethlehems entzündet und heißt das Englein die Kerze zu den Menschen tragen. Im 2. Akt bescheren 6 Mägdlein das Kind in der Krippe und singen ihm ein Wiegenlied. Christenglein kommt und weiht sie zu Lichtträgerinnen. Für jedes entzündet es ein Licht an der Weihnachtskerze. Ein zartes Spiel voll Innigkeit. Für Mädchenfeiern besonders geeignet. Verse. ½ Stunde.

3. Der Märchenkinder Weihnachtsgaben. Von E. Sauerland.

15 Personen. Die Katze hat Hannchen den ganzen Christbaumschmuck zerrissen, auch sonst das Stübchen in Unordnung gebracht, das so fein zum Weihnachtsabend als Überraschung für die heimkehrende Mutter hergerichtet war. Voll Mitleid läßt Rupprecht durch Däumling die Goldmarie holen und fordert zur Hilfe auf. Während Hannchen schläft, scheuern und säubern die Märchengestalten. Als dann Hannchen erwacht, bescheren sie einen Christbaum und neuen Christbaumschmuck. Das Mädchen mit den Schwefelhölzern zündet zuletzt den Baum an. Die Mutter kehrt zurück und in Freude und Seligkeit endigt das sinnige, besonders für Mädchen geeignete Stückchen. Verse. Etwa ½ Stunde.

4. Winternacht und Weihnachtsschein. Von P. Matzdorf.

12 Personen. Beliebig viele Engel, Flocken, Sternlein. Sonnenstube. Reigen zu 3stimmigem Gesang. Wesen und Bedeutung des Winters und der winterlichen Naturvorgänge werden in diesem dramatisierten Mythos in schlichter, trotz den Allegorien gar nicht frostiger Weise Kindern und besinnlichen Leuten nahe gebracht. Er spricht zu Herz, Sinnen und Verstand. Ist als gehaltvolle, neuartige Einleitung zu einer Weihnachtsfeier zu empfehlen. Verse. Etwa ¾ Stunde.

5. **Im Weihnachtswalde.** Von H. Krall.

8 Hauptpersonen. Beliebig viele Kinder. Waldszenerie. 2 Kinder haben sich im Weihnachtswald, wo Christkind und Rupprecht zur Erdenfahrt vom Himmel landen, verirrt und schlafen ermüdet ein. Zwei Häslein wecken sie. Christkind und Rupprecht kommen hinzu. Reizende Examensszene. Als die beiden verschwunden, kommt die ganze Schule und erfährt, was vorgegangen. Sehr hübsch die Wirkung des Berichtes auf die einzelnen mehr oder minder artigen Menschlein. Das Christkind herbeizulocken, feiert man nun durch Lieder und Gedichte Weihnachten im Walde. Christkind und Rupprecht erscheinen wirklich, beglücken und ermahnen. — Das eintönige Aufsagen, das sonst dörfliche Weihnachtsfeiern so langweilig macht, wird hier in einen belebten Rahmen eingeordnet. Das stimmungsvolle Stück läßt sich leicht und überall (auch in der Kirche) spielen. Verse. Etwa 1 Stunde.

6. **Peters Christbaum.** Weihnachtsmärchen in 5 Bildern von M. Plath.

8 Hauptpersonen. Beliebig viele Geister und Geistlein. Wald, Thronsaal, Rupprechts Stube. Märchenstube. Kostümierung leicht. Gesang und Reigen. Prosa. Peter, ein frischer Bub, gerät beim Schlagen eines Tannenbaumes, in dem Prinzessin Tannengrün wohnte, in die Gewalt der Tannengeister und wird zum König Winter geschleppt, wo man ihn für alle Zeiten zu halten sucht. Er entflieht mit der eisherzigen Prinzessin zu Rupprecht, kann aber weder da noch bei Großmutter Märchen sein Heimweh vergessen. Schließlich zieht die Prinzessin, deren Herz inzwischen erfahren, was Liebe ist, mit Peter nach Hause und zwar als Tannenbaum zum Fest der Liebe. Das Spiel ist spannend, bewahrt den Märchenton und spricht zum Gemüt. Mit etwas Phantasie läßt sich das Schlußbild wirksamer mit dem 4. Bild verbinden. Etwa 1¼ Stunde.

7. **Ein Spiel von Christi Geburt.** Nach alten Weihnachtsspielen und -Liedern frei bearb. von W. Arndt.

20 Personen. Beliebig viele Engel. Treuherzige Schlichtheit zeichnet die geschmackvolle Bearbeitung alter Weihnachtsspiele aus. Die tiefe, lautere Frömmigkeit und das deutsche Wesen der alten Spiele blieb erhalten. Bei der Aufführung ist wichtig, daß die Chöre gut singen. Das Stück sollte ein um das andere Jahr in der Gemeinde aufgeführt werden. Es ist ein Wegbereiter den bei Breitkopf und Härtel erschienenen Volksschauspielen des Mittelalters. Verse. Etwa 2½ Stunden.

8. **Die Flöte des heiligen Nikolaus.** Märchenspiel in 5 Akten von D. Schulz.

15—20 Personen. (Menschen, Zwerge, Hexen, Teufelchen und Menschenfresserpaar.) Winterwald. Hexenhütte. Stube. Schloßzimmer. Zwergen- und Nixentanz zu dreistimmigem Gesang.— Gretel ist im Hexenwald in die Krallen der Hexe geraten. Hänsel will sie mit Hilfe von Nikolaus und den Zwergen befreien. Bis es ihm dank der Flöte gelingt, erlebt er allerlei Abenteuer im Hexental, bei Menschenfressern und im verwunschenen Schloß. Zuletzt Weihnachtsbescherung daheim. Das Stück besitzt Leben, hat grusliche und lustige Szenen. Ältere Schuljugend hat es trotz seines Umfanges mit Erfolg gespielt, weil die einzelnen Situationen recht nach Jungensgeschmack sind, ein Ein- und Mitleben also leicht ist. Es sind jedoch gute Lerner nötig. Prosa. Etwa 2½ Stunden. Zu empfehlen als große Veranstaltung am 2. Weihnachtsfeiertag.

9. **Sternenkind.** Märchen-Reigen von A. Holst.

5 Personen und Chor von 8 Sternen. Waldszenerie. Reigen zu 2stimmigem Gesang mit Klavierbegleitung. Schlichte Dramatisierung des Sterntalermärchens. Verse. Wirkung erprobt. ½ Stunde.

10. Frau Holles Schleier. Von R. Weber.

10 Personen. Beliebig viele Zwerge. Stube. Märchenwald. 1 dreistimmiges Lied. — Wie Frau Holle den liederlichen Schneider bestraft und die betrübte Hilde beglückt. Humoristische neben ernsten, stimmungsvollen Szenen. Verse. Etwa 3/4 Stunde.

11. Schneeweißchen und Rosenrot. In 4 Aufzügen von Martens.

5 Personen. Stube. Wald. Bach. Heide. Mit reizenden Liedern geschmückte, den Märchenduft wahrende Dramatisierung des Märchens. Schneeweiß und Rosenrot müssen singen können. Das Spiel war in unseren Spielorten der weiblichen Jugend Lieblingsstück. Verse. Etwa 1 Stunde.

12. Die drei Brüder und die Wunderkrone. Märchenszene in 5 Bildern von D. Schulz.

14—18 Personen. Beliebig viele Elfen und Zwerge. Schusterstube. Wald. Schloßgarten. Schloßtor. Schloßsaal. Ein lehrreich, spannend und lustig Stück von den ungleichen Brüdern, deren Edelster die Wunderkrone gewinnt und die Hand der Prinzessin Dröselia nach allerhand Abenteuern, während die beiden andern, Schelme und Gauner, trotz anfänglicher Erfolge das Nachsehen haben. Kommt wegen des Umfanges nur für geübtere Spieler in Betracht. Ebenso ist Saalbühne nötig. Aber Jungens und Volk werden ihren Spaß haben. Prosa. Etwa 2½ Stunden.

13. Was der Wald erzählt. Ein frohes Spiel von H. Ernst und E. Colberg.

Die ganze Klasse kann sich beteiligen. Mehrstimmige Lieder von Mendelssohn, Schumann, Volksweisen. Gedichte von C. F. Meyer, Storm u. a. Leichte Tänze. Des Waldes Seele und Leben während der vier Jahreszeiten, des Menschen Gemütsverhältnis zu ihm wird in Liedern und Gedichten lebendig, die geschickt zu Szenen gestaltet sind. Das Stück ist nichts für Verstandesmenschen, aber für die Jugend. Es fördert deren Einleben in die Natur. Der Humor ist nicht vergessen. Kürzungen sind möglich und nötig. Dann für einen Volksunterhaltungsabend „Wald und Mensch" zu verwerten. Etwa 40 Minuten.

14. Wohin? Von W. Ulbricht.

15 Personen. Schulentlassene Mädchen und Knaben am Scheidewege. „Freude" winkt. „Genußsucht" lockt. Bereits im Leben Stehende kommen hinzu, Wandervögel, Turner, Arbeiter. Genußsucht zieht enttäuscht davon. Herz und Verstand der Jungen ist für Lebensfreude, die wächst aus dem Dienst am Schönen, Guten, Wahren, gewonnen. Trotz der (sympathischen) Tendenz und trotz der beiden allegorischen Gestalten ein frisches, in kernigen Versen geschriebenes, lebendiges Spiel, das nachhaltiger wirken wird als eine Rede. Der Verfasser kennt das moderne Leben. Besonders für Schulentlassungsfeiern, auch außerfestliche Elternabende geeignet. Etwa 1 Stunde.

Bücherei und Politik.

Leitsätze von Dr. E. Ackerknecht.

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da."

Sofern unter Politik ganz allgemein verstanden wird die Betätigung des Verständnisses für die Lebensbedingungen eines gesunden, zeitgemäßen und bodenständigen Staatswesens, muß die Bücherei eine wichtige Pflanzstätte politischer Bildung für Angehörige aller Schichten

des Gesamtvolkes sein. Insbesondere muß sie, angesichts der schweren sozialen Aufgaben, die unserer Zeit gestellt sind, der sozialen Seite dieser politischen Bildung ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

Eine solche Pflanzstätte kann sie aber bloß sein, wenn sie sich peinlich davor hütet, auch nur den Schein zu erwecken, als bevorzuge sie in ihrer Anschaffungspolitik, in ihrer Ausleiheberatung oder gar in ihrem Personalbetriebe die Interessen irgendeiner politischen Partei.

Vielmehr hat sie, von der Ueberzeugung ausgehend, daß wohl das Parteiwesen als solches unvermeidlich ist (aus Gründen wirtschaftlicher Selbsterhaltung), daß aber der Parteigeist einer der gefährlichsten Feinde echter Volksbildung ist, eine möglichst reichliche Auswahl solcher Literatur aller Parteien (auch ihrer Zeitungen und Zeitschriften) darzubieten, die zur Orientierung über deren geistige und wirtschaftliche Tendenzen geeignet ist. Sie muß es dabei darauf ankommen lassen, ob parteibornierte Leser mit freundlicher oder feindlicher Voreingenommenheit an diese Bestände herantreten.

Die Bücherei soll insbesondere in Zeiten wechselnder politischer Konjunktur, sofern an behördlich übergeordneter Stelle Neigung zu parteipolitischer Bindung ihrer Tätigkeit bemerkbar wird, keinen Zweifel darüber lassen, daß sie sich zu irgendeiner Beschränkung der Redefreiheit der augenblicklich schwächeren Parteien nicht mißbrauchen läßt. Volksbildungsarbeit ist eine Aufgabe, deren Grund und Ziel in dem Reiche liegt, das „nicht von dieser Welt ist", in dem Reiche, das wohl Volksgenossen, aber keine Parteigenossen kennt.

In Fragen der äußeren Politik hat sich die politische Bildung, auf welche es die Volksbücherei abgesehen hat, darin zu bewähren, daß aus einer ernsthaften geschichtlichen, wirtschaftlichen und psychologischen Wesenserforschung anderer Völker und des — eigenen Volkes heraus jenseits aller chauvinistischen Hetzbedürfnisse Mittel und Wege für eine würdige kulturelle Selbstbehauptung des eigenen Volkes gesucht werden. Die Bücherei soll jene Wesenserforschung namentlich auch dadurch fördern, daß sie zu der Benutzung der unerschöpflich reichen psychologischen Schätze anleitet, die sich in der Schönen Literatur der einzelnen Völker finden.

Neues von der dänischen Zentralbücherei.

In einem Vortrag über dänische Zentralbüchereien (vgl. 4. Jg. dieser Zeitschrift S. 27 und S. 90), welchen der Landes-Büchereidirektor Doessing aus Kopenhagen auf der vorjährigen Tagung des schwedischen Büchereiverbandes in Haelsingborg hielt, führte er folgendes aus: Der Arbeitsbereich einer Zentralbücherei umfaßt in der Regel ein „Amt" (Verwaltungsbezirk von etwa 100 000 Einwohnern). Ihre beiden Hauptaufgaben sind: 1. Sie soll die kleinen Büchereien ihres Bezirkes von der Beschaffung teurer und weniger gebrauchter Werke entlasten, weshalb sie einen sehr reichlichen Bestand an wissenschaftlicher Literatur anschaffen muß, besonders an Handbüchern aus allen Wissensgebieten. (Selbstverständlich ist dabei namentlich auch die heimatkundliche Literatur in möglichster Vollständigkeit und in genügenden Mehrstücken zu sammeln und darzu-

bieten.) 2. Sie soll für die kleinen Büchereien ihres Bezirkes eine büchereitechnische und literarische Beratungs- und Auskunftsstelle sein, wozu sie vor allem „einen ganz großen bibliographischen Apparat“ und ein bibliothekarisch gut vorgebildetes Personal haben müsse.

Anschließend gab der Leiter der Zentralbücherei in Kalundborg, Bibliothekar Haugstrup, ein anschauliches Bild der „täglichen Arbeit in einer dänischen Zentralbücherei“. Er beschrieb zunächst ihre Ausleihetätigkeit, bei der nur die Schöne Literatur mit Leihgebühren belastet wird und bei der auch die kostenlose Vermittlung von wissenschaftlichen Werken aus größeren Bibliotheken des Landes eine erhebliche Rolle spielt. Besonders ging er auf die 3 verschiedenen Formen der Verleihung nach auswärts ein: die persönliche Einzelauswahl und Abholung, die Sendung fester Wanderbestände in Kästen an die „Ausleihestellen“ des Bezirkes (mit zweimonatlicher Leihfrist) und die Versendung wahlfreier Bestände in Paketen für einzelne Entleiher an die längs der Auto-, Bahn- und Dampferlinien des Bezirkes gelegenen „Verteilungsstellen“ (mit vierzehntägiger Leihfrist). Hierauf ging er über zur Beschreibung der „Lesesaalarbeit“, die vor allem Auskunftsdienst ist. Was Haugstrup hier über die Kurse zur Einführung der Leser in den Gebrauch der Nachschlagewerke berichtete, sowie die Beispiele von erteilten Auskünften, die er gab (Wer ist der Cleophas, der im Kalender unter dem 25. September angeführt ist? Wer ist der dänische Generalkonsul in Lissabon? Welche englischen Firmen handeln mit Bienenwachs? usw.), erinnern sehr an amerikanische Verhältnisse (vgl. 4. Jg. dieser Zeitschrift S. 288). Das dritte und letzte Arbeitsgebiet, über das er berichtete, war die „büchereitechnische Anleitung und Hilfe für staatsunterstützte Büchereien“. Der Bücherbestand jeder Bücherei des Bezirkes wurde von der Zentralbücherei aus systematisch gruppiert und katalogisiert und der Verwalter bei der Vermehrung, wie auch bei der Ausscheidung veralteter Bestände, planmäßig beraten. Ferner wurden die Verwalter in die moderne Ausleihetechnik eingeführt und mit den nötigen Karteien ausgestattet. Eine gemeinsame Einkaufsstelle und Buchbinderei für den Bezirk ergänzt diese Tätigkeit. Als nächste Aufgabe soll die Durcharbeitung der Schülerbüchereien in Angriff genommen werden.

Welch große Bedeutung der schwedische Büchereiverband diesen beiden Vorträgen beimaß, geht am deutlichsten daraus hervor, daß die Tagung mit einer Resolution geschlossen wurde, in welcher der schwedischen Regierung nahegelegt wird, „aufs allerschleunigste“ Zentralbüchereien („Landesbüchereien“) zu schaffen, wie sie schon in dem „Gutachten der Volksbildungssachverständigen und Büchereisachverständigen“ (vgl. 3. Jg. dieser Zeitschrift S. 136 ff.) skizziert worden seien. „Das Büchereiwesen des Landes kann nach der Meinung der Versammlung nicht rationell geordnet werden, wenn nicht auf diese Weise die kleinen Büchereien draußen auf dem Lande Hilfe und Rat erhalten können von den größeren und besser ausgerüsteten Büchereien mit ihrem reichhaltigeren Buchbestand und ihrem fachlich ausgebildeten Personal.“

Übrigens schloß sich an die Tagung in Haelsingborg noch eine dreitägige Studienreise (mit 50 schwedischen Teilnehmern) durch Dänemark an, die besonders dem Besuch zweier Zentralbüchereien galt. A.

Das städtische Büchereiwesen in München.

Das Münchener Volksbüchereiwesen unterscheidet sich in seiner Organisation wesentlich von dem Berliner. Die meisten volkstümlichen Büchereien unserer Stadt stehen nur in loser Verbindung mit der Stadtbibliothek. Unmittelbar unterstellt sind dieser die städtische Volksbibliothek im Rosenthal, die Lehrerbibliothek, die beiden Kinderlesehallen, die städtische Lesehalle und eine Anzahl Fachbibliotheken, während die sechs Bibliotheken des Volksbildungsvereins, die 29 Büchereien des katholischen Preßvereins, die Gewerkschaftsbibliothek und die vier Bibliotheken der evangelischen Gemeinde z. T. nur bibliothekstechnisch, z. T. nur durch finanzielle Unterstützung mit der Stadtbibliothek verbunden sind.

Ursprünglich waren sämtliche Bibliotheken mit Ausnahme der im Rosental und der Lehrerbibliothek bibliotheks- und verwaltungstechnisch von der Stadtratsbibliothek getrennt. Die im Jahre 1843 gegründete Stadtratsbibliothek umfaßte ihrem Charakter als Dienstbibliothek für die städtischen Beamten entsprechend nur Werke der Rechts-, Kommunal- und Staatswissenschaft. Erst in den neunziger Jahren begann — vielleicht schon in dem Gedanken einer späteren Entwicklung der Bibliothek zu einer allgemein zugänglichen — eine Einstellung der wichtigsten Werke der allgemeinen Geschichte, bayrischen und deutschen Geschichte, Kunstgeschichte, Philosophie und Völkerkunde.

Erst mit der Aufstellung eines hauptamtlichen Bibliothekars 1920, als welcher der Privatgelehrte (Religionsgeschichte und Bibliographie) Hans Ludwig Held berufen wurde, setzte ein methodischer Auf- und Ausbau der Bibliothek, zugleich eine Zusammenarbeit mit den Volksbüchereien ein. Dank der Initiative des Bibliotheksreferenten gelang die Gründung einer Arbeitsgemeinschaft der privaten und städtischen Volksbüchereien, zu deren besonders wertvollen Leistungen die Erschließung der Gewerkschaftsbibliothek für die Öffentlichkeit, weiter der bibliothekstechnische und wissenschaftliche Neuaufbau der sechs Bibliotheken des Münchener Volksbildungsvereins, sowie die Unterstützung dieser Bibliotheken aus städtischen Mitteln gehören.

Die größte und älteste Volksbibliothek Münchens, im Rosentalschulhaus, erfuhr eine starke Vermehrung ihres Bücherbestandes. Von belletristischer Literatur wurden besonders viele neue und neueste Werke eingestellt. Vor allem aber wurden die Abteilungen Völkerkunde und Reisen, sowie Kunstgeschichte vergrößert. In jeder Abteilung ist die Auswahl von Werken aller Nationen sehr groß; ohne Rücksicht auf den Preis wurde, was wertvoll und begehrt war, angeschafft, sodaß die Volksbibliothek im Rosental, was ihren Bestand anbetrifft, jetzt mit den vorzüglichsten volkstümlichen Büchereien Deutschlands konkurrieren kann. Ihre geringen Gebühren und ausgedehnten Öffnungszeiten haben ihren Besuch sehr stark vermehrt. Der technische Ausbau, der viele Erleichterungen bei Bewältigung des großen Ausleihverkehrs bringen wird, ist im Gange und wird 1925 wohl vollendet sein.

Die ursprünglich als Fachbibliothek gedachte Lehrerbibliothek erfuhr zu ihrem reichen Bestand an pädagogischer Literatur einen starken Zugang an Werken allgemein wissenschaftlicher wie auch rein belletristischer Art. Sie ist nur Lehrkräften zugänglich.

1923 erfolgte die Gründung von zwei Kinderlesehallen, vom Stadtrat einstimmig genehmigt. Bücherbestände für eine dritte sind aus dem Etat für 1923 geschaffen. Dem kindlichen Publikum der verschiedenen Stadtteile entsprechend sind die beiden Büchereien ganz verschieden zusammengesetzt. Ein systematischer und ein Schlagwort- (Kreuz) Katalog ermöglichen Kontrolle der Bücher und rasche Auffindung eines gewünschten Werkes. Eine ausführlich angelegte Statistik läßt Feststellung des genauen Milieus, aus dem die Kinder stammen, der Bücherwünsche der Knaben und Mädchen usw. zu. Die Erziehung zum Lesen machte bei den Münchener Kindern, die nicht wie die Berliner durch die jahrelang bestehenden Lesehallen an Ruhe und Disziplin in der Lektüre gewöhnt sind, erst große Schwierigkeiten. Allmählich hat sich aber ein gutes Stammpublikum gebildet, das den Sauerteig in dem großen Betrieb, der im Herbst wieder einsetzen wird*), bilden muß. Die Benützung der Lesehalle ist unentgeltlich.

Im März 1924 wurde die städtische Lesehalle im alten Polizeigebäude eröffnet — die erste der Stadt München, die einem großen Bedürfnis der Bevölkerung entgegenkommt und außerordentlich stark — trotz der schönen Jahreszeit — besucht wird. Nach einem nur dreimonatigen Bestehen sind nahezu 1000 Leser eingeschrieben, sodaß durch Durchbrechung zweier Wände zwei weitere Räume gewonnen werden mußten. Ein Raum ist zum Rauchzimmer umgestaltet.

*) Der Aufsatz ist uns schon im Sommer zugegangen, mußte aber älterer Verpflichtungen wegen bis jetzt zurückgestellt werden.

über 300 Zeitungen und Zeitschriften, in- und ausländische, aller Parteien und Richtungen, liegen auf. Dementsprechend setzt sich auch das Publikum aus allen Schichten zusammen. Nachschlagewerke und die hauptsächlichsten Klassiker sind eingestellt, sämtliche deutschen Heimatkalender liegen auf, in einer besonderen Mappe werden alle Münchener Theater- und Kunstkritiken gesammelt. Die Öffnungszeit ist 2—8 Uhr, die Benützung unentgeltlich.

Von den Bibliotheken des Volksbildungsvereines ist die im Kegelhof der Vorstadt Au einer besonders gründlichen technischen Umgestaltung unterzogen worden. In den anderen Büchereien des Volksbildungsvereins wurde hauptsächlich auf Erneuerung der veralteten Bestände Wert gelegt.

Als Hauptaufgabe betrachtet der Oberbibliothekar den Ausbau der Stadtratsbibliothek zu einer wissenschaftlichen, allgemein zugänglichen Bibliothek, die neben der Universitäts- und Staatsbibliothek als dritte öffentliche Bibliothek Münchens fungieren soll. Eine Vergrößerung des Etats, reiche Schenkungen und Stiftungen unterstützen die Arbeit sehr, sodaß sich jetzt, kaum drei Jahre nach dem Amtsantritt des Direktors, die Bibliotheksbestände fast verdoppelt haben. Es wurde ein neuer alphabetischer Katalog eingerichtet, für den der ausgezeichnete der Staatsbibliothek als Vorbild diente. Auch Schlagwort- und systematischer Katalog wurden neu aufgestellt. Von den Bücherbeständen erfuhren die der Monacensiasammlung, die sich verdreifachten, größte Beachtung. Naturwissenschaft, Religionswissenschaft, Volks- und Heimatkunde, auf die bisher zu geringes Gewicht gelegt wurde, fanden daneben besondere Berücksichtigung.

Als Spezialsammlungen, wie sie sich wohl selten im Rahmen städtischer Bibliotheken finden werden, wurden eine buddhologische, eine Handschriftensammlung zeitgenössischer Münchener Gelehrter, Schriftsteller und Künstler angelegt, die schon ein reiches und hochinteressantes Material enthält.

Unterstützt wurde die Arbeit des Bibliotheksdirektors in hervorragendem Maße durch die beiden Bürgermeister, die Mitglieder des Stadtrates und die beratende Tätigkeit einer Bibliothekskommission, die sich aus Vertretern der Staats- und Universitätsbibliothek, der sämtlichen Volksbibliotheken und des Stadtrats zusammengesetzt. Rose v. Aichberger (München).

Lehrgänge und Versammlungen.

Bericht über den 5. Volksbüchereilehrgang für die Provinz Pommern. Vom 8. bis 9. September fand in den Räumen der Stettiner Stadtbücherei der 5. Lehrgang für Leiter und Mitarbeiter pommerscher Volksbüchereien statt. Im Gegensatz zu der letzten Tagung in Putbus war der Lehrgang infolge der besseren wirtschaftlichen Verhältnisse recht stark besucht (anwesend waren 66 Teilnehmer, darunter ein Mitglied der Stadtbücherei Memel). Erfreulicherweise waren auch einige Leiter von Kreiswanderbüchereien erschienen, die durch die Zusammenarbeit mit der Landeswanderbücherei dem Verband pommerscher Büchereien angeschlossen sind, so daß eine gewisse Einheitlichkeit in den bildungspfleglichen Bestrebungen immer mehr erkennbar wird.

Nach einem einleitenden Rückblick auf die vergangenen Tagungen, der Ziel und Arbeitsgesinnung noch einmal kurz umriß, eröffnete Dr. Ackerknecht die Tagung durch einen Vortrag über den Druckkatalog. Er führte aus, inwiefern dieser vor allem als Werbemittel, erst in zweiter Linie als Erschließungsinstrument in Betracht komme, wenigstens soweit er als einfacher Titelkatalog angelegt werde. Dann sprach er unter Heranziehung von Beispielen und Gegenbeispielen, namentlich aus pommerschen Volksbüchereien, alle die Gesichtspunkte durch, die bei der Abfassung des Druckmanuskripts und bei der Drucklegung selbst berücksichtigt werden müssen.

Der anschließende Vortrag von Dr. Homann-Berlin galt dem Thema „Das kritische Handwerkszeug der Bücherei". Dr. Homann gliederte einleitend die Buchkritiken und -Besprechungen in solche, die dem altbekannten und -bewährten Schrifttum gelten und zumeist zur Beratung bei der Ausleihe gebraucht werden, und andere, die das neu erscheinende Schrifttum sichten und bekannt machen, und vor allem bei der Bücheranschaffung zu Rate zu ziehen sind. Eine eingehende Sichtung des vorhandenen Materials zeigte, daß es ein vollkommen zuverlässiges kritisches Rüstzeug für den Bibliothekar der kleinen Volksbücherei noch kaum gibt, daß überall vorsichtige und aufmerksame Beachtung der Einseitigkeiten der besprechenden Zeitschriften und Verzeichnisse geboten ist, und daß nur ein unermüdlicher Ausbau der bibliothekarischen Arbeitsgemeinschaften das erwünschte Handwerkszeug wird schaffen können. Den Ausführungen Dr. Homanns schloß sich gleich am ersten Tage eine ziemlich lebhafte Aussprache über den Vortrag Dr. Ackerknechts über den Druckkatalog an, da mehrere Teilnehmer unmittelbar vor der Drucklegung ihres Kataloges standen.

Die Veranstaltungen des zweiten Tages eröffnete Dr. Schuster-Kattowitz durch einen Vortrag über die Pflege der deutschen Sprache in der Bücherei. Dieser betonte die Bedeutung der Muttersprache für die Volkserziehung, indem er sie als Wesensausdruck des Sprechenden kennzeichnete. Unter Heranziehung von Stilproben aus den verschiedensten Epochen von den Heiligenlegenden bis zum Expressionismus ließ der Vortragende die Wandlung in der Erlebnisfähigkeit der verschiedenen Zeiten erkennen und wies zum Schluß auf die Wichtigkeit der büchereimäßigen Pflege des Deutschen in den zweisprachigen Gebieten hin.

Dann folgte ein Referat von Dr. Braun über die Pommersche Landeswanderbücherei und ihre Stellung in der Gesamtheit des pommerschen Büchereiwesens, das auch Gelegenheit zu einer Aussprache über die z. T. sehr reformbedürftigen Kreiswanderbüchereien bot.

In der anschließenden Aussprache wurde vor allem die Notwendigkeit einheitlicher Zählgrundsätze für statistische Zwecke betont; ebenso wurde die Einführung von eigentlichen Ausbildungslehrgängen für nebenamtliche Büchereileiter an der Stettiner Volksbücherei gefordert. Als Ort der Zusammenkunft im nächsten Jahre wurde Köslin ins Auge gefaßt.

Die Nachmittage waren der Besichtigung der Volksbücherei und ihrer Zweigstellen sowie der Betrachtung und Besprechung der (wie bei allen pommerschen Büchereilehrgängen) reichlich gebotenen Verkaufsbestände gewidmet. Eine von Dr. Ackerknecht gehaltene Vorlesestunde, die die Hörer auf das stärkste beeindruckte, gab der Tagung einen stimmungsvollen Abschluß. E.

Reichsverband deutscher Bibliotheks-Beamten und -Angestellten. Die Bezirksgruppe Rheinland-Westfalen hielt am 5. Oktober in Köln ihre Herbst-Hauptversammlung ab. Den Mittelpunkt der Sitzung bildete ein Vortrag von Bona Peiser-Berlin über „Öffentliche Bücherei und Gesinnungsbücherei". Rednerin umgrenzt den Begriff der Gesinnungsbücherei, die von Gesinnungsgemeinschaften getragen werde, für die sie werben wolle, die ihre Mitglieder inniger mit ihr verbinden solle, die aber auch die Jugend vor Gedanken schützen soll, die der Überzeugung dieser Gemeinschaft nach ungesund und verderblich sind. Als Träger solcher Gesinnungsgemeinschaften kommen religiöse und politische Faktoren in Betracht. Zwei typische Beispiele sind der Borromäus-Verein der katholischen Kirche und die Arbeiter-Bibliotheken der sozialdemokratischen Partei. Wer möchte verkennen, daß eine so in sich geschlossene Bildungsarbeit die Voraussetzung für eine fruchtbare Arbeit bietet? Der Umfang des gebotenen Lesestoffes ist begrenzt, in seiner Begrenzung aber vertieft und wird in seiner Zusammensetzung folgerichtig zu einem Vertiefen des Wissens, des Gefühls, der Überzeugung nach einer bestimmten Richtung führen. Bei solcher Anerkennung des Wertes dieser Büchereien drängt sich die Frage auf: was ist der Wert und die Aufgabe der öffentlichen Bücherei? Nach Besprechung der 3 Forderungen, die eine Einstellung nach 3 Richtungen, dem religiö-

sen, dem sozialen, dem völkischen Moment bedeuten, kommt Rednerin zu der Frage: Wird die Aufgabe der öffentlichen Bücherei erfüllt, wenn ihr geistiger Inhalt nach einer dieser Richtungen hin einseitig ausgeprägt und begrenzt wird? Für den Gedanken der Volksgemeinschaft, dem die öffentliche Bücherei dienen soll, können hier Gefahren entstehen. Wir dürfen nicht übersehen, daß die leidenschaftliche Überzeugung, mit der soziale, politische, religiöse Gedanken gesinnungsgemeinschaftlich vertreten werden, sehr leicht nicht zur Stärkung der Volksgemeinschaft, sondern vielmehr zur inneren Zerrissenheit führt. Nur wenn gegenseitiges Verstehen, die Anerkennung des guten Willens auch bei dem anders Denkenden gefördert wird, kann aus den verschiedenen geistigen Kraftquellen und Kraftzentren im Volke ein verbindendes, einigendes Volksgefühl erwachsen. Und wie soll Verständnis geweckt, Kenntnis fremder Überzeugungen erlangt werden, wenn es nicht auch Bildungsstätten gibt, die nicht einseitig für die schon gewonnenen Anhänger einer Weltanschauung, eines religiösen oder politischen Ideals bestimmt sind, sondern die gleichsam in einer Synthese das Kulturgut aus den vielfältigen Quellen zusammenfassen und zum Kennenlernen auch des fremden Gedankenkreises anregen. — Nach einem Rückblick über die Büchereibewegung der letzten 30 Jahre, in deren Anfängen die volksverbindenden, Gegensätze versöhnenden Tendenzen zum lebendigen Ausdruck kamen, kommt Rednerin zu der Aufgabe des Bibliothekars und weist auf die hohen Anforderungen hin, die die öffentliche Bücherei an Können, Wissen und Begabung stellt, an Begabung besonders für die Bücherausgabe, die keine Verwaltungsaufgabe, keine Technik, auch keine wissenschaftliche Leistung, vielmehr eine Kunst sei. Hieran schließen sich Ausführungen über die Vorbildung der Volksbibliothekare, die als Grundlage eine möglichst hohe Schulbildung fordern. Können Aufgaben, wie sie sich unter den gekennzeichneten Gesichtspunkten darstellen, gelöst werden, wenn wir nicht Persönlichkeiten heranbilden, die durch Schulung, praktische Berufserfahrung und Lebensreife auch das Rüstzeug mitbringen, das für so hohe Aufgaben nötig ist? — Weitere Punkte der Tagesordnung waren: Ausbildung, Besoldung, Eingruppierung, Abbau. Eine rege Diskussion zeigte das Interesse der zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste. Verschiedene Klagen und Wünsche wurden ausgesprochen, die erkennen ließen, daß durch Verkennung des Wertes der Büchereiarbeit die Verhältnisse in einzelnen Orten unwürdige sind. Aus der Versammlung heraus wurde der Wunsch laut, die Unterhaltung öffentlicher Büchereien durch ein Gesetz sicher zu stellen.

Der dritte Lehrgang für Volksbüchereiwesen in der Provinz Hannover fand zu Hannover vom 8. bis 11. Oktober 1924 statt unter Leitung von Dr. Heiligenstaedt.

Im Gegensatz zu den zwei früheren Lehrgängen, welche mit ihren Einzelvorträgen und Veranstaltungen alle Gebiete des volkstümlichen Büchereiwesens behandelten, hatte sich die Beratungsstelle im Einverständnis mit dem Vorstande des Hannoverschen Volksbüchereiverbandes entschlossen, in diesem Jahre von einem anderen Gesichtspunkte bei der Aufstellung des Arbeitsplanes auszugehen. Unter bewußtem Verzicht auf eine Anzahl nicht unwichtiger, aber doch unwesentlichen Gebiete sollte der gesamten Tagung nur ein Thema zugrunde gelegt werden, nämlich das Thema: „Der Leser und das Buch der öffentlichen Bücherei". Nach den Erfahrungen, die hier wie auch anderswo gemacht worden sind, ist es notwendig, mit Klarheit und Nachdruck die allgemeinen kulturellen und geistigen Grundlagen der Volksbüchereiarbeit zu entwickeln und hieraus die Praxis als einheitliches, in allen seinen Teilen gegenseitig bestimmtes Gebilde abzuleiten. Aus diesem Grunde konnte auch nicht eine größere Anzahl von Praktikern als Vortragende zu Worte kommen, sondern es mußte darauf Bedacht genommen werden, zur Durchführung des Grundgedankens bei einer Doppelteilung des Stoffgebietes zwei Persönlichkeiten zu gewinnen, die bei eingehender Kenntnis der Praxis doch vor allem imstande waren, jene geistigen Grundlagen herauszuarbeiten und von den gewonnenen Ergebnissen aus die Wege der Praxis zu weisen. Außerdem aber mußte mit der starren Form der Vorträge gebrochen

werden, denn erfahrungsgemäß führt eine anschließende Aussprache, wenn ihr nicht reichliche Zeit zur Verfügung steht, nur selten zu fruchtbaren Ergebnissen. Es wurde deshalb nur der erste Tag, welcher der theoretischen Grundlegung gewidmet war, mit Vorträgen ausgefüllt. Ihnen folgten kurze Aussprachen, die sich aber auf das rein Theoretische beschränken konnten. An den folgenden Tagen wurden jene Grundgedanken in der Form des Rundgespräches praktisch behandelt, wobei die Vortragenden bald im Zusammenhange der Darbietung, bald in Frage und Antwort die gemeinsame Arbeit lenkten und förderten. Ließ der erste Tag in einigen Teilnehmern vielleicht die Befürchtung aufkommen, daß ihnen der Kursus zu wenig praktische Erträgnisse in ihre heimische Arbeit mitnehmen ließ, so änderten die folgenden Tage diesen Eindruck von Grund auf. Und als der Sonnabend herangekommen war, da wurde allseitig der Wunsch laut, recht bald die gemeinsame Arbeit fortzusetzen und zu einem neuen, längeren Lehrgang zusammenzukommen. Dieser Wunsch hat dann in einem Beschluß des Hannoverschen Volksbüchereiverbandes seinen Ausdruck gefunden. Wenn auch sichere Aussichten, der geldlichen Schwierigkeiten eines solchen etwa vierzehntägigen Lehrganges Herr zu werden, nicht eröffnet werden konnten, so vermag vielleicht die diesmal gewährte Beihilfe des Herrn Ministers, für die auch an dieser Stelle wärmstens gedankt sei, die Hoffnung auf weitere Unterstützung zu erwecken.

Der Lehrgang bot nicht nur in seinem äußeren Gepräge das Bild harmonischer Zusammenarbeit, sondern er hat auch theoretisch wie praktisch den in erster Linie Dr. Wieser-Spandau und Hans Hofmann-Leipzig zu danken. Gestützt auf ein reiches Material, verstanden sie es, dem Grundgedanken des Lehrgangs gerecht zu werden und die beiden häufig übereinander und ineinander greifenden Fachgebiete so zu behandeln, daß jede Betrachtungsweise ihre selbständige Bedeutung behielt und die Teilnehmer zur Stellungnahme anregte.

Als eine willkommene und nützliche praktische Ergänzung der Vormittagsverhandlungen erwiesen sich die Lesestunden, die in dem Vortragsraum der Städtischen Volksbibliothek zu Hannover veranstaltet wurden. Etwa 90 für Volksbüchereien wichtige Neuerscheinungen der letzten zwei Jahre waren hier ausgelegt, jedes Buch wurde kurz gekennzeichnet und regte zur Aussprache an, andere, verwandte Werke wurden genannt, Urteile aus praktischer Erfahrung wurden ausgetauscht. Einem Wunsche der Teilnehmer entsprechend wird die Liste der ausgelegten und besprochenen Bücher demnächst veröffentlicht werden. Es zeigte sich, wie notwendig gerade die Erweiterung der Bücherkunde bei unsern Volksbüchereiverwaltern ist, die in ländlichen Verhältnissen nur schwer die Unterlagen für ihre Bücheranschaffungen erhalten. H.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Eine Auswahl wichtiger Fachliteratur der Technik *).

Gesamtdarstellungen:

Lueger, Otto: Lexikon der gesamten Technik und ihrer Hilfswissenschaften. 10 Bde. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1904—1920.

Im Verein mit Fachgenossen von Lueger bearbeitet. Enthält zahlreiche Literaturhinweise. Für große Bibliotheken empfehlenswert; doch wäre eine bald erscheinende neue Auflage wünschenswert.

*) Diese Liste soll kein Musterverzeichnis sein. Es ist weder Vollständigkeit in irgend einem Sinne erstrebt worden, noch strenge planmäßige Auswahl nur der jeweils allerbesten Werke, wenn wir auch hoffen, daß die „Stand-Werke“

Joly, Hubert: Technisches Auskunftsbuch für das Jahr ...... Klein-Wittenberge (Elbe): Joly.

Bringt die wichtigsten Notizen aus Theorie und Praxis in alphabetischer Anordnung unter Berücksichtigung der neuesten Errungenschaften.

Hütte: Des Ingenieurs Taschenbuch. Herausgegeben vom Akademischen Verein „Hütte". Berlin: Ernst & S. Neueste Aufl. 1923—24.

Das verbreitetste und wichtigste Handbuch des Technikers.

Dubbel: Taschenbuch für den Maschinenbau. 2. Aufl. Berlin: Springer 1921.

Dieses Taschenbuch steht ungefähr auf gleicher Stufe mit der soeben erwähnten „Hütte".

Schuchardt & Schütte: Technisches Hilfsbuch. Berlin: Springer.

Dieses technische Hilfsbuch ist ein äußerst geschickt zusammengestelltes Taschenbuch für den Betrieb, das in allen fachtechnischen Kreisen eine sehr gute Aufnahme gefunden hat und warm empfohlen werden kann.

Uhlands Ingenieurkalender. Leipzig: Kröner 1923.

kann als elementares Taschenbuch empfohlen werden.

Einleitende nnd vermischte Schriften:

Eyth: Lebendige Kräfte. 7 Vorträge aus dem Gebiet der Technik. 3. Aufl. Berlin: J. Springer 1920.

Ford, Henry: Mein Leben und Werk. Leipzig: List 1924.

Dieses Buch ist keine Biographie, wie man vielleicht aus dem Titel annehmen könnte, es befaßt sich vielmehr mit der Eigenart und dem Aufbau der Fordschen Fabrik in Detroit. Es ist ein sehr empfehlenswertes Buch, das einen guten Einblick in die sozialen Verhältnisse bei Ford bietet, die der Weltanschauung des Fabrikherrn entsprechend von einem ausgesprochen amerikanischen Nützlichkeitsstandpunkt ihren Ausgang genommen haben.

Der Techniker, sein Beruf und seine Hilfsmittel:

Freytag: Die Laufbahn des Ingenieurs. 4. Aufl. Hannover: Jänecke 1920. 156 S.

Das Werk befaßt sich mit dem Ingenieurberuf und der Fabrikorganisation. Es kann für alle, die dem Ingenieurstande Interesse und Wohlwollen entgegenbringen, empfohlen werden.

Schlomann-Oldenburg: Illustrierte technische Wörterbücher. Berlin: V. D. J.-Verlag.

Die illustrierten technischen Wörterbücher von Schlomann-Oldenburg, in denen die sechs Sprachen deutsch, englisch, französisch, italienisch, spanisch und russisch nacheinander angeordnet sind, bilden ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der sich mit fremdländischer technischer Literatur beschäftigen muß, sei es nun ein Ingenieur oder sei es ein Kaufmann. Die einzelnen Bände behandeln folgende Gebiete:

---

im allgemeinen nicht vergessen sind. Es ist ein Verzeichnis neuer und wichtiger Werke aus allen Gebieten der Technik, die von fachmännischer Seite geprüft und als gut und dem heutigen Stande der technischen Entwicklung entsprechend befunden sind. Die Anmerkungen beschränken sich auf kürzeste Angaben über den Inhalt, Umfang und besonders über den Schwierigkeitsgrad der Werke und wollen keineswegs als Kritiken oder Charakteristiken angesehen werden.

Die Schriftleitung.

Bd. 1: Maschinenelemente.
Bd. 2: Elektrotechnik.
Bd. 3: Dampfkessel, -maschinen, -turbinen.
Bd. 4: Verbrennungsmaschinen.
Bd. 5: Eisenbahnbau.
Bd. 6: Eisenbahnmaschinenwesen.
Bd. 7: Hebemaschinen.
Bd. 8: Eisenbeton.
Bd. 9: Werkzeugmaschinen.
Bd. 10: Motorfahrzeuge.
Bd. 11: Eisenhüttenwesen.
Bd. 12: Wasser-, Luft- und Kältetechnik.
Bd. 13: Baukonstruktion.
Bd. 14: Faserrohstoffe.

Die fremdsprachlichen technischen Wörterbücher der Sammlung Göschen kommen nur für untergeordnete Zwecke in Betracht.

Betrieb und Betriebsleitung:

Betriebshütte. Taschenbuch für Betriebsingenieure, hrsg. vom Akadem. Verein, Dr. Stauch. 2. Aufl. Berlin: Ernst & S. 1924. 1344 S.

Der Verfasser behandelt nicht allein die Betriebswissenschaften, sondern auch die für den Betrieb wichtigen Nachbargebiete, z. B. Gewerkschafts- und Tarifpolitik. Daß innerhalb kurzer Zeitabstände zwei Auflagen erschienen sind, ist wohl der beste Beweis für die Notwendigkeit dieses Werkes.

Dubbel: Taschenbuch für den Fabrikbetrieb. Berlin: Springer 1923. 883 S.

Dieses Taschenbuch steht ungefähr auf gleicher Stufe mit der schon erwähnten Betriebshütte. Der Herausgeber behandelt die gesamte Betriebswirtschaft, die sich in drei Abschnitte: Kraftbetrieb, Herstellung und Organisation, Anlage und Einrichtung von Fabriken gliedert. Frei von theoretischen Erörterungen, lediglich auf den praktischen Betrieb zugeschnitten, kann dieses Werk nur bestens empfohlen werden.

Leitner: Die Selbstkostenberechnung. 8. Aufl. Frankfurt a. M.: Sauerländer 1923. 407 S.

ist ein Werk, das auf streng wissenschaftlichen Grundlagen aufgebaut und dennoch von größtem praktischen Werte ist.

Friedländer: Der Weg zum Käufer. Eine Theorie der praktischen Reklame. Mit 108 Abb. Berlin: Springer 1923. 181 S.

Behandelt die Propaganda auf ästhetischem, psychologischem und praktischem Gebiete für den Reklame-Fachmann und Kaufmann, ist aber auch für den geistig Interessierten ein vorzügliches Buch.

Lilienthal: Fabrikorganisationen. Fabrikbuchführung und Selbstkostenberechnung der Firma Ludwig Loewe. Berlin: Springer.

Klarlegung des gewählten Systems der Firma Ludwig Loewe.

Taylor-Wallichs: Die Betriebsleitung, insbesondere der Werkstätten. Berlin: Springer.

Ein ausgezeichnetes Buch für Betriebsleiter. Der Inhalt befaßt sich mit der Organisation und Betriebsführung in Fabrikanlagen.

Geschichte der Technik:

Feldhaus: Ruhmesblätter der Technik. Leipzig: Brandstetter.

Allgemein verständlich, bietet dem Gebildeten viel Wissenswertes. Die Werke von Feldhaus können ganz allgemein empfohlen werden, da Feldhaus Spezialist auf dem Gebiete der Geschichte der Technik ist.

Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie. Jahrbuch des V. D. I., herausgegeben von Matschoß. Berlin: Springer.

Die Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie stellen in ihrem bunten Nebeneinander eine lehrreiche und höchst anregende Lektüre dar, die auch der Nichtfachmann, der gebildete Laie mit dem größten Genusse lesen wird.

Hoch- und Tiefbau:

Hütte des Bau-Ingenieurs. (Band 3 der unter Gruppe „Gesamtdarstellungen" erwähnten Hütte des Ingenieur-Taschenbuches.)

Bergbau und Hüttenwesen:

Treptow: Grundzüge der Bergbaukunde. Wien-Leipzig: Klemm.

Im großen und ganzen gemeinverständlich dargestellt, wenn auch oft auf fachtechnische Einzelheiten eingegangen wird. Dieses und auch das nachstehende Werk kann den Volksbüchereien warm empfohlen werden.

Heise-Herbst: Bergbaukunde. Berlin: Springer.

Ledebour: Handbuch der Eisen- und Stahlgießerei. Leipzig: Engelmann.

und

Osann: Lehrbuch der Eisen- und Stahlgießerei. Leipzig: Engelmann.

dienen zur Einführung, wie zu Nachschlagezwecken. Man findet in den Werken wenig Berechnungen, wie sie überhaupt mehr einen beschreibenden Charakter besitzen.

Gemeinfaßliche Darstellung des Eisenhüttenwesens. Herausgegeben vom Verein Deutscher Eisenhüttenleute. Düsseldorf: Stahl und Eisen.

Die Haupteigenschaften der verschiedenen Eisenarten, ihre Darstellung und weitere Verarbeitung werden gemeinfaßlich dargestellt. Dieses klassische Werk der Eisenhüttenkunde darf in keiner Bücherei fehlen.

Chemische Technologie:

Alle Zweige der chemischen Industrie berührend, bietet

Ost: Lehrbuch der chemischen Technologie. Leipzig: Jänecke,

allen interessierten Kreisen, sei es Fachmann oder Nichtfachmann, viel Wissenswertes.

Schmidt: Chemie für Techniker. Stuttgart: Wittwer.

Dieses Buch ist dazu berufen, eine Lücke auf diesem Gebiete auszufüllen, ohne viel Theorie zu bringen.

Mathematische und physikalische Grundlagen:

Schüle: Technische Thermodynamik. 2 Bde. Berlin: Springer.

Ein besonderer Vorzug dieses Buches ist es, daß es im Gegensatz zu anderen wärmetechnischen Büchern durch die Geschlossenheit seiner Kapitel die Möglichkeit bietet, rasch über ein Spezialgebiet Aufschluß zu erhalten, soweit die allgemeinsten Grundlagen der Wärmetechnik vorausgesetzt werden können. Das Werk besteht aus zwei Bänden, wovon der erste auch in den Volksbüchereien vorhanden sein sollte, da gerade heute die Wärmetechnik durch die wirtschaftlichen Verhältnisse in der Technik eine besondere Rolle spielt. Der zweite Band, der sich mit den höheren Theorien in der Wärmelehre befaßt, kommt nur für sehr große Büchereien in Frage.

Vater: Einführung in die technische Wärmelehre. (Aus Natur und Geisteswelt) Leipzig: Teubner.

Föppl: Technische Mechanik. 6 Bde. Leipzig: Teubner.

Ein grundlegendes Werk auf dem Gebiete der technischen Mechanik, dessen erste vier Bände sehr zu empfehlen sind, während der fünfte und sechste Band für eine Volksbücherei zu weit gehen; es werden nämlich in diesen Bänden die Probleme der höheren Mechanik eingehend behandelt.

Maschinenzeichnen:

Riedler: Maschinenzeichnen. Berlin: Springer,

gibt weniger ausführliche Anweisungen zur handwerksmäßigen Ausführung von Zeichnungen, versucht vielmehr, den Anfänger sowie den Ingenieur auf das wichtigste Moment beim Entwurf bezw. bei der Konstruktion hinzuweisen: die wirtschaftliche Richtung des Maschinenbaues, die sich besonders durch die Massenherstellung im Maschinenbau ergibt.

Schiffner-Tochtermann: Praktisches Maschinenzeichnen. 2 Bde. (Sammlung Göschen) Berlin: Walter de Gruyter.

Der Zweck der beiden Bändchen ist es, allen denen, die das Maschinenzeichnen studienhalber betreiben, die Möglichkeit zu geben, richtige und saubere Zeichnungen herzustellen.

Meß- und Prüfinstrumente:

Wawrzinick: Handbuch des Materialprüfungswesens. Berlin: Springer.

Ein Lehrbuch für Studierende und die im praktischen Leben stehenden Ingenieure. Es behandelt alle Gebiete eingehend und kann daher warm empfohlen werden.

Gramberg: Technische Messungen. Berlin: Springer.

Die Tatsache, daß sich dieses Buch einer sehr großen Wertschätzung erfreut, beweist, welch lebhaftes Bedürfnis nach einem Werke auf diesem Gebiete besteht, das den behandelten Stoff in ausführlicher, übersichtlicher und kritischer Darstellung bringt.

Keinath: Die Technik der elektrischen Meßgeräte. München-Berlin: Oldenbourg.

Bücher auf diesem Gebiete sind nicht besonders reichlich gesät, umso höher ist daher dieses Werk eines in der Praxis stehenden Fachmannes zu bewerten, das außer Beschreibungen auch viele Angaben für den Konstrukteur enthält.

Maschinenelemente:

Bach: Maschinenelemente. 2 Bde. Stuttgart: Bergsträßer.

Das grundlegende Werk der Maschinenelemente, das den Stoff streng wissenschaftlich behandelt.

Lindner: Maschinenelemente. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt,

ist ein Werk für den Konstrukteur, das im Gegensatz zu Bach die Festigkeitslehre voraussetzt.

Vater: Die Maschinenelemente. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig: Teubner.

Als kurze beschreibende Einführung in die Maschinenkunde empfehlenswert.

Werkzeugmaschinen und Bearbeitungsverfahren:

Huelle: Die Werkzeugsmaschine und ihre Konstruktionselemente. Berlin: Springer.

Das grundlegende Werk des Werkzeugmaschinenbaues.

Jurthe-Mietzschke: Handbuch der Fräserei. Berlin: Springer.

Das „Handbuch der Fräserei" ist ein kurzgefaßtes Lehrbuch und Nachschlagewerk für den allgemeinen Gebrauch in der Werkstatt. Es kann für Techniker, Meister und Maschinenbauer warm empfohlen werden.

Demuth: Grundriß der mechanischen Technologie. Wien: Deuticke, und

Lüdecke: Mechanische Technologie. (Sammlung Göschen) Berlin: Walter de Gruyter.

Beide Werke sind allgemein verständlich geschrieben und beschreiben die Herstellungsverfahren, Werkzeuge und Werkzeugmaschinen.

Wasserkraftmaschinen:

Pfarr: Turbinen für Wasserkraftbetrieb. Berlin: Springer.

Das grundlegende Werk für den Fachmann, kann nur großen Büchereien empfohlen werden.

Quantz: Wasserkraftmaschinen. Berlin: Springer.

Eine Einführung in Wesen, Bau und Berechnung von Wasserkraftmaschinen, bringt wenig Theorie und ist für den angehenden Wasserturbineningenieur geschrieben.

Lawaczek: Wasserkraftausnutzung und Wasserkraftmaschinen. (Aus Natur und Geisteswelt) Leipzig: Teubner.

Die Aufgabe dieser Schrift ist es nicht, tiefgehende Probleme zu ergründen, sondern sie versucht, einem größeren Kreise von Lesern das Wesen der Wasserkraftmaschinen verständlich zu machen.

Dampfmaschinen:

Scholl: Führer des Maschinisten. Braunschweig: Vieweg.

Eine der besten Einführungen in die Dampfmaschinenlehre. Sie geht gründlich auf den einzelnen Gebieten vor, ist trotzdem im großen und ganzen elementar und bietet auf diese Art und Weise allen interessierten Kreisen viel Wissenswertes.

Pohlhausen: Berechnung, Konstruktion und Anlage der Transmissionsdampfmaschinen. Band 1 Text, Band 2 Atlas. Mitweida: Schulze.

Ein gleichfalls wichtiges und gutes Werk, das im allgemeinen elementar gehalten ist.

Dubbel, Kolbendampfmaschinen und Dampfturbinen. Ein Lehr- und Handbuch. Berlin: Springer.

Behandelt den Stoff klar und übersichtlich unter besonderer Berücksichtigung der Theorie. Als Lehr- und Handbuch sehr empfehlenswert.

Dubbel: Steuerung der Dampfmaschinen. Berlin: Springer.

Dieses Buch trägt der Anforderung des heutigen Standes dieses Spezialgebietes volle Rechnung.

Dampfturbinen:

Stodola: Die Dampfturbinen. Berlin: Springer.

Dieses Werk ist mit der Reihe der Auflagen auf eine Höhe gebracht worden, die es aus der technischen Literatur in auffallender Weise hervorragen läßt. Alle für das Turbinenfach wichtigen Fragen sind in gründlicher Weise behandelt. Kurz gesagt, Stodolas Werk ist das Rüstzeug des Dampfturbineningenieurs. Allerdings stellt es auch hohe Anforderungen an die theoretische Vorbildung des Lesers.

Nachschlagewerke, die das Wichtigste der Dampfturbinen in aller Kürze bringen, sind:

Wilda: Die Dampfturbinen. (Sammlung Göschen.)

Zietemann: Die Dampfturbinen. (Sammlung Göschen.)

Dampfkessel:

Herberg: Handbuch der Feuerungstechnik und des Dampfkesselbetriebes. 3. Aufl. Berlin: Springer.

Tetzner: Die Dampfkessel. Lehr- und Handbuch. 6. Aufl. Berlin: Springer

Das Werk von Herberg erfaßt den Stoff wissenschaftlich tiefer, während das Werk von Tetzner den gesamten Stoff in leichter, faßlicher Art bringt und somit als Lehr- und Handbuch warm empfohlen werden kann.

Verbrennungsmaschinen:

Güldner: Entwerfen und Berechnen von Verbrennungsmotoren. Berlin: Springer.

Ein recht umfangreiches Werk, welches das Gebiet der Verbrennungsmaschinen eingehend behandelt und durch viele Abbildungen und umfangreiches Zahlenmaterial den Text gut zu ergänzen weiß.

Riedler: Dieselmotoren. Wien-Berlin: Verlag für Fachliteratur.

Das Werk befaßt sich mit der Entstehungsgeschichte der Dieselmotoren und ist für einen großen Leserkreis bestimmt.

Löffler-Riedler: Ölmaschinen. Berlin: Springer.

Darlegung der wärmetechnischen Grundlagen, der Entwicklung der Ölmaschine und der Betriebserfahrungen; aber keine Darlegung praktischer Anwendungsgebiete. Klar und übersichtlich abgefaßt.

Sonstige Maschinen:

Bethmann: Die Hebezeuge. Braunschweig: Vieweg.

Durch eingehende Betrachtung der Elemente der Hebezeuge, Flaschenzüge, Winden und Krane, durch Rechnungsbeispiele und zahlreiche Skizzen gibt das Werk gute Grundlagen für Aufgaben aus diesem Gebiete.

Buhle: Massentransport. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.

Buhles Massentransport ist ein ausgezeichnetes Nachschlagewerk für den gesamten Massentransport und ist durch seine zahlreichen Literaturhinweise besonders wertvoll geworden.

Verkehr:

Bussien: Automobiltechnisches Handbuch. Berlin: Krayn.

Fürst: Die Welt auf Schienen. München: Langen.

Fürst: Das Weltreich der Technik. Bd. 2. Verkehr auf dem Lande. Berlin: Ullstein.

Strauß: Von eisernen Pferden und Pfaden. Berlin: V. D. J.

Dieses treffliche Werk behandelt das gesamte Eisenbahnwesen von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. In über 400 Kunstdrucktafeln wird uns die Schönheit der Lokomotive und ihre Reiches so recht zum Bewußtsein gebracht.

Hanomag: Die Lokomotive in Kunst, Witz und Karikatur. Hannover-Linden: Hanomag.

Garbe: Die Dampflokomotiven der Gegenwart. Berlin: Springer.

Stockert: Handbuch des Eisenbahnmaschinenwesens. Bd. 1: Fahrbetriebsmittel. Bd. 2: Zugförderung. Bd. 3: Werkstätten. Berlin: Springer.

Dürr: 25 Jahre Zeppelinbau. Berlin: V. D. J.

Eingehende Beschreibung des Z. R. III.

Von den Werken der Fachgruppe „Verkehr“ seien noch besonders hervorgehoben die beiden Werke von Fürst. Sie dürften im allgemeinen auf Grund ihrer leichten Verständlichkeit und ihres fließend geschriebenen Textes recht dazu angetan sein, in weitesten Kreisen Verständnis für die Technik zu erwecken.

Im Gegensatz hierzu stehen die beiden umfangreichen Werke von Garbe und Stockert, die auf Grund ihres speziell-fachtechnischen Inhaltes nur zur Anschaffung für große Büchereien zu empfehlen sind.

Elektrotechnik.

Lebensbeschreibungen:

v. Siemens, Werner: Lebenserinnerungen. Berlin: Springer.

Interessante und allgemein verständliche Schilderung seiner Tätigkeit.

Nachschlagewerke, Tabellen und Normalien:

Dettmar: Normalien, Vorschriften und Leitsätze des V. D. E. Berlin: Springer.

Weber: Erläuterungen dazu.

Als notwendiges Rüstzeug des Elektrotechnikers können die Normalien, Vorschriften und Leitsätze, die neuerdings vom V. D. E. selbst herausgegeben werden, bezeichnet werden. Als Ergänzung hierzu dienen die Erläuterungen von Weber, Darlegungen, die sich auf die Anschauungen gründen, die bei den Beratungen über die Vorschriften im V. D. E. zu Tage getreten sind.

Joly: Elektrojahrbuch. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.

Unter anderem bringt dieses Jahrbuch Geschichtliches, Erläuterungen der Fachbegriffe, Angaben über elektrotechnische Vereine und Verbände, Angaben über Fachzeitschriften der Elektrotechnik usw. Aus diesen kurzen Andeutungen ist zu ersehen, wie vielseitig dieses Nachschlagebuch ist; deshalb kann es sowohl dem Bibliothekar, wie auch dem Leserkreis der Bibliotheken empfohlen werden.

Elektrotechnische Materialien:

Schering: Die Isolierstoffe der Elektrotechnik. Berlin: Springer.

In leichtverständlicher Form unter Einfügung guter Abbildungen werden die Isolierstoffe behandelt. Man findet in dem empfehlenswerten Buche reichste Auskunft und Anregung.

Einführungen und Grundlagen der Elektrotechnik:

Wilke: Die Elektrizität. Berlin: Neufeld und Henius.

Dieses von Fachleuten bearbeitete Werk ist durch seine Allgemeinverständlichkeit fast allen zugänglich; besondere Beachtung verdient der Abschnitt „Drahtlose Telegraphie und Telephonie“. Aber auch andere Abschnitte, besonders die industriellen Anwendungsgebiete der Elektrotechnik, erwecken bei jedermann großes Interesse.

Graetz: Die Elektrizität und ihre Anwendung. Stuttgart: Engelhorn.

Dieses Buch ist durch seine klare Darstellungsweise auch dem Leser zugänglich, der nicht über große Vorkenntnisse auf diesem Gebiete verfügt. Es darf nicht verwechselt werden mit dem fünfbändigen „Handbuch der Elektrotechnik“ von Graetz, einem Werke, das für Volksbüchereien zu weit geht.

Holzt: Die Schule des Elektrotechnikers. Leipzig: Schäfer.

Ein Werk, das besonders durch seine Aufgaben und Rechnungsbeispiele einen nicht zu unterschätzenden Wert besitzt. Es ist theoretisch leicht verständlich geschrieben und kann daher zum Selbststudium bezw. zur Ergänzung für den Unterricht sehr gute Dienste leisten.

Görges: Grundzüge der Elektrotechnik. Leipzig: Engelmann.

Thomälen: Kurzes Lehrbuch der Elektrotechnik. Berlin: Springer.

Beide Werke arbeiten zuweilen mit höherer Mathematik. Görges faßt sich im theoretischen Teile oft sehr kurz, während er eine Reihe Anwendungsgebiete, z. B. elektrische Beleuchtung, elektrische Apparate, elektrische Kraftbetriebe, allgemein verständlich behandelt. Thomälen bietet in seinem pädagogisch wertvollen Lehrbuche die Möglichkeit, in möglichst gründlicher Weise in das Gebiet der Elektrotechnik eingeführt zu werden.

Schenkel: Elektrotechnik. Leipzig: Weber,

bringt in zwei Teilen angeordnet, einem praktischen und einem theoretischen, in einfacher, anschaulicher Weise das Wichtigste der Starkstromtechnik.

Gaisberg: Taschenbuch für Monteure elektrischer Beleuchtungsanlagen. München-Berlin: Oldenbourg.

Gaisberg: Taschenbuch für Monteure elektrischer Starkstromanlagen. München-Berlin: Oldenbourg.

Die Taschenbücher von Gaisberg sind auf die Praxis zugeschnitten.

Elektrische Krafterzeugung und Fortleitung:

Arnold: Gleichstrommaschine. Berlin: Springer.

Arnold: Wechselstromtechnik. Berlin: Springer.

Die grundlegenden, umfangreichen Werke von Arnold verlangen gründliche Vorkenntnisse und können nur großen Büchereien empfohlen werden.

Kapp: Dynamomaschinen für Gleich- und Wechselstrom. Berlin: Springer, und München-Berlin: Oldenbourg.

Kapp: Transformatoren. Berlin: Springer, und München-Berlin: Oldenbourg.

Lehmann: Die Elektrotechnik und die elektromotorischen Antriebe. Berlin: Springer.

Dieses Buch behandelt im ersten Teile mit elementaren Mitteln die allgemeinen Grundlagen der Erzeugung und Verteilung der Energie, während im zweiten Teile die Anwendungsgebiete in der Industrie, sei es in der Papierindustrie, im Hebezeug- und Transportmaschinenwesen oder im Werkzeugbau, behandelt werden. Dabei wird wenig Wert auf eine streng wissenschaftliche, sondern auf eine praktische Behandlung des Stoffes gelegt.

Klingenberg: Bau großer Elektrizitätswerke. Berlin: Springer.

Kyser: Die elektrische Kraftübertragung. Berlin: Springer.

Die beiden Werke von Klingenberg und Kyser gehen gründlich auf den Fachgebieten vor.

Elektrizität im Hause:

Dettmar: Die Elektrizität im Hause. Berlin: Springer.

Dieses allgemein verständliche Buch behandelt die verschiedenen Einrichtungen des Haushaltes.

Radiotechnische Literatur:

Fürst: Im Bannkreis von Nauen. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.

Fürst: Im Weltreich der Technik. 1. Band: Der Verkehr im Drahte und im Äther. Berlin: Ullstein.

Günther: Radiotechnik der elektrischen Wellen. Stuttgart: Franckh.

Lorenz: Das kleine Radiobuch. Leipzig: Dietrich.

Günther-Fuchs: Der praktische Radio-Amateur. Stuttgart: Franckh.

Kappelmayer: Radio im Heim. Berlin: Scherl.

Günther-Vatter: Bastelbuch für Radioamateure. Stuttgart: Franckh.

Nesper: Der Radioamateur, Broadcasting. Berlin: Springer.

Funktaschenbuch, herausgegeben vom Funktechnischen Verein. Berlin: Weidmann.

Rein-Wirtz: Radiotelegraphisches Praktikum. Berlin: Springer.

(Radiotechnische Zeitschriften siehe unten.)

Von den radiotechnischen Büchern sind die ersten vier genannten Werke von Fürst, Günther und Lorenz leicht verständliche und fließend geschriebene Darstellungen, die es ermöglichen, die Allgemeinheit für die Radiotechnik zu interessieren.

Die nächsten drei Werke von Günther-Fuchs, Günther-Vatter und Kappelmayer sind Bücher lediglich praktischer Tendenz, die dem Bastler Gelegenheit geben wollen, sich praktisch auf diesem Gebiete zu betätigen.

Nesper hat sich in seinem Werke „Broadcasting", einem der wertvollsten der deutschen radiotechnischen Literatur, von dem Bestreben leiten lassen, möglichst viel zu bringen. Er überläßt es dem Leser, sich das Geeignetste auszusuchen. Zusammenstellungen vielbenutzter Formeln, zahlreiche Tabellen und Nomogramme machen das Buch auch für den Radiofachmann wertvoll.

Ein Werk, das nur für den Fachmann in Frage kommt, ist das „Radiotelegraphische Praktikum". Dieses Buch, welches auch in der ausländischen Fachpresse sehr eingehend und gut kritisiert wurde, ist eine Art Lehrbuch geworden, das an seine Leser große Ansprüche stellt. Für große Büchereien sehr zu empfehlen.

Empfehlenswerte Buchsammlungen:

Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig: Teubner.
Sammlung Göschen. Leipzig: Walter de Gruyter.
Wissenschaft und Bildung. Leipzig: Quelle & Meyer.
Einzeldarstellungen in der Elektrotechnik von Benischke. Braunschweig: Vieweg.
(Beilagen zu den Technischen Monatsheften.)
(Beilagen zu Natur und Technik.)
Teubners kleine Fachwörterbücher.
Werkstattbücher für Betriebsbeamte, Vor- und Facharbeiter. Hrsg. von Eugen Simon. Berlin: Springer.
Mathematisch-physikalische Bibliothek. Leipzig: Teubner. Hrsg. von Lietzmann, Wittingen.
Autotechnische Bibliothek. Berlin: R. Carl Schmidt.
Bibliothek der gesamten Technik; Max Jänecke.
Uhlands technische Bibliothek; Leipzig.
Kultur der Gegenwart, Abteilung Technik. Leipzig: Teubner.
Firmendruckschriften, z. B.:

AEG
Elektrizität im Eisenhüttenwesen.
„ im Gaswerk.
„ in der Textilindustrie.
„ in der Zementindustrie.
„ in der Papierindustrie.
„ im Steinkohlenbergwerk.
„ im Nahtransport.
„ auf Schiffen.
Handbuch für elektrische Licht- und Kraftanlagen.
Demag
Stahlwerk Demag-Duisburg.
Siemens
Siemens-Handbuch.
Panzerbieter und Dehn. Schaltanlagen.
Verschiedene Druckschriften.

Gerade unter den volkstümlich geschriebenen Werken befinden sich leider auch eine Reihe, die technisch nicht als einwandfrei bezeichnet werden müssen. Aus diesem Grunde sind einige empfehlenswerte Buchsammlungen genannt worden.

Nur zur Sammlung Göschen ist zu erwähnen, daß sie oft nicht populär, sondern vielmehr im Stile von Repetitorien und Nachschlagewerken geschrieben ist, d. h. also lediglich für den Fachmann, was nicht zu verhindern braucht, daß man in der Volksbücherei gerade dieser Sammlung ein recht großes Interesse bei der Anschaffung entgegenbringen möge.

Ferner sind die Firmendruckschriften sehr zu beachten, da sie wertvolle Ergänzungen in den einzelnen Fachgebieten bringen. Zweifelsohne sind diese Druckschriften eine wünschenswerte Bereicherung auch der Volksbüchereien.

Zeitschriften:

Elektrotechnische Zeitschrift. Berlin: Springer.
Industrie und Technik. Hrsg. vom V. D. I.
Kosmos. Stuttgart: Franckh.
Natur und Technik. (Schweiz) Zürich: Rascher & Co.
Technik für Alle. Stuttgart: Dieck & Co.
Umschau, Die. Frankfurt a. M.: Bechhold.
Werkstattechnik. Berlin: Springer.
Zeitschrift des V. D. I. Hrsg. vom V. D. I.
Beilage zu den Tageszeitschriften, z. B.: Berliner Tageblatt, Frankfurter Zeitung.

Ausländische Zeischriften:

Scientific American. New York. Publishing Co. u. Munn & Co.

Firmenzeitschriften:

AEG-Mitteilungen. AEG.
BBC-Mitteilungen. Brown, Boveri & Co., Baden (Schweiz).
„ „ Brown, Boveri & Co., Mannheim.
Kruppsche Monatshefte. Krupp-Essen.
Siemens-Zeitschrift. SSW.
Werk, Das. Ebenda.

Radiozeitschriften:

Die Antenne. Berlin SW. 48: Dr. Huth G. m. b. H.
Der deutsche Rundfunk. Berlin: Rothgießer & Diesing.
Der Radioamateur. Berlin: Springer und Krayn.
Die Radioumschau. Frankfurt a. M.: Bechhold.
Telefunkenzeitung. Berlin, Hallesches Ufer 12: Telefunkenkonzern.

Die rastlose Weiterentwicklung, die wir fast auf allen Gebieten der Technik zu verzeichnen haben, bringt einen Übelstand für die Büchereien mit sich; sie läßt das literarische Material sehr schnell veralten. Daher ist es wichtig, bei Anschaffung von technischen Büchern immer die allerneuesten Auflagen zu bestellen. Um nun dem besonders auf technisch-praktischem Gebiete bestehenden Übelstande des Veraltens abzuhelfen — oder besser gesagt — die fortwährend in der Buchliteratur entstehenden Lücken auszufüllen, mußten wir uns eines guten Ergänzungsmaterials, der technischen Zeitschriften, bedienen. Diese sind dazu berufen, uns dauernd über die neuesten Fortschritte der Technik auf dem Laufenden zu halten, und stellen einen nicht zu unterschätzenden Faktor in der technischen Literatur dar. Sie sind der Niederschlag der lebendigen Technik.

Zu den aufgeführten Zeitschriften sei kurz noch folgendes bemerkt:

Die E. T. Z., die Hauptzeitschrift der Elektrotechnik, ist rein fachtechnisch und verlangt viel fachtechnische Vorkenntnisse.

Die „Industrie und Technik“ ist für einen größeren Leserkreis bestimmt und befaßt sich mit allen Gebieten der Technik. Auch enthält sie eine regelmäßig erscheinende Bücherbesprechung, die besonders den Volksbibliothekaren sehr viel bietet.

Die drei Zeitschriften

Natur und Technik,
Kosmos,
Umschau

tragen mehr einen allgemein-naturwissenschaftlichen Charakter und bringen nur ab und zu technische Aufsätze.

Eine ausgesprochene technisch-populäre Zeitschrift ist die „Technik für Alle“. Sie muß in jeder Volksbücherei vorhanden sein.

Die „Werkstattechnik“ ist ein ausgezeichnetes Blatt für die Praxis. Es bietet Lehrlingen, Meistern und Ingenieuren viel Anregung, ohne sich dabei in theoretischen Erörterungen zu ergehen.

Die wichtigste Fachzeitschrift für das gesamte Gebiet der Technik ist die Z. d. V. d. I. mit einer Beigabe, den „V. D. I.-Nachrichten“. Das Hauptblatt bringt außer den Fachaufsätzen eine ausgezeichnete Bücherbesprechung.

Von ausländischen Zeitschriften wurde die „Scientific American“ erwähnt, da sie besonders durch ihre guten Illustrationen eine hervorragende Stellung unter den populären Zeitschriften einnimmt.

Von den Firmenzeitschriften sind nur die wichtigsten genannt, da diese Zeitschriften meist weit in die Sondergebiete eingehen. Die Siemens-Zeitschrift zeichnet sich vor den anderen Firmenzeitschriften durch ihre Zeitschriftenschau aus.

Das „Werk“ bringt neben technischen, allgemein verständlichen Aufsätzen Abhandlungen auf allen Gebieten; ist es ja auch als Unterhaltungszeitschrift für die Angehörigen der Montangruppe der Siemens-Rhein-Elbe-Union bestimmt.

Von den radiotechnischen Zeitschriften enthält die „Antenne“ außer Aufsätzen und kleinen Mitteilungen eine Bücher- und Zeitschriftenschau.

„Der deutsche Rundfunk“ und „Radioumschau“ sind Zeitschriften populärer Natur, während die „Telefunken-Zeitung“ wissenschaftlicher Natur ist. Eine der besten radiotechnischen Zeitschriften ist der „Radioamateur“.

Bücherbesprechungen:

Bücherverzeichnis Nr. 4 der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig.
Technik, Handwerk, Gewerbe. Leipzig: Felix Dietrich.

Laufende Bücherbesprechungen:
Dinglers Polytechnisches Journal. Berlin W. 50: Verlag Dietze.
E. T. Z.
Industrie und Technik.
Siemens-Zeitschrift.
Z. d. V. d. I.

Technisch-literarische Beratungsstelle:

Bücherstube des V. D. J. Berlin SW. 19, Beuthstr. 7.

Dipl. ing. W. Windisch.

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Die Sokratiker. In Auswahl übers. und hrsg. von Wilhelm Nestle. Jena: Diederichs 1922. 302 S. Brosch. 5,—, geb. 6,50.

Die Nachsokratiker. In Auswahl übers. und hrsg. von Wilhelm Nestle. 2 Bde. Ebenda 1923. 305 S. Brosch. 10,—, geb. 13,—.

Wilhelm Nestle, dessen vorzügliche Ausgabe der Fragmente der Vorsokratiker in eigener Übersetzung und mit einer ungemein lebendigen Einleitung geradezu entscheidend geworden ist für die Erkenntnis der Bedeutung jener Erzväter der europäischen Philosophie durch Nichtfachleute, hat jetzt in derselben Weise Bruchstücke der späteren griechischen Philosophen — von Plato und Aristoteles abgesehen — in den vorliegenden drei Bänden erscheinen lassen und ihnen vortreffliche Einleitungen vorausgeschickt. Der erste Band umfaßt die kleineren sokratischen Schulen (Kyniker, Kyrenaiker, Megariker und elisch-eretrische Schule), sowie die ältere Akademie und die Peripatetiker. Die beiden andern Bände bringen (unter dem nicht ganz befriedigenden Titel „Die Nachsokratiker") die Haupturkunden des Epikuräismus und der Stoa, der Skepsis mit der mittleren und jüngeren Akademie, der hellenistisch-jüdischen Philosophie, der Neupythagoräer und der Neuplatoniker, sodaß also jetzt in diesem jedem Gebildeten zugänglichen Sammelwerk eine Auswahl aus den Resten der gesamten griechischen Philosophie (außer den anderweitig leicht zugänglichen Werken von Plato und Aristoteles) in musterhafter Ausstattung vorliegt. — Größere Büchereien werden alle vier Bände anschaffen müssen. E. Ackerknecht.

Friedländer, Paul: Der Große Alcibiades. Ein Weg zu Plato. Bonn: Cohen 1921. 51 S.

In knapper, klarer, von Begeisterung für Platos Gesprächskunst gehobener Darstellung gibt Friedländer in dieser kleinen Schrift zunächst einen Überblick über den Inhalt des seit Schleiermachers ablehnendem Urteile wenig mehr beachteten Dialoges „Der Große Alcibiades" und sucht dann weiterhin zu zeigen, daß er einige der Hauptlehren Platos, deren Entfaltung der Meister spätere Dialoge gewidmet habe, keimhaft enthalte; insbesondere sei er von großer Bedeutung für die richtige Beurteilung von Platos Verhältnis zur „Selbsterkenntnis", wie sie der bekannte delphische Tempelspruch forderte. — Für große Büchereien.

E. Ackerknecht.

Kulemann, W.: Der Kampf der Weltanschauungen. Leipzig: Hinrichs 1922. VIII, 224 S. Hlw. 6,—.

Der durch zahlreiche juristische und staatswissenschaftliche Schriften bekannte Verfasser will den vielen, die sich nach einer innerlich befriedigenden Weltanschauung sehnen, behülflich sein. Um die Leser mit den Hauptproblemen der Welterklärung vertraut zu machen, legt er ihnen zunächst „in streng objektiver Darstellung" die Gedankengänge der wichtigsten metaphysischen Systeme — des Dualismus, Materialismus, Idealismus, Positivismus, der Einheitslehre und ihrer Abzweigungen — vor, läßt aber zugleich jeder Einzeldarstellung seine eigene Verurteilung folgen. Diese Methode kann wohl, obgleich eine völlig

scharfe Scheidung des Subjektiven und Objektiven natürlich nicht möglich ist, bei einer Einführung in den Gegenstand von Nutzen sein, besonders dann, wenn sie, wie es bei Kulemann der Fall ist, auch durch eine klare und in bestem Sinne gemeinverständliche Darstellung unterstützt wird. Zu einem Ziele führt Kulemann seine Leser insofern, als er ihnen nach Prüfung des Annehmbaren und des Unzulänglichen in den verschiedenen Systemen die Vorzüge seiner „Entfaltungstheorie" nahelegt, einer Lehre, die wie der Idealrealismus Materie und Geist als Erscheinungsformen einer höheren Einheit faßt, die aber durch den Entfaltungsgedanken auch dem fortschreitenden Übergang vom unbewußten zum bewußten Zustand, also der Entwicklung der Persönlichkeit und überhaupt dem Problem des Werdens gerecht zu werden versucht. G. Kohfeldt (Rostock).

Fechner, Gustav Theodor: Die drei Motive und Gründe des Glaubens. Hrsg. und erläutert von W. Platz. Stuttgart: Strecker & Schröder 1923. 256 S. Kart. 2,50, Hlw. 3,30, Glw. 3,80.

In dieser Schrift (1863 erschienen) will Fechner „den Glauben lehren ..., ohne daß es der Gelehrsamkeit der Lehrbücher oder der Voraussetzung der Erbauungsbücher dazu bedarf", indem er durch sorgfältige Prüfung die drei Motive des Glaubens, — das historische, das praktische und das theoretische — zu Gründen erhärten will. Um es vorwegzunehmen, so dürfte die erstrebte Gemeinverständlichkeit auch durch die Anmerkungen der jetzigen Ausgabe nicht erzielt sein. — Während die ersten beiden Motive in wenig überzeugender, zu breiter Weise auf einen wesentlich pragmatischen Grund zurückgeführt werden, ist die theoretische Begründung beachtenswerter. Der Ausgangspunkt ist für jedes religiöse Sinnen von tiefster Bedeutung: „In unserer gründlichen Unkenntnis von Leib und Seele liegt noch ein ungeheurer Schatz verborgen ... Nach Maßgabe, als es gelingt, ihn zu heben, wird immer mehr vom Glauben in Wissen aufgehoben werden; der Glaube aber damit nur um eine Stufe höher darüber steigen." Die trotz dieser Unkenntnis von Fechner versuchten phantastischen Analogieschlüsse auf Gott, das Jenseits und die Existenz der Engel können nicht überzeugen, weil wir, als das unterste Glied dieser Analogie, nicht „wie Gott oder Geister uns, wieder ganze Wesen mit einem Ich einschließen", und weil die Folgerungen allzu enge konfessionelle Wände haben. Fechners religiöse und philosophische Schriften werden mehr als zu seinen Lebzeiten gelesen. Das scheint mir mehr einer etwas sentimentalen Mode als dem Bedürfnis nach größerer Wahrhaftigkeit in unserem religiösen Leben zu entspringen. Zum mindesten dürfte eine Notwendigkeit, die vorliegende Schrift weiten Kreisen zugänglich zu machen, nicht vorliegen. J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

Schrempf, Christoph: Vom öffentlichen Geheimnis des Lebens. Stuttgart: Frommann 1920. 168 S. Hlw. 3,—.

Für die religiöse Bewegung unserer Zeit haben wenige Schriften eine so große Bedeutung wie die vorliegende, und wenige sind so unbeachtet geblieben. „Öffentliches Geheimnis ist: was jedermann weiß und niemand wissen will ... was man mit großem Ernst bespricht — nur daß man mit dem großen Ernst nie Ernst macht." Was Schrempf hier über Jesus, Gott, das ewige Leben sagen will, meint er, sei ein solches öffentliches Geheimnis: er will nichts Neues bringen, nur aus dem Leser die eigenen Gedanken herauslocken; allerdings nicht alltägliche Gedanken eines ganz in der Hast des Tages aufgegangenen Menschen, sondern solche Gedanken, die sein „Gewissen" gern in Stunden des Nachsinnens nach vorne drängen möchte, die fürs Leben so unbequem, die für die „Gemütlichkeit" des oberflächlichen Treibens, das sie gerade zum öffentlichen Geheimnis gemacht hat, so störend sind. — Er beginnt mit Jesus, den er sozusagen — man vergleiche den Titel seines Lutherbuches — aus dem Christlichen ins Menschliche übersetzt, indem er seine Arzt-, seine Heilands-Natur herausschält. Daß das nicht in einem engen konfessionellen Sinn geschieht, erhellt schon aus der Tatsache, daß Schrempf keiner Konfession angehört. Daß er es nicht in frivoler

Weise tut, dafür bürgt die unerbittliche Wahrhaftigkeit und der tiefe Ernst, der über dem Schrempfschen Schaffen liegt. — Im zweiten Teil sucht Schrempf sein Verhältnis zu dem wirklichen Gott darzustellen. Er geht dabei aus von den bekannten Goetheworten über das Dämonische (Dichtung und Wahrheit, Buch 20), um dann herauszuarbeiten, wie er selber im Erleben des Dämonischen Gott nahe zu kommen strebt. Wie anders Schrempf eingestellt ist als Fechner, mag ein Satz dartun: „Auf den wirklichen Gott hinzuweisen, scheint mir einen guten Sinn zu haben, auch wenn ich recht wenig und überhaupt nichts ganz Sicheres über ihn zu sagen habe." Fechner wußte nur allzuviel zu sagen. — Man wird in diesem Abschnitt daran erinnert, daß Schrempf von Kierkegaard beeinflußt ist, dem immer noch so unbekannten dänischen Philosophen. — Im dritten Teil spricht Schrempf vom ewigen Leben. Hier scheint mir der ethische Schrempf vor dem religiösen das Wort zu führen und den weiten Gesichtswinkel des zweiten Teils zu verengern. Eine dabei gegebene Kritik des Buddhismus ist vorzüglich. — Für unsere Zeit, die so gerne alle Religiosität in gehaltlose Gefühlsseligkeit auflösen möchte, scheint mir nichts so notwendig wie unerbittliche Wahrhaftigkeit, zu der ich keinen besseren Führer für jedermann — nicht umsonst schrieb Schrempf über „Gemeinverständlichkeit als Aufgabe der Philosophie" — weiß, als eben Schrempf. Möglichst vielen Büchereien möchte ich dies Buch empfehlen. J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

Ingenieros, José: Prinzipien der biologischen Psychologie. Mit einer Einführung von Wilhelm Ostwald. Leipzig: Meiner 1922. 397 S. Hlw. 10,—.

Der Verfasser des Werkes lebt in Buenos Aires und ein Hauch der von allem historischen Ballast freien wissenschaftlichen Kultur Amerikas liegt über seinem Buche, obwohl dieses die Vorarbeiten vorzugsweise der romanischen Psychologen (der Gestalt Wilhelm Wundts wird er zweifellos nicht gerecht; er sieht seinen Einfluß auf die Psychologie begründet in den ersten Werken bis zum „Grundriß") ausgiebig benutzt, in diesem Sinne also nicht jungfräulich ist. Das Überzeugende und auch den Anhänger anderer psychologischer Grundauffassungen Befreiende ist die Konsequenz, mit der hier die Psychologie als Zweig der Biologie, unabhängig von jeder metaphysischen „Voreingenommenheit", positivistisch-ministisch neu aufgerissen wird. Das seelische Leben wird als phylogenetische Einheit (von der Amöbe bis zum Kulturmenschen) überschaut, und auch die ontogenetische Seelenentfaltung folgerichtig über die gewöhnlich von der Pädagogik oder Kinderpsychologie betrachteten Zeitabschnitte hinaus erstreckt bis ins Greisenalter hinein. Ihre Grundlage ist überall die stark differenzierter werdende Struktur der das psychische Leben vermittelnden Organe (biopsychisches Grundgesetz). In eigenartiger Beleuchtung erscheinen uns nun die kollektiv-psychische Entwicklung (in Deutschland gewöhnlich Völkerpsychologie genannt), die auch als Einstellungsprinzip der Geschichtsbetrachtung empfohlen wird, das Problem Führer und Masse u. a. Gänzlich verändert wird die Stellung zur Ethik, die streng deterministisch zu einer nützlichkeitsbedingten „Naturgeschichte der Sitten" herabsteigt, und zur Logik, die sich frei macht von der Überschätzung der klassischen Logik und auf die tatsächlichen Denkoperationen des „Glaubens", des Analogieschlusses, auf die Gleichartigkeit des Denkvorganges bei einer nachträglich als wahr oder irrig herausgestellten Denkoperation, endlich auf die Bedeutung des Interesses und der Absicht („der Wunsch, der Vater des Gedankens") beim Denken hinweist. Der kritischen Ablehnung geht immer eine kurze Geschichtsbetrachtung voraus, die, oft meisterhaft, die wesentlichen Behandlungen der betreffenden Fragen im Laufe der geschichtlichen Entwicklung ins Gedächtnis ruft. Methodisch gut ist auch die Zusammenfassung am Schlusse jedes größeren Abschnittes; übersichtlicher könnte noch das Literaturverzeichnis sein, die Massenaufzählung der Autorennamen entmutigt. Was die psychologische Methode des Verfassers anbetrifft, so gründet er sich ganz auf die extrospektive Beobachtung, der er weitaus den Vorzug vor der Selbstbeobachtung — für die geniale Veranlagung vorausgesetzt werden müsse, wie

bei Rousseau — und vor dem Experiment. Er ist unbefangen genug, die geborenen Psychologen neben den Fachpsychologen als hochwertig zu erkennen, wie überhaupt sein Streben fortführt von der Analyse zur Synthese, von der Psychologie zur Seelenkunde. O. Tacke (Stettin).

Giese, F.: Berufspsychologie und Arbeitsschule. (Schriften für Lehrerfortbildung Nr. 20.) Leipzig: Schulwissenschaftlicher Verlag Haase 1921. 80 S.

Die Schrift des bekannten Psychotechnikers in Halle-Cöthen enthält für jeden kulturwissenschaftlich eingestellten Lehrer viel Anregendes, gerade durch ihre Unsystematik. Im ersten und zweiten Abschnitt wird mit aller Schärfe die Abkehr vom literarisch-ästhetisch-historischen „Gebildeten"-typ und die bewußte Erstrebung des technischen Menschen behandelt, dessen Produktivität für die Kultur (?) (als Schlosser oder Barackenbauer) der sogenannten Produktivität des durchschnittlichen Geisteswissenschaftlers weit überlegen sei. Daß Amerika für Giese das ideale Land ist, das berufen erscheint, nach dem „Untergange des Abendlandes" Europa zu beerben, wird nicht mehr überraschen, um so weniger, als Giese die Ethik des technischen Typs und die gesunde „innere Polarität" (Arbeits- und Erholungs-, offizieller und privater Mensch) dort bereits entwickelt findet. Der technische Typ wird von Giese einer systematischen Eignungsprüfung unterworfen, die dann unmittelbar in didaktische Forderungen (Arbeitsschule) einmündet. Diese werden in dem dritten Abschnitt, spezialisiert auf die „Vorbildung der Arbeitshand", fortgesetzt. Durch „zerlegende Funktionsbehandlung" werden Hämmern, Pinseln, „Hand-in-Hand-arbeiten" (Bezahlen in der Straßenbahn) sowie Ermüdungserscheinungen und -beseitigungen ansprechend und neuartig beleuchtet. Die Arbeitsschulpsychologen sollten diesen Elementarfunktionen ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Auf Grund seiner Erfahrungen mit Kriegsbeschädigten und Lehrlingen im Provinzial-Institut für gewerbliche Psychologie bei Halle berichtet Giese über berufskundliche Vorberatung auf Grund von arbeitsschulmäßigen Versuchen und regt jeden Lehrer an, mit seinem durch den Unterricht nahe gelegten Erfahrungsmaterial, ohne kostspielige Apparate, zu experimentieren, voll Skepsis gegenüber dem Test. Die von den Oberlehrern noch gar nicht geahnten Differenzierungsmöglichkeiten der höheren Schule werden ebenfalls aufgezeigt. Ein letztes Kapitel verweist auf das Zentralproblem der Pädagogik der Reifezeit: die Erotik des Jugendlichen (gegen Blühers Antifeminismus). — Einige Kenntnis der neueren Psychologie und ihrer Terminologie ist Voraussetzung für das Verständnis der Schrift, die wegen ihrer Konzentriertheit statt mancher breiteren Werke auch schon in Büchereien mittleren Umfanges eingestellt werden sollte. O. Tacke (Stettin).

Erdmann, K. O.: Die Kunst recht zu behalten. Methoden und Kunstgriffe des Streitens u. a. Aufsätze. Leipzig: Haessel 1924. XV, 323 S. Brosch. 3,50, Hlw. 5,—.

Wer, durch den etwas marktschreierischen Titel verleitet, in dem vorliegenden Werk ein Lehr- und Handbuch zu finden hofft, durch dessen Studium er die beneidenswerte Fähigkeit erwirbt, in jedem Wortkampf obzusiegen, dürfte nach dem Lesen des Buches enttäuscht sein. Denn der Verfasser will keineswegs die Handgriffe und Kniffe dieser „Kunst" als etwas erstrebenswertes vermitteln, sondern im Gegenteil sie in ihrer — euphemistisch gesprochen — logischen und moralischen Zweifelhaftigkeit aufdecken, um sie zum Heil der Wahrheit zuschanden zu machen. Und das ist in der Zeit des Schlagworts und der Agitationsrede auf allen Gebieten ein besonderes Verdienst. Statt einer ars oratoria haben wir also vielmehr im eigentlichen Sinne das Gegenstück dazu vom Standpunkt des Zuhörers vor uns. Mit unerbittlicher Strenge deckt der Verfasser die bewußt oder instinktmäßig begangenen Schleichwege der Debattierkunst auf. Zehn methodische Gruppen unterscheidet er dabei: Unsachliche Kampfweise, Verdrehung des Streitpunktes, Schlußfehler, Mißbrauch der Sprache, falsche Verallgemeinerung,

die Ausnutzung von Analogien und Bildern, das Ausspielen entgegengesetzter Werte, die wechselseitige Einnahme des moralisch-pathetischen und des alles begreifenden Standpunktes, die Berufung auf Autorität und die Absolutierung relativer Worte und Sätze. An der Hand treffender Beispiele aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und des praktischen Lebens veranschaulicht er die spezifische Eigenart der einzelnen rhetorischen Kunstgriffe. Dabei bleibt er keineswegs bei der Zeichnung ihrer äußeren Erscheinungs- und Anwendungsweise stehen, sondern deckt ihre logischen und psychologischen Voraussetzungen bloß und dringt bis an den Kern des Problems vor, denn dem tiefer Schauenden enthüllt die Frage nach der Wahrheit ihre ganze Problematik. So behandelt Erdmann in weiteren Aufsätzen u. a. die „Unmöglichkeit der absoluten Gerechtigkeit", das „Doppelgesicht der Toleranz" und „Sinn und Wert der Absicht" und erreicht dadurch in der Behandlung seines Hauptthemas eine bedeutende Tiefenwirkung. Wie wir es aus seinen früheren Arbeiten kennen, geht er bei seinen Untersuchungen stets von dem Wort als der letzten sinnvollen und gefühlsbetonten Spracheinheit aus. Dabei ist die Leichtigkeit und Eleganz in der Darstellung selbst der auf den ersten Blick logisch undurchsichtig erscheinenden Fragen erstaunlich. Allen denen, die bei ihrem Nachdenken über die Sprache als Hauptmittel der menschlichen Verständigung Antwort und Anregung suchen und ihr Sprachgefühl nach der sinnhaften Seite schärfen wollen, sei das, man kann ruhig sagen, spannende Buch aufs wärmste empfohlen. B. Sauer (Stettin).

Ackerknecht, Erwin: Büchereifragen. Berlin: Weidmann 1924. 168 S. Brosch. 3,60.

In dem vorliegenden Buch faßt Ackerknecht seine in den letzten zehn Jahren an zum Teil wenig zugänglichen Stellen erschienenen Büchereiaufsätze zusammen, um einen „Überblick über die äußere und innere Tragweite" der Bücherei zu geben. Für den Beurteiler erhebt sich, abgesehen von seiner Stellungnahme zu den Einzelheiten des Inhalts, die grundsätzliche Frage, ob der Problemkreis einigermaßen vollständig abgegangen wurde und ob „eines sich zum anderen fügt", sodaß ein geschlossener Eindruck entsteht. Schließlich ist aber auch die Frage, ob eine solche Zusammenfügung zurückliegender Aufsätze eine grundsätzliche Notwendigkeit in sich trägt mit Hinblick auf die Situation, in die sie erneut hineintreten.

Die erste Frage sei beantwortet in einem kurzen Überblick über die einzelnen Stücke. Daß man dabei über Andeutungen nicht hinauskommen kann, da jeder Aufsatz genau genommen eine ausführliche Besprechung erfordert, muß in Kauf genommen werden. — Die Reihe wird eröffnet durch „Die Büchereiaufgaben der deutschen Städte", wobei in aller Kürze die wesentlichen Gesichtspunkte den städtischen Behörden und Büchereikommissionen zu nutze dargestellt werden. — Die „Werbemittel und Benutzertaktik" sind wegen ihrer psychologischen Feinfühligkeit gerade auch für die scheinbaren Äußerlichkeiten besonders dem Büchereiwart kleiner Büchereien wertvoll, der in der Regel aus einer gewissen läßlichen Gewohnheit heraus die Wichtigkeit dieser Dinge verkennt. Zugleich wird hier in praktischen Ratschlägen die leider immer noch zu wenig gelöste Aufgabe der Büchereien geschildert: die Aufklärung der Öffentlichkeit und Behörden durch alle zu Gebote stehenden Mittel (Presse, Führung, Anschläge usw.), nicht zuletzt durch den „genius loci" der Bücherei selbst im weitesten Sinne (Raum, Personal, Buchbestand usw.). — Die daran anschließende Plauderei über einen „Besuch in der Volksbücherei", welche in dem für Jungmädchen bestimmten Sammelwerk „Frisch ins Leben hinein" erschien, wirkt als eine anschauliche Ergänzung der Benutzertaktik und zeigt in ihrer ansprechenden Volkstümlichkeit den Geist der Büchereiarbeit dem Laien schneller und klarer als wissenschaftliche Erörterung. — Als einer der für die Entwicklung des Büchereiwesens bemerkenswertesten fachlichen Aufsätze darf sicher die „Wanderbücherei" bezeichnet werden. Nach einer klaren Feststellung der prinzipiellen und der durch eine falsche Praxis eingerissenen Mängel werden hier an einem Beispiel Richtlinien von der Wanderbücherei als einem Entwicklungsmoment im Bücherei-

wesen gezeigt, bei deren Innehaltung eine bedeutende Förderung der Büchereiarbeit in die Weite sowohl wie in die Tiefe erwartet werden darf. Die Leiter von Kreiswanderbüchereien sollten das hier Gesagte ebenso gut kennen und beherzigen wie diejenigen von Beratungsstellen. — Von den drei folgenden Darstellungen: „Jugendlektüre und deutsche Bildungsideale", „Jugendbücherei", „Zur Psychologie der Schundliteraturwirkung" gibt namentlich die erste eine über bloße Psychologie ins Kulturphilosophische hineinführende Grundlegung der innersten Vorgänge bei der Entwicklung zur Bildung, wofür in dem Eingangsaufsatz des Buches die Formulierung geprägt ist, daß „der Weg der Kultur notwendig vom (relativen) Naturzustand durch die Aufklärung zur Bildung führe (für den Einzelnen wie für die Gesamtheit)". Was nun die Jugendpsyche anbelange, so habe der Erzieher keine Ursache, durch eine von gegenwärtiger, rationalisierter Lebensauffassung her bestimmten Auswahl der Lektüre für die Jugend den Rationalisierungsprozeß derselben zu beschleunigen. — An diesen drei nicht ganz leicht zugänglichen Aufsätzen zeigt sich besonders schön und fast ergreifend, wie das Verhältnis Ackerknechts zur Büchereiarbeit aus einem wirklich blutvollen Verhältnis zur Kultur und zum Menschen „herauswächst". Wer allerdings glaubt, daß die hierin ausgesprochene Anerkennung von „Übergangswerten" zu einer fahrlässigen Buchauswahl und Ausleihe berechtige, möge nicht nur von diesem Buch seine Hände lassen, sondern von der Büchereiarbeit überhaupt. — Die beiden nächsten Aufsätze: „Lehrer- und Schülerbüchereien", „Deutsche Belletristik in der wissenschaftlichen Bibliothek" führen dann in zwei der eigentlichen Büchereiarbeit naheliegende Zonen. Namentlich der erste sei Lehrern und Schulleitern angelegentlich empfohlen.

Die eingangs aufgeworfene Frage, ob der Problemkreis einigermaßen vollständig abgegangen ist, läßt sich, wie man wohl schon an diesem kurzen Umriß erkennt, recht positiv beantworten, und auch die Geschlossenheit ist da. Sie ergibt sich immer wieder auf Grund jenes blutvollen Kulturverhältnisses. In methodischer Hinsicht ist es geradezu günstig, daß die Erörterung der gleichen oder ähnlichen Grundprobleme, in den verschiedenen Aufsätzen in verschiedenen Brechungen wiederkehren. So wird auch derjenige, der sich das Wesen der Büchereiarbeit noch nicht so klar gemacht hat, sei es nun ein Büchereileiter oder ein Laie, bei einigem Bemühen an die nicht immer ganz leichten Gedankengänge herankommen. Dann werden ihm die am Schluß zu den verschiedenen Themen abgedruckten Leitsätze nicht nur einleuchten, sondern sich als „Saatkorn erweisen" können.

Nicht ohne Absicht habe ich sozusagen die hauptsächlichsten Interessentengruppen für die einzelnen Aufsätze genannt. Leitet doch die Feststellung, daß es solche gibt, schon die Antwort auf die zweite Frage ein, ob das Buch in der gegenwärtigen Situation unseres Bildungslebens seine Berechtigung habe, indem es sie nach der einen oder anderen Seite entwickeln hilft. Als Antwort steht geradezu programmatisch der Aufsatz über „Die Büchereiaufgaben der deutschen Städte" an der Spitze. Damit stellt das Buch sich bewußt auf die gegenwärtige Lage ein. Nachdem nämlich das Büchereiwesen infolge seiner Belastung mit Vergangenheit in Gefahr gewesen ist, von der Springflut der Volkshochschulwelle an einen abseitigen Strand unseres Bildungslebens verschlagen zu werden, sucht es jetzt bei normal werdenden „Gezeiten" und dem Aufleben des Interesses der Gemeinden den ihm zukommenden Standort, wobei die „Büchereifragen", die eben nicht bloß für „Leute vom Bau" gedacht sind, sich als führend oder antreibend erweisen werden, wenn anders die Entwicklung eine gesunde sein wird. Dieser Standort kann aber nur — und darin liegt das zweite wegbereitende Moment des Buches — eine Mittelpunktstellung sein: die Bücherei als Zentrum der freien Bildungspflege. Das wird sie werden, wenn sich die planmäßige Ausleihe organisch mit einer ebenso planmäßigen Volksbildungs- und Volkshochschularbeit verbindet, wie Ackerknecht es an zahlreichen Stellen wenigstens in den allgemeinsten Umrissen ausführt. Hoffen wir darum, daß dies zur rechten Zeit erschienene rechte Buch in vielen Fällen an den rechten Mann kommt.

F. Schriewer (Flensburg).

Groos, Karl: Das Spiel. Zwei Vorträge: Der Lebenswert des Spiels. Das Spiel als Katharsis. Jena: Fischer 1922. 37 S.

Das Leben des Kindes ist zu einem großen Teil vom Spiel ausgefüllt. Es muß daher in irgend einer Form den eigentlichen Zwecken des Lebens dienen und durch Vererbung erhalten sein als Glied einer Kette von Anpassungen, welche die Erhaltung oder Darstellung von Lebenswerten zum Ziele haben. Von dieser Voraussetzung ausgehend findet Groos den Lebenswert des Spiels darin, daß es einmal eine Einübung von Fertigkeiten zur Rüstung für die ernsten Aufgaben des Lebens darstellt, eine absichtslose Selbsterziehung und unbewußte Lehrzeit, die als wertvolle Ergänzung der absichtlichen Fremderziehung durch Familie und Schule zu betrachten ist. Weiter sieht der Verfasser im Spiel eine Ergänzung des Daseins, da es erlaubt, Lebensmöglichkeiten zu durchkosten, die im Alltag der Verwirklichung in der Regel entbehren, und da es auf dem Wege über die Illusion in höhere Lebenssphären wie Ordnung, Einklang, Gerechtigkeit und Sympathie zu rücken vermag. Hier ähnelt es schon stark dem Hineingerissenwerden und inneren Miterleben des Romanlesers in die Handlung der Erzählung. In den Spielen der Erwachsenen aber steht die Erholung im Vordergrunde. Vermöge des Spiels befreien wir uns vorübergehend von den realen Zwecken des Ernstlebens, schlüpfen zeitweilig in eine völlig selbständige Bewußtseinssphäre, die uns aus der Welt des Zwanges löst und in eine Welt des holden Scheins führt, die als selbstgeschaffene uns das Gefühl der Freiheit gibt und ästhetisch genossen werden kann. — Im zweiten Vortrage schildert Groos die Bedeutung des Spiels als Katharsis, d. i. als harmlose Entladung (besonders) der Kampf- und Sexualtriebe, die im Spiel unmerklich entgröbert, entstofflicht und idealisiert, ja in eine symbolische Form, in die Sphäre des „Als ob" gehoben werden und schließlich durch das ästhetische Genießen dieser Form unschädlich aufgelöst werden. Beide Vorträge enthalten eine Fülle von fesselnden Einzelbeobachtungen und verdienen einen Platz in der Bücherei eines jeden, der sich ernstlich mit der erzieherischen Bedeutung des Spiels beschäftigt. Für den Bibliothekar enthalten sie eine Fülle von Anregungen. F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Raumer, Friedrich von: Die römische Staatsverfassung. (Schriften und Abhandlungen zur Kulturgeschichte, Bd 2.) München: Allgem. Verlagsanstalt 1923. 114 S.

Das Werk ist eine alte Arbeit des bekannten Historikers Friedrich von Raumer, wurde zuerst im „Historischen Taschenbuch" abgedruckt und enthält eine geschichtliche Darstellung und kritische Untersuchung der Staatsverfassung im alten Rom. Das Maß des Rechtes und der Macht für die Könige, Patrizier, Klienten und Plebejer und ihr Verhältnis zu den Tribus, Curien, Centurien und dem Senat werden von einem staatsrechtlichen und politischen Standpunkte betrachtet. Die Mängel der römischen Staatsverfassung werden aufgedeckt, und der Verfasser zeigt, daß Rom nie eine wahre Staatsverfassung, sondern nur eine Stadtverfassung besaß und daß die gesamte römische Rechtswissenschaft nur eine halbe war. Die andere Hälfte aber sei das Staatsrecht, und der Mangel eines wahren, wirksamen Staatsrechts habe wie kein anderer einzelner Grund zum Untergange der Römer beigetragen. — Für die Leser der Volksbüchereien ist die Untersuchung zu speziell fachwissenschaftlich und bisweilen zu schwer verständlich. Durch das Fehlen einer sichtbaren, nach Kapiteln vorgenommenen Gliederung ist die Arbeit unübersichtlich, die Übergänge sind verschwommen und nicht gut zu erkennen. Der Stil ist trocken; die Satzkonstruktionen erinnern an wörtliche Übersetzungen aus dem Lateinischen. — Für juristische Fachbibliotheken, aber nicht für Volksbüchereien geeignet. W. Klein (Essen).

Bauer, Adolf: Vom Griechentum zum Chriſtentum. 2. veränderte Auflage aus dem Nachlaß des Verfaſſers. Hrsg. von Wilh. A. Bauer. (Wiſſenſchaft und Bildung 78.) Leipzig: Quelle & Meyer 1923. VI, 168 S. Geb. 1,60.

Trotz des nicht gerade ſpärlichen Religionsunterrichts der höheren und niederen Schulen wiſſen nur wenige heute etwas von dem wichtigen, ja entſcheidenden Einfluß des Griechentums auf die Geſtaltung der chriſtlichen Glaubenslehren. Das kleine, ſchon im Jahre 1910 erſchienene Buch Bauers, das den Gegenſtand in beſtem Sinne wiſſenſchaftlich und volkstümlich zugleich behandelt, hätte hier aufklärend wirken können, ſein Wirken ſcheint aber, da jetzt erſt eine neue Auflage nötig geworden iſt, doch auf kleinere Kreiſe beſchränkt geblieben zu ſein. Möchte nun die Neuausgabe wenigſtens den vielen, die in unſeren ernſten Zeiten durch religiöſe Probleme bewegt werden, in die Hände fallen. Wie Bauer das Leben und Denken der ſpätgriechiſchen Zeit, beſonders auch den neuen Staat und den kosmopolitiſchen Zug des Hellenismus ſchildert, wie er die tief im Griechentum wurzelnden Vorſtellungen von der Göttlichkeit hervorragender Perſönlichkeiten, eines Alexander, eines Plato u. a., entwickelt, wie er die Verquickung dieſer Ideen mit der neuen aus Paläſtina kommenden Lehre, die anfänglich den göttlichen Urſprung ihres Stifters durchaus nicht gerade betont hatte, aufdeckt, wie er dem Einfluß griechiſcher Denkweiſe bei der Abfaſſung der Evangelien nachgeht — das alles iſt ſo klar und anſchaulich vorgetragen, daß die Lektüre nicht ohne ſtarken Eindruck bleiben kann und daß man dem Herausgeber zuſtimmen muß, wenn er meint, die eine oder andere Hypotheſe möge noch ſpäter eine Korrektur erfahren, als Ganzes ſtehe Bauers Buch aber dort, wo aus der Wiſſenſchaft Kunſt geworden ſei.

G. Kohfeldt (Roſtock).

Wiedenfeld, Kurt: Lenin und ſein Werk. München: Wieland-Verlag 1923. 163 S.

Über Sowjetrußland iſt ſchon viel geſchrieben worden, aber faſt immer von einem parteipolitiſchen Standpunkt aus: die Gegner zeigten die Schattenſeiten, die Anhänger die Lichtſeiten. Die wenigen, die nicht parteipolitiſch eingeſtellt waren und als Gäſte in das ſonſt ſo ſtark abgeſperrte Land hineingelangen konnten, hielt man natürlich von ſolchen Stellen fern, wo man ſie nicht tiefer ſehen laſſen wollte, machte ihnen wohl gar potemkinſche Dörfer vor, denn — noch immer iſt Potemkin der eigentliche Nationalheilige der Ruſſen. Das vorliegende Buch iſt dagegen „unvoreingenommen durch irgend eine politiſche oder wirtſchaftliche Syſtem-Einſtellung“ und mit viel Sachkenntnis geſchrieben. Wiedenfeld, bekannt als volkswirtſchaftlicher Schriftſteller und deutſcher Geſandter in Sowjet-Rußland, faßt den Kommunismus mit der politiſchen Frageſtellung an: „Was hat er aus dem Zarenreiche ſtaatlich gemacht? Welche Kräfte hat er für den ruſſiſchen Staat gebunden oder gelöſt?“ Selbſtverſtändlich ſpielt dabei die Wirtſchaft eine bedeutende Rolle, denn der Kommunismus iſt ja nicht weniger — wenn nicht ſogar noch mehr — ein wirtſchaftliches als ein politiſches Syſtem! Der Inhalt gliedert ſich in ſechs Kapitel. Die ſcharfen ſozialen Spaltungen im alten Rußland, das Haupt der kommuniſtiſchen Partei Lenin, in dem ſich die Diktatur des Proletariats konzentriert, und dieſe Diktatur ſelbſt werden in den erſten drei Kapiteln behandelt, der Räteſtaat, die Wirtſchaftspolitik und der ruſſiſche Kommunismus als Kulturerſcheinung in den übrigen. Dabei gibt der Verfaſſer nicht nur Tatſachen wieder, ſchildert alſo nicht nur das Rußland, wie es heute iſt, ſondern geht auch den tieferen Urſachen und Zuſammenhängen nach. — Das Buch iſt leicht, aber nicht ſeicht geſchrieben, es kann jedem Leſer in die Hände gegeben werden, auch den politiſch links oder rechts ſtehenden. Bei dem ſtark verbreiteten Intereſſe für Sowjetrußland und dem geringen Preiſe kann das Buch auch mittleren Büchereien empfohlen werden.

W. Klein (Eſſen).

Allen, Henry T.: Mein Rheinland-Tagebuch. Berlin: Hobbing 1924. 400 S. 1 Tafel, 1 Karte. Geh. 10,—, Lw. 12,—.

Schildert ein Deutscher die Zustände im besetzten Gebiet, so geht die Welt stillschweigend darüber hinweg oder bezweifelt die Wahrheit des Gesagten. Um so wichtiger ist darum dieses Tagebuch des Generals Allen, der 1919—1923 Oberbefehlshaber der amerikanischen Besatzungstruppen und Mitglied der Rheinland-Oberkommission war. Der Verfasser kann nicht als prodeutsch im eigentlichen Sinne des Wortes angesprochen werden, aber er ist eine offene und ehrliche Soldatennatur, mit starkem Gefühl für Gerechtigkeit und Humanität. Es kam ihm in seinem Tagebuch darauf an, „Möglichkeit und Vorzüge einer aufrechten Politik zu zeigen, die auf Ehrlichkeit, Anstand und Rechtlichkeit begründet ist". Darum geißelt er — allerdings vorsichtig und diplomatisch — das Verhalten der Franzosen, die mit sadistischer Grausamkeit auf Demütigung und völlige Vernichtung Deutschlands hinarbeiteten. Die Unterstützung der verbrecherischen Separatistenbewegung durch die Franzosen und die Vorbereitung der Ruhrbesetzung werden scharf beleuchtet. Das interessante Buch kann somit als ein unparteiisches Zeugnis gegen Frankreich bezeichnet werden. Jede größere und mittlere Bücherei sollte es einstellen. W. Klein (Essen).

Filchner, Wilhelm: Sturm über Asien. Erlebnisse eines diplomatischen Geheimagenten. Hrsg. von W. Filchner. Berlin: Neufeld & Henius 1924. VIII, 311 S. Lw. 8,—.

Was der Balkan für Europa, ist Tibet für Asien: ständig umstrittene Interessensphäre großer Mächte, ständiger Kriegsherd. Rußland und Enland besonders kämpften seit Jahrzehnten offen und heimlich um die Vormachtstellung, und die besonderen religiösen und geographischen Verhältnisse bedingen auch das lebhafteste Interesse Chinas und Japans an der tibetanischen Frage. Und gerade in der Gegenwart gärt es wieder gewaltig in Innerasien — man träumt dort von einer Wiederaufrichtung des Dschingis-Chan'schen Reiches — kein Mensch vermag zu sagen, welche Überraschungen uns noch von dieser Seite bevorstehen. — W. Filchner, der bekannte Südpol- und Tibetforscher, hat es dankenswerterweise übernommen, an Hand von Tagebüchern des Mongolen Zerempil, der in russischen Geheimdiensten stand, den Kampf der beiden Großmächte England und Rußland seit Beginn des Jahrhunderts darzustellen. „Sturm über Asien" erscheint fast als eine Art Konkurrenzbuch zu Ossendowskis „Tiere, Menschen und Götter". Beide Werke sind in ihrer Art wertvoll: Filchners Arbeit hat im Ganzen mehr wissenschaftlichen Charakter, setzt gewisse politische und historische Interessen und Kenntnisse voraus, führt gründlicher, wenn auch etwas trockener in die Wunderwelt des Buddhismus ein, bringt daneben aber auch genug des Abenteuerlichen und Spannenden aus dem Leben seines Helden und der tibetanischen Geschichte, um den Durchschnittsleser zu fesseln. Besonders sei auf das glänzende 8. Kapitel hingewiesen. Das Werk ist zudem reich und ausgezeichnet illustriert — jede zahlungskräftige Bücherei sollte es einstellen.

K. Fuß (Essen).

Below, Georg v.: Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unsern Tagen. Geschichtschreibung und Geschichtsauffassung. 2. Aufl. (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte.) München: Oldenbourg 1924. XVI, 207 S.

Vor acht Jahren selbständig erschienen, ist die Arbeit jetzt bei starker Erweiterung ins „Handbuch" aufgenommen. Die Teilwerke dieses Unternehmens sind straffe Zusammenfassungen von Einzelgebieten der Geschichte, das System des Ganzen aber ist vorläufig ein loseres, da die Bände in freier Folge seit geraumer Zeit erschienen sind, und so stört es nicht, daß hier neben Fueters (vergriffener) Geschichte der neueren Historiographie von 1911, die den letzten Zeitaltern wenig Raum zumaß, eine nach Volk und Zeit enger begrenzte Behandlung tritt. Auch befolgt sie den Stilgrundsatz, weit mehr zu untersuchen

und zu werten als den eigentlichen Stoff vorzulegen. Als Maßstab dient planmäßig „die Romantik", nämlich die wissenschaftliche Richtung, wie sie vom Blütenalter unserer deutschen Bildung hervorgebracht wurde. Sie lehrte die Einzelheiten realistisch erfassen, ohne doch überempirische Mächte beiseite zu drängen, und bleibt auch heute das methodische Vorbild der Forschung. Weil das Buch in dieser Art von Gedankenführung, gleichzeitig viel Polemik aufnehmend, sich sowohl vom knappen Lehrbuch wie von der volkstümlichen Bildungsschrift entfernt, kann es höchstens in den allergrößten Volksbüchereien angeschafft werden, die etwa schon Bände vom „Handbuch" eingestellt haben.

R. Petsch (Stettin).

Gräf, Hans Gerhard: Goethe. Skizzen zu des Dichters Leben und Werken. Leipzig: Haessel 1924. XI, 488 S. Brosch. 16,—, geb. 18,—.

Diese Sammlung von Aufsätzen des bekannten, unermüdlichen Goethe-Philologen hat auch weiteren Kreisen manches höchst Interessante zu bieten: Aufsätze über Johann Heinrich Merck, über Christianens Tagebücher, über Goethes Anteil an der ersten Weimarer Faustaufführung, über die erste Weimarer Egmontaufführung, über Goethes letztes Lebensjahr (nach seinen Tagebüchern) — um nur die wichtigsten zu nennen. Das umfangreichste Stück des Bandes ist eine ungeheuer fleißige Zusammenstellung aller Beziehungen Goethes zu Schweden (seiner Begegnung mit schwedischen Zeitgenossen und seiner Beschäftigung mit schwedischer Geschichte, Dichtkunst und Naturforschung). Zwölf Abbildungen nach Originalen aus dem Goethe-Nationalmuseum bereichern den Text und ein ausführliches Register erschließt seinen Stoffreichtum auch dem nachschlagenden Goethefreund. — Für größere Büchereien.

E. Ackerknecht.

Benndorf, Paul: Weimars denkwürdige Grabstätten. Mit 32 Abbildungen und einem Plane des alten Friedhofs. Leipzig: Haessel 1924. 56 S. und 16 Taf. Geb. Pp. 8,—, Hlw. 10,—.

Wer sich im klassischen und nachklassischen Weimar auch nur ein wenig auskennt — und dazu dient vor allem das prächtige Erinnerungsbuch von Adelheid von Schorn „Das nachklassische Weimar" —, der wird von einem Gang durch den alten Weimarer Friedhof tief berührt werden. Nicht nur die allen Besuchern Weimars eindrucksvolle Fürstengruft mit den Sarkophagen der beiden „Dichterfürsten" wird ihn zur Andacht stimmen, sondern auf Schritt und Tritt wird sein Blick von ehrwürdigen Namen angezogen werden: gleich hinter der Fürstengruft ruht der treue Johann Peter Eckermann, als ob er am jüngsten Tage dem zu neuem Wirken auferstehenden Meister zur Hand sein müsse; an der Mauer drüben, die den alten vom neuen Friedhof trennt, Goethes Schwiegertochter, Alma und ihre beiden unseligen Brüder; eine kleine Strecke weiter Charlotte von Stein und da und dort zerstreut der Kanzler von Müller und Riemer, Coudray und die Schorns, Hummel, Schwerdgeburth und Genelli. Das vorliegende, sehr gut ausgestattete Werk ist nun für alle, die sich auf den Besuch Weimars vorbereiten möchten oder die sich zunächst darauf beschränken müssen, in Gedanken zu den heiligen Stätten zu pilgern, ein vorzüglicher Führer. Es gibt auf 53 Textseiten die biographischen Daten aller denkwürdigen Begräbnisstätten Weimars (nicht nur der auf dem alten Friedhof, sondern auch der an und in der Jakobskirche und der Stadtkirche) und überdies noch 32 gute photographische Abbildungen der wichtigsten Grabmale. Den Text wünschte man bei den fürstlichen Gräbern und Epitaphien zuweilen summarischer (wenn irgendwo so hat es sich ja in Weimar gezeigt, daß im Interesse der Nachwelt der geistige Adel den Vortritt vor dem Geburtsadel hat); auch ist der Tonfall gelegentlich etwas kastellanmäßig. Bei den Bildern ist besonders eindrucksvoll, wie unsäglich geschmacklos die paar Grabdenkmäler wirken, die um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert entstanden sind. Größere Büchereien sollten an dem fleißigen Buche nicht vorübergehen, dessen praktischer Wert noch erhöht wird durch einen übersichtlichen Plan des alten Friedhofes und ein Namensregister.

E. Ackerknecht.

Fichte in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Gesammelt und herausgegeben von Hans Schulz. Leipzig: Haessel 1923. 275 S. Brosch. 4,—, Hlw. 5,—.

Die vorliegende Sammlung mag durch Bodes gleichbetitelte Bücher über Goethe veranlaßt sein, aber sie ist sehr viel mehr als eine bloße Wiederholung. Ist es schon von größtem Interesse, die starke, männliche Persönlichkeit Fichtes in ihrer unmittelbaren menschlichen Wirkung auf Freunde und Gegner kennen zu lernen, so ist es über solch ein „altertümelndes Wohlbehagen" hinaus von größter geistesgeschichtlicher Wichtigkeit, die Stellung seiner Zeit überhaupt zu ihm sich in diesen Briefen spiegeln zu sehen: „Es gibt dadurch einen Einblick in die geistige Haltung und geistige Bewegung einer großen Zeit, ein Stück der Seele dieser Zeit, ihre Stellung zu Fragen, die aber nicht nur die damaligen Menschen bewegten, sondern die immer wieder, ebenso oder in andrer Form, von neuem gestellt oder beantwortet werden müssen." Wie wertvoll es ist, uns Heutige, die wir Fichte wieder zu sehen beginnen, vor ein Bekenntnis für oder gegen ihn zu stellen, wie seine Zeitgenossen es haben tun müssen, wird durch die Bekanntschaft mit solchen brieflichen Zeugnissen entscheidend deutlich. Und darin scheint mir die bildungspfleglich überaus nützliche Bedeutung der von Schulz taktvoll und weitsichtig zusammengestellten Sammlung zu liegen. Eine Kenntnis der Geistesgeschichte jener Zeit ist zunächst allerdings zum vollen Genuß unerläßlich. Das Buch ist deshalb in großen Büchereien am vorteilhaftesten zu verwenden. G. Kemp (Memel).

Brandenburg, Hans: Joseph von Eichendorff. Sein Leben und sein Werk. München: Beck 1922. 531 S. Brosch. 6.50, Glw. 9,—.

Da es eine, modernen Ansprüchen genügende, Eichendorff-Biographie bisher nicht gegeben hat, wird man der umfangreichen Veröffentlichung, die Hans Brandenburg als Ergebnis langjähriger Arbeit hier vorlegt, eine gewisse Sonderstellung zubilligen, die allerdings ein wenig außerhalb ihres objektiven wissenschaftlichen Wertes liegt. Die geistige Leistung des Biographen ist nicht gerade überwältigend, dem reichlich prätentiös gehaltenen Vorwort, das der Biographie den Charakter eines „kritischen Epos" zuweist, entspricht die pedantische und temperamentlose, im Urteil wenig tiefe Darstellung leider allzu wenig. Die Analysen der Werke geben selten mehr als Inhaltsangaben. Aber das biographische Material ist reichlich zusammengetragen, was über den Menschen Eichendorff zu erfahren ist, erfährt man hier, und so mag das Buch eine Lücke ausfüllen, die unstreitig vorhanden war. Daß die ganze Art der Betrachtung von einem Gesichtspunkt aus erfolgt, der für die Literaturgeschichtsforschung heute kaum noch Interesse besitzt, ist eine Sache für sich. Das Bild der künstlerischen Persönlichkeit Eichendorffs träte doch wohl in schärferen Umrissen hervor, wenn die Darstellung zu einer Ideen- und Formgeschichte der jüngeren Romantik erweitert und vertieft wäre, die nach so zahllosen Werken über die ältere Romantik nachgerade eine Notwendigkeit geworden ist. Hierfür mag diese Eichendorff-Biographie als Vorarbeit immerhin in Frage kommen. Größeren Büchereien sei die Anschaffung des Buches anheimgestellt; mittlere und kleinere Büchereien haben wenig Nutzen von ihm und tun besser, den Dichter selbst wirken zu lassen, dessen einfachstes Gedicht für seine Wesensart mehr besagt als diese nüchterne Darstellung, in der bei aller Ausführlichkeit grade für die Erfassung von Stimmungswerten wenig Raum ist. G. Kemp (Memel).

Holzmann, Max: Dostojewski. Sein Leben und Werden. München: Musarionverlag 1923. 90 S. Kart. 1,80.

Bei dem lebhaften Interesse für russische Literatur bedarf jede Bücherei auch einer Einführung in Leben und Werk des dämonischen Dostojewski. Vorliegendes Bändchen erfüllt seinen Zweck in ausgezeichneter Weise: auf knappem Raum gibt es die nötigen äußeren Daten, vermittelt das Verständnis für Dostojewskis Werke — und das alles allgemeinverständlich, packend und in die

Tiefen gehend, ohne je in den bei der Dostojewski-Literatur üblichen Schwulst zu verfallen. Die Werke werden nicht einzeln analysiert, ihre Kenntnis wird vorausgesetzt. Nur vermisse ich ein Kapitel über die allgemeine Stellung Dostojewskis in der Gesamtheit der russischen Geistesgeschichte. — Allen Büchereien zu empfehlen. K. Fuß (Essen).

Schneider, Wilhelm: Josef Ponten. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1924.

Das Buch bringt eine Reihe von Aufsätzen über Ponten, die eingehende Vertrautheit mit den Werken des Dichters bekunden. Besonders aufschlußreich ist die Gegenüberstellung des Schriftstellers Thomas Mann und des Dichters Josef Ponten, die durch den Vergleich der Wortkunst und Wortwahl der beiden zu dem Ergebnis kommt, daß Mann einen Abschluß, Ponten aber einen Anfang bedeute. Aber auch der Aufsatz „Ponten als Landschaftsschilderer" — hier liegt zweifellos auch seine Stärke — verdient Beachtung. Dennoch kommt das treffliche Buch, das dem Biographischen bloß ganz geringen Raum gewährt (nur 3 Seiten!), für die Volksbücherei kaum in Frage. W. Eggebrecht (Stettin).

Karrillon, Adam: Erlebnisse eines Erdenbummlers. Berlin: Grote 1923. 378 S. Brosch. 4,—, Hlw. 6,—.

Das Buch ist nicht eben bedeutend, aber amüsant und witzig. Was man vermißt, ist die Gestaltung eines abgerundeten Kulturbildes statt einzelner Mosaikstücke, außerdem fehlt der Hintergrund einer wahrhaft bedeutenden Persönlichkeit, der solche autobiographischen Werke so besonders wertvoll für die Volksbücherei macht. Karrillon ist ein temperamentvoller Mensch, hat allerlei erlebt, als wilder Student, als kleiner Landarzt, auf ausgedehnten Reisen (Italien, Norwegen, Holland, Kamerun), und weiß hiervon in leichtem Plauderton zu erzählen, was einem immerhin ein paar unterhaltsame Stunden bereitet, zumal reichlich viele Anekdoten und Geschichtchen eingestreut sind. Um ein vollständiges Bild von seinem Leben zu erhalten, muß man allerdings auch noch einige andere Bücher Karrillons lesen, auf die er öfters verweist. Im übrigen verliert er sich oft in unwesentliche Nebensächlichkeiten, die wenig interessieren. Bemerkenswert ist sein überaus scharfer Ausfall gegen die Sozialversicherung und das Krankenkassenwesen mit seiner Verlogenheit und demoralisierenden Wirkung, womit er wohl vielen Ärzten aus dem Herzen spricht. — Die große Bücherei wird Autobiographien der bei ihr vertretenen Autoren grundsätzlich einstellen, die kleinere kann auf dieses Werk verzichten. K. Fuß (Essen).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Obst, Georg: Volkswirtschaftslehre. 3. umgearb. Aufl. Stuttgart: Poeschel 1924. 406 S. Lw. 4.—.

Der stürmischen Fortentwicklung der Volkswirtschaftslehre unter der Umbildung aller wirtschaftlichen Dinge in den letzten Jahren ist auch der „Kleine Obst" gefolgt. Alle Kapitel sind in ihren sämtlichen Angaben auf dem laufenden gehalten. Der Überblick ist wie bisher vollständig. Tieferes Eindringen in die Theorie ist zwar nirgends geboten und auch gar nicht beabsichtigt. Erfreulicherweise zeigt in dieser neuen Auflage eine praktisch begrenzte, aber gut ausgewählte Literaturangabe den Weg zu weitergehenden Studien, aus der volkswirtschaftlichen Praxis in die eigentliche Wirtschaftswissenschaft. E. Dovifat (Berlin).

Staatsbürgerliche Erziehung. Im Auftrage des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht hrsg. von F. Lampe und G. H. Franke. Breslau: Hirt 1924. 494 S.

Das Buch umfaßt eine Reihe von Vorträgen, die im Juli 1923 auf der Staatsbürgerlichen Woche des Zentralinstituts gehalten wurden. Sie geben alle

ihre Antwort auf das Problem der staatsbürgerlichen Erziehung von den verschiedensten pädagogischen Disziplinen aus und — was unseres Erachtens von besonderer Bedeutung ist — aus oft gänzlich verschiedenen politischen und weltanschaulichen Bekenntnissen. So ist ein Buch entstanden, das erfreulich einheitlich im Ziel, aber sehr bunt mannigfaltig in den Wegen ist. Dafür zeugen schon die Namen der Verfasser. Der Leipziger Psychologe Theodor Litt behandelt in einem einleitenden Aufsatz die philosophischen Grundlagen der staatsbürgerlichen Erziehung, die er im Zeichen des echten deutschen, d. h. des sittlichen Staatsgedankens zusammenfaßt. In weiteren allgemeinen Aufsätzen kommen neben Gustav Radbruch (Aufgaben des staatsbürgerlichen Unterrichts) Sartorius v. Waltershausen (die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands) Konrad Beyerle (die Reichsverfassung) und Karl Druckmann (die soziologischen Grundlagen der Verfassung) zu Worte. In einem zweiten Teil werden die einzelnen Unterrichtsgebiete von namhaften Fachleuten behandelt, wobei die Herausarbeitung der staatsbürgerlichen Erziehungswerte auch in fernerliegenden Gebieten (Mathematik, Naturkunde u. a.) zum Teil mit überzeugender Beweiskraft gelungen ist. — Das Buch gibt kein geschlossenes methodisches Bild seiner Aufgabe, vermittelt aber einen Überblick über die Vielartigkeit der Kräfte, die bildend am Werke sind, und gibt in den einzelnen Arbeiten auch Tiefblicke in die verschiedenen Arbeitsgebiete, die erfreulich gründlich und anschaulich sind. E. Dovifat (Berlin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Heyden, Franz: Volksmärchen und Volksmärchenerzähler. Zur literarischen Gestaltung des deutschen Volksmärchens. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1922. 86 S. 1,—.

Die lesenswerte kleine Schrift enthält vier Aufsätze. Im ersten werden die beiden Volksmärchenerzähler vor Grimm, nämlich Jung Stilling, der in seiner Jugendgeschichte „Jorinde und Joringel“ zum ersten Mal und gleich in klassischer Form mitgeteilt hat, und Philipp Otto Runge mit seinen beiden plattdeutschen Märchen „Von den Fischer und sine Fru“ und „Von den Machandelboom“ in ihrer besonderen Erzählungskunst treffend charakterisiert. Der zweite, umfangreichste Aufsatz veranschaulicht an zahlreichen, gut gewählten Zitaten aus der ersten und der letzten Auflage der „Kinder- und Hausmärchen“, wie Wilhelm Grimm vermöge seiner Gabe, kindlich märchenhaft zu erzählen, in unablässiger stilkünstlerischer Arbeit und mit „aufmerksamer Anmut“ (um ein Wort Jakob Grimms zu benutzen) „auch dem spröden Schriftdeutsch die Naivität des Märchentones abzuzwingen wußte“. Der dritte Aufsatz verspricht zwar „über die Märchensammlungen von Grimm bis Wisser“ zu berichten, enthält im wesentlichen aber nur eine eingehende Kritik der Bechsteinschen Märchenbücher, welche in die Behauptung gipfelt, daß „diese neben den Grimmschen keine Existenzberechtigung hätten“, da „Bechstein dem Geist unseres Volksmärchens völlig verständnislos gegenüberstehe“. Der vierte Aufsatz kennzeichnet treffend die plattdeutschen Märchensammlungen von Wilhelm Wisser. „Die Wisserschen Märchen sind weniger dichterisch, weniger romantisch und weniger kindlich als die Grimmschen. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß sie dem Volksmund treuer nacherzählt sind: Sie sind mehr reine Volksmärchen, während die Grimmschen im Geiste der Romantik dichterisch gestaltete Volks-Kindermärchen sind.“ Es wird dann weiterhin mit Recht darauf hingewiesen, wieviel auch hier die stilkünstlerische Arbeit des Herausgebers bedeute: „Der Vergleich zwischen Wissers Niederschriften und den stilisierten Fassungen seiner Märchen überzeugt immer wieder davon, daß nur die seltene Vereinigung von Sammler- und Erzählertalent in der Persönlichkeit Wissers es ihm möglich machte, den Schatz der ostholsteinischen Volksmärchen nicht nur zu heben, sondern auch auszumünzen. Durch Wissers Gestaltung gewinnt die auch bei den besten Erzählern von den Zufälligkeiten einer augenblicklichen mündlichen Darstellung niemals freie Erzählung eine gewisse Abge-

schlossenheit und Einmaligkeit, ohne doch den Eindruck der frischen Unmittelbarkeit einer im Angesicht teilnehmender Zuhörer entstandenen Formung einzubüßen." — Für größere Büchereien. E. Ackerknecht.

Tetzner, Lisa: Aus Spielmannsfahrten und Wandertagen. Ein Bündel Berichte. (Vom Märchenerzählen im Volke, 2. Teil.) Jena: Diederichs 1922. 108 S. Brosch. 1,75, geb. 2,50.

Sicher hat Lisa Tetzner schon viele Kinder durch ihr Märchenerzählen beglückt und tut es wohl heute noch. Auch ist sie eine gewandte Schriftstellerin, die sich auf stimmungsvolle Wiedergabe wanderseliger Erinnerungen versteht. Mit dem „Geist von Ludwig Richter und Hans Thoma" und mit dem „Glauben an Deutschlands Zukunft" hat das — trotz der Leibbinde des Verlages — freilich nichts zu tun. Dazu ist diese junge Dame viel zu kokett, übrigens auch in ihrer bildungspfleglichen Arbeit selbst, ja in ihrem Verhältnis zum Volke überhaupt. Es ist im Grunde der durch Wandervogelerziehung ein wenig gemilderte Sommerfrischlerstandpunkt, ein dekoratives Spielen mit Volkstümlichkeit, was besonders in diesem Bändchen zuweilen höchst unerfreulich hervortritt. Es ist kein Zufall, daß uns die reizende junge Herzbrecherin mitteilen muß, sie habe von Zeit zu Zeit „das dringende Gefühl, nach guter, sehr guter Seife duften zu müssen", und daß sie uns an einer anderen Stelle verrät, es sei „englische Pear soap die sie in solchen Fällen benutze. Und die Zitate aus Däubler und Werfel, die Erwähnung von Gesprächen über „Goethe, Christus und Steiner" und so manche anderen Bildungsornamente wollen gar nicht zu einer echten „Märlesbaas'" passen. Zur sprachlichen Form des den Erinnerungen eingeschalteten Märchens vom dicken fetten Pfannekuchen möchte ich noch bemerken, daß es weder den Brüdern Grimm noch erst recht einer schwäbischen Märlesbaas' je passiert wäre, daß sie „herunter" für „hinunter" gesetzt hätten. Gerade bei einem Darsteller, der unmittelbar zum Volke sprechen will, dürfte das Sprachgefühl nicht so abgestumpft sein, daß es diesen Feinheiten der Anschauung nicht mehr gerecht wird. Damit komme ich schließlich noch auf die vielen mundartlichen Gespräche des Büchleins, mit denen Lisa Tetzner beweisen will, daß sie „es gelernt habe, mit den Leuten und Kindern schwäbisch zu schwätzen". Was müssen das für taktvolle Leute gewesen sein, die über dieses Schwäbisch nicht gelacht haben oder einer begreiflichen Nervosität Ausdruck gegeben haben! Warum hat sich Lisa Tetzner aber nicht wenigstens die Dialektstellen im Buche von ihrem Maulbronner Freund durchkorrigieren lassen? Das wäre diesem vielleicht auch noch lieber gewesen, als durch offene Briefe angefeiert zu werden. E. Ackerknecht.

Marcuse, Ludwig: Die Welt der Tragödie. Mit 12 Porträts. Berlin: Schneider 1923. 180 S. Hlw. 10,—.

Die antike Tragödie entlastet den Menschen durch seine Einbeziehung in den universalen, wenn auch tragischen Weltsinn, die christlich-humanistische befreit ihn durch die Aussicht auf eine endliche Erlösung, die moderne Tragödie aber ist nur ein zielloser Aufschrei der Kreatur ohne Überwindung und Abschwächung des Leides. Wie sich in den so gestellten Rahmen die großen tragischen Dichter einfügen und wie sich in ihren verschiedenen Persönlichkeiten dann die besondere Stellung zu dem Leidproblem ausdrückt und ausdrücken muß, das sucht Marcuse in seinen philosophischen Essays, „indem er in abstrakten Begriffen die dramatischen Manifestationen des tragischen Erlebnisses umkreist", zu erfassen. Aeschylus, die Mysterienspiele, Shakespeare, Schiller, Kleist, Büchner, Grabbe, Hebbel, Ibsen, Hauptmann, Schnitzler, Wedekind, Shaw, Kaiser gelten ihm als die eindrucksstärksten Gestalter des tragischen Erlebnisses. Durch die oft nur skizzenhafte, aber immer gedankenschwere und gedankenklare Darstellung dieser Typen des tragischen Menschen vermittelt er mit zwingender Kraft dem Leser das vielgestaltige Leidproblem und die Formen des tragischen Erlebens. Die dem Buche beigegebenen, künstlerisch bedeutsamen Porträtradierungen tragen in diesem Fall nicht unwesentlich zur Verstärkung des Worteindruckes bei. G. Kohfeldt (Rostock).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Lichtwark, Alfred: Briefe an die Kommission für die Verwaltung der Kunsthalle. In Auswahl mit einer Einleitung hrsg. von Gustav Pauli. 2 Bde. Hamburg: Westermann 1924. Geb. 12,50.

Von den vielen Reisen, die er im Dienste der Hamburger Kunsthalle Jahr für Jahr gemacht hat, berichtete Lichtwark an die staatliche Kommission, mit der er zusammen zu arbeiten hatte. Selbstverständlich, daß diese Briefe von Kunstausstellungen, Kongressen, Auktionen, kurz von all dem handeln, was dem Aufbau der Sammlung unmittelbar zweckdienlich war. So wären seine Berichte eine interne Angelegenheit und höchstens von besonderem Interesse für Museumsbeamte. Allein Lichtwark war nicht der Mann, der sein Amt als eine berufsmäßig enge Funktion zu betrachten geneigt war. Wie er sein Museum in den Dienst lebendiger Bildungsarbeit stellt, so gewinnt er aus seinen Reisen überall den Stoff zu erzieherischer Wirkung. Er zieht alles in den Kreis seiner Beobachtung und Erörterung, was sich auf das Künstlerische, ja im weitesten Sinne auf das kulturelle Leben seiner Gegenwart bezieht. Stadtentwicklung und städtische Baupflege, die gesellschaftlichen Strömungen in Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland, England und Skandinavien, die Individualität des schaffenden Menschen, die Bedeutung der gewerblichen Arbeit für dekorative und angewandte Kunst — auf alles richtet er seinen Blick und ordnet es zu einem Gesamtbild der kulturellen Leistung. Er geht von der Beziehung zu Hamburg aus, aber ganz zwanglos ergibt sich daraus die Beziehung zur deutschen Gegenwart überhaupt. Die erschreckenden Symptome des Verfalls hat er gesehen und gebrandmarkt, als die meisten nur die prunkvolle Fassade sahen. In seinem Kreise hat er als mahnender Erzieher gewirkt wie kaum ein anderer an einem Platze von ähnlicher Wichtigkeit, wie Hamburg es war. Dieser rastlos wirkende pädagogische Ernst, von dem die Arbeit des Mannes zeugt, macht die jetzt erfolgte Veröffentlichung der Briefe so unschätzbar. Man stelle sich vor, von welchem Wert es für Lehrende und Lernende sein müßte, ein entsprechendes Zeugnis über die bildungspflegliche Arbeit zu besitzen, die wir heute durch Buch und Wort zu treiben uns anschicken. Freilich wird man aus der ausgezeichneten Schilderung, die Pauli von der menschlichen Eigenart Lichtwarks in der Einleitung bietet, mit Resignation erkennen, daß Persönlichkeiten von solcher pädagogischen Genialität nur einmal in Generationen da sind. Ein Vorbild bleiben sie deshalb doch, vielleicht auch ein Gegenstand neidvollen Verwunderns, daß Mensch und Wirkungskreis sich einmal so glücklich zusammengefunden haben. — Das Werk ist für mittlere und größere Büchereien unentbehrlich. G. Kemp (Memel).

Lempertz, Heinr. G., und Carl Becker: Einführung in die Entwicklung der Kunst. Mit 52 Abb. Köln: Bachem. 45 S. Lw. 1,20.

In der von den beiden Verfassern herausgegebenen Folge „Der Weg zur Kunst für Schule und Haus" bildet das vorliegende Heft den dritten Teil. Wie in den beiden andern ist auch hier die für Schüler gedachte Anleitung zum ästhetischen Verständnis des kunstgeschichtlich Gewordenen bei aller Anspruchslosigkeit zuverlässig und brauchbar. Wieder ist anzuerkennen, daß der modernen Kunst viel Verständnis entgegengebracht wird. Das ist ein zwar selbstverständlicher, aber gerade deshalb für Unterrichtszwecke recht zu empfehlender Gewinn der Methode, die ästhetisch und geschichtlich vorgeht, und so eins aus dem andern verstehen lehrt. — Für kleine Büchereien als erste Anleitung. G. Kemp (Memel).

Fischer, Hans W.: Das Tanzbuch. Mit Anhang: Drei Tanzspiele. München: Langen 1924. 162 S. Brosch. 2,—, geb. 4,—.

In glänzender Weise hat es der Verfasser in dem vorliegenden Werkchen verstanden, auf wenig Seiten in knappster Formulierung die Herkunft des Tanzes zu skizzieren und aus der Unterschiedlichkeit seiner geschichtlichen Gestaltungen

das Urwesen des Tanzes herauszuschälen, das in der Kunst des neuen Einzel- und Gruppentanzes der Gegenwart wieder schlackenfrei sich zum Lichte ringt: Selbst Vorkämpfer und Berater der neuen Richtung, die zur Zeit in dem auf die Darstellung der „absoluten Bewegung" gerichteten tänzerischen Bestreben v. Labans und seiner genialen Schülerin Mary Wigman gipfelt, betrachtet er aus den Zusammenhängen der Kunst und des kulturellen Lebens überhaupt heraus die bisherigen „Errungenschaften des modernen Tanzes", um auf Grund seiner durch den Gang der Entwicklung als richtig erwiesenen Theorie die „Ziele des Tanzes" herauszustellen. So untersucht und würdigt er nicht nur Leistung und Art der tänzerischen Persönlichkeiten der letzten zwanzig Jahre, sondern weist aus den vorhandenen Keimen auf die Bereicherung und Vertiefung des Gemeinschaftsgefühles durch die kommende Tanzgemeinschaft hin, welche die Erneuerung des Theaters nachhaltig zu beeinflussen verspricht. Die drei anhangsweise beigegebenen Tanzspiele veranschaulichen diesen jüngsten Zweig der behandelten Kunstgattung. — Die Prägnanz und die Anschaulichkeit der Darstellung erhöhen den Wert des aufschlußreichen, ernsthaften Buches. Es gehört in jede größere und mittlere Bücherei. B. Sauer (Stettin).

Der Film von Morgen. Hrsg. von Hugo Zehder. Mit sechs Zeichnungen von Marc Kallin. Berlin: R. Kaemmerer 1923. 167 S.

Nachdem schon Ackerknecht letzthin ein paar tüchtige Leistungen aus dem Gebiet der modernen Filmliteratur an dieser Stelle gewürdigt hatte, ist es erfreulich, auch die vorliegende Schrift diesen beizählen zu können. Hugo Zehder hat es als Herausgeber mit gutem Geschick verstanden, sich seine Mitarbeiter bis auf ganz wenige Ausnahmen aus den Freunden junger Kunst herauszusuchen. Das gewinnt dem Buch eine neue, energische und klare Einstellung, die dort, wo guter Wille zum Verständnis der Problematik des Films vorauszusetzen ist, ihren Eindruck nicht verfehlen wird. Alle bekennen sich zum Film, voran Carl Hauptmann, der in ihm die unerschöpflichen Möglichkeiten zu einer neuen Gebärdenkunst sieht, die mit dem Theater und mit der kindischen Nachäffung des Theaters durch das Kinodrama nichts mehr gemein hat. Aus ähnlichen Voraussetzungen erwächst auch der gediegene Aufsatz von Willy Haas über die Unmöglichkeit einer Dramaturgie des Films. Was an andern Stellen über das Filmmanuskript (H. Siemsen), den Großfilm (Eug. Tannenberg), die Dekoration (Balthasar) an guten und nützlichen Ansichten geäußert wird, verdient angesichts der Nibelungen-Katastrophe nur zu große Beachtung. Die „ethischen Möglichkeiten im Film" hat K. Pinthus vorzüglich herausgearbeitet; er versteht darunter alles, was heute etwa unter Kultur-Film zusammengefaßt wird. Dem Natur-Film selbst ist A. v. Dungern bei aller Kürze sehr gerecht geworden. Chaplins phantastische Komik, die künstlerisch etwas völlig Neues darstellt, wird von P. Beyer hübsch beleuchtet. Schade, daß die interessante vielfältig anregende Schrift in ein so affektiert törichtes Gewäsch ausklingt: Was E. Rothschild über „Film und Erotik" von sich gibt, ist Filmgeist von vorgestern. — Für größere Büchereien. G. Kemp (Memel).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Möller, Theodor: Das Gesicht der Heimat. Natur- und Kulturbilder aus Schleswig-Holstein. 4. Aufl. Mit 166 Bild. i. T. u. 5 Kunstbl. Kiel: Schleswig-Holsteinische Verlagsanstalt 1922. 130 S. 4°.

Ein feiner Kenner des „Ländeken deep" zeigt uns das Gesicht Schleswig-Holsteins: die liebliche Schönheit der „buckligen Welt" am Ostseegestade, die spröde Kargheit des Mittelrückens, die endlose Weite der Marschen und Watten. Die angeregte, flüssige, ruhig erzählende oder lebhaft schildernde Darstellung, die stets frei ist von trockener Unterweisung, läßt das Landschaftsbild erwachsen aus erd- und kulturgeschichtlicher Vergangenheit und stellt es ins Licht lebendiger Gegenwart. Es entstehen Kulturbilder mit ihren heimatlich bäuerlichen

Formen in Hausbau und -ausstattung, in Sitte und Brauch, Sprache und Lied. Das schönheitskundige Auge des Verfassers hat immer die Landschaften ausgesucht, die mit charakteristischer Eigenart formale Schönheit verbinden und sie in wundervollen Photographien festgehalten. Es ist ein Heimatbuch entstanden, wie es Schleswig-Holstein in der Vollendung nicht wieder besitzt. Der Verlag ermöglichte durch Verwendung guten Kunstdruckpapiers eine vorzügliche Wiedergabe der Photographien; seine Druckerei verhalf dem Buche durch fein geschnittene Typen und geschmackvolle Satzordnung drucktechnisch zu einheitlicher Wirkung. Das Buch darf in keiner schleswig-holsteinischen Bücherei fehlen; darüber hinaus sei es allen großen und mittleren Büchereien empfohlen.

K. Jungclaus (Kiel).

Dauthendey, Max: Erlebnisse auf Java. Aus Tagebüchern. München: Langen 1924. 256 S. Brosch. 3,50, geb. 6,—.

Dauthendey berichtet von der Hochzeit eines javanischen Sultans, des „Nagels der Erde" (1915), bei der er Gast war, und von seiner Smeroe-Besteigung im Mai 1917 (der Smeroe ist der höchste Vulkan der Insel). Unter den vielen, allzuvielen Reisebeschreibungen der letzten Jahre nimmt dies Buch einen ganz hervorragenden Platz ein. Es ist nicht eine Erzählung aufregender Abenteuer, nicht wird hier das Problem asiatischer Kultur und westlicher Zivilisation erörtert. Nein, hier ist ein Mensch, der nur schildern will, was immer seine Augen zu fassen vermögen an buntem und schönem, edlem und feierlichem Menschentreiben, an erhebenden, ernsten und heiteren Natureindrücken. Und es ist erstaunlich, mit welch unersättlicher Gier Dauthendeys Augen alles trinken, mit welcher Genauigkeit und anschaulichen Klarheit das Gedächtnis alle Bilder festhält, mit welch eindrucksweichem Gemüt die Seele sich dem Gesehenen hingibt, mit welch dankbarer Freude sie alles Reflektieren fernhält, einer erstaunten Kinderseele gleich, die über die Bescherung am Weihnachtsabend jubelt. Gibt so einerseits die Plastik der Bilder, eine fast kindlich heitere Reinheit des Fühlens dem Buch seine Eigenart, so ergreift es dadurch noch besonders tief, daß der Leser ahnt, wie im deutschen Dichter das Herz vor Sehnsucht nach der Heimat zittert, von der er durch den Krieg getrennt war und die er nicht wiedersehen sollte. — Auf fein besaitete Menschen wird dies Buch sehr tief wirken, und wir sähen es gerne in möglichst vielen Händen.

J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

8. Verschiedenes.

Heffter, Lothar: Was ist Mathematik? Unterhaltungen während einer Seereise. Freiburg (Br.): Fisher 1922. 160 S. Steifbrosch. 3,50.

Diese Unterhaltungen finden statt zwischen einem gelehrten Mathematiker und einem gebildeten Laien, einem Kaufmann, an Bord eines nach Amerika fahrenden Passagierdampfers, der hier den bedeutungsvollen Namen „Gauß" trägt. Am Ende der Reise hat der Kaufmann an der Hand seines gelehrten Fahrtgenossen einen Einblick in die Aufgaben der höheren Mathematik gewonnen, hat ihr Arbeitsfeld kennen gelernt, ist ein gut Stück ihren Leistungen gefolgt und hat sein eigenes und höchst elementares Wissen von diesen Dingen um die grundlegenden Begriffe dieser Wissenschaft vermehrt. Das Mittel waren zwanglose Gespräche, die immer an bekannte Erscheinungen und landläufige Beobachtungen anknüpften. In dieser hübschen Einkleidung macht der Verfasser dem mathematisch Ungeschulten die Abgrenzung der einzelnen Arbeitsgebiete der Mathematik klar, führt ihn in den Zahlbegriff in allen seinen Verzweigungen (reelle, rationale, irrationale, imaginäre, transzendente Zahlen) ein, lehrt ihn das Wesen der Gleichungen aller Grade, der Funktionen, der Grenzwerte, des Differentials und des Potentials kennen, verschafft ihm eine Vorstellung von der Dualität des Raumes und von der Vierten Dimension und einen Einblick in die Analysis situs (der Fläche). Der Fermatsche Satz wird gestreift, eine ganze

Reihe anderer Probleme werden perspektivisch gezeigt, und die historische Entwicklung der mathematischen Erkenntnis in ihren Hauptdaten wird an den geeigneten Stellen unaufdringlich eingeschaltet. Den Schluß bildet eine gemeinverständliche Darlegung des speziellen und allgemeinen Relativitätsprinzips der Theorie Einsteins. Das kleine Büchlein ist sehr geschickt dem Bedürfnis eines gebildeten Laien angepaßt, der sich etwa in die Begriffswelt der höheren Mathematik hineinfinden möchte und dafür einige Erinnerungen aus einem summarischen Schulunterricht mitbringt. Wie aber der „Gauß" erst nach einer mehrtägigen Quarantäne am Ziele landen darf, so wird sich der Leser, der sich dem Verfasser anvertraut, auch erst einmal durch die Sperre der elementaren Mathematik schlagen müssen, wenn er das ihm vom Verfasser gesteckte Ziel der Einsicht in das Wesen der Mathematik erreichen will. Das treffliche Werkchen erfordert Mitarbeit durch den Leser und ist daher auch wohl nur für größere Büchereien zu empfehlen. F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

Hirschberg, Leopold: Der Taschengoedeke. Frankfurt a. M.: Tiedemann & Uzielli 1924. VI, 815 S. Lw. 40,—.

Ich möchte den literaturkundigen Bücherfreund sehen, der dieses handliche, sehr hübsch auf dünnem Papier gedruckte, vielversprechend betitelte Ganzleinenbändchen nicht mit den freundlichsten Erwartungen zur Hand nähme. Und gar das Vorwort scheint ihn dann gleich durch seine ersten Sätze zu den kühnsten bibliographischen Hoffnungen zu berechtigen. Da wird schlicht und volltönend verheißen: „Die „deutsche Literatur" von etwa 1650 an, die ausländische in Übersetzungen vom grauesten Altertum bis zur Neuzeit, die Philosophie von Plato bis Nietzsche, die Graphiker von Chodowiecki bis Wilhelm Busch, die Musikwissenschaft von Bach bis Robert Franz, Zahlloses aus den Grenzgebieten (Kulturgeschichte, Volkskunde, Theologie usw.) — all das wird man auf den 816 Seiten des Taschen-Goedeke in übersichtlichster, sofort verständlicher Anordnung finden und sich von ihm wie vom „Baedeker" begleiten lassen." Donnerwetter, sagt man sich, das ist ja ein Nachschlagewerk, wie es uns für Privatbüchereien und für kleinere öffentliche Büchereien, die sich den großen Goedeke nicht leisten können, längst gefehlt hat! Im weiteren Verlauf des Vorwortes wird jene Verheißung freilich bereits dahin eingeschränkt: „Von vielen Autoren, namentlich neueren und drittgradigen älterer Zeit, gab ich meist Stichproben (die meiner Ansicht nach wichtigsten und charakteristischsten Werke)." — Gut, denkt man, Vollständigkeit ist ja ohnedies eine Utopie und zudem meist ein Übel, und ein Mann, der uns so sicher aus dem Garten der Weltliteratur heraus begrüßt, wird gewiß mit der Gartenschere richtig umzugehen wissen. Und nun fängt man guten Mutes an, seinerseits Stichproben zu machen und — den Kopf zu schütteln. Daß keine Lebenden (außer Gerhard Hauptmann!) aufgenommen sind, hat man sich vorweg gedacht, schon bei dem Namen Goedeke, und ist deshalb darüber nicht enttäuscht. Aber mit welch unglaublicher Willkür sind die Toten behandelt! Bei der „deutschen Literatur" (warum setzt sie Hirschfeld eigentlich in Anführungsstriche?) fehlen ganz (um nur zu nennen, was mir so ohne planmäßige Vergleichung mit Literaturgeschichten und anderen Nachschlagewerken aufgefallen ist): Marie von Ebner-Eschenbach, Friedrich Huch, Greif, Lingg, Eyth, Christian Wagner, J. G. Fischer, Ludwig Thoma, Löns, Gorch Fock, Schmitthenner, Morgenstern, Hans Hoffmann, Heinrich Seidel, Trojan, J. V. Widmann, Dauthendey, Flaischlen, Schönaich-Carolath. Vielleicht hielt sie Hirschberg noch nicht einmal für „drittgradige" Autoren? Aber auch dann hätte er sie bringen müssen, denn er führt viert-, fünft- und sechstgradige Autoren aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und aus weiter zurückliegenden Zeiten in Unmengen und zum Teil mit einer Unzahl von Werken auf; so z. B. Raupach mit 45, Saphir mit 50, Lyser mit 65, Vulpius mit 103 und Bechstein mit 111 Werken. Noch merkwürdiger liegt die Sache bei den Übersetzungen ausländischer Literatur „vom grauesten Altertum bis zur Neuzeit". Da sind wohl Rousseau, Voltaire, Beaumarchais, Balzac und viele ihrer kleineren Landsleute, aber kein Rabelais, Claude Tillier, Beyle, Flaubert, Coster, Maupassant, Zola. Da sind wohl

Chaucer, Shakespeare, Swift, Defoe, Byron, Dickens, Thackeray, Longfellow, Poe usw., aber kein Irving, Cooper, Wilde, Norris; da sind Dante, Tasso, Aretin, Ariost, Manzoni (allerdings ohne die „Verlobten") usw., aber kein Fogazzaro; da sind Cervantes und Calderon, aber kein Eschegaray und Coloma; da ist Andersen, aber kein Kierkegaard, Jacobsen, Ibsen, Björnson, Kielland, Jonas Lie, Strindberg, Geijerstam; da ist Puschkin und Turgenjew, aber kein Dostojewski und Tolstoi; und da ist schließlich kein Multatuli und Maartens. Bei den Philosophen fehlen beispielsweise Eduard von Hartmann und Friedrich Albert Lange, J. E. Erdmann, Sigwart, Kuno Fischer, Wilhelm Dilthey, Deussen. — Neben diesen sachlichen Lücken fallen einige formelle Mängel kaum ins Gewicht. Doch möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß es grundsätzlich bedenklich ist (und überdies angesichts der wenigen Fälle auch keine bemerkenswerte Raumersparnis bedeutet), wenn bei den Illustratoren die Werke nicht aufgeführt werden, die von einem „auch ohne seinen Illustrator des Sammelns werten" Autor stammen. Es geht hier, gerade wenn man den Sammler im Auge hat, wirklich nicht ohne Doppelaufführungen ab. Sonst ist der Nachschlagende in Gefahr, z. B. bei Hosemann ganz dessen Illustrationen der Werke von E. T. A. Hoffmann zu übersehen. — Alles in allem: Das Handbuch ist, namentlich auch seines Verzeichnisses der nicht gelüfteten Anonyma und Pseudonyma und seiner Anhänge (über die Werther-, die Faust- und die Xenien-Literatur) wegen wertvoll für den Antiquar und den Büchersammler, dem es auch auf Schriftsteller xten Ranges ankommt, wenn sie nur lange genug tot sind. Für den an den wesentlichen literarischen Erscheinungen der Weltliteratur namentlich der letzten Menschenalter interessierten Bücherfreund ist es, trotzdem es darauf Anspruch macht, kein Hilfsmittel, das eine oft schmerzlich empfundene Lücke in der bücherkundlichen Fachliteratur ausfüllt. E. Ackerknecht.

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Ludus de Antichristo oder Das Spiel vom Kaiserreich und vom Antichrist. Der latein. Urtext und die deutsche Übertragung dargeboten von Ludwig Benninghoff. (Aus alten Bücherschränken.) Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1922. 113 S. Geb. 1,50.

Die Neuherausgabe oder vielmehr die Wiederbelebung des aus der Zeit Barbarossas stammenden Spiels vom Antichrist ist eine dankenswerte Tat des um Wilhelm Stapels deutsches Volkstum und die Hanseatische Verlagsanstalt gescharten Kreises. Wissenschaftlich ist das alte Spiel immer zugänglich gewesen, am leichtesten in Fronings Sammlung des mittelalterlichen deutschen Dramas, aber die Wissenschaft hat es nie recht verstanden, vielleicht auch nie versucht, dem Freund deutscher Vergangenheit zum Bewußtsein zu bringen, welchen unvergänglichen Schatz wir in diesem ältesten politischen Drama unserer Literatur besaßen. Benninghoff hat sich dieser Aufgabe mit hingebender Liebe angenommen und schon durch seine kräftige Übersetzung aus dem Mönchslatein erreicht, daß nun auch das Volk ahnen kann, wie stark im Mittelalter eine Kulturgemeinschaft gewesen sein muß, die das Bekenntnis zum Reich als eine feierliche Handlung voll religiöser Weihe empfand. Aus diesem Einheitsgefühl wächst ein lebendiges Verständnis für den Sinn des alten Dramas überhaupt, den der Herausgeber in einem einsichtigen Vorwort erläutert. Bildungspfleglich hat die Erneuerung des Spiels besonderen Wert dadurch, daß sie ein sehr brauchbares Textbuch für eine Aufführung durch Gemeinden der Jugendbewegung bietet. Dadurch kann für die nationale Sache zweifellos mehr Segen erwachsen als durch das Paradieren mit Hakenkreuzen. Für Aufführungen liegt ein besonderer Druck der Hanseatischen Verlagsanstalt vor, der nur den deutschen Text und die reichlichen Bühnenanweisungen bringt. G. Kemp (Memel).

Holberg, Ludwig: Der politische Kannegießer. Der Franzosennarr. (Jean de France.) Komödien. Deutsch von Heinrich Goebel. (Holbergs gesammelte Komödien Bd 1.) Leipzig: Haessel 1922. 235 S. Brosch. 2,20. Hlw. 3,30

Ludwig Holberg, der „dänische Molière", scheint unserer Zeit wenig mehr zu sagen haben. Wie fremd muten uns auf den ersten Blick seine naiv-unerotischen Fabeln, seine biedermeierlich-steife Darstellungsweise, seine patriarchalisch-unproblematische Weltanschauung an! Wer sich aber erst in den behäbig-satirischen Stil dieser ausgesprochen germanischen Lustspiele ein wenig eingelebt hat, der spürt, daß hier eine eigenwüchsige, echt dramatische Kraft der Auseinandersetzung mit der menschlichen Torheit jeder Sorte am Werke ist. Die neue Übersetzung von Heinrich Goebel versucht mit Geschick, die Sprechweise der handelnden Personen unserer heutigen Umgangssprache anzupassen (und überdies unter Anlehnung an die Inszenierungen nordischer Bühnen der Aufnahme Holbergs in den deutschen Theaterspielplan unserer Zeit die Wege zu ebnen). Vielleicht wäre es aber da und dort besser gewesen, die Zeitferne der Handlung durch eine altmodischere Färbung der Sprache anschaulicher zu machen. Der vorliegende erste Band enthält die Erstlingskomödie Holbergs, den im Jahre 1722 gedichteten „Politischen Kannegießer", welcher ja bis zum heutigen Tage die sprichwörtliche Bezeichnung geblieben ist für einen politischen Nichtswisser und Nichtskönner, der am Stammtisch trefflich darüber zu schwatzen weiß, wie es eigentlich hätte gemacht werden müssen, und den „Franzosennarr", diesen komischen Vertreter des germanischen Lasters der Auslandssucht und Ausländernachahmung. — Für größere Büchereien. E. Ackerknecht.

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Keller, Gottfried: Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. München: Langen 1922. 228 S. Geb. 4,—.

Die vorliegende Auswahl enthält 5 Erzählungen aus den „Leuten von Seldwyla", nämlich „Kleider machen Leute", „Der Landvogt von Greifensee", „Die drei gerechten Kammacher", „Der Schmied seines Glückes" und „Romeo und Julia auf dem Dorfe". Man kann darüber im Zweifel sein, ob es richtig war, eine solche Auswahl lediglich mit Stücken aus der einen Novellensammlung Kellers zu bestreiten. Am ehesten läßt sich ein solches Verfahren rechtfertigen, wenn der Band für Leser gedacht ist, denen eine erste Bekanntschaft mit Kellers Erzählungskunst vermittelt werden soll. (Andere Leser werden zum Eigenbesitz ohnedies jetzt, wo es genug billige Drucke gibt, Gesamtausgaben der einzelnen Novellensammlungen Kellers vorziehen.) Was sollen aber solche Leser mit der Einleitung Molos anfangen, die sich in süffisantem, gefallsüchtig geistreichem Literatengerede ergeht, anstatt — im Anschluß an Kellers eigene Vorworte zu den „Leuten von Seldwyla" — in die besondere Welt dieser Novellen und weiterhin in das Gesamtwerk des Dichters wirklich „einzuführen". Wir sind ja von Molos Einleitungen zu den sonst so dankenswerten Langenschen Auswahlbänden allerhand gewöhnt (vergleiche besonders Hamsun und Ludwig Thoma); aber mit solcher — Freiheit hat er noch nie seine literaturpädagogische Aufgabe zur Spiegelung des eigenen Geistes mißbraucht. Nur drei beliebig herausgegriffene Stilproben seien dem Leser zur Nachprüfung meines Urteils unterbreitet: „Keller war geistig ein Lehrling der Klassik, er erwarb seinen Gesellentitel bei Goethe; als sich Keller „selbständig machte", erinnerte sein „Betrieb", daß er bei „erstklassigen" Meistern „gelernt" hatte, daß er im besten Sinne, so „würdig" als er vermochte, sein „Publikum" nach seines Meisters Grundsätzen „bediente"." So heißt einer der ersten Sätze dieser Einleitung. In ihrer Mitte aber prangt der Satz: „Durch Kellers gütigen Humor, durch die bescheidenen Zötchen, die er durch seine Darstellung veredelte, ist er dem Bürgertum im weiteten Sinne so „reizend", so „entzückend", so „goldig", so „süß"

ans Herz gewachsen." Und gegen den Schluß hin lesen wir bei einer beiläufigen Nennung des „Grünen Heinrich": „Wer wissen will, wieso im letzten Jahrzehnt die Besitzenden deutscher Art zum Dilettantismus, zum Makartbukettkult kamen, warum sich damals wieder die Revolution geistiger Kräfte vorbereiten mußte, der muß immer wieder Kellers großen Kulturroman lesen, voll der hohen Kultur seines Nach-Goethe-Stiles. Keller ist eine Station; der Zug muß weiter brausen, das Genie braucht nicht bei Keller zu halten, alle fahrplanmäßigen Züge tun aber gut, in der Station Keller zu halten und dort Wasser zu nehmen; es täte das dem geregelten literarischen Eisenbahnverkehr sehr gut." Wie schade, daß der wehrhafte Meister Gottfried nicht gerade, nach vorherigem Genuß solcher Einführungskünste, vorüberkam, als das brausende Genie Walter von Molo bei ihm Wasser nahm! Ich glaube, die Folgen einer solchen Konfrontierung hätten den ganzen Moloschen Fahrplan durcheinander gebracht. „Es täte das dem geregelten literarischen Eisenbahnverkehr sehr gut."

E. Ackerknecht.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Andersen-Nexö, Martin: Eine Mutter. Roman. Konstanz: Wöhrle 1923. 319 S. Brosch. 3.—, Glw. 5.—.

Dieses Jugendwerk des dänischen Dichters — ein ländliches Idyll von der jütischen Ostseeküste, noch ohne alle sozialistische Tendenz — reicht menschlich und künstlerisch nicht entfernt an seine großen Proletarierdichtungen „Pelle der Eroberer" und „Stine Menschenkind" heran. Es ist nicht recht ersichtlich, warum es ins Deutsche übersetzt wurde, außerdem sind die vielen Druckfehler störend und hätten sich wohl vermeiden lassen. Abgesehen von einigen sehr schönen Naturschilderungen namentlich im Anfang und manchen scharf beobachteten Einzelszenen, in denen sich der spätere Dichter ankündigt, ist die Handlung so langatmig und oft innerlich unbegründet, daß das Buch wohl nur für große Büchereien zur Anschaffung in Betracht kommt, die es zur Vervollständigung des Gesamtbildes von Andersen-Nexös Schaffen einstellen werden.

Frida Endell (Stettin).

Bartsch, Rudolf Hans: Musik. Drei Novellen. Leipzig: Staackmann 1924. 328 S. Lw. 5.—.

Die erste Novelle „Mozarts Faschingsoper" erzählt von einem Intrigenspiel am am Hofe des sterbenden Kaisers Josef II. Zwei Brautpaare werden in einer frivolen Wette überkreuz gegen einander gehetzt. Das Ergebnis ist eine große Niederlage aller Beteiligten. Scherzhaft und ein wenig ironisch wird das berichtet und als historische Grundlage von Mozarts Faschingsoper „Cosi fan tutte" hingestellt. — Die beiden andern Novellen erzählen von dem „Geiger von Salzburg", einem alternden meisterlichen Musiker, der sein Leben lang bei allen Genüssen und Freuden daneben gestanden hat, aber ohne Verbitterung, in heiterer Wehmut sein Leben sich neigen sieht; und von dem sieghaften „Meister", der als 50jähriger noch ein ganz junges Ding zu freien wagt und sich in ihrem Besitze auch gegen einen gefährlichen Nebenbuhler glänzend behauptet. — Die künstlerische Höhe seiner ersten köstlichen Novellen hat Bartsch hier nicht erreicht. Die behagliche Breite der Erzählung artet zu oft in Geschwätzigkeit aus, zumal die Motive und besonders der indirekte und leider nur zu oft auch direkte Preis des Österreichertums (hier noch mit billigen Seitenhieben auf die böse Gegenwart) sich in Bartschs Werk nachgerade in unerträglicher Weise wiederholen. Dazu kommt in der ersten Novelle noch eine Grellheit und Überbetonung in der Charakteristik und Motivierung, die gerade zu der sonst so leichten und spielerischen Art garnicht passen will. Immerhin bieten die zweite und dritte Novelle doch soviel Reizvolles, daß — während man die erste gern missen könnte — um ihretwillen die Anschaffung des Buches größeren Büchereien empfohlen werden muß. H. J. Homann.

Beste, Konrad: Grummet. Roman. Buchschmuck von Rolf Schlichter. Berlin: Schneider 1923. 191 S. Hlw. 4,—.

Die einfache, ja banale Fabel von dem Dichter, der in der Mitte seines Lebens vom Großstadtekel gepackt aufs Land flieht, ein gebildetes Bauernmädchen findet und schnell zur Frau gewinnt, um mit ihr die zweite Ernte seines Lebens (daher der Titel „Grummet") einzuheimsen, diese einfache Fabel bietet dem Verfasser Gelegenheit, alles abzuladen, was er auf dem Herzen hat an Haß gegen die seelenmordende, menschenschändende Großstadt, an Erbitterung gegen Enge und Jämmerlichkeit der Kleinstadt, an Verzweiflung über unheilbare Scheußlichkeiten unserer sozialen Verhältnisse und schließlich auch an rousseauischer Begeisterung für die Natur, das Landleben und einfaches Menschentum. Die Reflexion und eine etwas angestrengte, exaltierte, nicht ohne Mühe auf der Höhe gehaltene Schwärmerei überwuchern die Handlung vollkommen. Zwar wird man nicht selten erfreut durch eingestreute lyrische Schönheiten, die allerdings meist recht sentimentaler Art sind, häufig auch durch scharfe Beobachtungen, durch boshaft treffende Darstellung von Philistertypen (besonders in einer eingeschobenen, einigermaßen abgeschlossenen Episode, die den besten Teil des Buches bildet), und durch einzelne gute Prägungen. Doch im ganzen überwiegt der Eindruck, daß hier ein junger Kopf vieles, was ihn beschäftigt, bedrückt und begeistert, ausgeschüttet hat ohne Plan und Ziel, ohne Klarheit und ohne gestaltende Kraft. Zur Anschaffung kann das Buch nicht empfohlen werden, weil gerade die darin angetasteten wichtigen Probleme schon öfter mit unvergleichlich größerer Tiefe und Klarheit behandelt worden sind. — Die wenigen Bildbeigaben von Rolf Schlichter müssen ganz besonders bemängelt werden bei diesem Erzeugnis eines Verlages, der seine Bücher sonst so sorgfältig auszustatten pflegt: es sind überaus plumpe Plagiate George Großscher Kunst, deren leicht nachahmbare satirische Manier hier wiederkehrt ohne eine Spur von ihrem Geist und künstlerischen Charakter. H. J. Homann.

Böhlau, Helene: Im Garten der Frau Maria Strom. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1922. 330 S. Geb. 5,—.

„Eine Mutter muß rein sein, ganz da sein, nicht geteilt und nicht zerrissen!" Darum entsagt die Mutter der beiden „Ströme" Heinrich und Ottomar, nicht ohne Kampf, der neuen Liebe, mit der „König David", der Künstler, ihr nach dem Tode des Mannes ihr Leben hell machen will. Nun gehört sie ganz den Kindern. Niemals sorgt sie sich um Heinrich, das einfache, ruhige heitere Gemüt, das mit stiller Sicherheit ein frohes Leben lebt, bis der Krieg seine Jugend verschlingt. Aber Ottomar, der Jüngere, beansprucht durch seine sonderbare Frühreife, sein Zweifeln und Suchen, ihre ganze Kraft, bis der Krieg aus ihm einen Mann macht, der sein Leben vor sich weiß. — Die Vorzüge und Mängel des Buches halten einander die Wage. Erfreulich ist die Heimatliebe und Wanderfreudigkeit, die darin zu Worte kommt, erfreulich der heftige Kampf, den Ottomar gegen den Fluch seiner Zeit führt, welcher aus lebendigen Menschen „Hirnkünstler" macht. Aber allzu dunkel und geheimnisvoll sind oft Gefühle und Gedanken der jungen lebendigen Seelen. Fast staunt man, daß überhaupt eins immer des andern abgründige Reden recht versteht. So wirkt nur Heinrich, der Frühvollendete, in seiner Schlichtheit echt. In bezug auf die Handlung läßt sich eine leise peinliche Erinnerung an Herzogs „Buben der Frau Opterberg" nicht unterdrücken. Aber wo Herzog allzu oberflächlich wirkt, erscheint Helene Böhlau allzu tiefsinnig. — Da sich das Buch wegen dieser Eigenart vermutlich nur eine kleine Gemeinde von Lesern gewinnen wird, kommt es zur Anschaffung nur für große Büchereien in Frage.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Boldt, Johannes: Iwan Kuklinow. Roman. (Der Abenteuer-Roman Bd 12.) Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1923. 293 S. Pp. 4,—.

In schlichter, trocken-sachlicher, aber ungemein eindringlicher Weise stellt Boldt in Iwan Kuklinow die Gestalt eines naiven, fast möchte man sagen,

unschuldigen Verbrechers dar. Erst nach seiner Flucht in die Einöde Sibiriens lernt der durch Zufall zum Verbrecher, durch eigene Kraft dann in zehn Jahren zum reichen und mächtigen Mann Gewordene als Mensch denken und fühlen, als Mitmensch in die menschliche Gemeinschaft sich einfügen. Diese Wandlung, die im Anfang ganz überzeugend geschildert ist, wird zum Schluß bedauerlicherweise durch Übertreibung und Phrase verzerrt. Trotz dieses Mangels bleibt das Buch ein ungewöhnlich gut erdachter und erzählter Kriminal- und Abenteuer-Roman, der schon kleinen Büchereien für stoffhungrige Leser empfohlen werden kann. H. J. Homann.

Christoph, Hans: Die Fahrt in die Zukunft. Ein Relativitätsroman. (Der Abenteuer-Roman, Bd 9.) Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1922. 281 S. Pp. 4,—.

Christoph will eine leicht verständliche Veranschaulichung der Einsteinschen Relativitätstheorie geben. Aber sein Roman wird eher verwirren als aufklären. Mit Hilfe der Relativität der Zeit reist ein Ingenieur mit seiner Liebsten in die Zukunft, zunächst in das Zeitalter des kommunistischen Zukunftsstaates, dessen Menschheit in recht alberner Parodie als eine in Stumpfsinn versunkene, einer Tierherde ähnliche Masse geschildert wird. Der Versuch, in der Zeit rückwärts zu fahren und wieder in der Gegenwart zu landen, mißlingt dem Paar, und es gerät ins Jahr 1983, ins Zeitalter der höchstentwickelten Technik. Auch diese Welt mit ihrer Mechanisierung alles Seelischen behagt ihnen nicht, und sie beschließen das Buch mit einem Lobpreis auf unsere schönen Zeiten, da Mensch und Menschheit, Seele und Geist in so wohl abgewogenem Gleichgewicht seien. — Aus der Idee hätte sich wohl etwas machen lassen, doch fehlt es dem Verfasser — von der Oberflächlichkeit seiner Ansichten über kulturelle Dinge abgesehen — ganz und gar an anschaulicher Phantasie. So ist sein Roman langweilig und lehrhaft geworden. Von der Anschaffung ist abzuraten. H. J. Homann.

Claudius, Hermann: Das Silberschiff. Die Geschichte einer Sehnsucht. Lübeck: Antäus-Verlag 1923. 224 S. Hlw. 4,50.

Unter all den „Geschichten der Sehnsucht", die uns — vor allem im letzten Jahrzehnt — geschrieben worden sind, ist wohl nur in der von Hermann Claudius, dem Urenkel des Matthias, geschriebenen ein Kunstwerk von bleibendem Wert geschaffen. In dieser Erzählung von dem Maler Harm Störmer, der durch eine bunte, oft getrübte Kindheit, eine schwere, einsame Jugend, eine kurze, mit dem Tod von Frau und Kind endigende Ehe geht, bis er „zu sich selber kommt" — in dieser Erzählung ist die große Sehnsucht nach der Mensch-Werdung ernsthaft gefaßt und gestaltet, von einem schwerblütigen Niederdeutschen. Darum ist auch die Sprache zuweilen so schwer, abgebrochen, aber ohne daß dies als störend oder gar als Fehler empfunden werden könnte. Freilich sind die Frauencharaktere nicht ganz durchgeführt. Bei der Mutter Störmer sowohl als auch bei Agneta fehlen einige Striche zu ihrem Gesamtbilde, die Harm nicht sieht, die wir aber vermissen. Umso geschlossener sind die männlichen Figuren, vor allem Harm und sein Vater. Wie in dieser Erzählung eine jahrhundertalte Sehnsucht in ihren wechselnden Erscheinungen bald ideeller, bald materieller Art sich auswirkt, das zeugt von großer Gestaltungskraft. Das Sinnbild dieser Sehnsucht ist das „Silberschiff", auf das Großvater und Vater warten, „das von Amerika unterwegs sei und aller Not ein Ende machen werde". Es wird für Harm, den Enkel, den Künstler, zum Sinnbild seiner Sendung: „Seine Hände sind nur wie zum Gruße erhoben. Besitzen wollen sie nicht. Denn sie wissen, was der alte Vater Harm Hinrich noch nicht gewußt: daß alle Silberschiffe des Glücks scheitern, wenn sie landen wollen. Daß sie ferne bleiben, ist der Sinn ihrer Sendung und das ewige Geheimnis ihrer Fracht." So entwickelt sich Harm hinauf unter dem goethischen Leitwort von dem „Glücke sich seines eigenen Selbst, ohne fremde Formen, in reinem Zusammenhang bewußt zu sein". — Für mittlere und größere Volksbüchereien bedeutet der Claudius'sche Roman eine

Bereicherung. Aber nur ernste und vorurteilsfreie Leser werden Gewinn aus dem Buche ziehen und seine Erotik verstehen können, die, wie der Verfasser selbst bekennt, „nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern um meines Wissens willen: daß alle künstlerische Entwicklung und alle Kunst aus ihr heraus den Antrieb erhalten, möge sie noch so verborgen dahinter liegen."

Lisa Kunstmann (Stettin).

Dunsany: Die Seele am Galgen. Ein Buch von Menschen, Göttern und Geistern. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1924. 149 S. Brosch. 2,50, geb. 4,—.

Nach der Ankündigung des Verlages erwartet man, in diesem Buche einen neuen „Meister der phantastischen Erzählung", zum mindesten von der Ursprünglichkeit und Stärke der Erfindungsgabe seines Landsmanns Wells, kennen zu lernen. Es handelt sich jedoch hier in Wirklichkeit um einen stilistisch hochkultivierten Literaten von schwacher Eigenart, um einen minderbedeutenden Geistesverwandten von Oskar Wilde, der seine ziemlich dürftigen Fabeln allerdings mit manchem lyrischen Reiz zu schmücken versteht, indem er den Ton asiatischer Götter- und Geistergeschichten und orientalischer Märchen geschickt nachahmt, gelegentlich auch den Zauber schottischer Moore beschwört. Sehr bezeichnend für das Angelsachsentum dieses Dichter-Lords ist es, wie ihm immer wieder satirische Anwandlungen seine lyrischen Wirkungen gefährden. (Das erkennt man besonders deutlich, wenn man auf den zarten, durch und durch poetischen Humor der — im selben Verlag von Martin Buber herausgegebenen — unsterblichen „Chinesischen Liebes- und Geistergeschichten" hinüberblickt.) So ziemlich das gelungenste Stück ist denn auch die kleine Skizze „Der Traum von London", in dem die lyrische Feierlichkeit des Erzählertones und die satirische Grundabsicht ausnahmsweise einen im tieferen Sinne romantischen Einklang bilden. — Für Volksbüchereien entbehrlich. E. Ackerknecht.

Ehrhardt, Robert von: Hradischko. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1922. 274 S. Geb. 4.50.

Die junge Gräfin Lotte von Eybenberg sieht sich nach dem Tode ihres Gatten ebenso überrascht wie hilflos gänzlich zerrütteten Vermögensverhältnissen gegenüber, nach deren bestmöglicher Ordnung sie sich, einem Impuls folgend, mit ihrem Söhnchen auf den in ihrem Besitz verbliebenen mährischen Landsitz „Hradischko" zurückzieht. An die Ansprüche und Sorglosigkeit einer Weltdame gewöhnt, empfindet sie den Aufenthalt auf dem abgelegenen und herabgewirtschafteten Gute als ein Martyrium, doch sie erfaßt mit reger Tatkraft ihre neue Lebensaufgabe und schafft in etlichen mühevollen Jahren sich selbst eine gesicherte Wohlhabenheit und ihrem kleinen Sohn ein stattliches Erbe. Trotz aller Erfolge sieht sie in Hradischko eine ihr aufgezwungene, nicht freiwillige Fesselung ihrer persönlichen Freiheit, und der Wunsch, sich ihrer zu entledigen, erlischt nie. Ein junger Diplomat, der in ihren Gesichtskreis tritt und ihr eine schnell erwiderte Liebe entgegenbringt, öffnet ihr einen Weg in die alten Lebensverhältnisse, doch vor die Entscheidung gestellt, ob sie sich für immer von Hradischko trennen will, fühlt sie nun erst ganz den Fluch und die Segnungen einer Scholle, der man ein Jahrzehnt seiner besten Lebenskraft geweiht hat, und löst sich von dem Verlobten, um der schwer errungenen Heimat treu zu bleiben. — Der stoffliche Gehalt des Romans ist nicht groß und nicht neu, und doch ist er fesselnd und eigenartig. Einige Schwächen und Längen (besonders im zweiten Teil) treten ganz zurück hinter dem wohlgelungenen Ganzen. Besonders hervorzuheben ist die künstlerisch vollkommene Durchzeichnung der Gestalt Lottis in all ihren Wandlungen. Trotz einer schönen Munterkeit der Erzählungsweise ist das Buch anspruchsvoll und wird nur unter bedachtsamen Lesern Freunde finden. — Für mittlere und große Büchereien.

Eva Burchardi (Charlottenburg).

Ernst, Otto: Heidede. Eine neue Liebe. Leipzig: Staackmann 1923. 207 S. Hlw. 4,—.

Es ist nur zu wünschen, daß Otto Ernst nicht noch Urgroßvater wird — was würde dann für ein Urenkelbuch herauskommen! „Appelschnut" war ja noch zu ertragen —, dieser „Heidede" aber, „Seine Hoheit", erlebt wirklich nicht mehr und nicht weniger als jedes andere normale Kind, und das wird in tausendmal gehörten, täglich uns begegnenden Redewendungen 207 Seiten lang zum Gegenstand wortreichster Entzückungen gemacht. Daß alle normalen Großväter den ersten Enkel närrisch lieben, ist wohl nicht zu bestreiten; und daß ihr Enkel stets ein ganz außerordentliches Kind ist, wollen wir ja nicht bezweifeln — aber ein Buch darüber, in dem der eigentliche Mittelpunkt doch der Herr Großvater ist, der trotz gegenteiliger Bemühungen alles doch immer wieder allzu sehr mit Erwachsenen-Augen sieht, — das ist zu viel. Zudem dauernd eingeflochtene Bemerkungen über diese bösen Zeiten zu hören, ist wirklich nicht Jedermanns Sache, und die „weisen Erziehungsgedanken", die der Verfasser äußert, haben wir in Asmus Sempers Geschichte schon reichlich genossen. Wer so viel Hoffnung auf Deutschlands Jugend setzt, wie Otto Ernst es zu tun vorgibt, der biete ihr etwas anderes als diesen Baby-Hymnus!

Lisa Kunstmann (Stettin).

Fallada, Hans: Anton und Gerda. Roman. Berlin: Rowohlt 1923. 297 S. Brosch. 2,—, geb. 3,—.

Dieses neue Buch Falladas ist in gewissem Sinne eine Fortsetzung seines vor einigen Jahren erschienenen Pubertätsromans „Der junge Goedeschal" und, was die künstlerische Zucht der Sprache anbelangt, ohne Zweifel ein guter Fortschritt. Auch dieses Werk hat sich aus einer gärenden und aufbegehrenden Seele losgerungen, aber der sprachliche Ausdruck wird nicht mehr durch das stürmende Chaos des Erlebens vergewaltigt, sondern versucht es selbst durch künstlerische Form zu bändigen. Die urewige Melodie des Lebens, das nicht von den Wassersuppen naturentfremdeter Doktrin und Konvention notdürftig gespeist wird, sondern das frei von allem Wesensfremden, Äußerlichen, bloß Anerzogenen, Hemmenden, Unechten und Unwahren im Urerlebnis des Eros die schöpferische Kraft des Weltalls triebhaft empfindet, diese gewaltige, wilde und weiche Melodie sucht Fallada wiederzugeben, wie er sie in sich vernommen hat. In der erotischen Polarität zweier junger Menschen, des Rostocker Professorensohnes und Abiturienten Anton Färber und der kleinen Kellnerin und Dirne Gerda gestaltet er das Problem der sinnlich-übersinnlichen Liebe nicht als eine Erfüllung im Sinne bürgerlich-träger Glückssattheit, sondern als rastloses und schmerzvolles Ringen um ein tieferes Erkennen des anderen und um die innere Erhebung aus der Lauheit und Lüge des Alltäglichen. Mit rücksichtsloser Offenheit schaut er in das Dunkel, aber auch in die Helle des seelisch-geschlechtlichen Trieblebens hinein und schrickt gelegentlich auch nicht vor naturalistisch-brutalen Szenen zurück. Durch sie erweist er sich auch in dieser Stilart als ein Könner; ja, dadurch gerade zeigt sein Expressionismus offensichtlich die innere Verwandtschaft mit dem Naturalismus. Wollte man Falladas Art auf eine Formel bringen, müßte man sie als psychologischen Naturalismus bezeichnen. Fallada gestaltet die seelischen Vorgänge nicht als ganze, in sich geschlossene Akte, er sucht sie vielmehr in der Widerspruchsfülle ihrer einzelnen Stimmungen und Regungen festzuhalten. Dieses Anschwellen und Abebben der Gefühlwellen ist der eigentliche Inhalt des Romans. Dem gegenüber treten die äußeren Vorgänge als an sich nebensächlich zurück, ebenso das Milieu: Rostock, Berlin, Leipzig, Rügen. Und doch kommt beiden wieder eine große Bedeutung zu, insofern sie nämlich die seelische Entwicklung — denn eine solche bringt der Roman in seinem Fortschreiten aus dumpfen Wirrungen zur Klarheit — tragen und wesentlich beeinflussen. Nach der unruhevollen, vergifteten Atmosphäre der Großstadt bringt der sommerliche Strand und das Meer Befreiung und Erlösung. — Es bedarf nach dem Vorausgegangenen eigentlich keiner besonderen Erwähnung, daß das Buch dadurch, daß es zwei erotisch äußerst sensitive Naturen als „Helden" gewählt hat, weit

davon entfernt ist, ein allgemeingültiges Bild des Lebens zu geben oder auch nur der Vielfältigkeit der erotischen Erlebnismöglichkeiten gerecht zu werden. Aber das ehrliche Ringen des Dichters, der sich von jeder billigen Gefühlsschwelgerei oder gar Sentimentalität fernhält, sein ehrliches Ringen um die Erkenntnis des erotischen Mysteriums versöhnt mit der Einseitigkeit und noch nicht gelungenen epischen Gestaltung dieses Werkes. — Für größere Büchereien.

B. Sauer (Stettin).

Federer, Heinrich: Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden. Berlin: Grote 1924. 321 S. Brosch. 3,60, Lw. 5,—.

Nicht die Natur, wie der Titel vermuten lassen möchte, sondern der Mensch ist auch diesmal wieder die Hauptsache in dem neuen Erzählungsband Federers, der Geschichten, Sagen und Abenteuer aus den Abruzzen in sich vereinigt. Aber Zeit und Besinnung zum Zuhören muß man besitzen und „das Geheimnis nicht verloren haben, in der komplizierten Äußerlichkeit von heutzutage eine unkomplizierte Innerlichkeit zu bewahren". Urweltsgeruch umgibt hier den Leser, der in dieser Umgebung soviel Überflüssiges von sich zu schütteln lernt. Keine Menschen, die „in die einst so beliebten, gekämmten und gesalbten Dorfgeschichten unserer Literatur um Auerbach herum passen", führt uns der Dichter in diesen behaglich erzählten Geschichten vor, sondern kraftvolle, urwüchsige Gestalten von unverfälschter Natürlichkeit in ihrem Leben und Erleben; eine Kost für gesunde, Gesundes liebende Leser.

W. Eggebrecht (Stettin).

Sir Galahad: Die Kegelschnitte Gottes. Roman. München: Langen 1921. 542 S. Brosch. 5,50, Glw. 8,—.

Das Buch ist weniger kompliziert, als es der merkwürdige Titel vermuten läßt. „Kegelschnitte Gottes": das ist nach einer Idee Fechners die Deutung mathematischer Figuren wie Ellipse, Hyperbel, Parabel als Symbol ethischer Begriffe wie Liebesfreundschaft, bitterster Haß, Liebe gegen das Unendliche. Im Verlauf des Buches sprechen diese Gleichnisfunktionen nicht übermäßig mit, doch behalten sie immerhin ihren Sinn als Hintergrundsmomente. Sir Galahad — wer verbirgt sich hinter diesem Pseudonym? — unternimmt es, eine Kritik des europäischen Kulturkreises, seiner sittlichen, religiösen und gesellschaftlichen Anschauungen zu liefern, und zwar bedient er sich zu diesem nicht mehr neuen Versuch des Mediums eines in der geheimnisvollen Tiefe der asiatischen Welt erzogenen anglo-indischen Jünglings. Etwas wie eine Handlung liegt lediglich im letzten Teil des Romans vor, den Hauptteil bilden nach einer prachtvollen Schilderung der asiatischen Atmosphäre die kritischen Glossen, die sich an den Gang einer Reise durch Frankreich, die Schweiz, Deutschland, Österreich und England anknüpfen. Die Urteile sind von einer beispiellos herben Bitterkeit, meist grausam treffend, nicht selten allerdings auch so einseitig, daß ihre Schärfe sich Lesern mit eigener Urteilsfähigkeit als subjektive Willkür erweist. Immerhin ist das Buch interessant, in vielen Dingen auch durchaus fruchtbar, seine Anschaffung dürfte sich aber doch nur großstädtischen Büchereien empfehlen.

G. Kemp (Memel).

Hanstein, Otfried von: Der Kaiser der Sahara. Roman. (Der Abenteuer-Roman, Bd 11.) Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1922. 235 S. Pp. 3,75.

Ein großer Bankier hat den Niger in die Sahara leiten lassen und organisiert in diesem fruchtbaren Lande, der Kornkammer der Welt, sein abenteuerliches Kaiserreich. Ein ungeheurer Vulkanausbruch macht der Herrlichkeit ein Ende. Eine Liebesgeschichte zwischen einem Ingenieur und der Tochter des Kaisers bildet die Grundlage der Handlung, die geschickt aufgebaut, gut und spannend erzählt und mit vielen interessanten phantastischen Einzelheiten ausgeschmückt ist. — Für mittlere und größere Büchereien. H. J. Homann.

Hanstein, Otfried von: Der blutrote Strom. Roman aus der Zeit eines Titanen. (Der Abenteuer-Roman, Bd 14.) Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1924. 202 S. Pp. 3,—.

Hanstein erzählt hier von der Vernichtung der mittelasiatischen Reiche und Städte Bamian und Balkh durch den Dschingizz Khan. Die Gestalt des Fürsten, seine Heere und ungeheuren Schlachten sind mit einer gewissen Großartigkeit geschildert. Die Intrigenhandlung, die dazwischen läuft, und ihre Spieler sind aber aus unlebendigen und abgenutzten Klischees zusammengesetzt. Schlimmer noch sind die sprachlichen Mängel des Romans, der mit einer beispiellosen Sorglosigkeit geschrieben ist; lange Strecken hindurch findet man Seite für Seite ein oder mehrere Nachlässigkeiten und grobe Sprachschnitzer. In diesem Zustand sollte der Roman in keine Bücherei eingestellt werden. H. J. Homann.

Heyking, Elisabeth von: Weberin Schuld. Novellen. Berlin: Grote 1921. 156 S. Brosch. 2,20, Hlw. 4,—.

Der Begriff „Schuld" wird hier in verschiedenen Erzählungen abgewandelt, ohne jedoch seinen Ursprung und sein Wesen sonderlich zu verändern. In den sechs Novellen ist ein Schicksal im Spiel, dem keiner entrinnt, das seine Opfer lebenslänglich umlauert und sie unter dem Deckmantel irgend einer Schuld plötzlich faßt. Alle Gestalten des Buches sind von lebensmüder Resignation erfüllt, und von der Erkenntnis durchdrungen, „daß die meisten Leben ein Flickwerk" seien. Nirgends ein Überwinden, kaum ein Kampf. Am besten ist noch die erste Novelle „Die Trommel", die sogar gut wäre, würde sie nicht durch sentimentale Intermezzi in die Länge gezogen. Knapp und darum eindrucksvoll ist „Der letzte Schuß". Mit dem überflüssigen Schlußsatz des „Paquito" zerstörte sich die Verfasserin die ganze Novelle. Die übrigen drei Erzählungen sind Kitsch. Der Stil ist fließend, wenn auch manchmal recht gesucht. — Alles in allem: Die Anschaffung lohnt nicht. Lisa Kunstmann (Stettin).

Höffner, Johannes: Melodie des Herzens. Novellen. Heilbronn: Salzer 1924. 100 S. Geb. 1,20.

Das schon früher im Salzerschen Verlage unter dem Titel der ersten Novelle „Der scharfe Weingesang" erschienene Erzählungsbändchen ist jetzt in die „Taschenbücherei" aufgenommen worden. Es enthält drei sauber erzählte Geschichten, deren Menschen noch in altväterlichem Boden wurzeln. Der neue Titel ist recht glücklich gewählt, da die „Melodie des Herzens" in allen drei Erzählungen ertönt, sei es, daß der Meister Zeinert, der Jahr für Jahr im Wald die Finken behorcht, durch seine Liebhaberei zum Dieb wird und schließlich seinen Verstand verliert, sei es, daß die vornehme Patriziertochter Sibylle Notnagel an ihrer heimlichen Liebe zu einem stürmischen Burschen verbrennt, oder daß dem würdigen Ratsschreiber, Herrn Thaddäus auf einer Landfahrt mit der Postkutsche nach jahrelangem Spießertum sein Wander- und Künstlerblut zu neuem Leben erweckt wird. Die drei Erzählungen eignen sich in ihrer Anspruchslosigkeit und natürlichen Wärme gut zum Vorlesen. Zu der zweiten „Um 1800" lassen sich leicht ähnliche stimmungsvolle Stücke bei Storm finden. Schon für kleinste Büchereien. Frida Endell (Stettin).

Isemann, Bernd: Jean Philipps Erbe. Ein Lothringer Roman. Stuttgart: Seifert 1920. 267 S. Geb. 3,50.

Der Roman ist eine Art Fortsetzung der Geschichte von Jean Philipps Leben in den „Lothringer Novellen" des Verfassers (Berlin: Fischer, 1913), die mir nicht zugänglich waren. Im Mittelpunkt steht die Gestalt Jean-Pierres, eines der jüngeren Söhne des alten Jean Philippe, und seine Liebe zu der rührenden Cecilie — sie geht unglücklich aus, denn der Liebende fühlt sich sozusagen vom Vater her erblich belastet, dem es beschieden war, „unglücklich zu sein und unglücklich zu machen". So löst er sich mit schwerem Herzen von dieser

Liebe los, die schließlich zuguterletzt seinem älteren Bruder zufällt. — Dem Roman ist eine gewisse sachliche Nüchternheit eigen, mitunter gehts geradezu etwas langweilig her. Auch vermisse ich eine zeitliche und landschaftliche Färbung: wenn nicht Nancy und französische Namen genannt wären, so würde man kaum auf Lothringen als Schauplatz der Handlung raten; von der Seele dieser Landschaft bekommt man keinen richtigen Eindruck, was doch schließlich den Roman erst wertvoll machen würde. Ebenso unbestimmt ist das zeitliche Kolorit: man hört einmal so nebenbei, daß in Frankreich gerade Krieg ist — aber wann, ist wirklich nicht festzustellen. Ich kann das Buch trotz gelungener Einzelheiten (die Gestalten sind scharf charakterisiert) nicht für eine Bereicherung der Volksbücherei halten. K. Fuß (Essen).

Kohne, Gustav: Regina Stockhans. Eine heitere Jagd- und Liebesgeschichte. Leipzig: Grunow 1922. 272 S. Brosch. 2,80, Hlw. 4,50, Lw. 5,20.

In der neuen Auflage seines Romans „Regina Stockhans" hat Kohne die Gestalt der Titelheldin umgearbeitet und ihr „jeden Hauch von Schwere und Befangenheit genommen". Dazu ist „der rein plattdeutsche Dialog beseitigt und der Sprache der Heidebauern nur ein plattdeutscher Anklang gegeben worden": So sagt der Waschzettel aus. Nun, die Titelheldin hat sicher gelitten bei der Umänderung; denn die problematische Figur, als die sie uns im ersten Teil des Buches entgegentritt, paßt schlecht zu der kecken, koketten Regina, die zum Schluß doch nicht ganz genau zu wissen scheint, ob sie auch wirklich dem Zug des Herzens folgen soll. Der Dialog ist für Kenner des Plattdeutschen ein zweifelhafter Genuß — immerhin wird das Buch nun einen größeren Leserkreis finden. Denn als freundliches Unterhaltungsbuch — zumal für ältere Leser — verdient es eingestellt zu werden. Die Geschichte der Gastwirtstochter Regina Stockhans, die ihre städtischen und bäuerlichen Verehrer an der Nase herumführt, um schließlich den Tischlergesellen Leopold und seine „Weltanschauung" zu heiraten, ist hübsch und lebendig erzählt und wird in ihrem Spiel und Gegenspiel sicher Lachen erwecken. Jäger werden ihre besondere Freude daran haben.

Lisa Kunstmann (Stettin).

Kurz, Hermann: Die Guten von Gutenburg. Roman. Basel: Rhein-Verlag 1924. 380 S.

„Die Guten von Gutenburg" sind die in Engheit befangenen Bewohner eines oberrheinischen Kleinstädtchens, dem es an Zeitkolorit fehlt. Den durchlaufenden Erzählungsfaden bildet das Heranwachsen eines Findlings zum rechtschaffenen Menschen, welche Normaltugend bereits genügt, um in ihm den künftigen Reformator seiner Adoptiv-Vaterstadt zu sehen. Dies läßt auf den Tiefstand seiner Umwelt schließen, die uns vorgeführt wird in Gestalt des Gemeinderates, der nur das Seine sucht, des Doktors, dem sein Skatspiel erheblich über die Patienten geht, — wie in sich wiederholenden Motiven betrogener Mädchen und Frauen, deren Kinder allerdings die Sünden der Väter abwechslungshalber durch Wohlgeratenheit aufheben. Man fragt sich, mit welcher Berechtigung diese kleinlichen Geister und Geschehnisse festgehalten sind und bedauert dies umsomehr, als die frische Darstellung, der volkstümliche Ton und gesunde Spott auf größere Auswirkungsmöglichkeit des Verfassers hinweisen. Das vorliegende Buch vermehrt nur das schon allzu reichlich vertretene Mittelgut unserer Volksbüchereien. Edith Goßmann (Breslau).

Lübbe, Axel: Ein preußischer Offizier. Novelle. (Der Falke.) Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. 43 S. Kart. 0,60.

Mit einer psychologischen Unerbittlichkeit und epischen Konzentration, die bisweilen an Kleist gemahnt, hat der Dichter in die knappe Form einer kurzen Novelle ein Menschenschicksal gebändigt, das sich aus dem engen Kreis eines Standes ins Allgemeinmenschliche erhebt. Ein junger tapferer Offizier aus

märkischem Uradel erlebt nach einem mißglückten Sturmangriff in dem Höllenkrater der Westfront die „sinnlose Angst der Kreatur“. Durch die körperliche Züchtigung seiner Leute sucht er sich zu behaupten und die Erinnerung an vergangene und die Furcht vor der Möglichkeit zukünftiger Angst zu betäuben. Auch das Verbot seines Kommandeurs, der ihm mit Zurücksendung in die Heimat droht, vermag ihn nicht davon abzuhalten. Als er vor dem bevorstehenden Angriff um eines neuen solchen Vergehens willen aus der Front entfernt werden soll, gelobt er seinem Oberst, aus dem nächsten Gefecht nicht mehr zurückzukehren und fällt. So sühnt er vor sich selber durch den Tod den Verrat seines Herzens. Kein äußerliches Ehrgefühl bestimmt das Los dieses wahrhaften Helden, sondern die sittliche Notwendigkeit, die von dem preußischen Offizier und Adligen den Mut als Pflicht fordert. Die Sprache ist gepflegt: wesentlich und knapp, die dem Stoff angemessene Form. Das Buch sei mittleren und größeren Büchereien zur Anschaffung empfohlen. B. Sauer (Stettin).

Mathar, Ludwig: Die Monschäuer. Ein Roman aus dem westlichsten Deutschland. Kempten: Kösel & Pustet 1922. 580 S. Geb. 8,—.

An der deutschen Westgrenze, am Fuß des Hohen Venn, liegt Monschau (Montjoie), ein Tuchmacherstädtchen; seine Einwohner — sie alle in ihrer Gesamtheit sind sozusagen „Held“ des Buches, nur konzentriert in der Gestalt eines einzelnen Monschauer Kindes — sind eine köstliche Mischung von Kernhaftigkeit, Arbeitsfreudigkeit und Windbeutelei, sodaß im Roman einige köstliche Schnurren, Monschauer Stückchen, abfallen. Das ganze dicke Buch ist ein Lobgesang auf die Heimat, Monschau und Köln besonders werden mit der Liebe des hier Verwurzelten liebevoll breit geschildert. Man muß seine Freude an diesem Buch haben trotz mancher künstlerischen Einwände, die es bei einem Erstling immer geben wird. Gewisse Breiten der Darstellung, zu erklären wohl durch viele autobiographische Züge, ermüden nicht, weil man dahinter den Zwang und Drang einer warmherzigen Persönlichkeit fühlt, sich einmal diese Heimatbegeisterung herunterzuschreiben, sodaß eine Unzahl von Gestalten vor uns hintreten, in immer wieder neuer Beleuchtung. Zugleich wird auch ein vortrefflicher kulturgeschichtlicher Ausschnitt gegeben: wie das alte Tuchmachergewerbe durch die Abschnürung vom Weltmarkt leidet, wie es wieder auflebt nach dem Bau einer Eisenbahn, wie aber auch die weniger angenehmen Wirkungen der Industrialisierung sich bemerkbar machen usw. — Der Held des Buches, das „Lerle“, ein echtes Monschauer Kind, von der resoluten Mutter zum Kaufmann bestimmt, erzwingt sich schließlich doch noch die „gelehrte“ Laufbahn (d. h. ein zu seinen Gunsten abgefaßtes Testament taucht rechtzeitig als deus ex machina auf), „fliegt“ aber, sozusagen aus Versehen, aus Obersekunda, traut sich nicht mehr nach Hause, wird Buch- und Kunsthändler in Köln, und übersiedelt als solcher schließlich, nach dem Tod des Vaters mit der strengen Mutter ausgesöhnt, in die geliebte Vaterstadt, wird Heimatdichter und Verleger, Vorstand des Geschichts- und Verschönerungsvereins (hier am Schluß wirds ein bißchen philiströs und zu dick aufgetragen) und schließlich, am 1000jährigen Stadtjubiläum, Ehrenbürger von Monschau. — Alles in allem: ein kernhaftdeutsches Buch, innerlich gesund und echt. Jede Bücherei, nicht nur im Westen, sollte es einstellen, es eignet sich für alle Alters- und Bildungsstufen, wegen des fast völligen Mangels an Erotik auch schon für die aufgewecktere Jugend. K. Fuß (Essen).

Muschler, Reinhold Conrad: Douglas Webb. Leipzig: Grunow 1921. 324 S. Brosch. 3,—, Hlw. 5,—, Glw. 5,80.

— Der lachende Tod. Ebenda 1922. 271 S. Brosch. 2,80, Hlw. 4,50, Glw. 5,20.

Von Douglas Webb, dem etwa vierzigjährigen Astronomen, der nicht nur Gelehrter ist, sondern auch Weiser, dessen verhaltene Kraft Magnet und Stahlbad ist für alle, die in die Nähe seiner nicht nur äußerlichen, sondern zur Reifwerdung

ausgekosteten Einsamkeit kamen, — von ihm, den alle suchen, wendet sich Ina Wilde, seine Braut und Geliebte, ab. Nicht daß ihre Liebe zu ihm aufgehört hätte. Aber ihr Blut will in Flammen stehende Liebe, während Douglas die Glut mit Asche deckt, weil er Ina physisch und psychisch erstarken lassen will, bis sie seine Einsamkeit teilen kann. Flüsterte ein Instinkt ihr zu, daß sie todgeweiht ist, nicht Zeit hat zu warten? So flüchtet sie sich in die Liebe des Stelio Lenz, Webb's besten Freundes, dessen gottbegnadetes Künstlerleben auch ihr, der aufstrebenden Sängerin, den Weg zu den Höhen der Kunst zu weisen bestimmt zu sein scheint. — Ein Beachtung verdienendes Kunstwerk ist dieser Erstling; bemerkenswert durch psychologische Vertiefung und klare Herausarbeitung der Hauptgestalten wie der Nebenfiguren; durch die äußerst knappe, zuweilen zwischen die Zeilen gedrängte, aber fast lückenlose Handlungsführung; durch ungewöhnlich reife Dialogkunst und eine durchaus eigene, glutvolle und sinnenfrohe, oft durch Neuschöpfung beglückende Sprache. Alles in allem ein Eindruck, stark genug um diesen oder jenen Einwand (so gegen den abfallenden Schluß) zu entkräften. — Die Anschaffung kann auch schon mittleren Büchereien empfohlen werden; man vermeide aber die Ausgabe an unreife Leser.

Gegen den Douglas Webb fällt Muschlers zweiter Roman sehr ab. In der Problemstellung weitgehend einfache Wiederholung: Douglas Webb heißt hier Friedrich Ammon, für Ina Wilde lesen wir Dora Oswin, und die Rolle des Stelio Lenz spielt der „Tatmensch" und Lyriker Mannfred Gehrmann. Der Roman umspannt den einen Tag, an dem die große Schauspielerin Dora Oswin zu Ammon, ihrem Gatten, zurückkehrt, den sie vor sieben Jahren nach einjähriger Ehe verließ. Unklar bleibt, ob ihre Rückkehr wirklich dem Gatten gilt — oder dem Umstand, daß in dessen Nähe der inzwischen zu größter Berühmtheit gelangte Dichter Bergson leben soll, den Dora nach seinen Werken als „Tatmenschen" und Verwirklichung ihres Ideals vom Manne beurteilt und sucht. Sie findet aber diese Verwirklichung binnen weniger Stunden in Gehrmann, dem Freunde ihres Mannes. Und wie sie schon einmal nach der ersten Trennung bei einem halb zufälligen Zusammentreffen nach einer Nacht bereits wieder fortging, so zieht sie auch diesmal am Morgen nach ihrer „Heimkehr" davon, mit Gehrmann — obwohl sie inzwischen erfuhr, daß Bergson nur Pseudonym ihres Mannes war. Hier ist nichts als innere Hohlheit, von der ein Friedrich Ammon, so wie er sonst gezeichnet ist, sich nicht dreimal dürfte düpieren lassen. Die äußere Form des Romans enttäuscht nicht weniger als die innere (wenn man auch Keime zu dem nun aufgeschossenen Unkraut schon im „Douglas Webb" findet). Unaufhörliches Schwelgen der Hauptpersonen in Dithyramben und Sentenzen, in deren Dienst die Umrisse aller zuweilen so schwinden, daß sie nur wie verschiedene Sprachrohre des Verfassers wirken, sowie kleine und große Stilfehler (ein großer z. B. der unerträgliche ständige Wechsel zwischen direkter und indirekter Rede S. 78 ff.) lassen keine Freude über das Auffunkeln manch köstlicher Prägung hochkommen. E. A. Meyer (Stettin).

Niese, Charlotte: Als der Mond in Dorotheens Zimmer schien. Erzählung. Hamburg: Hermes 1924. 155 S.

Es ist zu begrüßen, daß der Verlag R. Hermes das etliche Zeit vergriffen gewesene Büchlein zum 70. Geburtstag der Dichterin in schöner Ausstattung neu herausgegeben hat. Freunde einer feinen und stillen Erzählungskunst werden immer ihre Freude an dieser schlichten Geschichte haben, in der sich die alten, nach wechselvollem Geschick in ein Jungmädchenstübchen verschlagenen Möbel und Nippsachen mit dem hereinscheinenden Monde von einer weit zurückliegenden Vergangenheit unterhalten. So erfahren wir von ihnen bruchstückweise die Schicksale einer Anzahl vor der großen Revolution nach Deutschland geflohener Emigranten. Gar manche sind hoffärtige und undankbare Menschen, welche selbst die bittere Not nicht reifen ließ, aber auch gute und brave sind unter ihnen; so die beiden kleinen vornehmen Demoisellen, die sich tapfer in die veränderte Lage schicken und mit ihrer Hände Arbeit durchs Leben schlagen. Zart und weich wie der Mondschein sind die Farben der Erzählung, auch da,

wo die Dichterin das unerfreuliche Benehmen der mit offenen Armen aufgenommenen Gäste zeigt. Die sinnende Nachsicht der Erinnerung hat allem Unwillen das Anklagende, Bittere genommen. Not und Tod, Schlechtigkeit und stille Größe, Liebesleid und Liebesfreude sind zu einer verträumten Melodie geworden, die leise aufklingt. — Allen Büchereien, insbesondere für die Ausleihe an Frauen und junge Mädchen, die ihren Geschmack noch nicht verdorben haben, zur Anschaffung empfohlen. B. Sauer (Stettin).

Perutz, Leo: Turlupin. München: Langen 1924. 183 S. Brosch. 3,—, Lw. 5,—.

— Die Geburt des Antichrist. Wien: Rikola-Verlag. 129 S.

Der Wert der Romane von Perutz liegt in der erstaunlich kühnen Motiv-Auswahl und dem Geschick, mit welchem der Verfasser die sicher aufgebaute Handlung einem überraschenden Ausgang zuführt. Das gilt auch wieder von den beiden vorliegenden Büchern, von denen das erste in die Zeit des Kardinals Richelieu führt. Turlupin heißt ein einfältiger Barbiergeselle, der in seinem Wahn, zu großen Dingen berufen zu sein, tatsächlich das Geschick seines Vaterlandes lenkt, indem er im entscheidenden Augenblick in die Pläne Richelieus eingreift und den Staat dadurch noch einmal von den Greueln einer Revolution rettet.

Auch das zweite Buch hält uns in wachsender Spannung. Hier wird von dem merkwürdigen Schicksal eines Kindes berichtet, welches nach der angeblichen Verheißung eines Heiligen dazu gesandt ist, dereinst das Christenreich zu zerstören. Erst die letzte Seite der Erzählung gibt uns — und zwar durch eine recht verblüffende Zufälligkeit — Aufschluß über diese rätselhafte Gestalt. — Wie alle Bücher des Verfassers, so wenden sich auch diese wieder an Leser, die genug literarische Erziehung besitzen, um sich von äußerst geschickt gemachten phantastischen Spielereien geschmackvoll unterhalten zu lassen. Sie werden darum nur in größeren Büchereien am Platze sein, wenn man nicht wegen ihrer Kürze von der Anschaffung der zweiten Erzählung für den Ausleihbetrieb absehen will. Elsa Hamann (Memel).

Pirchan, Emil: Pyramide. Roman. Berlin: Juncker 1922. 245 S. Hlw. 5,50.

„Alles um Liebe" liest man auf der ersten Seite dieses Buches, und wirklich entwickelt sich alles Geschehen um diesen einen Punkt menschlicher Erlebensmöglichkeiten; nicht im Sinne einer alltäglichen Liebesgeschichte, sondern vom rein Körperlichen zum Kosmischen hinaufgesteigert, Versuch einer Übertragung Fausts ins Weibliche. — Eva Minne, Urenkelin Goethes, so verrät der Verfasser, verlebt als mutterloses Kind eine kurze, verträumte Kindheit im Vaterhaus, dem „Krug zur langen Liebe", wandert dann in die Stadt, um Kellnerin in einem Gartenlokal zu werden, und lernt dort das Theater kennen. Schönheit und Begabung führen sie — eine romantische Jugendliebe spielt dabei mit — zur Bühne, die sie trotz aller Erfolge in ungestillter Sehnsucht nach Erleben verläßt. Auch als Dirne in einer italienischen Hafenstadt findet sie keine Erfüllung dieser Sehnsucht. Mutterhoffnungen führen sie in ein kleines Dorf, wo ihre Großeltern leben. Der Tod ihres Kindes und anderes Unglück lassen sie zur Büßerin werden. Doch streift sie den religiösen Wahn ab, als ihr Vater stirbt. Wirtschaftlich unabhängig gibt sie sich eifrig allen erdenklichen Studien hin, da ihr nach wiederholtem Lesen des „Faust" neue Weisheiten offenbar werden und „Evas ungebrochene Liebeskraft verlangte nun danach, diese Erscheinungswelt in ihrem natürlichen Wesen, in ihrer sichtlichen Außenseite, in ihrer Geistigkeit und in ihren Geheimnissen allmenschlich zu erleben, durch die sinnliche Welt tiefhindurch ewigen Zusammenhängen näherzukommen". Indes bleibt ihr die Erfüllung überall verschlossen auf ihrem Weg als nachgeborenes Kind Goethes. So wählt sie den Tod, den „mächtigen Vermittler", und im Augenblick des Sterbens „brach das Wunder in ihrem Blut auf ... sie gewahrte

den hochaufstrebenden geschlossenen Bau der Pyramide ihres Fausttums, ihres Liebesleidens ..." — Ohne Zweifel haben wir es hier mit einer kühnen, reichen Schöpfung zu tun, die Kunstwerk hätte werden können. Es fehlt aber an vielem. Die Erzählung entbehrt bis zum letzten Drittel der künstlerischen Geschlossenheit. Nicht selten, zumal im letzten Drittel des Buches zerstören die ungeschickt und unpassend in die Sätze hineingeschweißten Faustsentenzen den sonst eigenen und guten Rhythmus des Stils. Der Verfasser ist zu sehr „von des Gedankens Blässe angekränkelt", um ursprünglichstes Erleben und Geschehen ursprünglich zu gestalten. Auch die Durchführung seiner Idee — die faustische Frau — mißlingt ihm infolge des Abbiegens am Schluß ins Sagenhafte. Immerhin wird das Buch reifen Lesern in größeren Büchereien eben seines Problemes wegen Anlaß zu reichlichem Nachdenken geben. Lisa Kunstmann (Stettin).

Purwins-Irrittié: Der Kampf um die Heimaterde. Leipzig: W. Härtel 1924. 230 S.

Eine neue Heimatdichterin versetzt uns mit diesem ihrem ersten Buch in das Memelgebiet nach seiner Abtrennung von Deutschland. In lebensvoller Darstellung veranschaulicht die Verfasserin die Händel und Streitigkeiten zwischen Großlitauern und Memelländern an dem Schicksal eines litauischen Großbauern, der in seinem blinden Haß gegen das Deutschtum jegliches Gefühl und Verständnis für das Lebensglück seiner beiden Kinder verloren hat und damit den Frieden des ganzen Hauses untergräbt. Mit nicht geringerer Leidenschaft und Ausdauer kämpft die Gegenpartei für die Gleichberechtigung ihrer Nation. Der Roman kann in seiner echten Liebe zur Scholle als wertvolle Bereicherung der Heimatliteratur angesehen werden und sei darum jeder volkstümlichen Bücherei zur Anschaffung empfohlen. Natürlich wird das Stoffliche — z. B. auch der Einblick in die Sitten und Gebräuche der Litauer — besonders für Leser des Ostens von Interesse sein. Elsa Hamann (Memel).

Ratzka, Clara: Die Rätsel von Odry. Roman. Leipzig: Dürr & Weber 1923. 312 S. Hlw. 6,—.

Der Baumeister Georg Witmar ist ein eigenwilliger, verschlossener Mensch, „alles war voll von Rätseln, von tief Unerklärlichem im äußeren, wie im inneren Leben dieses Mannes". Seine Mutter, „die schwarze Valeska", die bis zu ihrem Ende in der reichen Weichselniederung und im nahen Danzig auf der Suche nach immer neuen Liebesabenteuern umhervagabondiert, bringt seine Ehe mit der lebensfrohen Käte Kujath, der Erbin eines reichen Hofes in Odry zu Stande. Trotz aller Liebe seiner Frau schließt er sich dieser erst kurz vor ihrem Ende näher an. Die Frau, welche ihn, den ruhelosen, sich selbst nicht erkennenden Mann, nach langen schmerzlichen Irrwegen zu ihrer Ruhe und reinen Klarheit hinaufzieht, ist Monika Wieden. Viele Verdächtigungen und Mißverständnisse erschweren den Weg dieser beiden: Brandstiftung, Mitgiftjägerei, ja heimtückischen Giftmord des an seiner eigenen Charakterschwäche zugrunde gehenden Hans Thiele, des Bruders seiner zweiten Frau, wirft man Witmar vor, und es sind schon die Vorbereitungen zur Scheidung der noch garnicht Wirklichkeit gewordenen Ehe getroffen. Da erkennen vor Gericht der Baumeister und Monika, daß sie doch unlösbar innerlich verbunden sind, und auch die Anklagen werden durch die Entdeckung der wahren Schuldigen, Witmars mißgünstiger und habsüchtiger Schwester Sophie Napolje, zunichte. — Clara Ratzka hat hier sowohl in dem Aufbau der stark und straff zusammengefügten Handlung, wie in der kräftigen Gestaltung der Menschen, der Bewohner der Weichselniederung, der Deutschen, Polen und des „Fellchenjuden" Goldstrom wie der inneren Entwicklung der Hauptpersonen ihr Erzählertalent bewiesen. Das Landschaftliche, zuweilen an die Schilderung des Memelgebietes in „Urte Kalwis" erinnernd, wird stimmungsvoll dem Ganzen eingefügt. Allerdings bildet der Roman stofflich nicht immer eine erfreuliche Lektüre; das Milieu eines Dorfwirtshauses und die vielen unlauteren Charaktere schaffen oft

eine bedrückende Stimmung. Als guter Unterhaltungsroman für ernstere reifere Leser sei das Buch mittleren und größeren Büchereien empfohlen.

M. Thilo (Stettin).

Renker, Gustav: Irrlichter. Seltsame Geschichten. Leipzig: Grethlein 1924. 273 S. Brosch. 4,—, geb. 6,—.

„Okkulte" Geschichten sind Mode geworden. Ihr literarischer Wert ist in den meisten Fällen gering. Umso erfreulicher, wenn dies nicht der Fall ist, wie bei vorliegendem Buch, das würdig neben Scholz' „Zwischenreich" steht. Es ist kein Lesefutter für Sensationsspekulanten, denn die „Seltsamkeit" dieser Geschichten — oft von unheimlicher Spannung — hat nichts mit Tischrücken, Telekinese oder Materialisationsphänomenen zu tun, sondern berührt das „Okkulte" nur soweit, als eben Menschenschicksale oft einer magischen, dem Verstand unzugänglichen Kette vergliedert erscheinen, als die dämonischen Geheimnisse der Natur mit dem Menschengeiste zusammenstoßen. Dieses Gebiet — Zusammenhang von Mensch und Natur — verlockt nie oberflächliche Schriftsteller zur Gestaltung, es müssen schon Leute wie Ponten (in seinem jüngst erschienenen „Urwald") oder wie hier Renker kommen, der sich mit diesen „Irrlichtern" den Besten seiner Zeit zugesellt. Der Dichter — Schweizer — kennt und liebt die stolzen Berge seiner Heimat; in zwei Geschichten („Die selige Frau" und „Dämon Berg") gibt er eine tiefe Beseelung des „ewig Unbeseelten", schildert er den dämonisch anziehenden Zauber schneegipfliger Berge, stolzer Felsmassen auf einen empfänglichen Menschengeist. Andere Geschichten („Musik des Mönches", „Das Modell", „Die Maschine") haben Künstler im Mittelpunkt, deren Kunst und Leben durch seltsame, tief aufwühlende Erlebnisse bestimmt werden. „Die Schiffbrüchigen" sind im besten Sinne tief symbolisch, „Die Liebe des Junkers Cyrill" nimmt das alte Motiv der Seelenwanderung auf geschickte und spannende Weise auf. — Ich bin mit Unbehagen an diese „seltsamen" Geschichten herangegangen in Erwartung von Kitsch und wurde angenehm enttäuscht. Spannende Geschichten, die trotzdem literarisches Niveau haben, wird der Volksbibliothekar stets freudig begrüßen bei dem Stoffhunger so vieler Leser. Schade, daß die abstrakteste der Geschichten („Die selige Frau") gerade am Anfang des Buches steht, über sie wird der einfache Leser leicht stolpern.

K. Fuß (Essen).

Rosner, Karl: Befehl des Kaisers! Roman. Stuttgart: Cotta 1924. 135 S. Brosch. 2,50, Lw. 4,20.

Mit einer Botschaft von Napoleon in der Not des Rückzuges aus Rußland reitet der Leutnant Jean-Roch Coignet, der alte kaiserliche Gardist, durch die Strapazen des russischen Winters, dauernd in Lebensgefahr, und muß am Ziel hören, daß er mit seiner Depesche von dem Korsen nur dazu bestimmt war, den Feinden in die Hände zu fallen. Nur der verletzte Stolz, der in seinen Wurzeltiefen erschütterte Glaube hält den ehrsüchtigen Mann, der sich eine Generalstelle zu erreiten glaubte, auf dem schweren Rückweg zum Kaiser, dem er nun seine Verachtung ins Gesicht schleudern will, aufrecht. Aber da er ihn wiedersieht, verfällt er aufs Neue dem Zauber des einst angebeteten Mannes und bricht mit dem Ruf: „Vive l'empereur!" vor ihm zusammen. — Das ungemein fesselnd und spannend geschriebene Werk wird in größeren und mittleren Büchereien seine Leser finden.

W. Eggebrecht (Stettin).

Schenk, Marie: Leute von der Rauhen Alb. Erzählungen. Freiburg i. Br. Herder 1922. 222 S. Geb. 3,60.

Rauh wie der Boden ihrer hochgelegenen Heimat ist auch das Dasein der schwer um des Lebens Notdurf ringenden Alb-Bauern. Von dieser stillen Welt der schwäbischen Dörfler gibt uns die Verfasserin in kurzen ernsten und heiteren Geschichten ein anschauliches und lebendiges Bild. Sie erzählt in schlichtem Volkston frisch und ungekünstelt von großen und kleinen Käuzen und ihren oft

tragischen Schicksalen. Besonders die Kinder liebt sie und die Sonderlinge, die einsam und verkannt abseits vom Leben stehen. Das mit reizendem Buchschmuck ausgestattete Werk ist als gute, gesunde Kost für einfache und jugendliche Leser zu empfehlen. Charlotte Gollnow (Frankfurt a. O.).

Ssologub, F.: Der Kuß des Ungeborenen und andere Novellen. Potsdam: Kiepenheuer 1918. 261 S.

Ein echt russisches Buch mit dem nachgerade bekannten pathologischen Einschlag: Gymnasiasten von 12 Jahren führen philosophische Gespräche, mit 15 gehen sie in den Tod, man weiß nicht recht warum. Aber das Buch entzückt durch die Originalität der Vorwürfe: Da hat (in der Titelnovelle) ein Mädchen mystischen Umgang mit ihrem Kind der Liebe, das sie in den ersten Keimen durch Operation entfernen ließ — wie diskret, fast anmutig ist diese heikle Sache behandelt. Da ist die geradezu dämonische Geschichte von Mutter und Sohn („Schatten"), die von der fixen Idee besessen sind, überall an lichten Stellen mit den Händen Schattenfiguren zu bilden; dann die etwas unfaßliche Novelle von zwei Knaben, einem Musterjungen und seinem Widerpart — beide gehen in den Tod. Überall bestrickende Technik, ein Glanz und eine Eindringlichkeit des Ausdrucks, die den Leser in Bann halten. Abzulehnen ist die Erzählung „In der Menge", wo das Grauenhafte künstlerisch so wenig bewältigt ist, daß man nicht erschüttert, sondern abgestoßen wird. — Jedenfalls ein glänzendes Zeugnis neurussischer Novellistik, die nicht in seichten Problemen plätschert, sondern tief ins Seelische schürft. — Für größere Büchereien. K. Fuß (Essen).

Strobl, Karl Hans: Wir hatten gebauet. Roman. Leipzig: Staackmann 1923. 184 S. Brosch. 3,50, Hlw. 5,—.

Um einen Roman unserer Zeit zu schreiben, bedarf es eines Dichters von großer Gestaltungskraft, vorurteilsfreier Gerechtigkeit und umfassender politischer Bildung. Das alles geht Strobl ab, und so ist sein Haus Freißleben, der Mittelpunkt seines neuen Romans, ein Puppentheater, in dem alle Spieler ohne inneren Zusammenhang in eine „Familie" gepfercht sind und zu jeder Zeit so sprechen, wie der Verfasser es benötigt, um seine Meinung über Zeit und Menschen kund zu tun. Mit witzig sein sollenden, zum Teil überaus geschmacklosen Vergleichen und Gleichnissen ist die Erzählung fast bis zur Unerträglichkeit durchsetzt. Nirgends auch nur die Andeutung einer psychologischen Vertiefung; statt deren aber faustdicke Sentimentalitäten, die eine moderne Wiederaufbaustimmung vortäuschen — „österreichisch" im übelsten Sinne des Wortes. — Abgesehen von dem allen aber gehört dieser Roman schon wegen seiner politisch einseitigen, nie anders als in gehässiger Weise zum Ausdruck gebrachten Gesinnung in keine Volksbücherei. Lisa Kunstmann (Stettin).

Stockhausen, Juliana von: Die Lichterstadt. Roman. Kempten: Kösel & Pustet 1922. 408 S. Geb. 4,—.

Es ist — vom künstlerischen Standpunkt aus vor allem — noch eine beträchtliche Strecke, welche Juliane von Stockhausen von einer Enrica von Handel-Mazzetti entfernt, und doch drängt sich einem beim Lesen der „Lichterstadt" dieser Vergleich auf. Denn mit diesem Buch liefert Juliane v. Stockhausen den Beweis, daß sie nicht auf der zweifelhaften Höhe einer besseren Unterhaltungsschriftstellerin stehen zu bleiben gedenkt, sondern eine Höhe erstrebt, zu der ihre „Lichterstadt" ein erfreulicher Schritt vorwärts ist. — „Die Lichterstadt", das ist Rom, aber Rom als Sinnbild für die ewige himmlische Stadt. Zu der Lichterstadt treibt es den Ritter Georg von Frundsberg auf dem mühevollen und siegreichen Weg seines kampffrohen Reiterlebens. Die geschichtliche Epoche, in deren Mittelpunkt Frundsberg steht, ist der Hintergrund für den Lebensroman des Feldherrn, der wie ein Symbol wirkt für die Südensehnsucht des deutschen Wesens. Mit großer Kraft hat die Verfasserin vor allem die Kampfszenen gestaltet und der verlogenen Lüsternheit des Borgia-Italiens die

herbe Nüchternheit deutschen Reitertums entgegengestellt. Der erste Teil des Buches ist psychologisch besonders gut. — Volksbüchereien jeder Größe werden mit dem Buche um einen guten geschichtlichen Roman reicher werden, der einer konfessionellen Tendenz durchaus entbehrt. Lisa Kunstmann (Stettin).

Tremel-Eggert, Kuni: Fazer Rapps und seine Peiniger. Eine Erzählung aus dem Frankenland. München: Langen 1923. 220 S. Brosch. 3,50, Glw. 6,—.

Wer die Umschlagszeichnung zu diesem Büchlein sieht, mag nicht viel Lust zum Lesen bekommen und wird dann freudig erstaunt sein, hinter diesem „vielversprechenden" Titel nur ein mit unendlicher Liebe gepinseltes süddeutsches Kleinstadtbild verborgen zu finden. — Dem Gemeindearmen Fazer Rapps, dessen wohlgenährte, aber sonst völlig verwahrloste Landstreichergestalt ebenso zu den Eigentümlichkeiten des Städtchens Görau gehört wie etwa der alte Brustbeerbaum an der dickmauerigen Vogtei, fehlen all die sympathischen Eigenschaften eines „Kunden", die uns Hesses „Knulp" so liebenswert machen. Er ist nichts als ein Fresser und Lungerer. Der einzige Sinn seines wenig menschenwürdigen Daseins ist darin zu finden, daß er den alten und jungen Görauern, unter denen wir einige prächtige urwüchsige Gestalten kennen lernen, unfreiwillig immer neuen Anlaß zur Heiterkeit gibt. — Von einer Handlung kann man eigentlich nicht reden: es sind Bilder aus wechselnden Jahreszeiten, aus der und jener Handwerkersfamilie; manchmal, wenn es sich um den Fazer handelt, ein wenig unappetitlich derb, immer aber so unsentimental und lebensecht, mit einer solchen Herzensgüte wiedergegeben, wie sie dafür nur eine Frau aufbringen kann, die selbst unter diesen Menschen aufgewachsen ist. Die süddeutsche Mundart wird manchem bequemen Leser Schwierigkeiten machen, einer oder der andere wird die Manier, bei indirekter Rede vorkommende Dialektworte immer zu apostrophieren, mit Recht als überflüssige Schulmeisterei empfinden, die Lesewölfe werden aus Mangel an „Spannung" das Buch schon bei Seite 30 zumachen, und dennoch sei größeren Büchereien die Anschaffung empfohlen.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Tschechow, Anton: 30 komische Erzählungen. Deutsch von Johannes von Günther. München: Drei Masken-Verlag 1923. 195 S. Brosch. 4,—, Hlw. 5,50.

Tschechow war Arzt und Junggeselle, beides kommt in seinen Dichtungen zum Ausdruck. Es ist nicht Humor, was in ihnen lebt, dafür ist sein Witz zu bitter. Aber es ist wenigstens Witz, geistreicher, sarkastischer Witz. Tschechow ist wirklich ein Meister der witzigen Kurzgeschichte. In seiner „Russischen Bibliothek" hat der Dreimaskenverlag 30 seiner besten Geschichten gesammelt, von Günther gut verdeutscht. Es sind wahre Prachtstückchen dabei, besonders die Geschichtchen, in denen Tschechow ganz seiner misogynen Schrulle nachgehen kann und mit einem liebenswürdigen (nicht peinlichen) Schuß von Zynismus Szenen aus den russischen Beamtenkreisen gibt („Lebendige Chronologie", „Das war Sie", „Das schutzlose Geschöpf", „Im Finstern"). Ein Dutzend der vorliegenden Stücke finden sich auch in den 1901 bei Diederichs erschienenen „Gesammelten Novellen", ungefähr ebensoviel auch in der Ausgabe des Musarion-Verlags, andere sind auch in den Langen'schen Bändchen zerstreut. Hier sind grundsätzlich möglichst kurze (3—10 Seiten) und schlagkräftige Geschichtchen gesammelt. Die große Bücherei wird sie unbedingt einstellen bei dem Mangel an guter humoristischer Literatur und der starken Nachfrage nach ihr.

K. Fuß (Essen).

Voigt-Diederichs, Helene: Regine. (Die neue Reihe.) Köln: Schaffstein. 149 S. Hlw. 4,—.

Die Verfasserin zeigt sich auch in dieser Erzählung als feinsinnige Kennerin schleswig-holsteiner Bauernwelt. Sie schildert keine Kämpfernaturen, die dem

Schicksal mit Heftigkeit widerstehen, ihre Menschen tragen ihren Wert in der tiefen wahrhaften Innerlichkeit, die herber Verschlossenheit nahe kommt. Hier ist es die von Geburt an verwaiste Regina, der unsre Teilnahme gehört und die wir auf ihrem Lebenswege durch die trostlose Kindheit und die an seelischer Qual und Bitterkeit reiche Jugendzeit begleiten. Eine unausgesprochene Wehmut geht durch das ganze Buch, die aber nie die Empfindung von Rührseligkeit aufkommen läßt. In still gefaßter Resignation klingt die Erzählung aus. — Das Buch sei Volksbüchereien jeder Größe empfohlen. Es eignet sich wegen seiner schlichten Erzählungsweise schon für junge Leser, bei denen man eine gewisse innere Reife voraussetzen kann. Elsa Hamann (Memel).

Vollmoeller, Kurt: Schein. Stuttgart: Cotta 1922. 318 S. Hlw. 4,—.

Bei diesem Buch fällt es stellenweise schwer, zu entscheiden, ob es eine mißglückte Spekulation auf den okkultistischen „Zeitgeschmack“ ist oder das Bekenntnisbuch eines Menschen, der sich mit dem grausigen Dualismus seiner beiden entgegengesetzten Willen genugsam herumgeschlagen hat und nun mit Hilfe dieser Schrift nach Klarheit ringt. Nur der Sensationen vermeidenden Art seiner Darstellung hat es der Verfasser zu verdanken, wenn man sich doch für das letztere entscheidet. Er, der fortwährend Bilder aus allen lebenden und bereits erstarrten Religionen heraufbeschwört, strebt danach, sich mit dem christlichen Glauben seiner Kindheit und der Frage nach dem Sinn alles Lebens auseinanderzusetzen. Gleichzeitig will er die Probleme „der Hypnose und Autosuggestion, der Gedankensünde und des „Doppel-Ich“ unter Zuhilfenahme eigenartiger Bilder und Erscheinungen lösen; man weiß schließlich nicht mehr, was Traum, was Leben ist. Die Art, in der der Held des Buches sein Leben erzählt, wechselt zwischen einer rein naiven reflexionslosen Wiedergabe seiner inneren und äußeren Erlebnisse und einer gefährlich treuen Selbstbeobachtung, die gleich einem bösen Geist „mit Eisaugen und harten krummen Fingern unser Wesen in Fasern zerzupft“. Daß er dabei sich niemals schont und uns auch aus abscheulichen Instinkten geborene Taten nicht verschweigt, liegt auf der Hand, ohne daß er uns durch diese Offenheit sympathischer würde. Diese Entwicklung einer Seele, deren Empfindlichkeit bis ins Krankhafte gesteigert ist, bewegt sich nicht in aufsteigender Linie. Im Anfang nimmt wohl den Leser die impressionistische Sprache, die jede Stimmung bis ins feinste zum Ausdruck bringt, restlos gefangen. Nach und nach stumpft sich ihre Wirkung ab, je verworrener der Inhalt der Geschichte wird, die sich in Straßburg, Basel, Paris und einem englischen Badeort ungefähr nach 1880 abspielt. Für Büchereien ist das Buch ungeeignet, da es für die Bildungspflege keinen Wert hat.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Wassermann, Jakob: Der Geist des Pilgers. Drei Erzählungen Wien: Rikola-Verlag 1923. 196 S. Hlw. 4,50.

„Das Gold von Caxamalka“ hat die Eroberung des Inka-Reiches, Anfang des 16. Jahrhunderts, durch die beutegierigen Spanier zum historischen Hintergrund. Ein ehemaliger Teilnehmer, den die Erkenntnis der Weltirrsal zum Mönchstum getrieben, berichtet uns von jenem Raubzuge, wie von der Paradiesesunschuld der Peruaner und der Höhe ihres Menschentums. Mit welchem Recht der rohe Materialismus der zivilisierten Eroberer, deren Seelen „sonnenlos“ geworden vor Besitzsucht, dennoch den Sieg davonträgt, diese Frage läßt der Chronist ohne Antwort; man suche sie denn in einem Leitmotiv der ältesten bis zur jüngsten Menschheit: „Am Golde hängt, zum Golde drängt doch alles. Ach! Wir Armen!“ — Zu Künstlertum und innerster Gestaltung ringt der russische Student „Witberg“, nachdem er durch Lösung einer, von Alexander I. gestellten Preisaufgabe eines Kathedralenbaus seinen wahren Lebenstrieb erkannt hat. Neid und Mißgunst stellt die Mitwelt gewohnter Weise dem Genie entgegen, das daran, wie an eigener Stoffgebundenheit, äußerlich scheitert. In bitterster Einsamkeit, nahe dem Tode, verhilft die

Weisheit eines Pilgers dem greisen Künstler zu der Erkenntnis, daß, gegenüber der zeitlichen Begrenztheit alles Verwirklichten, das im Traum erschaute Ideal des Menschen, des Künstlers Gesicht von seinem Werke, Ewigkeitswert hat, somit sein Leben rechtfertigt. — In der symbolischen Skizze „Das Tier" besinnt sich eine in Revolutionsempörung entfesselte Menge auf ihre Menschenwürde angesichts des majestätisch beherrschenden Blickes aus Löwenaugen. — Feinsinnige Leser werden sich mit dem gedanklichen Inhalt in „Witberg" und dem mehr ethischen im „Gold von Caramalka" gerne beschäftigen. In der letztgenannten Erzählung hat ein jetzt allgemein beliebter Stoff in Wassermann einen formsicheren Bildner gefunden. Doch erscheint fraglich, ob den Dichter zu diesem Buche „die Kraft der Vision" getrieben, die nach seinem eigenen Ausspruch (Die Kunst der Erzählung. 1904.) die Kraft des Werkes bestimmt.

Edith Goßmann (Breslau).

Zerkaulen, Heinrich: Ursula Bittgang. Die Chronik eines Lebens. Warendorf: Schnell 1922. 91 S. Geb. 1,—.

Ursula, die Tochter eines Försters, erlebt eine stille Kindheit im Elternhaus, wird nach dem Tode ihrer Mutter zu einer Tante gebracht, einer ewig liebenswürdigen, unangenehmen Person, verlebt ein Jahr in einer Pension, schließt eine Freundschaft, erlebt nach der Rückkehr ins Elternhaus, wo ihr Vater inzwischen wiederverheiratet ist, ihre Jugendliebe und heiratet, nachdem der Auserwählte eines Tages davongegangen ist, einen spießigen, korrekten Arzt, schenkt ihm drei Töchter und entsagt, nachdem ihr Mann gestorben ist, einem wirklich großen Glück — weshalb? ist allerdings psychologisch nicht gefaßt. Diese Geschichte eines Lebens „voll Güte und Verstehen" ist schlicht und warm erzählt und wird anspruchslosen Frauen jeden Alters gefallen. Das Büchlein zeichnet sich durch großen, klaren Druck aus.

Lisa Kunstmann (Stettin).

Kleine Mitteilungen.

Bekanntmachung betr. Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst usw.

Die nächste Prüfung findet Donnerstag, den 19. März 1925 und an den folgenden Tagen in der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin statt.

Da eine große Zahl von Prüflingen zu erwarten ist, wird es wieder nötig werden, die Prüfung in zwei — unmittelbar aufeinanderfolgende — Teile zu zerlegen; Beginn der zweiten Prüfung etwa am 26. März.

Gesuche um Zulassung zu einem der beiden Termine sind nebst den erforderlichen Papieren (Prüfungsordnung vom 24. März 1916 § 5) spätestens am 19. Februar 1925 dem unterzeichneten Vorsitzenden, Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzureichen. Die Verteilung der Prüflinge auf die beiden Termine bleibt vorbehalten.

In den Gesuchen ist auch anzugeben, auf welche Art von Schreibmaschine der Bewerber eingeübt ist. Für die Prüfung können nur Adler-Maschinen (Universaltastatur) zur Verfügung gestellt werden; Bewerber, die eine andere Maschine benutzen wollen, haben sich diese auf ihre Kosten selbst zu beschaffen.

Berlin, den 19. Dezember 1924.

Kaiser.

Prüfung für den Dienst an den volkstümlichen Büchereien Sachsens.

Die nächste Prüfung findet am Donnerstag, den 19. März 1925, und an den folgenden Tagen in Leipzig statt.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Papieren (Bekanntmachung des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts vom 24. September 1917 im Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen 1917, Stück 15, S. 92 ff.) bis spätestens zum 2. Dezember 1924 an den Vorsitzenden des Prüfungsamtes Prof. Dr. Glauning, Direktor der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig, Beethovenstraße 6, einzureichen.

Sächsisches Prüfungsamt für Bibliothekswesen.

Berlin. Die städtischen Körperschaften bewilligten für die Groß-Berliner Stadt- und Volksbüchereien eine außerordentliche Beihilfe von 250 000 M., die lediglich zur Erneuerung des Bücherbestandes und für Einbindezwecke verwendet werden soll. 50 000 M. von dieser Summe sollen zur Unterstützung besonders bedürftiger Büchereien dienen und werden nach Maßgabe der ermittelten Verhältnisse direkt von der Zentralstelle (Stadtbibliothek) verteilt.

Schiedsspruch. Das am 11. Juni 1924 in der Sache Hofmann-Plage zu Erfurt stattgehabte Ehrengericht, bestehend aus den Kollegen Dr. W. Renken, Städt. Öffentl. Bücherei Hameln, und Dr. E. Sulz, Stadtbüchereien Essen, als Vertreter der beiden Parteien, und Herrn Kollegen Dr. Reismüller, Landesbibliothek Speyer, als Vorsitzenden, ist zu folgendem Ergebnis gekommen: Das Schiedsgericht ist der Auffassung,

1. daß Herr Plage in seiner Erklärung (in „B. und B.", Jahrg. 2, Heft 4, S. 110) seine tatsächliche Überzeugung davon, daß Herr Hofmann bei der Besetzung der Zwickauer Bibliothekarstelle unbeteiligt war, nicht klar genug zum Ausdruck gebracht hat;
2. daß es bedauerlich war, wenn Herr Plage zugleich mit der Zurücknahme des ersten Vorwurfs neue voreilige Vorwürfe erhob, zu deren Formulierung er allerdings subjektiv auf Grund von Vorgängen kommen konnte, bei denen eine unsachliche Beeinflussung durch Anhänger der Bestrebungen der Leipziger Zentralstelle vorzuliegen schien.

Mitteilungen vom Verband deutscher Volksbibliothekare. (Geschäftsstelle: Charlottenburg, Wilmersdorfer Str. 166/67).

Der Verband hat „Richtlinien für die Anstellung und Besoldung des Personals der Volksbüchereien" aufstellen und drucken lassen. Abzüge in beschränkter Anzahl stehen den Interessenten kostenlos zur Verfügung. Ebenso können Abzüge der Kasseler „Richtlinien für die Vor- und Ausbildung volksbibliothekarischen Personals" (abgedruckt auch Jahrg. 1922, S. 161—62 dieser Zeitschrift) noch versandt werden.

Ende Januar hat der Verband an alle Büchereien in Städten mit über 10 000 Einwohnern ausführliche Fragebogen versandt, die uns die Grundlage für das erste, voraussichtlich im Frühjahr erscheinende Statistische Jahrbuch der deutschen Volksbüchereien verschaffen sollen. Wir möchten auch an dieser Stelle noch auf die Wichtigkeit dieses Unternehmens hinweisen und um genaue Ausfüllung und pünktliche Rücksendung der Fragebogen bitten.

Der Mitgliedsbeitrag für das 1. Halbjahr (bezw. Vierteljahr) 1925 war am 1. Januar fällig. Ordentliche Mitglieder haben halbjährlich

4.— M. (vierteljährlich 2.— M.), nebenamtliche und außerordentliche Mitglieder (Praktikanten, Volontäre, Unbeschäftigte) halbjährlich 3.— M. (vierteljährlich 1.50 M.) zu zahlen. Die Beiträge sind auf Postscheckkonto Berlin 86723 (Dr. Helene Nathan, Neukölln) einzuzahlen. H. J. Homann.

Die Zentrale für Nordmarkbüchereien, deren „Besprechungskatalog für die Grenzbüchereien" Rosin im Jahrgang 1923 dieser Zeitschrift S. 205 f. mit Recht die bis dahin gediegenste Leistung ihrer Art genannt hat, gibt soeben ein neues, umfangreicheres Verzeichnis heraus, das nicht, wie jenes frühere zum Handgebrauch der Büchereileiter bestimmt ist, sondern zu dem der Leser selbst. Da wir zu unserer Freude in einem der nächsten Hefte einen Aufsatz von Dr. Schriewer über die methodischen Grundlagen dieser Arbeit bringen können, begnügen wir uns heute mit einem kurzen Hinweis auf diese ganz vortreffliche neue Veröffentlichung der Flensburger Kollegen. Sie wird in weitestem Umfange auch in anderen deutschen Landschaften fruchtbar gemacht werden können. Besonders seien die Leiter der Beratungsstellen auf das gegen 500 Besprechungen von belletristischen und belehrenden Büchern enthaltende, gefällig gedruckte und ausgestattete Heft hingewiesen. Ausdrücklich erwähnt sei noch, daß Dr. Schriewer ein „Vorwort für den Benutzer" (also die Entleiher der Nordmarkbüchereien) lehrreich ergänzt hat durch ein von Fall zu Fall auf einem losen Blatt beigelegtes „Vorwort für die Büchereileiter". — Interessenten wollen sich wegen eines etwaigen Bezuges an Dr. Schriewer, Flensburg, Zentrale für Nordmarkbüchereien, Neues Gymnasium, wenden. Das einzelne Exemplar wird zum Preise von 1 M. abgegeben. A.

Neubauten für die Lübecker Stadtbibliothek. Die gesetzgebenden Körperschaften des Lübecker Freistaates faßten am 18. Dezember einen für die Entwicklung des Lübecker Bibliothekswesens bedeutsamen Beschluß: für die Stadtbibliothek soll ein neues Bibliotheksverwaltungsgebäude und ein zunächst vierstöckiger neuer Magazinflügel errichtet werden; beide Bauten schließen sich an die vorhandenen, in einer stillen Straße, in nächster Nähe des Zentrums gelegenen Bibliotheksbaulichkeiten an, die z. T. in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts errichtet wurden, z. T. aber bis in das 15. Jahrhundert zurückreichen. Die Stadtbibliothek, die zugleich die Zentralverwaltungsstelle des staatlichen öffentlichen Büchereiwesens Lübecks ist, erhält damit nicht nur für ihre Sammlungen die künftighin nötigen Aufstellungsräume; sie wird dann vor allem auch über moderne öffentliche Verwaltungsräume, deren Zahl, Art und Ausmaße den heutigen Anforderungen entsprechen, verfügen. Das rege Geistesleben Lübecks wird durch die Errichtung der geplanten Bibliotheksbauten, für die alle politischen Parteien des Parlaments einstimmig die erforderlichen Mittel bewilligten, aufs wirksamste gefördert werden. Pieth.

Lesefrüchte.

Zum kindlichen Kunsterlebnis finden wir im Novemberheft 1924 der ausgezeichneten lichtspielreformerischen Zeitschrift „Der Bildwart" einen Beitrag in Gestalt eines Aufsatzes von Maria Berthold (München) „Kinderurteile über den Nibelungenfilm". Es handelt sich um „die zu Papier gebrachten Eindrücke dreizehnjähriger Volksschuljungen". Zwei Proben, welche die Verfasserin selbst als Gegenstücke bezeichnet, seien hier als „Material" zur Jugendschriftenfrage wiedergegeben. Der erste Junge, von dem Maria Berthold sagt, er sei bemüht, „in verstandesmäßigem Erfassen Werte und Verhältnisse aufzusuchen und zu verknüpfen", er gebe sich nicht mehr schrankenlos dem Eindruck hin, sondern verhalte sich kritisch, äußert sich folgendermaßen:

„Im großen und ganzen war der Siegfriedfilm technisch und künstlerisch eine Glanzleistung. Mit dem Vortrag bin ich voll und ganz einverstanden (deutliche Aussprache, hauptsächliche Erklärungen).

Der Film selbst:

Ich stellte mich von Anfang an schon auf die Seite Siegfrieds. (Echtes Vorbild eines deutschen Jünglings; flink, kräftig, germanische Gestalt und Kleidung.)

Die Szenerie im ersten Lied hat mir sehr gut gefallen. Das felsige Gelände und der Wald paßte äußerst gut, ebenso die Ausstattung der Schmiede und der Höhlen. Die Zwerge spielten gut; ich hätte sie mir aber bedeutend kleiner vorgestellt.

Den Drachenkampf halte ich für eine Glanzleistung für sich. Der weiße Siegfried- und Pferdekörper stach von dem knorrigen, finsteren Urwald gut ab. Siegfried machte mir beim heißen Kampf den heldenhaftesten Eindruck.

Der Grundgedanke des Films: Ein Kampf zwischen Gut und Böse, Schön und Häßlich, Licht und Schatten kam vortrefflich zum Ausdruck. Sehr gut gefiel mir die Szene vorm Dom, Kriemhild und Siegfried unter den blühenden Sträuchern. Überhaupt brachte Kriemhild die Frömmigkeit und Milde, ebenso die Königswürde gut zum Ausdruck. Dann die Blutsbruderschaft (Siegfrieds scharfer Blick) und der Todeskampf! (Willensstärke, Überwindung.)

Mängel:

Bei der Jagd die gleichgültige Aufnahme von Siegfrieds Tod.

Ich hätte mir den Schmerz Kriemhilds stärker vorgestellt.

Die einzelnen Bilder bei der Messe paßten nicht hinein, ebenso das Weihrauchschwingen der Ministranten."

Der andere Junge wird von Maria Berthold als „ein Naturkind mit starken Empfindungen und uneingeschränkter Hingabe an die Außeneindrücke" bezeichnet; außerdem sei er „hervorragend zeichnerisch begabt". Er schreibt, mit der Aufzählung der Szenen beginnend, die ihm am besten gefallen haben:

„Der Zwerg, wie er das Schwert Siegfrieds prüfte — Siegfrieds Pferd — Wie Siegfried durch den Wald reitet — Der Kampf mit dem Drachen.

Alberich war sehr gut, wie dieser Siegfried den Schatz zeigt. Der Einzug Siegfrieds in Burgund. Wie die 12 Könige den Kreis schließen.

Das Flammenmeer. Der Kampf mit Brunhild, das singende Vögelein. Siegfried springt auf den Wagen und verteilt den Nibelungenschatz unter das Volk.

Ich mußte mich abwenden, um die Tränen zurückzuhalten beim Abschied vor der Jagd. Aber ich bekam eine Wut, als Kriemhild Hagen bat, er solle ihren Gatten beschützen, weil ich es schon wußte, daß Hagen falsch schwur. Man möchte direkt dazu helfen. Noch größer wurde meine Wut, als der falsche Hagen beim Wettlauf den Speer packte und Siegfried von hinten mit demselben ermordete. Sehr rührend war der Todeskampf. Fast zu Tränen rührte mich das Bild, wie Kriemhild an der Bahre Siegfrieds kniet.

Nicht besonders gefiel mir, wie sie die Stufen zum Dom hinaufgingen, in der Kirche die vielen Ministranten und die Trauung der beiden Brautpaare. Wenn ich jetzt entscheiden müßte, zu welcher Person ich mich stellen würde, so brauchte ich gar nicht lange zu überlegen. Ich habe

immer Siegfried geholfen. Und an Siegfrieds Bahre wäre ich auf keinen Fall auf der Seite des treulosen Hagen und des wortbrüchigen Gunther gestanden, sondern hätte Kriemhild, der Verlassenen, geholfen.

Der Vortrag paßte für mich sehr gut, denn sonst wäre mir manches unklar gewesen. Ich hätte auch nicht gewußt, warum der einäugige Schuft immer schwarz gekleidet war und Siegfried und Kriemhild weiß."

Anatole France. Ansprache bei der Eröffnung einer Volksbücherei. Anatole France, der Sohn eines Buchhändlers, selbst von Beruf Bibliothekar und ein feiner Kenner der Weltliteratur, ist ein leidenschaftlicher Verehrer des Buches gewesen. In einer gedankentiefen, wenig bekannt gewordenen Rede, die er einmal bei der Eröffnung einer Volksbücherei hielt, hat er sich über den Geist und den Zauber des Buches ausgesprochen: „In einer reichausgestatteten, gut geleiteten Bibliothek glaubt man, nichts zu hören als tiefes Schweigen. Wie oberflächlich und leichtfertig gedacht ist das! Man höre nur hin mit dem geistigen Ohr, und man wird das reichste Stimmengeschwirr vernehmen, dröhnender als das der stürmischsten Volksversammlungen. Die Bücher sprechen alle auf einmal und in allen Sprachen. Da gibt es lustige Bücher und traurige, kecke und ehrwürdige Bücher, umfangreiche und kurze. Es gibt auch nicht zwei, die miteinander übereinstimmen. Sie streiten um alles: um Gott, um die Natur und den Menschen, um Zeit und Zahl und Raum, um das Erkennbare und das Übersinnliche; sie untersuchen alles, bestreiten alles, behaupten alles, leugnen alles. Und nicht zufrieden, einander zu widersprechen, geraten sie auch mit sich selbst in Widerspruch, wodurch die Unsicherheit ihrer Gedanken, die Mannigfaltigkeit ihrer Urteile bis ins Unendliche gesteigert wird . . . Was lehren nun aber diese endlosen Irrtümer, diese ewigen Widersprüche, die uns aus den Büchern entgegentönen? Sollen wir in ihnen nur Stoff zu Zweifeln und bitteren Verneinungen finden? Nein, meine Herren, wir werden in ihnen eine sehr gesunde und zuverlässige Richtschnur finden und dürfen aus allen widersprechenden Wahrheiten eine einzige große moralische Wahrheit ziehen: wir erkennen aus der Fülle der Bücher, daß die Größe und die Schönheit des Menschengeistes darin besteht, ohne Ermüdung, ohne Unterlaß, mitten unter Mühsalen und Gefahren stets die Wahrheit zu suchen, die vor ihm immer wieder zu entfliehen scheint. Wenn wir mit rechtem Sinne den Stimmen der Bücher lauschen, so bewundern wir in ihnen die erhabenen Anstrengungen des menschlichen Geistes, und wenn wir die absolute Wahrheit nicht besitzen können, so gewinnen wir doch wenigstens aus dem Studium der Bücher die schönste, vornehmste und klügste aller Tugenden: die Toleranz! Das ist es, was uns die Bücher und Bibliotheken lehren." (Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, 1924, Nr. 247.)

Im Dezemberheft der „Jungen Menschen" ist ein höchst lesenswerter Brief von Alfons Paquet an Kurt Kläber abgedruckt, der, aus dem Gesichtswinkel dieses tiefsinnigen und fortschrittlichen Weltpilgers, eine großlinige geschichtsphilosophische Skizze von der weltpolitischen Sendung des deutschen Menschen bietet. Die folgenden Abschnitte daraus berühren die deutsche Literatur und werden daher unseren Lesern, auch denen, die von dem allgemeinen Gedankengang des Briefes zunächst befremdet sind, willkommen sein:

„Das Erlebnis der Auslandsdeutschen (in der Zeit vor dem Kriege) war sehr wenig einheitlich, es war noch nicht der Stoff zu einem geschlossenen großen Heldengesang, aber es war doch etwas wie der Anfang dazu. Der Stoff versprach immer reicher und kräftiger zu werden, vielleicht einmal vielgestaltiger und gedrungener als der britische. Denn in diesem modernen Auslandsdeutschtum, das doch schon irgendwie eine große nationale Arbeits- und Kampfgemeinschaft war, so ungeheuer verschieden sie im einzelnen aufgefaßt wurde, schmolzen ganz andere Stücke zusammen als der Engländer, der Schotte und der Irländer in Kiplings begeisterten Erzählungen vom britischen Kolonialsoldaten und Beamten. Wir

haben einen jüngeren Zweig der Literatur, der einzelne schöne und interessante Ansätze zur Lebensdarstellung des Auslandsdeutschen enthält, zum Beispiel Emil Straußens „Engelwirt", in dem freilich die brasilianische Kolonistenzeit nur eine kurze Episode ist, auch Frenssens „Peter Moor", der allerdings ein ausgeprägtes Stück holsteinischer Biographie ist, vielleicht auch mein Palästinabuch, das ein Stück vom Epos jener deutschen Templerbauern enthält, die in den sechziger Jahren hinauszogen, um sich auf arabischem Boden einzusiedeln. Daneben auch einige Romane begabter Unterhaltungsschriftsteller, wie Artur Zapp und Olga Wohlbrück, die das Leben in einer gewissen großbürgerlichen Schicht Rußlands zu schildern wußten, einen Boden, auf dem sich viele Deutsche bewegten.

Gerstäckers und Sealsfields ältere Romane sind noch ganz Abenteuerromantik und stehen unter dem Einfluß der englischen Seeromantik, deren großer Anreger Walter Scott gewesen sein mag. Die Zeit des wilhelminischen Deutschlands war für die jüngste Generation die Blütezeit von Karl May. Die Wirkung dieses Schriftstellers auf den Ferndrang der deutschen Jugend kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Nur ist Karl May ohne jede nationale, ohne jede politische Substanz. Karl May hat in der Jugend den Zug zur Welt sehr stark geweckt, aber er hat ihr das Zerfahrene, Ziellose, das sie zum Teil noch jetzt hat, nicht genommen. Seine Bücher haben alle etwas Zufälliges, Märchenhaftes, und das ist seine verhängnisvolle Seite.

Dann kam der Krieg. Der Krieg hat Millionen Deutscher zum ersten Male die Welt gezeigt und sie zugleich sehr streng an das Kreuz des geographischen Gesetzes geschlagen, das den Deutschen noch bis zu diesem Augenblick und immer wieder ans Kreuz schlägt. Der Krieg hat dem Deutschen Litauen, Finnland, Rußland, den Kaukasus und Sibirien gezeigt, er hat ihn dann mit wunden Gliedern zurückgejagt und in das Gefängnis unserer jetzigen unerträglichen engen Lage eingesperrt. Nur ganz wenigen Deutschen draußen hat der Krieg auf Augenblicke, auf Monate höchstens, die Möglichkeit und das Kraftgefühl jener kühnen Selbstbehauptung gegeben, in dem sich der Engländer seit Jahrhunderten bewährt. Einen Augenblick standen vor uns die Träume eines großen afrikanischen Kolonialreiches; gewaltige asiatische Ziele, gesamteuropäische Aufgaben. Dann war alles aus. An wenige, heut erloschene Namen heftete sich der Ruhm heldenhafter und beispielloser Leistungen, aber die Erzählungen davon sind heute schon wie ein Märchen. Das deutsche Weltreich war ein Irrtum, vollkommen falsch konstruiert. Der deutsche Mensch war noch gar nicht vorbereitet. Er hatte es auf See viel zu englisch angefangen, auf dem Land viel zu russisch. Schließlich mußte das Fazit gezogen werden, und das Fazit ergab Bankrott. Lesen Sie doch einmal Armin T. Wegeners „Knabe Hüssein" und sein Manifest an die asiatischen Völker. Aus diesen Buchseiten dämmert schon, wer wir eigentlich sind; unsere Aufgabe liegt in einem Verhältnis zu fernen Völkern, das dem Engländer ebensowenig jemals zuzutrauen sein wird wie dem Russen. Was nun? Wir verzichten nicht auf die Berührung mit dem Farbenglanz und den Möglichkeiten des ganzen Erdballs, aber wir müssen jetzt unsere Aufgabe anders sehen. Wir müssen sie ganz anders aufassen. Wir müssen den substanzlosen Karl May in die Ecke werfen, wir dürfen den vergeblichen Ansätzen, die wir machten, nicht allzu sehr nachtrauern. Wir müssen unsere Aufgabe im Licht des Tages sehen. Wir sind ein für allemal heraus aus der Rolle des Welteroberers im westlichen Sinne, des Monopolkaufmanns, der mit der Bibel und der Whiskyflasche in der Hand bei Wilden und Halbwilden seine Geschäfte machte, und der jetzt, da die Lage draußen brenzlich wird, sich immer mehr als der pure Ausbeuter enthüllt, der ohne den bewaffneten Kolonialsoldaten an seiner Seite, ohne Tanks und Bombenflugzeuge nicht mehr auskommt. Unser Schicksal hat uns in Armut und Verzicht gestoßen. Wir sind den Möglichkeiten der Welt gegenüber Proletarier, Weltproletarier."

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck von Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege
Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 5 1925 Heft 2

Volksbildung und Wirtschaftsstufe in ihren Wechselbeziehungen.*)

(Die Arbeit der Städte auf dem Gebiete des freien Volksbildungswesens.)

Von Dr. Eugen Sulz, Leiter der Stadtbüchereien in Essen.

Unter freiem Volksbildungswesen versteht man den Teil des Bildungswesens, der nicht durch staatliche Gesetze festgelegt ist, wie etwa die Schulpflicht, gleichgültig, ob die Träger private Vereine oder öffentliche Körperschaften sind. Das Objekt der freien Volksbildung ist im allgemeinen der Erwachsene über 18 Jahren, deshalb hat man neuerdings auch den Begriff der „Erwachsenenbildung" eingeführt. Das Ziel des freien Volksbildungswesens ist ein doppeltes:

a) extensiv, möglichst breite Schichten der Bevölkerung in eine gewisse innere Beziehung zu den Kulturgütern unseres Volkes und der Völker unseres Kulturkreises zu bringen, um dadurch ein Gefühl der seelischen und schicksalsmäßigen Verbundenheit mit unserem Volkstum zu erwecken und ererbte seelische und geistige Kräfte in ihnen frei zu machen;

b) intensiv, einer Auslese der Bevölkerung, die durch Erziehung, Tradition und Veranlagung zu einem tieferen Eindringen in wissenschaftliche Fragen und in Probleme der Lebensführung und der Weltanschauung fähig ist, die Möglichkeit zu schaffen, von jenen Kulturgütern organisch durchdrungen und damit im Berufsleben, als Einzelpersönlichkeit und als Glied übergeordneter Gemeinschaften innerlich lebendiger, reicher und wesentlicher zu werden.

Wenn so durch die beiden Zielrichtungen zwei Kulturschichten der Bevölkerung unterschieden werden, so sind auch die einzelnen Bildungseinrichtungen nicht nur durch ihre Organisation und Methode unterschieden, sondern auch durch ihre leitende Idee, ihre Eignung für extensive oder intensive Bildungswirkung und für die bestimmte Schicht der Bevölkerung, die sie erfassen können, weil alle diese Faktoren im engen Zusammenhang miteinander stehen. Es lassen sich also in der vorsichtigen Ausdrucksweise des Praktikers folgende zwei Normen aufstellen:

1. Den Bedürfnissen bestimmter wirtschaftlicher und sozialer Bevölkerungstypen entsprechen bestimmte Volksbildungseinrichtungen mehr oder weniger.

---

*) Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages dem „Deutschen Kommunalkalender für 1925" entnommen.

2. Unter den sich für die Volkskultur verantwortlich Fühlenden neigen bestimmte Weltanschauungstypen und die daraus sich ergebenden Auffassungen von Volksbildung mehr oder weniger zur Schaffung bestimmter Volksbildungseinrichtungen.

Damit sind die einzelnen Bildungseinrichtungen sowohl zur leitenden Kulturidee einer Zeit, d. h. ihren aktivsten Kulturträgern, wie auch zu den kulturellen Bedürfnissen ihrer sozialen Hauptschichten in einen beweglichen Zusammenhang gestellt. Für eine Stadtverwaltung handelt es sich also nicht in erster Linie darum, mit der neuesten Volksbildungsmode zu gehen, sondern darum, nach Maßgabe der ihr zur Verfügung stehenden Persönlichkeiten als Bildungsträger und der in ihrer Bevölkerung besonders stark vertretenen sozialen Schichten ihr freies Bildungswesen zu gestalten und auszubauen. Als solche Schichten unterscheiden sich mit Rücksicht auf Wirtschaftsstufe, Beruf, Vor- und Fachbildung etwa folgende: Das höhere Bürgertum einschließlich der akademisch gebildeten Beamten; das Kleinbürgertum; der Mittelstand (Angestellte von Handel und Industrie, mittlere Beamte); die organisierte Arbeiterschaft (vor allem die Facharbeiter); die Masse der ungelernten Arbeiter, Tagelöhner usw.*).

Da die Volksbildungsverhältnisse der meisten Städte heute wie Konglomerate der verschiedensten übereinander geschobenen geologischen Schichten aussehen, wodurch alle soziologischen Zusammenhänge verwischt werden, ist es notwendig, das Auftreten der wichtigsten Volksbildungseinrichtungen historisch-genetisch darzustellen und zwar im Zusammenhang mit den drei bedeutsamsten Bildungswellen der letzten hundert Jahre in Deutschland.

Die ersten Ansätze von Volksbildungsarbeit zeigen sich in Deutschland nach Anregungen aus Amerika und England schon in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, bedeutsam werden sie aber erst zwanzig Jahre später in der Begründung von Bildungsvereinen, (vielfach „Gewerbevereine" genannt), Zusammenschlüssen von Gewerbetreibenden der Klein- und Mittelstädte, die sich bekannte Fachwissenschaftler, auch Dozenten benachbarter Universitäten, als Vortragende bestellen, gewöhnlich ohne einen planmäßigen Leitgedanken in Auswahl und Reihenfolge. Diesen Bestrebungen verwandt sind die der Universitäts-Ausdehnungsbewegungen (nach engl. Muster). Einen Kern erhalten sie durch die „Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung" (begr. 1871), in welche die vorhandenen Bildungsvereine vielfach einmünden. Ziel ist: Bildung und Aufklärung für das „Volk" (die Unterschicht) im rein intellektualistischen Sinn durch populäre Darstellung von allerhand interessanten Dingen aus allen Fachgebieten. Hauptbildungsmittel: Der Einzelvortrag eines persönlich unbekannten

*) Die bäuerlichen Schichten, überhaupt ländliche Verhältnisse, liegen außerhalb des Rahmens dieser Abhandlung.

auswärtigen Redners. Selten noch die Vortragreihe über ein größeres Gebiet. Auch Büchereien werden von den Vereinen errichtet, meiſt aus Unterhaltungsliteratur trivialſter Art, dem unerzogenen Geſchmack der Mitglieder entſprechend, von Dilettanten nebenamtlich geleitet, und darum und wegen Mangels an genügenden Mitteln einſeitig und lückenhaft. Dieſe Büchereien ſind noch nicht als Volksbildungsanſtalten zu betrachten. Leitidee iſt die Anſchauung des Liberalismus mit der Scheidung von Fachgelehrten und Laien, Betonung des Wiſſens, mit dem Wohlfahrtsgedanken des Herabſteigens des „Gebildeten" zum „Ungebildeten". Träger ſind private Vereine unter Betonung der Freiheit von amtlichen Einflüſſen. Neutralität wird als Grundſatz aufgeſtellt im Sinne des juste milieu und des Patriotismus, ſtrenges Ausſchalten aller radikalen Richtungen parteipolitiſcher oder religiös-konfeſſioneller Art. Daneben beſtanden konfeſſionelle und parteipolitiſche Bildungsvereine mit einſeitiger und ausſchließlicher Tendenz.

Solche Vortragseinrichtungen allgemeinbildenden Charakters, wie ſie hier in ihrer Entſtehung geſchildert wurden, beſtehen heute noch vielfach, beſonders in Klein- und Mittelſtädten, ſie entſprechen eben der beſonderen geiſtigen Einſtellung des Kleinbürgertums und der Auffaſſung vieler Fachwiſſenſchaftler von Volksbildung. Es liegt durchaus in ihrer natürlichen Entwicklungslinie, wenn ſie beſſer organiſiert und in planmäßigen Zuſammenhang gebracht werden, und wenn dies etwa durch einen von der Kommune bezahlten Geſchäftsführer oder Direktor geſchieht. Bedauerlich iſt nur, daß häufig dieſe Vortragsinſtitute allgemein bildenden Charakters, etwa noch erweitert durch Elementarkurſe und wiſſenſchaftlich-praktiſche Fachkurſe, unter dem Namen „Volkshochſchule" aufgemacht werden, bedauerlich im Intereſſe der hiſtoriſchen Sachlichkeit und der Idee der Volkshochſchule, die auf ganz andern Leitgedanken, Trägern und kulturellen Bedürfniſſen ruht.

Eine zweite Bildungswelle am Ende des vorigen Jahrhunderts erhielt ihre Anregung ebenfalls von Amerika aus. Sammelpunkt der Bewegung war die „Commeniusgeſellſchaft zur Pflege der Wiſſenſchaft und der Volkserziehung". Leitende Gedanken ſind etwa folgende:

1. Volksbildung iſt mehr als populäres Fachwiſſen, als Vermehrung der Kenntniſſe, ſie iſt zugleich ſittliche Erziehung im Sinne der Charakter- und Perſönlichkeitsbildung.

2. „Volk" bedeutet in dieſem Begriffe das ganze deutſche Volk in allen ſozialen und wirtſchaftlichen Schichten, nicht nur die Ungebildeten.

3. Dieſe wichtige Kulturpflicht darf nicht dem Zufall und der Selbſthilfe von Dilettanten überlaſſen bleiben, ſowenig wie etwa die Schule, ſondern ſie iſt Aufgabe der öffentlichen Körperſchaft, in erſter Linie der Kommune.

4. Zweckentſprechendſtes Hilfsmittel einer alle Kreiſe in gleicher Weiſe erfaſſenden Bildungsarbeit iſt das Buch, vor allem das ſchön-

geistige, dessen hervorragende Bedeutung im Sinne der oben erwähnten Persönlichkeitserziehung nun allmählich richtig erkannt wird.

5. Die führende Bildungseinrichtung ist damit die öffentliche Bücherei, damals gewöhnlich Bücher- oder Lesehalle genannt, von einem bibliothekstechnisch und wissenschaftlich ausgebildeten Fachmann hauptamtlich geleitet.

Aus der Art dieser Forderungen: Volksbildung als Bedürfnis und Notwendigkeit für alle Schichten, Bildungsinstitut als kommunale Einrichtung, Bildungsbeamter . . . . erkennt man schon die ganz andere weltanschauliche Voraussetzung ihrer Träger, es sind demokratisch-sozialistische Ideen (es ist hier so wenig wie oben beim „Liberalismus“ an politische Parteien gedacht). Daß dieser Bewegung von unten her, und zwar besonders vom Mittelstand und der gelernten Arbeiterschaft, aber auch den übrigen sozialen Schichten, ein starkes Bedürfnis entgegenkam, beweist der bis heute noch wachsende Andrang zu den Büchereien, die neutral geleitet und gut ausgestattet sind. Neutralität bedeutet hier nicht Ausschaltung des Gegensätzlichen, Radikalen, sondern Unparteilichkeit in der Berücksichtigung aller Standpunkte: Parität, etwa mit Rücksicht auf das literarisch und wissenschaftlich Wert- und Bedeutungsvolle einerseits, auf die besonderen Wünsche der Benutzer andererseits.

Ist auch ohne Zweifel die Grundforderung dieser Bewegung das extensive Bildungsziel, das vor allem auch im Wesen der Bücherei mit ihren Ausdehnungsmöglichkeiten begründet ist (Zweigstellen, Wanderbüchereien), so liegt doch in der Forderung der Persönlichkeitserziehung ein Hinweis auf die intensive Bildungsnotwendigkeit und damit vielleicht schon über die Büchereiarbeit im engeren Sinn hinaus.

Es ergeben sich für ihre Vertiefung zwei Wege:

a) Neben der persönlichen Beratung am Ausgabetisch, Erfassung der einfachsten Leserschichten durch regelmäßige Vorleseabende, um Freude und Verständnis für Wortklang, Stil und Rhytmus einfacher Erzählungskunst zu erzielen, wobei auch Lied und Musik in den Dienst der Sache gestellt werden zur Umrahmung des Abends*); Angliederung von Vortragsreihen an die Bücherei, besonders zur Einführung in die künstlerisch wertvolle Literatur; Ausbau der Bücherhalle zur modernen „Bildungsbibliothek“ durch Beifügung eines Oberbaus der schwierigen wertvollen Werke aus allen Gebieten der allgemeinen Bildung, als vertiefende Ergänzung für die anderen Bildungseinrichtungen (Essener Richtung).

b) Abstoßung der unteren Leserschicht durch engeres Ausleseprinzip bei der Bücherbeschaffung, wobei bewußt der alte demokratische Grundgedanke der möglichsten Breitenwirkung aufgegeben wird; Ausbau

*) Solche Vorleseabende sind nicht zu verwechseln mit der Anwerbung geschulter Rezitatoren, die gewöhnlich ohne tieferen Zusammenhang wirksame Stücke und Stellen für ein sensationshungriges Publikum vortragen. Dies gehört nicht zur Volksbildung.

der Einzelberatung durch Verfeinerung des Ausleiheapparates, „Individualisierung der Ausleihe“, möglich infolge der geringeren Benutzung (Leipziger Richtung).

In der Praxis sind die Unterschiede der beiden Richtungen vielfach stark verwischt, da beide zum gleichen Ziel streben: Synthese aus intensiver und extensiver Bildungsarbeit.

Diese schon in der Büchereipolitik auftretende Betonung der intensiven Bildungsarbeit steigert sich nun nach dem Weltkrieg zu einer dritten Bildungswelle, die ihre äußeren Vorbilder den nordischen Staaten, Dänemark und Schweden, entnimmt, von denen auch die Bezeichnung ihrer besonderen Bildungseinrichtung herstammt: Volkshochschule. Die treibenden Kräfte der neuen Bewegung sind einerseits von oben her eine Schicht von Intellektuellen, Gelehrten und Volksschullehrern, andererseits von unten her die oberen Schichten der Arbeiterschaft mit ihrem erstarkten Selbstbewußtsein. Als Grundforderungen von jener Seite sind etwa folgende zu betrachten:

1. Die Volkshochschule dient nicht der Verbreitung von Kenntnissen und nicht beruflichen Nützlichkeitszwecken, sondern der Persönlichkeitsentwicklung in der Richtung des Gemeinschaftsgefühls. Dies kann nicht gelehrt oder gepredigt, sondern nur durch gemeinsames Ringen um ein Problem erlebt werden. Aus dem Gemeinschaftserlebnis des Einzelnen soll die innere Erneuerung des deutschen Volkes ihren Ausgang nehmen.

2. Die diesem Ziel am besten entsprechende Arbeitsform ist die Arbeitsgemeinschaft d. h. eine kleine Gruppe von Menschen gleicher Vorbildung, die sich durch gemeinsames Gespräch unter Teilung der Vorarbeiten um tieferes Eindringen in ein gegebenes Problem bemühen, das wieder Teil eines größeren Ideenzusammenhangs ist.

3. Der Arbeitsstoff beschränkt sich auf die weltanschaulichen Stoffgebiete der Geistes- und Kulturwissenschaften, bei den übrigen Wissenschaften auf die Teile, die von der weltanschaulichen Seite her erfaßt werden können.

4. Die wichtigste Voraussetzung ist das Vorhandensein gewisser Führerpersönlichkeiten, die nicht nur wissenschaftliche Kenntnisse, pädagogische Fähigkeiten und die Gabe populärer Darstellung, d. h. der Einfühlung in Denk- und Gefühlsart ihrer erwachsenen Schüler besitzen, sondern die mit ihrer lebendigen Persönlichkeit aus einer zufälligen Gruppe von Menschen einen geschlossenen Organismus mit Eigenleben schaffen. In der Arbeitsgemeinschaft ist der Dozent nur Erster unter Gleichen.

Wichtig ist auch hier die Neutralitätsfrage. Es kann sich keinesfalls um Vertuschung oder Ausschaltung der weltanschaulichen, religiösen, politischen . . . Gegensätze handeln, sondern um Neutralität in dem Sinne, daß die Volkshochschule sich nicht in den Dienst einer bestimmten Weltanschauung stellt und für sie Propaganda treibt. Es soll eine Art von Weltanschauungslehre geboten werden, d. h. bei jedem wissenschaftlichen Resultat soll auf die verschiedenen Weltanschauungen

hingewiesen und dem Hörer die letzte Entscheidung in dieser Hinsicht freigestellt werden.

Es ist klar, daß bei solcher Ausschließlichkeit der Forderungen im Sinne intensiver Bildungsarbeit von einer Erfassung der Massen oder auch nur breiterer Schichten nicht die Rede sein kann, der Name Volkshochschule hat hier höchstens die Bedeutung, daß keine höhere Vorbildung als Volksschule erwartet wird, während im übrigen die meisten Vorkämpfer der neuen Gedanken sich darüber einig sind, daß diese reine Volkshochschule nur für eine kleine Auslese des Volkes aus allen sozialen Schichten in Betracht kommt, wobei man sich der (volkspsychologisch nicht leicht begründbaren) Hoffnung hingibt, daß diese Auslese eine Elite von Führern schaffe, die das von ihnen Aufgenommene wieder in einfacherer Gestalt an die Masse weitergeben. Will man die Grundgedanken dieser Ideen auf eine weltanschauliche Formel bringen, so könnte man sie (mit dem gleichen Vorbehalt wie oben) aristokratisch-sozialistisch nennen.

Ehe man nun zu all diesen bildungspolitischen Forderungen und den ihnen entsprechenden Einrichtungen Stellung nimmt, ist es notwendig, zu untersuchen, in welche Richtungen die Kulturbedürfnisse der verschiedenen sozialen Schichten der Bevölkerung weisen, nicht etwa um die Kulturpolitik in direkte Abhängigkeit von der Bedürfnisfrage zu stellen — intensive Ziele, wie Vertiefung der Persönlichkeit und Pflege des Gemeinschaftsgefühls, müssen immer von den Volkserziehern hinzugebracht werden —, aber andererseits wäre die Gefahr vorhanden (und wir sind heute vielfach schon so weit), in Bildungsschulmeisterei zu verfallen, wenn nur von oben her Bildungsziele aufgestellt werden, und wenn nicht ein funktioneller Zusammenhang zwischen Bildungspolitik und Bildungsbedürfnis gewahrt bleibt.

Was die Hauptmasse der Bevölkerung in erster Linie sucht, ist neben der Unterhaltung (als seelischer Anregung in primitiver Form) die Erweiterung des Horizonts, d. h. Belehrung, sei es in Richtung auf die sog. allgemeine Bildung (interessante Probleme aus allen Wissensgebieten, die aber nicht an menschliche Kernfragen rühren), sei es auf wissenschaftliche Elementarbildung in Ergänzung der Lücken der Volksschule, sei es auf Berufsfortbildnng (technische, kaufmännische Fächer, Sprachen, Volkswirtschaft), sei es auf Probleme der Weltanschauung und Lebensführung (die menschlichen Kernfragen). Eine gewisse Vertiefung des oben charakterisierten Unterhaltungsbedürfnisses bedeutet dann noch das Bedürfnis nach künstlerischem und dichterischem Genuß und der Anleitung hierzu.

Sucht man diese geistigen und seelischen Bedürfnisse unter den verschiedenen Bevölkerungsschichten zu differenzieren, was natürlich keine genauen Deckungen ergeben kann, so kommt man etwa zu folgenden Zusammenhängen:

Die soziale Unterschicht strebt nach Unterhaltung in primitiver Form: Durchschnittsroman, Kino, Dilettantenbühne. Eine gewisse

höhere Schicht schon nach Ergänzung oder Wiederauffrischung der Schulbildung: Elementarunterricht.

Die organisierte und gelernte Arbeiterschaft sucht auf dem Unterhaltungsgebiet stark nach weltanschaulicher Tendenz, Gesellschaftskritik, ethischer Auseinandersetzung, im Lesestoff und im Theater. Auch im Vortragswesen zieht sie kritische und weltanschaulich betonte Vorträge und Vortragsreihen vor. In der Volkshochschule ausgesprochener Wunsch nach Dozenten ihrer Gesinnung (d. h. ihres Vertrauens), ohne etwa von diesen weltanschauliche Propaganda in ihrem Sinne oder Vernachlässigung anderer weltanschaulicher Auffassungen zu erwarten. Im allgemeinen besteht Gleichgültigkeit gegenüber künstlerischen Problemen bei der Arbeiterschaft bis in ihre Oberschichten hinein. Unterrichtskurse in Volkswirtschaft, Betriebsräte- und anderen aktuellen Fragen des praktischen Lebens, auch in Sprachen (Esperanto!), sind gesucht.

Das Kleinbürgertum bevorzugt im Buch, Theater, Kino stark gefühlsmäßig eingestellte Stoffe, und zwar weniger religiös-weltanschaulicher, als moralischer Tendenz, im Vortrag mehr den Einzelvortrag über Fragen allgemeiner Bildung, als die Vortragsreihen zur weltanschaulichen Vertiefung.

Der Mittelstand, die Angestelltenschaft, mittlere Beamte und Volksschullehrer, hat auf allen Gebieten rührige Vertreter, besonders in der jüngeren Generation. Vor allem werden Unterrichtskurse auf Berufsfortbildung von ihnen besucht, aber auch in Vorträgen und Vortragsreihen weltanschaulichen und künstlerischen Inhalts stellen sie einen großen Teil der Hörerschaft. Für die Volkshochschule der betont neutralen Form bilden sie meist den zuverlässigen Stamm, im Gegensatz zur Arbeiterschaft.

Die bürgerliche Oberschicht stellt ihr Hauptkontingent zur Bildungsbibliothek, Theater, Vortrag mit mehr wissenschaftlichem als einseitig weltanschaulichem Gepräge, künstlerischen und literarischen Darbietungen.

Bei normaler Verteilung der sozialen Schichten einer Stadt ist das Schema der Gliederung ihrer Bildungseinrichtungen etwa folgendes:

I. Vortragswesen.

a) Volksunterhaltungsabende mit leichtem musikalischen Programm; Vorleseabende, einfach aber planmäßig. Beides am besten in den Händen der Stadtverwaltung.

b) Einzelne Vorträge allgemein bildenden Inhalts. Besonders in Städten mit starker Kleinbürgerschicht. Am besten der privaten Vereinstätigkeit überlassen, evtl. mit Erleichterungen und Zuschüssen von Seiten der Stadtverwaltung.

c) Vortragsreihen weltanschaulicher und künstlerischer Art. Vom städtischen Vortragsinstitut oder der Büchereileitung organisiert.

d) Wissenschaftliche Unterrichtskurse zur Weiterbildung. Elementarfächer, Sprachen, technische und kaufmännische Fächer. Sind auf städtische Schulräume angewiesen. Leiter städtischer Beamter.

II. Öffentliche Bücherei mit Zweigstellen in allen Stadtteilen. Hauptamtlich verwaltet durch Fachmann, d. h. Persönlichkeit mit wissenschaftlicher und bibliothekstechnischer Vorbildung. Bei starker sozialer Unterschicht breitester Ausbau des volksbibliothekarischen Teils. Finanzielle Unterstützung von konfessionellen, Partei- und sonstigen Vereinsbüchereien bei genügender Leistungsfähigkeit der städt. Bücherei nicht zu empfehlen. Der Büchereileitung kann ein Teil des Vortragswesens Ia, b, c nach Bedarf unterstellt werden.

III. Volkshochschule. Sie bedeutet eine Art von Überbau über das städt. Vortragswesen, sollte aber aus den oben angeführten Gründen nicht mechanisch damit verschmolzen werden. Die Einrichtung einer Volkshochschule ist in erster Linie vom Vorhandensein entsprechender Dozenten abhängig zu machen, sie wird sich vielfach auf wenige Arbeitsgemeinschaften beschränken können. Da das Vertrauensverhältnis zwischen Hörern, Dozenten und Leitung besonders eng sein muß, empfiehlt sich seitens der Stadtverwaltung nur die äußere Organisation, Geschäftsführung, finanzielle Überwachung zu übernehmen, im übrigen die innere Verwaltung den eigenen, frei gewählten (evtl. wechselnden) Organen der Volkshochschule zu überlassen. Auch dadurch unterscheidet sich die Volkshochschule von dem notwendig zentral und straff geleiteten städtischen Vortragsinstitut.

Für den Praktiker ist noch eine Frage von besonderer Bedeutung: wie soll die Neutralität der Volkshochschule mit dem starken Drang der Arbeiterschaft nach weltanschaulich bestimmter Einstellung des Dozenten und der Problemstellung, also mit der Forderung der Arbeitsgemeinschaft als Gesinnungsgemeinschaft, zum Zusammenklang gebracht werden? Es versteht sich von selbst, daß im Interesse der „Volks“bildung eine Lösung nicht gefunden ist, wenn man die Massen vorläufig der Bildungsarbeit der Gewerkschaften und Parteien überlassen will, weil man in der Volkshochschule ihrer Forderung nach weltanschaulicher Entschiedenheit nicht willfahren, und außerhalb der Volkshochschule die Daseinsberechtigung von öffentlichen Vortragseinrichtungen mit extensiver Arbeitsmethode nicht anerkennen will. Denkt man an ähnliche exklusive Forderungen nach intensiver Bildungspflege im Büchereiwesen, die theoretisch (von Leipzig aus) schon über einen großen Teil Deutschlands die Herrschaft errungen haben, so erkennt wohl auch der Laie allmählich, warum man in Deutschland schon an vielen Orten auf dem Gebiet des freien Volksbildungswesens vor dem — Nichts steht. Und es ist falsch, hier einfach der Interessenlosigkeit der Bevölkerung die Schuld dafür zuzuschieben.

In Essen hat man unter Anerkennung der intensiven Arbeitsmethode

für die Volkshochschule nach einem Ausgleich mit den Bedürfnissen der organisierten Arbeiterschaft gesucht. Das „Essener System“ hält streng an der Forderung der Arbeitsgemeinschaft fest und lehnt alle Vortragsreihen, Nützlichkeitsfächer und Fortbildungskurse ab, d. h. weist sie den „Akademischen Kursen“ (dem öffentlichen Vortragsinstitut) zu. Auch in der Frage der Neutralität ist man für Parität, faßt diese aber so auf, daß es den Hörern überlassen wird, sich zu Weltanschauungsgruppen mit den Dozenten ihres Vertrauens zusammenzufinden, und so die Arbeitsgemeinschaften zugleich zu Gesinnungsgemeinschaften zu machen. Selbstverständlich steht es Hörern anderer Weltanschauung frei, an einer solchen Arbeitsgemeinschaft teilzunehmen und ausgiebig ihren abweichenden Standpunkt zu vertreten. Allerdings neigen solche Dozenten mehr dazu, die gemeinsame Weltanschauung zu vertiefen, als nur jeweils Überblicke über die verschiedenen Weltanschauungsmöglichkeiten zu geben, was natürlich im gegebenen Zeitpunkt ebenfalls geschieht, aber m. E. entspricht jenes auch mehr dem Erlebnischarakter der Arbeitsgemeinschaft als die letztere Methode, die sich doch wieder vorwiegend an das Erkenntnisvermögen, den Intellekt, wendet. Dabei ist die Verknüpfung der nun einmal weltanschaulich entschiedenen Arbeiterschaft mit der Essener Volkshochschule viel inniger als mit einer rein neutralen, was sich schon äußerlich in der Werbetätigkeit und der starken Teilnahme zeigt. Der praktische Erfolg dieses Systems bei der Arbeiterschaft im Vergleich mit dem der anderen echten Volkshochschulen (d. h. nur mit Arbeitsgemeinschaften, ohne Vorträge und Nützlichkeitsfächer) dürfte die Theoretiker allmählich davon überzeugen, daß hier doch mehr vorliegt, als ein „mißglückter Kompromißversuch“. Der springende Punkt des Unterschieds liegt übrigens nicht so sehr beim Problem der Neutralität, als bei dem des Vertrauens und der Werbetaktik.

Daß es in Deutschland auch einige Volkshochschulheime nach dänischem Muster gibt, und daß die ländliche Volkshochschule, den besonderen bäuerlichen Verhältnissen entsprechend, als Halbtagsschule mit starkem berufswissenschaftlichen Charakter an einigen Orten mit gutem Erfolge arbeitet, sei in diesem Zusammenhang kurz erwähnt.

Zum Schluß seien noch zwei Bildungseinrichtungen genannt, die noch mehr, als bisher geschehen, in den Dienst des freien Volks bildungswesens gestellt werden müssen, das Kino und das Theater

Beim Kino, das in erster Linie für die Unterschichten in Frage kommt, handelt es sich darum, die dabei möglichen erzieherischen Werte zu erkennen, Filme solcher Art zu sammeln, und an städtische oder subventionierte und überwachte Lichtspielhäuser zu verleihen*)

Beim Theater hat sich eine ähnliche Entwicklung vollzogen wie bei der Volksbibliothek, es ist in den meisten Städten aus privaten

*) Näheres darüber s. Ackerknecht, E. Das Lichtspiel im Dienste der Bildungspflege. Berlin 1918.

Händen in städtische Verwaltung übernommen und nun erst in die Lage gesetzt worden, Volksbildungsarbeit zu leisten. Wenn früher gelegentlich „Volksvorstellungen“ (zu ermäßigten Preisen) gegeben wurden, so waren es meist geringerwertige Unterhaltungsstücke für ein oberflächliches Publikum der Unterschicht. Die städtischen Theater betrachten es dagegen als kulturelle Pflicht, Volksvorstellungen (meist Klassiker) mit künstlerischem Gepräge den weniger zahlungsfähigen Schichten des Mittelstandes zu bieten, allerdings meist nach dem Zufall des Spielplanes ohne bestimmtes erzieherisches System, so daß hier höchstens von extensiver Bildungsarbeit gesprochen werden kann. In die gleiche Linie fällt es, wenn Theatervereinen mit Bildungscharakter Vorstellungen zu ermäßigten Pauschalsätzen überlassen werden. Als solche Theatervereine, die vor allem die Arbeiterschaft, den Mittelstand und Teile des Kleinbürgertums umfassen, haben sich der „Bühnenvolksbund“ und der „Verband der deutschen Volksbühnenvereine“ zu großen Organisationen entwickelt.

Intensive Bildungsarbeit kann aber nur die Theatergemeinde leisten, wie sie in manchen Städten, sei es von einem jener genannten Verbände, sei es vom städtischen Theater selbst, geschaffen wurde. Besondere Merkmale dieser Arbeitsmethode sind etwa folgende:

1. Verstärkung des Gemeinschaftserlebnisses durch den geschlossenen Charakter jeder Vorstellung. Feste Gruppen meist derselben sozialen Schichten.

2. Dieselbe Gruppe erhält im Laufe eines Spieljahres eine Reihe von Vorstellungen in bestimmtem inhaltlichen und künstlerischen, aber auch weltanschaulichen, Zusammenhang.

3. Durch regelmäßige kurze Einführungsvorträge von der Bühne aus, die der Vorstellung direkt vorausgehen, wird dieser literarische und künstlerische Zusammenhang aufgedeckt, schwierige Probleme beleuchtet, über den Dichter und sein Schaffen das zum Verständnis Notwendige gesagt.

Das Theater hat durch seine Anschaulichkeit und die Eindringlichkeit seiner Wirkung für die intensive Bildungsarbeit eine ganz besondere Bedeutung, wendet sich doch zugleich an breite Kreise und ist vor allem selbst für die unterste Schicht noch werbend. Es ist also ein ideales Volksbildungsinstitut gerade im Sinne der erlebten Kultur und der Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls. Die Schaffung von Theatergemeinden oder die weitgehende Unterstützung von bestehenden privaten ist also eine der wichtigsten Zukunftsaufgaben für die freie Volksbildungsarbeit der Städte.

Für Großstädte sei noch kurz die Möglichkeit einer Konzentration der freien Volksbildungsarbeit zur Ersparung von gleichlaufender oder entgegenlaufender Kräftevergeudung erwähnt: Das Städtische Bildungsamt. Es hat die Zusammenarbeit der städtischen freien Bildungsinstitute einschließlich der Bücherei und des Theaters zu fördern, die

Vortragstätigkeit etwa unter Aufstellung von Leitgedanken für ein Jahr sowohl unter den städtischen Vortragsinstituten, wie auch in Vereinbarung mit den privaten Bildungsvereinen (auch künstlerischer und literarischer Richtung) einheitlich und planmäßig zu gestalten, Häufungen ähnlicher Themen, Zusammenfallen und Häufungen von Terminen zu verhindern, einheimische und auswärtige Redner zu vermitteln und zwecks Kostenersparnis in diesen Fällen auch mit Nachbarstädten in Verbindung zu treten. Also ein kulturelles clearing house, das auch mit der Herausgabe von Wochenprogrammen aller in der Stadt geplanter Veranstaltungen betraut werden kann.

Als Krönung solcher planmäßigen Volksbildungsarbeit wäre die Begründung eines Volksbildungsheims zu betrachten, das kleine und größere Vortragssäle für die Vortragsinstitute, Lehrsäle für Volkshochschule und Fachkurse, die städt. Lichtspielbühne, evtl. Räume für das naturwissenschaftliche, Kunst- und Heimatmuseum enthielten, Büroräume für die verschiedenen Verwaltungen und das Bildungsamt, vor allem einen besonderen Flügel für die städtische Volksbücherei und Bildungsbibliothek, verbunden mit einem oder mehreren Lesesälen, die wiederum von den anderen Flügeln her leicht erreichbar sein müssen. Durch ein solches Heim könnte die Idee der deutschen Volksgemeinschaft als Kulturgemeinschaft sichtbar und wirksam verkörpert werden.

Vorlesestunden.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

IV.

Der immer stärkere Besuch unserer vormittäglichen Vorlesestunden während der letzten Jahre und das Bedürfnis, den durch Arbeitslosigkeit oder sonstige Erwerbsnöte auch seelisch Bedrückten stärker zu Hilfe zu kommen, veranlaßte uns, im Winter 1923/24 außer an den Sonntag-Vormittagen auch an den Sonntag-Nachmittagen und zwar von 6—1/2 8 Uhr vorzulesen. Der Erfolg war überraschend groß. Den ganzen Winter hindurch sind gerade diese nachmittäglichen Vorlestunden außerordentlich stark besucht gewesen (ohne daß übrigens der Besuch der vormittäglichen Vorlesestunden darunter gelitten hätte). Mehr als einmal war der Hörsaal überfüllt und mußten manche Besucher unverrichteter Dinge wieder abziehen.

Obwohl sich also diese nachmittäglichen Programme durch ihre Länge von den vormittäglichen unterscheiden, glaube ich sie doch in ihrer zeitlichen Reihenfolge zwischen diesen mitteilen zu sollen. Die angegebenen Lesezeiten lassen ja jeweils deutlich erkennen, ob es sich um eine vor- oder eine nachmittägliche Vorlesestunde handelt.

Für die Einleitungsstunde wählte ich diesmal die Vortragsfolge:

1.

Sommer.

Keller: Sommernacht (Gedicht) [1]	2 Min.
Supper: In der Sommernacht [2]	20 „
Ina Seidel: Mondnacht (Gedicht) [3]	1 „
Hesse: Es war einmal [4]	12 „
Keller: Stille der Nacht (Gedicht) [1]	1 „
v. Taube: Sonnenwende [5]	15 „
— Der verborgene Herbst (Gedicht) [5]	

Aus: [1]) *Keller: Gedichte. Insel-B. 320.†) [2]) Supper: Der Weg nach Dingsda. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. [3]) Ina Seidel: Weltinnigkeit. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. [4]) Hesse: Kleiner Garten. Wien, Thal. [5]) Freiherr Otto von Taube: Der verborgene Herbst. Leipzig, Insel. S. 198 bis 206 u. das Gedicht auf S. 391.

In meinen einleitenden Worten pries ich „das Menschenrecht, das uns Natur vergönnt", das Recht, den Einklang mit der Natur zu suchen und zu finden, sei es draußen im Anschauen der Landschaft, sei es drinnen in unserm Innern, wenn wir uns mit allen Kräften der Phantasie hingeben an Wort und Werk des Dichters, des Offenbarers jenes Einklanges. Er sollte uns noch einmal die Wonnen des Sommers empfinden lassen. Die Sphärenharmonie der Sommernächte sollte erklingen, „die Musik des ewigen Spielwerkes", das die Griechen Kosmos, die Deutschen Welt genannt haben. Ich begann dann mit den hohen und tiefen Durklängen des Kellerschen Gedichtes, der geheimnisvollen Geschichte von Auguste Supper, die auch durch manche sprachlichen Schönheiten stark wirkte, und dem wunderbar melodischen Liede von Ina Seidel. Die für Hesses romantisches Lebensgefühl so ungemein bezeichnende Skizze „Es war einmal . . ." leitete mit ihrer schmerzlichsüßen Sehnsucht nach „alten unnennbaren Tagen" (um an ein Mörikewort zu erinnern) hinüber in Moll, das dann noch einmal durch das Kellersche Gedicht gemildert wurde, ehe es orgelhaft ausklang in dem Kapitel und dem Schlußgedicht aus dem „verborgenen Herbst", diesem hohen Lied auf die Schönheit eines gelassenen Todes in voller Reife der Menschlichkeit. — Es sei noch besonders darauf hingewiesen, daß das Suppersche und das Hessesche Prosastück sich auch zu einem Programm „Bäume" ergänzen ließe (etwa durch das Kapitel „Bäume" aus Hesses „Wanderung", vergl. mein Vorlesestundenbüchlein S. 79). Die Suppersche Erzählung würde übrigens auch gut in ein Totensonntagsprogramm passen.

†) Die mit * bezeichneten Bücher kommen auch für den Verkauf in Betracht. Auf „Verkaufsbücher", die in meinem Vorlesestundenbuch aufgezählt sind, wird hier im allgemeinen nicht mehr besonders hingewiesen. Man ziehe also dieses (im Anschluß an sein Register) ergänzend heran.

2.

Begegnungen.

Paquet: Reisekameraden [1] . . . . 20 Min.
Banse: Der Stromer [2] . . . . 15 „
Heye: Pyramidenzauber [3] . . . . 30 „
Paquet: Wir erwarten das Vlissinger Boot [1] . . . . . . 10 „

Aus: [1]) Paquet: Erzählungen an Bord. Frankfurt a. M., Rütten & Loening, [2]) Banse: Die Wage der Herzen. Braunschweig, Westermann. [3]) Heye: Wanderer ohne Ziel. Berlin, Safari-Verlag.

Wie zuweilen Begegnungen, bei denen wir, äußerlich betrachtet, einen andern Menschen nur flüchtig streifen, einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf uns machen, wie das Leben selbst uns durch das Bruchstückhafte solcher Begegnungen reizt, unsere schöpferische Phantasie an den Menschenschicksalen zu üben, mit denen wir ein paar Augenblicke in eine wesentliche Verbindung geraten sind, das sollten die zwischen Wahrheit und Dichtung schwankenden Erzählungen dieser Vortragsfolge bezeugen. Der rhythmische Wechsel von Ernst und Heiterkeit wirkte vorzüglich, besonders aber die von innigster Menschenliebe erfüllte Schwermut des Schlußstückes. — Bei der ersten Erzählung von Paquet las ich die ersten 32 Seiten der Originalausgabe bis zu den Worten „da lachten sie beide“, bei der andern S. 67—77 ohne das Schlußabschnittchen der Rahmengeschichte. — Die Paquetschen Stücke dienten gleichzeitig als Vorbereitung auf eine Vorlesung aus eigenen Werken, die der Dichter bald darauf in unserm Hörsaal bot.

3.

Cervantes.

Geschichte von Eklein und Schnittel (oder die Gaunerrepublik von Sevilla) [1] . . . . 85 Min.

Aus: [1]) Die Novellen des Cervantes (2 Bde.) Bd. 1. Leipzig, Insel-Verlag.

Programm eines Mitarbeiters, der gleichzeitig in der Volkshochschule eine Vortragsreihe über spanische Literatur hielt. Er wies einleitend auf das soziologisch Interessante der Gesellschaftsbildung unter Verbrechern und ihre besonderen Züge (nationaler Ehrenpunkt, religiöse Verkleidung des Verbrecherberufes) hin.

4.

Totenfest.

Grimm: Gevatter Tod [1] . . . . 7 Min.
von der Traun: Verachte nicht den Tod [2] . . . . . . 30 „
Strauß-Torney: Geschlossener Friedhof (Gedicht) [3] . . 3 „
Hesse: Der Tod des Bruders Antonio [4] . . . . 15 „
Liliencron: Auf dem Kirchhof (Gedicht) [5] . . . . . . 1 „

Aus: [1]) Grimm, Jakob und Wilhelm: Deutsche Märchen. Ill. Ebenhausen, Langewiesche-Brandt, Bücher der Rose. [2]) von der Traun (Pseudon. f. Schindler): Der Schelm von Bergen. Berlin, Meyer & Jessen. [3]) Strauß-Torney: Neue Balladen und Lieder. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. [4]) Hesse: Kleiner Garten. Wien, Thal. [5]) Liliencron: Ausgewählte Gedichte. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Sehr wichtig ist bei dem Hauptstück (von Schindler), daß die Länge des öden Wohllebens des Helden auch dynamisch zu ihrem Recht kommt, indem man die betreffenden Schilderungen mit innerlich betonter Langsamkeit, fast schleppend liest. Dann wird die ungeheure Dämonie des Schlusses jeden Hörer zwingen. Und der kunstvoll schlichte Schwanengesang des Bruders Antonio wird umso tröstlicher klingen.

5.

Jensen: Seltsame Genossen	Gedichte [1])	15 Min.
Kroepelin: Allerseelen		
Meyer: Die toten Freunde		
Keller: Die Entschwundene		
Claudius: Der Sämann.		
Klopstock: Der Tod		
Keller: Bei einer Kindesleiche.		
Hofmannsthal: Der Tor und der Tod [2])		50 „

Aus: [1]) Avenarius: Hausbuch deutscher Lyrik. München, Georg D. W. Callwey. [2]) *Hofmannsthal: Der Tor und der Tod. Insel-B. 28.

Programm eines Mitarbeiters für den Totensonntag-Nachmittag.

6.

Seemannshumor.

Andersen-Nexö: Jacobs wundersame Reise [1]) . . . 15 Min.
Jacobs: Der geprellte Schiffer [2]) . . . . 30 „
Poeck: Reimer Fahjes Menagerie [3]) . . . . 25 „

Aus: [1]) Andersen-Nexö: Küste der Kindheit. München, Langen. [2]) Jacobs: Der geprellte Schiffer. Stuttgart, Lutz. [3]) Poeck: De Herr Innehmer Barkenbusch u. a. lustige Geschichten von der Wasserkant. Hamburg, Glogau.

Sehr lustiges Programm eines Mitarbeiters. Auf der ersten Seite der Schnurre von Andersen-Nexö wurde ein allzu derbes „Ornament" weggelassen.

7.

Hermann Hesse.

Der Weltverbesserer . . . . 80 Min.

Aus: Hesse: Umwege. Berlin, S. Fischer.

Da unvorbereitete Hörer heutzutage diese vortreffliche Satire leicht weltanschaulich unterschätzen können, wies ich einleitend darauf hin, daß sie zwar erst vor 12 Jahren geschrieben, aber für uns bereits „historisch geworden" sei und selbst als Maßstab dienen könne für den Wandel des Zeitbewußtseins, der inzwischen stattgefunden habe. Heute seien die Nöte unserer Kultur längst so dringend geworden, daß auch der Typus

des Weltverbesserungsdilettanten nicht mehr so spielerisch und harmlos erscheine. Vor allem aber sei vor dem Mißverständnis zu warnen, als verspotte hier Hesse Kulturreformen als solche, ein Mißverständnis, das freilich dem Kenner von Hesses späteren Werken, besonders dem „Demian", nicht unterlaufen könne. Der Dichter verspottet hier vielmehr eine Spielart des Weltverbesserungsdilettanten, einen Mann, der mit viel gutem Willen und mit echtem, wenngleich zartem sozialem Empfinden an diese schwersten Aufgaben herantritt, aber ohne Augenmaß für ihre Größe und ohne die Führereigenschaften, deren jeder Vorkämpfer der Weltverbesserung bedarf. So gelte es, sich unbeirrt durch die andere Perspektive jener noch so nahen Vergangenheit der liebenswürdigen Fabulierkunst und heiteren Anmut dieser Erzählung hinzugeben. — Diese Mahnung hatte durchaus die gewünschte Wirkung. Übrigens empfand ich (und mit mir mancher Hörer, den ich hernach sprach) diesmal besonders stark, wie wohltuend und erziehlich es ist, ein so gutes und schönes Deutsch zu vernehmen.

8.

Irre.

Möschlin: Der glückliche Sommer (Auswahl) [1]	30 Min.
Emil Strauß: Der Spiegel (Auswahl) [2]	17 „
Lilienfein: Hölderlin [3]	20 „

Aus: [1]) Möschlin: Der glückliche Sommer. Leipzig, Grethlein. S. 235 bis 256. [2]) Strauß: Der Spiegel. Berlin, S. Fischer. S. 54—67. [3]) Krauß: Schicksalstage deutscher Dichter, Bd. 1. München, C. H. Beck.

Ausgehend von der Verwunderung über die Leitidee dieses Programmes, die ich bei den meisten Hörern voraussetzen durfte, sagte ich einleitend, es werde wohl nach Anhörung der drei Erzählungen jedermann berechtigt erscheinen, daß wir auch einmal eine Vorlesestunde jenen Unglücklichen widmen, welchen ein Gott den Sinn verwirrt hat, wie die alten Griechen zu sagen pflegten. Ja wir werden tiefer verstehen, warum die Irrsinnigen manchem asiatischen Volke als von der Gottheit Ausgesonderte heilig sind. Die Dichter, die von ihnen künden, erscheinen uns ganz besonders als Repräsentanten liebevollster Menschlichkeit, als hellsehende Künder von den Geheimnissen dunkler Menschenherzen und Menschenschicksale. — Das (handlungsmäßig ganz in sich geschlossene) Kapitel aus dem „glücklichen Sommer" wurde gelesen von den Worten an: „Es war vor 10 Jahren im Juli". Die Zwischenrede auf Seite 239 („Ganz wie jener . . .") und die darauf bezüglichen Erwiderungsworte blieben natürlich weg, da sie nur im Zusammenhange des ganzen Romanes Bedeutung haben. Wünschenswert ist, daß vorher gesagt wird, der Roman spiele im nördlichen Schweden. Die wundervolle, ganz streng durchkomponierte Darstellung des Waldbrandes (vergl. das immer wieder neue Einsetzen: „Der Wald brennt") muß natürlich in rhythmisch steigendem und fallendem Tempo und durchweg mit größter (sprachtechnischer) Eindringlichkeit gelesen werden. — Das Stück aus dem (viel zu wenig bekannten) „Spiegel" muß

erschlossen werden durch eine kurze Vorbemerknng über die Persönlichkeit der erzählenden Tante und die Situation, in der die Geschichte erzählt wird. Dann beginnt man am besten Seite 54 mit den Worten „Weißt du, wenn du wirklich Arzt wirst“. Abschließen wird man natürlich Seite 67 mit den Worten „belanglos war“. — Es ist mit größter Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß beide Stücke in den Hörern das lebhafte Verlangen erwecken, nun die Werke, denen sie entnommen sind, ganz zu lesen. (Vergl. das in meinem Vorlesestundenbüchlein Seite 12 über die Gefahr von „Ausschnitten“ Gesagte.)

9.

Von alten Weiblein.

Lagerlöf: Der Sonnenfinsternistag [1]) . . . . 12 Min.
Emil Gött: Die Wallfahrt [2]) . . . . 45 „

Aus: [1]) Lagerlöf: Die Prinzessin von Babylonien. München, Langen. [2]) Gött: Kalendergeschichten. München, C. H. Beck.

Einleitend wies ich darauf hin, daß man die beiden Erzählungen geradesogut auch unter dem Titel „Allerlei Gottesdienst“ hätte zusammenfassen können, wobei die reizvolle Verschränkung des Motives herauskäme, daß in dem ersten Stücke ein wirklicher Gottesdienst vorliege (zudem eine artige Spiegelung altgermanischer Julfrömmigkeit), während es sich scheinbar nur um einen Kaffeeklatsch handle, daß wir es im zweiten Stück jedoch zwar mit einer Haupt- und Staatsaktion katholischen Gottesdienstes zu tun haben, in Wirklichkeit aber von irgendwelcher Herzensfrömmigkeit gar keine Rede ist. Durch diese Vorbemerkung wurde (außer der Verstärkung des Spannungsreizes) vor allem erreicht, daß das erste Stück, das leicht in Gefahr gerät, zunächst allzu „harmlos“ zu erscheinen, von Anfang mit höher gespannten Erwartungen angehört wurde. Vor der Göttschen Kalendergeschichte habe ich durch einen Hinweis auf die Stammesverwandtschaft des Dichters mit Gottfried Keller noch besonders vorbereitet auf die bäuerlich derbe, satirische Kleinmalerei und ihre wunderbare kontrapunktische Einfügung in die Natur, die groß und begnadend alle satirischen Disharmonien des Mikrokosmos Mensch in ihren makrokosmischen Einklang auflöst.

10.

Arbeitslos!

Petzold: Drei Tage . . . . 90 Min.

Aus: Petzold: Von meiner Straße. Wien, Eduard Strache.

Programm eines Mitarbeiters. Die Erzählung ist zu einer Zeit, in welcher ihr Thema „aktuell“ ist, durch die erlebnistreue Schilderung des trostlosen Seelenzustandes eines Arbeitslosen äußerst wirksam. Wegen ihres ebenmäßigen Flusses stellt sie hinsichtlich der Modulation stimmlich an den Vorlesenden erhebliche Anforderungen. Es empfiehlt sich, die gedankliche Einstellung der Hörer dadurch vorzubereiten, daß einleitend mit einigen Worten das vielumstrittene Problem des „Rechts auf Arbeit“ herausgestellt wird.

11.

Heitere Kindergeschichten.

Ponten: Das Haus des Arztes [1] . . . . 30 Min.
Bernt Lie: Peter Napoleon (Auswahl) [2] . . . . . . 15 „
Pelle Molin: Kams [3] . . . . 20 „

Aus: [1]) Ponten: Der Knabe Vielnam. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. [2]) Bernt Lie: Peter Napoleon. Berlin, Morawe & Scheffelt. S. 21—44. [3]) Molin: Nordlandserzählungen. Leipzig, Merseburger.

Programm eines Mitarbeiters. Die Reihenfolge der Stücke ergab sich aus der Schwierigkeit ihrer Zugänglichkeit. Darum wurde die Ponten'sche Erzählung mit ihrem bizarren Humor zum Anfang gelesen, wobei die völlige Frische der Hörer noch vorausgesetzt werden durfte. Auch erfordert die preziöse Stilistik Pontens eine immerhin gespannte Aufmerksamkeit des Vorlesenden.

12.

Max Eyth.

Wanderlebensregeln (Gedicht) [1] . . . . 3 Min.
Der blinde Passagier [2] . . . . 70 „

Aus: [1]) Eyth: Hinter Pflug und Schraubstock. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. [2]) *Eyth: Der blinde Passagier. Dtsch. Dichter-Ged.-Stift. Volksbücher Nr. 10.

Das Gedicht wirkte als Auftakt vorzüglich. Die Erzählung wird auch von denen, die sie kennen, als überraschend neues Erlebnis genossen, wenn sie mit sorgfältiger Beachtung ihrer Dynamik vorgelesen wird. Insbesondere muß innerhalb der Frische und Munterkeit des Ganzen der Schluß der Beschreibung der Seekrankheit mit zunehmender Müdigkeit, Gleichgültigkeit und Ergebung gelesen werden, ohne daß natürlich ein „Theater" daraus gemacht wird.

13.

Nordland.

Haukland: Bär [1] . . . . 10 Min.
— Wolf [1] . . . . 20 „
— Im Bärentatzen [1] . . . . 8 „
Pelle Molin: Kernvolk [2] . . . . 35 „
Aanrud: Wo der Schnee leuchtet [3] . . . . 20 „

Aus: [1]) Haukland: Ansiedlergeschichten aus Norrland. Berlin, Axel Junker. [2]) Molin: Nordlandserzählungen. Leipzig, Merseburger. [3]) Aanrud: Wo der Schnee leuchtet. Leipzig, Merseburger.

Programm eines Mitarbeiters. Thema ist der Mensch des Nordens in seiner Verwurzelung im Boden seines Landes; alle drei zur Anschauung gelangenden Menschentypen — der natürliche Ansiedler auf selbstgerodeter Hofstelle, der seit Generationen im Flußtal seßhafte Bauer, der Kulturmensch der Stadt — sind ein Stück der nordischen Landschaft selbst. — Bei der letzten Erzählung weise man besonders darauf hin, daß sie nicht nur eine köstliche Situationskomik gibt, sondern daß hier zwei

Erscheinungen des Kulturmenschen, der Sohn aus wohlgesittetem höheren Stande und der zigeunernde Verbrecher, eins sind hinsichtlich des „Auftriebes“ der nordischen Landschaft; gegenüber dieser Tatsache sind alle gesellschaftlichen und „moralischen“ Unterschiede gleich Null.

14.

Abenteurer.

Arthur Heye: Tramps . . . . 3 Min.
— Blinde Passagiere . . . . 10 „
— Nächtlicher Spuk . . . . 10 „
— Höllenfahrt . . . . 45 „

Aus: Heye: Wanderer ohne Ziel. Berlin, Safari-Verlag.

Zunächst setzte ich dieses Programm in Verbindung mit dem Eythprogramm des vorigen Sonntags durch den Hinweis, daß es sich auch diesmal um blinde Passagiere handle, aber nicht mehr um so harmlos idyllische wie dort. Im übrigen bildete das erste Stück selbst die eigentliche Einleitung. Die herrliche Schluß-Szene der letzten Erzählung gab einen ergreifenden und erhabenen Ausklang.

15.

Münchhausen: Brennettelbusch [1] . . . . 2 Min.
Rilke: Die Weise von Liebe und Tod [2] . . . . 20 „
Raabe: Der Junker von Denow [3] . . . . 60 „

Aus: [1]) Börries von Münchhausen: Das Herz im Harnisch. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. [2]) *Rilke: Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christof Rilke. Insel-B. 1. [3]) Raabe: Der Junker von Denow. Berlin-Grunewald, Herm. Klemm. Wilhelm Raabe-Bücherei Bd. 2.

Programm eines Mitarbeiters, das sich trotz mannigfacher Kürzungen der Raabeschen Novelle als etwas zu lang erwies.

16.

In Schnee und Eis.

Hesse: Vor einer Sennhütte im Berner Oberland [1] . . 10 Min.
Hans Hoffmann: Eistrug [2] . . . . 40 „

Aus: [1]) *Hesse: Am Weg. Leipzig, Hesse & Becker. [2]) Hoffmann: Von Frühling zu Frühling. Berlin, Gebrüder Paetel.

Programm einer Mitarbeiterin. Die Hessesche Skizze bildet einen außerordentlich zarten, stimmungsdurchtränkten Auftakt zu der harmlos heiteren, ein wenig derben Hoffmannschen Erzählung. Auch die landschaftlichen Gegensätze zwischen Hochgebirge und Wasserkante sind reizvoll.

17.

„Künstler“.

Schmitthenner: Unser Cello [1] . . . . 80 Min.
Thoma: Die Hinterseer [2] . . . . 5 „

Aus: [1]) Schmitthenner: Neue Novellen. Leipzig, Grunow. [2]) Ludwig Thoma: Assessor Karlchen. München, Langen.

Einleitend wies ich darauf hin, daß die Überschrift auf Gänse-

füßchen daher komme, daß es sich also um Künstler in einem sehr bedingten Sinne handle. Beim ersten Stück bereitete ich auf seine Länge, insbesondere auf die beabsichtigte Langatmigkeit der Erzählung vor. Es handle sich um einen Ich-Erzähler, der sich durch die Art seiner Darstellung als überaus gutmütig und „gebildet“ (Honoratioren-atmosphäre!), aber im Grunde als wichtigtuerischer Kleingeist und Philister erweise. Die Erfassung dieser menschlichen Perspektive sei die Vorbedingung für den vollen Genuß des Humores, der die Geschichte erfülle. Der saftige Thomasche Schwank werde umso kürzer sein. Er wirkte denn auch auf die schon sehr belustigten Hörer wie ein übermütiger, wirbelnder Kehraus. — Leider fehlen in der Originalausgabe der Schmitthennerschen Novelle die Anführungsstriche bei den direkten Reden. Da diese ohnedies schon ziemlich große Anforderungen an den Vorlesenden stellen (sie dürfen ja, bei aller Individualisierung der Sprechenden, nie ganz aus dem epischen Ton des Ich-Erzählers herausfallen, auch ist das Tempo zuweilen ziemlich flott), so rate ich dringend, jene Signale sich vorher im Buche zu ergänzen.

18.

Kinderleid.

Andersen: Herzeleid [1]	. . . .	5 Min.
Kielland: Ein Volksfest [2]	. . . .	13 „
Willy Seidel: Vom kleinen Albert [3]	. . . .	40 „

Aus: [1]) Andersen: Märchen. Leipzig, Reclam. [2]) *A. L. Kielland: Neue Novelletten. Leipzig, Reclam. [3]) *Willy Seidel: Yali und sein weißes Weib. Vom kleinen Albert. Novellen. Insel-B. 133.

Vor der dritten Erzählung ist ein kurzer Hinweis auf ihre fast übergroße Feinnervigkeit (besonders auch in den Naturerlebnissen) wünschenswert, damit sich die Hörer, die von den beiden vorhergehenden Stücken aus nicht darauf gefaßt sein können, bewußt oder unbewußt entsprechend „anstrengen“. — In der Reclamübersetzung des Andersenschen Märchens (von den anderen Übersetzungen, die ich verglich, war keine wesentlich besser) habe ich folgende Berichtigungen vorgenommen (die Sperrungen bezeichnen die Änderungen genauer):

Seite 502	„ich bin nur eine Frau“
	treu und knurrig
	die alte Haut
	diese gehörte der Witwe
Seite 503	begraben worden
	oben drauf hatten sie eine halbe Bierflasche gesetzt mit dem Hals nach oben, und das war gewiß nicht allegorisch
	für alle Kinder der Straße
Seite 504	von oben herab (an zwei Stellen!)
	— dieses wie soviel eigenes und fremdes Leid — ja, dann können wir darüber lächeln! —

19.

Russischer Humor.

Tschechow:	Die Freude! [1])	5 Min.
—	Ein wehrloses Geschöpf [1])	10 „
—	Der Dramatiker [1])	5 „
—	Der Gast [1])	10 „
—	Starker Toback [1])	18 „
—	Die Feuerwehr [2])	10 „
—	Der Löwen- und Sonnenorden [2])	10 „
—	Ein Pferdename [2])	10 „
—	Eine Schreckensnacht [1])	10 „

Aus: [1]) Tschechow: Lustige Geschichten. München, Musarion-Verlag. [2]) *Tschechow: Humoresken und Satiren. Leipzig, Reclam.

Programm eines Mitarbeiters. Die äußerst prägnanten Humoresken Tschechows sind, vielleicht gerade wegen ihres uns fremd anmutenden Milieus, sehr belustigend und von außerordentlicher Wirkung. Schwierigkeiten für den Vorlesenden bereiten allenfalls die zahlreichen Dialogstellen in ihnen, von deren charakterisierender Wiedergabe, (ohne jedoch in eine naheliegende Übertreibung zu verfallen), die ganze Wirkung abhängt. Zwischen den einzelnen Geschichten müssen reichliche Pausen zur „Entspannung" gelassen werden.

20.

Hoch- und niederdeutsche Erzählungen von Hermann Bossdorf.

Rode Ucht [1])	22 Min.
Glockenläuten [2])	16 „
De Schult un de Hork [3])	8 „
Der Konfirmationshut [4])	12 „

Aus: [1]) Rode Ucht un anner Geschichten. Hamburg, Hermes-Verlag. [2]) Der Schädel von Grasbrook und andere kuriose Geschichten. ebda. [3]) De verhexte Karnickelbuck un anner dulle Dingen. ebda. [4]) Der Postsekretär und andere Humoresken. ebda.

Programm eines Mitarbeiters, der gleichzeitig in der Volkshochschule eine Vortragsreihe über plattdeutsche Lyriker und Balladendichter hielt.

21.

Musik und Musiker.

Wackenroder:	Ein wunderbares morgenländisches Märchen von einem nackten Heiligen [1])	10 Min.
—	Die Wunder der Tonkunst [1])	2 „
Seidel:	Die Musik der kleinen Leute (Gedicht) [2])	3 „
Liliencron:	Die Musik kommt (Gedicht) [3])	2 „
E. T. A. Hoffmann:	Johann Kreislers, des Kapellmeisters musikalische Leiden [4])	15 „
—	Ritter Gluck [4])	25 „
Schäfer:	Beethoven und das Liebespaar [5])	15 „

Aus: [1]) Wackenroder: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Phantasien über die Kunst für Freunde der Kunst. Potsdam: Kiepenheuer: [2]) Heinrich Seidel: Neues Glockenspiel. Leipzig, Liebeskind. [3]) Liliencron: Ausgewählte Gedichte. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. [4]) E. T. A. Hoffmann: Werke. Leipzig, Hesse & Becker. Bd. 1—3. [5]) Schäfer: 33 Anekdoten. München, Müller.

Programm eines Mitarbeiters.

22.

Legenden.

Hesse: Legende vom Feldteufel [1]) . . . . 15 Min.
Lagerlöf: Santa Caterina di Siena [2]) . . . . 20 „
Keller: Die Jungfrau und die Nonne [3]) . . . . 17 „

Aus: [1]) Hesse: Kleiner Garten. Wien, Thal. [2]) Lagerlöf: Legenden und Erzählungen. München, Langen. [3]) *Keller: Sieben Legenden. Insel-B. 327.

Ich wies einleitend darauf hin, daß es sich diesmal ausschließlich um moderne Legenden handle, d. h. um ein bewußtes „Spiel" (in des Wortes höchster und reinster Bedeutung!) mit dem Heiligen. Besonders das erste und dritte Stück (die auch in ihrer eigenartigen Sprachkunst nah verwandt erscheinen) seien recht eigentlich moderne Heiligenmärchen voll ernster Sinnbildlichkeit; nicht nur heilige Schnurren, sondern Zeugnisse einer tiefen und zarten, aber „wissenden" Frömmigkeit. — Der Rhythmus dieser Vortragsfolge erwies sich als ganz besonders glücklich und eindrucksvoll.

23.

Andersen-Nexö.

Der Lotterieschwede . . . . 80 Min

Aus: Andersen-Nexö: Gesammelte Novellen Bd. 1, Proletarier-Novellen. München, Langen.

Programm eines Mitarbeiters. Diese in ihrer Schlichtheit ergreifende bornholmer Proletariergeschichte ist vornehmlich geeignet, vor einem bürgerlichen Hörerkreis gelesen zu werden.

24.

Timmermans.

Die sehr schönen Stunden von Jungfer Symforosa, dem Beginchen 57 Min.

Aus: Timmermans: *Die sehr schönen Stunden von Jungfer Symforosa, dem Beginchen. Insel-B. 308.

Programm eines Mitarbeiters. Man achte darauf, daß diese Erzählung nicht zu schnell, aber auch nicht zu schleppend gelesen wird. Die einzelnen Stücke müssen behutsam aneinandergereiht werden wie Tafeln eines zierlichen Bilderschreins.

25.

Ostpreussen.

Miegel: Heimat (Gedicht)[1]		5 Min.
Bulcke: Eine Ferienfahrt nach Masuren[2]		40 "
Miegel: Das Opfer	(Gedichte)[1]	15 "
— Die Fähre		

Aus: [1]) Miegel: Gedichte und Spiele. Jena, Diederichs. [2]) Unser Masuren in Forschung und Dichtung. Hsrg. von Harry Schumann. Berlin, Schuster & Löffler 1916.

Diese Vorlesestunde hielt ich auf besonderen Wunsch des ostpreußischen Heimatbundes: In dem Bulckeschen Stück ließ ich weg S. 179/180 die Sätze: „Sie zog das Hemd über den Kopf" bis „über die Pflastersteine". So hübsch die kleine Szene an sich ist, in einem größeren, gemischten Kreise bleibt ihre Ausmalung doch besser weg.

26.

Tod dem Philister!

Goethe: Regen und Regenbogen (Gedicht)[1]	2 Min.
Hesse: Brief an einen Philister[2]	8 "
Maupassant: Madame Baptiste[3]	15 "
Schäfer: Die Grabrede[4]	15 "
— Vom Schwarzversiegelten[4]	15 "

Aus: [1]) Goethes Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge. Leipzig, Insel-Verlag. [2]) Hesse: Kleiner Garten. Wien, Thal. [3]) *Maupassant: Ausgew. Novellen Heft 6. Leipzig, Reclam. [4]) Schäfer: 33 Anekdoten. München, Müller.

Einleitend sagte ich ungefähr: „Wie ein Schlachtruf klingt die Überschrift unserer heutigen Vorlesestunde. In der Tat sollen die Dichtungen, die wir heute vornehmen, jeden Hörer daran mahnen, daß wir unablässig im Kampfe stehen müssen gegen jenen schwunglosen, unjugendlichen, zweckbesessenen, selbstgerechten, in seinen Alltagskram versunkenen Menschen, der das Erstgeburtsrecht seiner Seele für das Linsengericht eines unbarmherzigen, herzensträgen Behagens verkauft hat, gegen den Menschen, den man in Deutschland seit Goethe allgemein den Philister nennt. Die Herzensträgheit ist recht eigentlich seine Haupteigenschaft, die Herzensträgheit, die noch viel mehr Unheil in der Welt angerichtet hat und täglich anrichtet als die abgefeimteste Bosheit. — Es ist kein Zufall, daß wir diese Vortragsfolge mit einem Gedicht Goethes beginnen. Hat er doch selbst in seinem Vierzeiler auf das Denkmal Blüchers sich gerühmt: „er hat von Franzen euch befreit, ich von Philisternetzen". Vor allem aber hat er in den beiden bedeutendsten Gestalten, die er schuf, im Faust und in — seiner eigenen Person, zwei große Beispiele des Antiphilisters aufgestellt, jenes Menschen, der, mit Nietzsche zu reden, seinem Genius niemals ausweicht. — So mögen denn die Dichtungen dieser Stunde uns in dem Gelöbnis bestärken, kein Zugeständnis ans Ewig-Gestrige zu machen, den Philister, wo wir ihm

begegnen, besonders in der eigenen Brust, zu bekämpfen. „Keiner spare Kraft und Blut! Ewige Feindschaft dieser Brut!““

Die „Harmlosigkeit“ des ersten Stückes wurde danach von vielen Hörern gleich richtig gewertet und nach der gedanklichen Auflockerung durch den Hesse-Brief wurden die drei Hauptstücke in ihrer ganzen, ungeheuren dichterischen und weltanschaulichen Wucht erlebt. Ausgezeichnet war der kontrastreiche Zusammenklang der Maupassantschen und der Schäferschen Kunst, die Maupassantsche Novelle hart, scheinbar kalt und doch im tiefsten Grunde von derselben glühenden Liebe zur Menschlichkeit erfüllt wie die von Herzlichkeit durchfluteten beiden Erzählungen des deutschen Meisters der Kurzgeschichte.

27.

Eberhard König.

Das Märchen vom Waldschratt . . . . 90 Min.

Aus: König: Von dieser und jener Welt. Legenden. Leipzig, Matthes.

Programm eines Mitarbeiters.

28.

Anekdoten.

Berufs- und Standesbilder in Anekdotenform. (Der Soldat, Der Geistliche, Der Sozialdemokrat, Die Witwe, Der Schüler u. a.[1]) . . . . 25 Min.

Schäfer: Der falsche Sohn.[2]) . . . . 20 „

Historische Personen im Spiegel von Anekdoten (Napoleon, Gottfried Keller, Zeppelin u. a.)[1]) . . 20 „

Aus: [1]) Der Spiegel. Anekdoten zeitgenössischer Erzähler. Hrsg. von Karl Lerbs. Potsdam, Kiepenheuer. [2]) Schäfer: 33 Anekdoten. München, Müller.

Programm eines Mitarbeiters. Im ersten Abschnitt wurde gelesen: Binding „Anekdote“, Binding „Wie ein preußischer General einen Juden zum Offizier vorschlug“, Bulcke „Der schlaue Akademiedirektor“, von Stenglin „In einem Seminar“, Scheffler „Die Zeitungen“, Scheffler „Die Witwe von Ephesus“, Lerbs „Das unterbrochene Erlebnis“. Im dritten Abschnitt wurde gelesen: von Schullern „Engelberth Meisenheimers Kriegsbeute“, Molo „Napoleons größter Sieg“, Gleichen-Rußwurm „Anekdote“, Ettlinger „Zwei Anekdoten vom Marquis Bonvivant“, Henckell „Gottfried Keller und der freche Student“, Paul Keller „Der ungebetene schwarze Gast“.

29.

Jakob Schaffner.

Die Grobschmiede . . . . 60 Min.

Die Begegnung . . . . 30 „

Aus: Schaffner: Die Laterne u. a. Novellen. Berlin, S. Fischer.

Diese Vorlesestunde diente zugleich als Vorbereitung auf eine Vorlesung aus eigenen Werken, die der Dichter selbst bald darauf in unserem Hörsaal bot. Die Gegensatzwirkung zwischen dem unproblematischen Grobschmiedhumor der ersten und dem dämonisch-satirischen Glast der zweiten Geschichte war sehr stark. Bei dieser habe ich übrigens S. 61/62 die Sätze: „Wie seine Finger, so mahnten auch" bis „durch verborgene Feinheiten an Gliedern oder Organen" weggelassen, da sie gedanklich und stilistisch überlastet sind, sodaß sie von den meisten Hörern bestimmt nicht erfaßt worden wären. Sie sind überdies entbehrlich.

30.

Theodor Storm.

Draußen in Heidedorf . . . . 60 Min.

Aus: Storm: Sämtliche Werke. Braunschweig, Westermann. Bd. 3.

Programm eines Mitarbeiters. Diese verhältnismäßig wenig bekannte Novelle Storms hat den Vorzug, daß sie Herbheit und Weichheit des norddeutschen Dichters in besonders glücklicher Vereinigung zeigt. Die Gestalten der Novelle sind ganz individuell und fast realistisch scharf gezeichnet, sie verblassen schwerlich jemals in der Erinnerung und sind doch durch einen allesverbindenden geheimnisvollen Hauch in eine Fläche gebracht. Beim Lesen wahre man durchaus den Charakter des Berichts, zumal dadurch das Düstere dieser Novelle besonders eindringlich zum Ausdrnck gelangt.

31.

Hermann Horn.

Der Seeaffe . . . . 15 Min.
Der verwundete Knabe . . . . 80 „

Aus: Horn: Meer und Matrosen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Das rätselhafte Seeabenteuer, mit dem ich begann, rüttelte die Hörer auf, sodaß sie dann für die nachfolgende Pubertätstragödie doppelt empfänglich waren.

32.

Tiergeschichten.

Lagerlöf: Jarro und Cäsar [1]) . . . . 17 Min.
Bonsels: Die Schlacht der Bienen und Hornissen [2]) . . 16 „
Grimm: Hase und Swinegel [3]) . . . . 9 „
Gedichte von Busch und Morgenstern [4]) . . . . . . 5 „
Hesse: Der Wolf [5]) . . . . 12 „

Aus: [1]) Lagerlöf: Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen. München, Langen. Volksausgabe in 2 Bänden. 1. Bd. S. 291 bis 318. [2]) Bonsels: Die Biene Maja und ihre Abenteuer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. [3]) Grimm, Jakob und Wilhelm: Deutsche Märchen. Ill. Ebenhausen, Langewiesche-Brandt. Bücher der Rose. [4]) Busch: Zu guterletzt. München, Bassermann. — Morgenstern: Palmström. Berlin, B. Cassirer. [5]) *Hesse: Am Weg. Leipzig, Hesse & Becker.

Programm eines Mitarbeiters.

33.

Plattdeutsche Märchen.

De twe Bröder . . . . 35 Min.
De Königssöhn . . . . 20 „
De Köni un de Ent . . . . 10 „
Wo bleibt denn der Sohn . . . . 4 „
Dat Unweder . . . . 4 „

Aus: Wisser: Plattdeutsche Märchen. Jena, Diederichs.

Programm einer Mitarbeiterin. Der Abschluß durch die beiden kurzen schwankartigen Anekdoten erwies sich als sehr glücklich. Die Vortragende hatte ein tiefes und volles Organ und las mit echt niedersächsischer Breite. Das Programm lag ihr also durchaus. In der Regel dürfte ihm eine männliche Stimme gemäßer sein.

34.

Verschiedene Welten.

Keller: Die Berlocken [1]) . . . . 30 Min.
Huch: Die Familie im Walde [2]) . . . . 25 „

Aus: [1]) Gottfried Keller: Das Sinngedicht. Stuttgart, Cotta. [2]) Friedrich Huch: Erzählungen. München, Müller.

Einleitend erklärte ich den Titel: es seien beidemal verschiedene Welten, die sich begegnen oder vielmehr zusammenstoßen, — und beidemal laufe es auf eine Ent-Täuschung hinaus. Das erste Mal aber entstehe dabei ein heiterer und derber Mißklang, das zweite Mal ein ernster und zarter Einklang. Bei den „Berlocken" ist es zweckmäßig, daran zu erinnern, daß Keller diese Anekdote die Lucie dem um sie werbenden Reinhard erzählen läßt.

35.

Ungarische Novellen.

Brody: Der Ur . . . . 30 Min.
Kisban: Wölfe . . . . 35 „
Moricz: Tragödie . . . . 15 „

Aus: Ungarn. Ein Novellenbuch. München, Müller.

Programm eines Mitarbeiters.

Führer für Volksbildner.*)

Im Österreichischen Schulbücherverlag erscheint unter dem Titel „Führer für Volksbildner" eine bemerkenswerte Schriftenreihe des Österreichischen Volksbildungsamtes, von der die untengenannten Bändchen vorliegen. Solche Einzeldarstellungen sind gerade im Interesse aller derer zu begrüßen, welche Volksbildungsarbeit im Nebenamt betreiben, da jeder sich die für seinen Aufgabenkreis besonders in Betracht kommenden heraussuchen kann. Mit Rücksicht darauf ist für diese Schriftenreihe eine starke Einstellung auf die Praxis zu fordern. Diese ist den Verfassern auch durchweg gelungen, wenn auch nicht immer in hinreichendem Maße.

Die geistige Gesamthaltung der Reihe liegt in der mehr oder weniger scharf formulierten Ablehnung des früheren „Betriebes" und der Forderung einer neuen „intensiven" Bildungsarbeit. Man kann sich aber des Eindrucks nicht erwehren, daß bei manchen Verfassern Widersprüche zwischen der Theorie und der Praxis sind oder bei der Arbeit selbst eintreten würden, oder daß die Konsequenzen jener Forderungen nicht immer klar genug erkannt worden sind. Um ein Beispiel zu nennen: es bedeutet eine Untergrabung aller bodenständigen und individuellen Büchereiarbeit, wenn Laßmann am Schluß seiner „Dorfbücherei" eine gänzlich unkritische Zusammenstellung von „Ratgebern" für die ländliche Bücherei gibt.

In den Heften werden durchweg Fragen der Kulturarbeit auf dem Lande erörtert. Bei der Darstellung dieser Probleme wird es gegenwärtig immer zwei Richtungen geben. Die eine wird romantisch volkskundlich eingestellt sein und ist daher leicht in Gefahr, mit unklarer Gefühligkeit und dem schillernden Begriff der Volksseele zu arbeiten, in der Praxis aber in eine betriebsame Heimatpflege zu verfallen. Die andere wird mehr auf das Gegenwärtige und Zukünftige schauen und alle Lebensformen, gerade auch die der Vergangenheit, sachlicher, kühler werten. Es handelt sich gewissermaßen um zwei verschiedene Projektionsmöglichkeiten, wobei einmal die Vergangenheit, das andere Mal die Zukunft als Hintergrund dient. Daß es auch in der österreichischen ländlichen Volksbildungsarbeit noch nicht zu einer völligen Klärung dieses Hauptproblems gekommen ist, zeigt sich an den nicht unerheblichen Unterschieden etwa zwischen Geramb und Laßmann, von denen jener zur ersten, dieser zur zweiten Richtung neigt. Welche Einstellung für die österreichischen Verhältnisse berechtigter ist, kann ein fremder Beurteiler nicht leicht entscheiden. Im allgemeinen hat wohl die zweite mehr Zukunft, denn die erste führt in der Praxis fast immer zu dem Versuch, Formen zu beleben statt Inhalte**).

---

*) Führer für Volksbildner. Hrsg. vom Österreichischen Volksbildungsamte. Wien: Schulbücherverlag. — 1. Geramb, Viktor: Von ländlicher Volksbildungsarbeit. 1922. 48 S. — 2. Rosenberg, Karl: Das Experiment. 1921. 38 S. — 3. Strzygowski, Josef: Plan und Verfahren der Kunstbetrachtung. 1922. 39 S. — 4. Gärtner, Wilhelm, und Marius Faber: Die Dilettantenbühne als Mittel der Volksbildung. 1923. 39 S. — 5. Laßmann, Alfred: Dorfmuseen. 1922. 24 S. — 6. Laßmann, Alfred: Das Gemeindehaus. 1922. 25 S. — 7. Gärtner, Wilhelm: Kulturarbeit in der Kleinstadt. 1922. 55 S. — 8. Laßmann, Alfred: Die Dorfbücherei. 1922. 55 S. — 9. Laßmann, Alfred: Deutsche Volksfeste. Ein Beitrag zum neuen Feststil. 1923. 116 S. — 10. Teufelsbauer, Leopold: Der Dorfpfarrer als Volksbildner. 1923. 56 S. — 11. König, Anton: Anregungen für naturgeschichtliche Arbeitsgemeinschaften. 1922. 39 S. 12. Heinen, Anton: Pflege der Familienkultur im Rahmen der Volksbildungsarbeit. 1923. 38 S. — 13. Metzler: Wege und Ziele der Volksbildungsarbeit auf dem Lande. — 14. Kriechbaum, Eduard: Der Arzt als Volkserzieher. 1923. 33 S.

**) Wer sich für die Grundfragen stärker interessiert, sei hingewiesen auf Moeschlins „Amerikajohann" und Skjoldborgs „Neues Geschlecht", Romandichtungen, die an Erkenntnis des Problems des Bauerntums mehr geben als manche theoretischen Erörterungen. Hier zeigt sich besonders schön, daß der Dichter auch Deuter ist.

Grundsätzlich richtig stellt Geramb in dem Heftchen: „Von ländlicher Volksbildungsarbeit“ einleitend den Satz auf: „Die Volkskunde muß aller Volksbildung Anfang sein.“ Je nach dem aber, wie man den Begriff Volkskunde versteht, wird man diesen Satz verschieden auslegen. Für Geramb hat er noch jenen historisch-romantischen Inhalt, den wir heute nach den Arbeiten von Naumann nicht lange mehr werden halten können, für die Erkenntnis der Bildungsvorgänge schon gar nicht, da dadurch der Blick für Entwicklungsgesetze verdunkelt wird. Auf Grund seiner Auffassung spricht Geramb seine Überzeugung dahin aus, „daß nur das, was an unserer bäuerlichen Volksseele einst gut war, als ein erreichbares und unbedingt anzustrebendes Ziel ländlicher Volksbildungsarbeit voranleuchten muß“. Er glaubt, daß man nur die Hemmungen beseitigen müsse, um es wieder zu wecken. Im übrigen stützt er sich, um die Grundlagen der Bauernart und damit der ihr entsprechenden Bildungsarbeit zu gewinnen, stark auf l'Houets Psychologie des Bauerntums, auf Riehl und Rosegger. Es muß doch noch einmal unterstrichen werden, daß man auf diesem Wege nur zu leicht in den „Betrieb“ einer äußeren Heimatpflege hineingerät. Das gilt namentlich auch für die sonst so ernsthaft zu erwägenden Vorschläge des sogenannten Steinbergschen Programms: Die Gründung einer Art Seminar zur Ausbildung der Lehrer in Volkskunde, Volkspädagogik, Heimatpflege usw.

Recht unbefriedigend wirkt Metzler: „Ziele und Wege der Volksbildungsarbeit auf dem Lande“, nicht nur deswegen, weil der Verfasser in die Sonderprobleme, wie sie der ländlichen Bildungsarbeit gestellt werden, kaum einzudringen verstanden hat, sondern weil ihm überhaupt die selbständige Auseinandersetzung mit der Volksbildungsarbeit abgeht. Das Schriftchen ist zwar, wenn man die Kapitelüberschriften ansieht, recht groß angelegt, gibt aber statt eines Systems ein schulmeisterliches Schema, das durch eine schier unglaubliche Fülle von Zitaten eine fatale Lektüre wird.

Gärtner: „Kulturarbeit in der Kleinstadt“. Hier wird ganz besonders scharf gegen den alten „Betrieb“ vorgegangen, wie auch eine scharfe Kritik des kleinstädtischen Lebens unter Gegenüberstellung von Gegenwart und Vergangenheit vorgenommen. Bedenklich scheint dann aber doch der praktische Weg des Verfassers: Das Anknüpfen an bestehende Organisationen. In den meisten Fällen wird man dabei Gefahr laufen, Schiffbruch zu erleiden. Gerade dieses Heftchen ist ein Beispiel dafür, daß aus der Theorie nicht die praktischen Folgerungen klar gezogen sind. Sonst würde der Verfasser es sich sicher nicht haben nehmen lassen, die Frage der Veranstaltungen in der Art des Dürerbundes schärfer zu untersuchen nach ihrer Übereinstimmung mit seinen Forderungen und ihrer Verwendbarkeit für die Kleinstadt. Auch Paul Luthers „Volksabende“ hätte man von den neuen Forderungen her gern kritischer gewürdigt gesehen. Auch die Gefahren des Regulativs für die Organisierung des Volksbildungswesens in Österreich hätten dann notwendig aufgezeigt werden müssen, da es gar zu leicht zu einer leeren Organisierung des Volksbildungswesens führen kann.

Laßmann: „Die Dorfbücherei“. Für die Leser dieser Zeitschrift ist das Heftchen sicher eins der wichtigsten und interessantesten. Darum sei einiges mehr darüber gesagt. In einer etwas befremdenden Einleitung sucht Laßmann die Rolle, welche das Buch heute spielt, aus der Sehnsucht des in Disharmonie mit dem Leben befindlichen Gegenwartsmenschen nach dem Glückszustand zu erklären. Zu begrüßen ist es, daß er es unternimmt, einen scharfen Vergleich zwischen der städtischen und der dörflichen Bücherei zu ziehen. Seine einseitigen Schlüsse müssen aber angefochten werden: „Dort eine große Anzahl von Typen, die innerhalb gewisser gemeinsamer Eigenarten ausgesprochene individuelle Veranlagungen und Neigungen haben. — Im Dorfe aber haben wir es im allgemeinen nur mit einem Typus von Menschen zu tun —. Im Dorf gibt es nur einen einheitlichen Leserkreis. — Auf dem Dorf steht der Büchereileiter nicht vor psychologischen Rätseln“ usw. In dieser Verallgemeinerung sind seine Behauptungen sicher unzutreffend. Sie können für völlig abgeschlossene Bauerngebiete halbwegs zutreffen. Für das Bauerntum als Ganzes gilt — doch auch wohl

Österreich — die Feststellung nicht, sondern eher das Gegenteil, da die schon seit geraumer Zeit im Gange befindliche Angleichung der städtischen und dörflichen Leserschaft immer mehr fortschreitet. Das Land ist gleichsam in der technischen Seite des Lesens zurück. Daher wirkt auch Laßmanns Erklärungsversuch für die geringere Lesebetätigung des Bauern, daß er nämlich ein „hörender Typ" sei, durchaus gezwungen. Von dieser ganzen, sozusagen problemlosen Auffassung muß man dann allerdings zu der Schlußfolgerung kommen, daß „das Buch (auf dem Lande) nur ein unbedeutendes Hilfsmittel sein kann." Es sei aber doch ausdrücklich erwähnt, daß Laßmann viele gute Beobachtungen mitteilt, namentlich was die formalen Voraussetzungen für das Lesen auf dem Lande anbetrifft. Diese können hier aber ebenso wenig herausgehoben werden, wie die andern, bei denen ein Fragezeichen zu machen wäre. So würde auch eine Besprechung der technischen Formen, die er hinzufügt, zu weit führen. Im großen und ganzen wird man dieses Büchlein trotz seines Hauptmangels, daß es nur von der Dorfbücherei statt vom ländlichen Büchereiwesen spricht, wobei sich ganz andere Gesichtspunkte noch ergeben würden, nicht ohne Gewinn aus der Hand legen, wenn man es mit Kritik liest.

Besser scheint Laßmann das Thema „Das Gemeindehaus" gelegen zu haben. Seine Darstellung ist wohl geeignet, die Notwendigkeit eines solchen eindringlich vor Augen zu führen. Alle Kulturarbeit auf dem Lande krankt, wie er richtig sagt, an einer großen Schwierigkeit, dem Fehlen eines neutralen Raumes. Gegen Schulen, Pastorat, und namentlich das Wirtshaus bestehen schwere Bedenken. Nachdrücklich schildert Laßmann die große Gefahr, die durch die Auflösung der patriarchalischen Verhältnisse auf dem Lande gegeben ist, daß nämlich das Gesinde, da es gleichsam herrenlos geworden ist, immer stärker ins Wirtshaus wandert. Mit Recht ist auch scharf betont, daß auf dem Lande Kultur- und Wohlfahrtsfragen nicht getrennt werden können. So muß das Gemeindehaus Sitz aller Genossenschafts-, Wohlfahrts- und geistigen Kulturbestrebungen sein. Es ist ein recht fruchtbarer Gedanke von Laßmann, daß man gerade durch das stärker zunehmende Genossenschaftswesen auf dem Lande zu neuen Gemeinschaftsbindungen gelangen könne. Er verfällt hier also nicht in den häufigen Fehler der Volksbildungstheoretiker, daß er eine Lebensform der Gegenwart, die, an denen der Vergangenheit gemessen, als eine rationalisierte erscheint, schon aus diesem Grunde verwirft. Wir müssen durch den Zweck zum Sinn. Das Gemeindehaus wäre also sowohl die Stätte der Bücherei wie der Sparkasse, des Ortsmuseums wie der Säuglingsfürsorge, der Tanzveranstaltungen der Jugend wie der Wohnort der Gemeindeschwester usw.

Laßmanns „Dorfmuseum" spricht ebenfalls recht an. Er untersucht zunächst, warum die Museen für die Volksbildung versagt haben. Zur Hauptsache nach seiner Meinung aus dem Grunde, weil die gesammelten Gegenstände nicht mit jenem Kreise des Volkes in engste Berührung gebracht wurden, aus dessen Vergangenheit sie genommen sind. Er will das Dorfmuseum nicht deshalb, weil es die Pietät erfordert oder damit alte Kulturformen wieder erstehen, sondern als sichtbaren Ausdruck der Geschichte des Dorfes, als Mittel, dem Augenblicksmenschen der Gegenwart Tradition zu schaffen. Er will auch nicht grundsätzlich alles Alte ins Museum schleppen, sondern, was sich am Standort erhalten läßt, soll dort bleiben. Das Beispiel einer Einteilung des Dorfmuseums wird demjenigen, welcher etwas Ähnliches unternimmt, sehr willkommen sein, wie der Verfasser überhaupt zahlreiche Winke gibt, wie man das Museum lebendig mit dem Leben des Dorfes verbinden kann (Leihgaben usw.). Die ausführliche Darstellung über das „Freiluftmuseum" mit der Vorführung der nordischen Beispiele hätte wohl etwas kürzer sein können, da sie den Rahmen der Schrift zu sprengen droht.

Laßmann: „Deutsche Volksfeste". Mit der sehr schwierigen Frage der Volksfeste — Wiederbelebung oder Neuschaffung — ist Laßmann nicht restlos fertig geworden, weil diese Frage wohl nur von dem lebendigen Volksleben selbst gelöst werden kann. „Vor zwei Möglichkeiten stehen wir, wir können alte Feste neu erstehen lassen oder sie wahren, und neue Feste veranstalten. Feste

aber werden, das dürfen wir nicht vergessen, erst dann das, was sie sein sollen, wenn sie Gebrauch geworden sind." Den Anfang eines neuen „Brauchtums" sieht er in der Pflege des Familien- und schließlich auch des kirchlichen Festes. Er schildert dann das ländliche wie das städtische auf Grund zahlreichen historischen Materials, um die Elemente des Volksfestes zu gewinnen. Als solche gelten ihm vor allem: Feste dürfen keine bloße Schaustellung sein (Trachtenumzüge), sondern müssen auch die Zuschauer einbeziehen und alle Volksteile umfassen. Bei der Untersuchung der Neuschaffung von Festen mißt er doch wohl denjenigen der heutigen Jugendbewegung zu viele Möglichkeiten bei (Sonnenwendfeier usw.). Die Schwierigkeit in unserer heutigen differenzierten Gesellschaft, wahre Volksfeste zu feiern, die die ganze Volksgemeinschaft umfassen, hat Laßmann sehr klar erkannt, weiß aber doch auch das letzte Heilmittel nicht, eben deswegen, weil sich hier nichts „machen" läßt. So verweilt die Schrift bezeichnenderweise auch mehr bei den alten Festen und gibt fast zuviel historisches Detail. Namentlich kommt die Frage der Arbeiterfeste etwas zu kurz.

Teufelsbauer: „Der Dorfpfarrer als Volksbildner". Das Büchlein ist aus warmem Herzen geschrieben und stellt maßvolle Anforderungen für die Bildungsarbeit auf dem Lande, was man übrigens bei Seelsorgern fast immer beobachten kann. Es wird nahezu der ganze Kreis der Fragen durchgegangen, wobei nicht gerade neue Erkenntnisse herausspringen. Das Heftchen wird insofern seinem Titel nicht ganz gerecht, als es die spezielle Aufgabe des Pfarrers in dem Bildungsleben der Gemeinde nicht deutlich genug beleuchtet. Auch Teufelsbauer fußt wie Geramb stark auf l'Houet.

Es folgen jetzt noch Hefte, die sich Spezialaufgaben zuwenden. Da ist zunächst Gärtner-Faber: „Die Dilettantenbühne als Mittel der Volksbildung." Die geistigen Grundlagen der Dilettantenbühne werden von Gärtner dargestellt. Treffend ist dabei seine kritische Einstellung zu den Hans Sachs- oder überhaupt den mittelalterlichen Spielen. Er erkennt klar, daß diese Rückkehr zum Primitiven etwas Gekünsteltes hat und hält es „für einen Irrtum zu glauben, daß auch nur das, was wir Wandervogelgeist nennen, im Bauerntum von heute vorhanden sei oder geweckt werden könnte". Faber gibt dann eine sehr eingehende Darstellung der technischen Fragen: Regiebuch, Tätigkeit des Spielleiters, Lese-, Stell-, Spielproben usw. Für kleine Verhältnisse fordert er zuviel. Doch ist gerade dies wohl geeignet, den Dilettanten den Ernst ihrer Aufgabe, an die sie meistens etwas spielerisch herangehen, vorzuhalten.

Strzygowski: „Plan und Verfahren der Kunstbetrachtung." Wertvoll ist die stark betonte Forderung, daß man erst einmal sehen und beschreiben lernen müsse. Allerdings birgt das Verfahren das theoretisch und an einem Beispiel, dem Grabmal der Hegeso, recht eingehend erläutert wird, die Gefahr in sich, daß es zu einem Schema erstarrt, wenn es von zweiter oder dritter Hand geübt wird.

König: „Anregungen für naturgeschichtliche Arbeitsgemeinschaften." Das in seiner Methode und der Stoffauswahl recht geschickte Heft fordert als Ausgangspunkt die exakte Durchforschung der Heimat und erst von dort das Vordringen in kosmologische Probleme. Wenn auch der pädagogische Grundsatz: vom Nahen zum Fernen nicht immer stichhaltig ist, so ist es doch in diesem Falle ganz gut, daß das Reden über interessante Kosmogonien energisch zurückgewiesen wird. Klar und anschaulich erläutert König seine eigene Arbeitsweise in der Erdgeschichte, in der Biologie usw. Auch rein methodische Fragen werden besprochen, wie Vortrag, Arbeitsgemeinschaft, Bücherei, Ausstellung usw. Wertvoll wird das Büchlein auch durch Literaturangaben.

Auch Rosenberg: „Das Experiment" ist recht brauchbar. Nach der Trennung der Versuche in grundlegende und bestätigende führt er die vielen praktischen Vorbedingungen für das Gelingen derselben an, wobei er lebhaft für die Freihandversuche eintritt. Ein hübsch durchgeführtes Beispiel: „Vom Schwimmen der Körper" macht die Darstellung noch anschaulicher. Auch hier sind Literaturnachweise hinzugefügt.

Kriechbaum: „Der Arzt als Volkserzieher“ ist ein durchaus wertvoller Beitrag. Auch hier wird die Art der Lehrtätigkeit in allgemeinen Umrissen vorgeführt. Es ist zu wünschen, daß dies Heftchen in die Hand recht vieler Ärzte kommt, da sie sich bisher in der praktischen Volksarbeit viel zu wenig zum Wort gemeldet haben.

Als letztes, aber nicht geringstes Büchlein sei Heinens „Pflege der Familienkultur“ besonders hervorgehoben. Sicherlich brauchten wir keine Volksbildungsarbeit, wenn in der Familie überall ein Quell der Kultur vorhanden wäre. Daß dieser durch die sozialen Zustände der Gegenwart vielfach zum Versiegen gebracht ist, zeigt seine warmherzige Darstellung. Daß hier aber mit einer Methode überhaupt nichts zu „machen“ ist, da die Familie als organische Lebensgemeinschaft aus irrationalen Kräften wächst, spricht er mit feinen, seelsorgerlichen und ehrfürchtigen Worten aus. Kulturpflege ist ihm nicht eine technisch organisatorische, sondern gleichsam eine künstlerische Aufgabe. Wie er sie sich praktisch in Angriff genommen denkt, führt er an einigen Beispielen aus seiner eigenen Tätigkeit vor, worüber man seine Bücher (wie „Feierabende“ usw.) zu Rate ziehen kann.

Abschließend sei von der ganzen Schriftenreihe gesagt, daß das Durcharbeiten derselben eine Bereicherung bedeutet. Man wird auch da, wo man widersprechen möchte, eben aus der Auseinandersetzung Gewinn ziehen.

F. Schriewer (Flensburg).

Vom Theaterspielen.

Fortsetzung der Liste von Spielen für die schulpflichtige Dorfjugend.

Von Dr. Pirmin Biedermann (Guben).

II.

15. Christfeier bei St. Peter. Nikolaus- oder Weihnachtsspiel von H. Gamm.

9 Pers. Himmelsstube. — Nikolaus ist auf die Menschenkinder nicht gut zu sprechen. Auch das Christkind klagt über das aufgeklärte Geschlecht. Nicht einmal Wunschzettel gehen mehr ein. St. Peter, dem die Leitung des ordnungsmäßigen Weihnachtsbetriebes obliegt, hat seine Not mit den beiden. Da bringt das Postengelchen doch drei Wunschbriefe (einen frechen, einen bittenden, einen rührenden) an. Die kleinen Schreiber werden vom Traumengelchen geholt, während inzwischen für sie alles zur Bescherung hergerichtet wird. Nachher Bescherung, wobei Trutzteufelchen, das sich in den Himmel eingeschlichen, den frechen Störenfried spielen will, aber hübsch geduckt wird. Gerührt von der Kinder Seligkeit machen sich Nikolaus und Christkind dann doch noch zu den Menschen auf. Trutzteufelchen, das ein Englein werden möchte, darf versuchsweise im Himmel bleiben. Das Stücklein ist voll Humor und löst doch zum Schluß weihnachtliche Stimmung aus. Die Gestalten besitzen Leben und Charakterfarben. Die pommerschen Jungens mußten das Stück zweimal spielen, so gut gefiel es der Gemeinde, und wollten es im anderen Jahr wiederum spielen, soviel Freude hatten sie daran. Prosa. 3/4 Stunde.

16. Weihnachten in der Waldklause. Von P. Matzdorf.

6 Pers. Beliebig viele Kinder. Klause. Drei zweistimmige Gesänge. — Drei lustige und neugierige Zwerge sind in Ruprechts Abwesenheit in dessen Waldklause eingedrungen. Allerliebste kindliche Szene. Ruprecht kommt von seiner Erdenfahrt zurück, entdeckt die Schelme und berichtet von seinen Erlebnissen. Zwei Kinder haben versprochen, zu ihm zu kommen. Er glaubt nicht an die Dankbarkeit. Da hört man Gesang und eine Kinderschar erscheint und beschenkt Ruprecht und

die Zwerge. Feierliche Worte Ruprechts beschließen das so recht aus der Kinderseele und für die Kinderseele ersonnene Stücklein. Es hat unter anderem erzieherischen Wert. Verse. 20 Minuten.

17. **Weihnachten bei den Zwergen.** Von Fr. Engel.

6 Pers. Beliebig viele Zwerge. Wald. Stube. — Gotthelf, auf der Flucht vor seinem verbrecherischen Stiefvater, wird von seinem Schutzengel zu den lustigen Zwergen gebracht. Er lehrt sie Weihnachten feiern und wird am Schluß von König Treuherz an Kindes statt angenommen. Aufgeklärte Verstandsmenschen werden das Stück ablehnen. Aber die Kinder haben ihre Freude daran. Prosa. 3/4 Stunde.

18. **Der erste Christbaum. Gespräch im Himmel.** Von H. Schmidt.

3 Pers. bezw. 4 Pers. Wald bezw. Engelstube. In der ersten Szene zwischen zwei Englein und Christkind wird Sinn und Bedeutung des Christbaumes klar. In der zweiten Szene erfahren wir etwas von den Weihnachtsvorbereitungen im Himmel. Zwei hübsche Einfälle, die leicht zu lernen und zu spielen sind. Natürlich nicht hintereinander. Verse. Jede Szene 1/4 Stunde.

19. **Der Weihnachtsstern und die Weisen.** Von P. Matzdorf.

12 Pers. Mehrere Hirten. Saal des Herodes. Feld. Stall. Zwei dreistimmige alte Weihnachtsvolkslieder. Schlichte, aber wirksame Dramatisierung der Weihnachts- und Dreikönigsgeschichte. Wertvoll u. a. als Vorbereitung von Spielern und Gemeinde für die Aufführung von alten Krippenspielen. Selbst verwöhntes Stadtpublikum war ergriffen. Voraussetzung ist einfaches Spielen und Innigkeit im Ton während der letzten Szenen. Das Stück steht im gleichen Heft wie Nr. 16. Verse. 1/2 Stunde.

20. **Als Nikolaus brummte. Christkindleins Weihnachtskuchen.** Zwei lustige Spiele von A. Kohlstadt.

5 bezw. 4 Pers. Himmelsstube.

1. Nikolaus ist alt und faul geworden. Die Bescherungsplackerei mag er nicht mehr mitmachen. Zwei schelmische Englein wollen ihn durch einen Schabernack doch herumkriegen. Angeblich sind sie vom Christkind beauftragt, an Nikolaus' und des Knechtes Ruprecht Statt mit dem Christkind zur Erde zu fahren. Sie lassen sich aufputzen und belehren von Nikolaus, dem die Weigerung schon leid tut. Da kommt das Christkind dazwischen. Die Schelmerei wird entlarvt, und Nikolaus ist froh, wieder dabei sein zu dürfen. Geeignet als Einleitung der Bescherung. Verse. 20 Minuten.

2. Nikolaus rührt den Weihnachtskuchen ein, den er dem Christkind bescheren will. Drei Englein, gar nicht artig, helfen dabei und fressen den Teig aus, als Nikolaus eine Zitrone holen geht. Nikolaus will die Missetäter bestrafen. Aber da sie tüchtig Bauchschmerzen haben, jagt er sie bloß ins Bett und fängt von vorne an. Verse. 10 Minuten. Wer etwas Phantasie besitzt, kann einen zweiten Akt anhängen. Etwa Bescherung des Christkindes, an der sich auch dankbare Erdenkinder beteiligen. Meine pommerschen Jungens dichteten folgenden Schluß: Alle Augenblick wird Nikolaus von den kranken Missetätern gerufen. Er muß Tee kochen. Schließlich kann er den Kuchen doch in den Ofen schieben und setzt sich ermüdet daneben. Da kommen die drei Missetäter und wollen zum Dank für ihre Heilung helfen. Nikolaus lehnt ab, aber schließlich heißt er sie auf den Kuchen aufpassen. Er will inzwischen ein wenig schlafen. Die Englein schnüffeln und gucken und horchen um die Wette und da nichts zu spüren ist weder mit Auge, Nase noch Ohren, legen sie zur Beschleunigung mehr Feuer unter. Prompt ist die Wirkung, zumal dem klügsten einfällt, man dürfe nicht zu oft nachsehen. Als es aus dem Ofen raucht, groß Geschrei. Nikolaus wird wach, entdeckt das Unglück und wirft voll Wut den verbrannten Kuchen den Engeln

nach. Dann jammert er, daß er dem Christkind nichts schenken könne. August Plenz aus dem Publikum klettert auf die Bühne und stellt dem Nikolaus Pfeffernüsse zur Verfügung. Andere Jungens folgen. Als Nikolaus gerührt ablehnen will, hält August eine Rede von der Dankbarkeit und Nikolaus nimmt die Gaben an. Der Krieg hat dann freilich leider die Aufführung verhindert.

21. Das tapfere Schneiderlein. Von P. Matzdorf.

11 Pers. Doppelrollen möglich. Schneiderstube. Wald. Schloßzimmer. — Das lustige Spiel (nach dem bekannten Märchen) versetzt Spieler und Zuschauer in die fröhlichste Stimmung. Die flüssigen Verse sind leicht zu lernen. Wo noch nicht öffentlich gespielt wurde, beginne man mit diesem Stück. Es ist ein Kleinod der Kinderbühne. Verse. ½ Stunde.

22. Wir Sechse kommen durch die ganze Welt. Von P. Matzdorf.

10 Pers. Zimmer. Lustig und ausgelassen wie Nr. 21, das übrigens im gleichen Heft steht. Mit beiden Spielen kann man ohne technische und sonstige Schwierigkeiten einen erfolgreichen lustigen Märchenabend bestreiten. Verse. ½ Stunde.

23. Siebenschön. Von P. Matzdorf.

9 Pers. Zimmer. Wald mit Häuschen. 1. Akt. Siebenschön hat unter dem Haß der Stiefmutter und den Launen der bequemen Stiefschwester viel zu leiden. Der Vater, ein Handelsmann, muß verreisen. Er verspricht, einen grünen Wallnußzweig für Siebenschön mitzubringen. Als er gegangen, schickt die Stiefmutter, obwohl es Winter ist, das Mädchen in Papierkleidern in den Wald, Erdbeeren zu holen. 2. Akt. Bei den drei Haulemännlein im Walde. Ein Bär gewinnt Interesse an dem lieben Menschenkind. 3. Akt. Vater (mit seinem Diener Kasperle) auf der Heimfahrt. Beim Pflücken des Nußzweiges Abenteuer mit dem Bär, dem der Vater, was zuerst ihm begegne, als Eigentum verspricht. 4. Akt. Not des Vaters, der Siebenschön zuerst getroffen. Zuversicht Kasperles. Der Bär kommt. Kasperle in Frauenkleidern. Aber Siebenschön zieht freiwillig mit dem Bär. 5. Akt. Die Stiefschwester und Mutter wollen bei den Haulemännchen ihr Glück probieren. Sie werden in Wölfe verwandelt. Siebenschön und Bär erscheinen. Des Mädchens mitleidende Liebe erlöst den Prinzen. — Der kecke, ehrliche Kasperle mit seinem gesunden Mutterwitz bringt Leben in die Szenen und macht das Stückchen auch größeren Schuljungens lieb. Verse. ¾ Stunde.

24. Rumpelstilzchen. Von M. Nicolaus.

7 Pers. Zimmer. Wald. Die einfache Dramatisierung des bekannten Märchens eignet sich für Anfänger. Mehr Spannung als Stimmung. Verse. ½ Stunde.

25. Aschenbrödel. Märchenoper von P. Matzdorf.

Abzulehnen! Ich gehe auf das Stück ein, weil es typisch ist für die Geschmacklosigkeiten auf dem Gebiete des „Singspiels". 1. Bekannten Melodien werden Texte untergelegt, die wie die Faust aufs Auge zum Charakter der Musik passen. Wenn Aschenbrödel nach der freudig beschwingten Melodie von „Ich hab mich ergeben" ihre Klage über die viele Arbeit jammert und gar mit einem Seufzer schließt oder nach der frischtrotzigen, soldatischen Melodie „Du Schwert an meiner Linken" resigniert, wenn der Chor der Gäste nach der frohlockenden Melodie „O Tannenbaum" sich wundert und nach des Rätsels Lösung fragt, dann bedeutet das eine schwere Gefahr für den ohnedies heute vielfach verkümmerten Sinn für die Ausdruckswerte der Musik. 2. Wenn die Mutter nach der Melodie „Morgen kommt der Weihnachtsmann" die Mädchen auffordert, sich zu putzen oder nach der Melodie „Du Schwert an meiner Linken" dem Aschenbrödel Arbeit anweist, wenn der Diener nach der Melodie „Komm lieber Mai" die Pantoffel-

probe ankündigt und nach der Melodie „Schier dreißig Jahre“ vornimmt, dann heißt das die Ehrfurcht vor organisch Gewachsenem in der Kunst vernichten und pietätlose Willkür züchten. 3. Wenn der Chor der Gäste vier Zeilen nach der Melodie „Der Mai ist gekommen“, darauf der Prinz seine vier Zeilen nach der Melodie „Ach wie ist es kalt geworden“ und daran anschließend der Diener seinen Part nach „Fuchs, du hast die Gans gestohlen“, dann der Prinz seinen Part nach „Fischerin, du kleine“ und Aschenbrödel ihren Part nach „Kommt ein Vogel geflogen“ singt, ja dann vergeht dem Publikum Hören und Sehen von dem ständigen Wechsel, und entweder ist an eine Hingabe an das Spiel nicht mehr zu denken oder die Musik wird dem Publikum gleichgültig, so daß es auch die richtige Oper, das richtige Singspiel für überflüssige Firlefanzerei hält und sich hütet, dergleichen sich einmal anzuhören. 4. Was bisher gesagt, gilt für alle „Singspiele“ nach bekannten Melodien. Es wäre noch zu betonen, daß bei Märchensingspielen à la Aschenbrödel der Märchencharakter, wenn er überhaupt anfangs vorhanden, zerstört wird. — Alles in allem ein Bildungspfleger, auch der weitherzigste, darf mit solchen gefährlichen Albernheiten nicht arbeiten. Die Jugend darf er nicht damit bekannt machen und Erwachsenen, die ja dergleichen Geschmacklosigkeiten von ihren Vereinsvergnügen her kennen, muß er einwandfreies Material bieten. Davon später mehr in einer Liste von Singspielen.

26. Heulsuse. Von E. Mücke.

10 Pers. Beliebig viele Zwerge und Elfen. Straße. Wald. Höhle. Elfenreigen ohne Beschreibung. — Wie die weinerliche, empfindliche Suse von der Tränenmuhme geholt, aber vom Bruder, dem Elfen und Zwerge um seiner Liebe willen helfen, erlöst wird zugleich mit den andern in Tränenkrüglein verwandelten Kindern. Von erzieherischem Wert. Verse. Etwa ¾ Stunde.

27. Winter und Frühling. Von Gustav Falke.

14 Pers. (Blumen, Schmetterlinge, Schneeflocken.) Wiese. — Kein Streitspiel; aber sinnig und humorvoll wird Natur im Winter und ihre Auferstehung im Frühling lebendig. Man fühlt an den Einfällen und Versen, daß ein Dichter das Stückchen geschrieben. Eignet sich besonders für Lenzfeiern. Kann auch als Osterspiel verwendet werden. Leicht zu lernen. Verse. Etwa ½ Stunde.

28. Lenzfeier. Von H. Bertelmann.

9 Pers. Kinderchor. Gedichte (Mörike, Lenau, Goethe) und Lieder (Die linden Lüfte, Maiglöckchen läutet in dem Tal, Haidenröslein, Der Mai ist gekommen), die auf den Lenz Bezug haben und in der Schule behandelt werden, sind zu einem einheitlichen szenischen Bilde verwoben. Spielende und Schauende erleben so, was sie sonst gedankenlos aufsagten oder sangen. Etwa ¾ Stunde.

29. Wie das Osterhäslein geschaffen wurde. Von E. Sauerland.

5 Pers. Wald. — Der Frühling, der alle beglückt, gibt auch dem unscheinbaren, arg verfolgten Häslein einen beglückenden Posten: er sendet es mit Gaben für die Kinder ins Menschenland. Von poetischem Reiz ist auch die Szene zwischen Südwind, Schneeglöckchen und Lerche. Für Mädchen. Verse. 15 Minuten.

30. Die Sterntaler. Von H. Höpfner.

6 Pers. Beliebig viele Sternenkinder. Wald. — Ein Stückchen, das das Sterntalermotiv verwertet in einem Rahmen allerliebster Einfälle. Stimmungsvoll und doch voll feinem Humor. Leicht zu spielen. Verse. ½ Stunde.

31. Pilzmärchen. Von E. Haacke.

9 Pers. Wald. Fliegenpilze (Feuernase, Wackelbauch, Humpelbein usw.) tanzen und necken sich, hecheln auch die Menschen durch. Sie stehen still und stumm, als der Bauer und sein Sohn kommen. Der Bauer, Realist vom Scheitel bis zur Sohle, sucht seinem Sohn den Märchensinn, den er beim Anblick der Pilze

entwickelt, erst durch Worte, dann durch Ohrfeigen auszutreiben. Diese Fliegenpilze seien ja ein giftiges Teufelszeug. Als sie gegangen, groß Wehklagen unter den Pilzen über die Beleidigung und Verdammung. Waldgroßmutter tröstet sie, berührt hierbei das Problem von Gut und Böse im Kosmos. Da finden die Männlein ihre Lebensfreude wieder. Das Stückchen macht Spielern und Schauenden viel Spaß. Wichtig ist, daß die einzelnen Pilze charakteristisch aufgeputzt sind und ihren Namen und Charakteren entsprechend spielen. Besonders für Jungens. Verse. 25 Minuten.

32. Hans Pechvogels Glücksfahrt. Von H. Neumann.

8 Pers. Schloßgarten mit der Tafel: „Wer weint, drei Taler Strafe zahlt." Wie der melancholische Hans Pechvogel, ein Wanderbursch, durch den Kuß der Prinzessin zum frohen Menschen, die Prinzessin aber zur großen Sorge von König und Ministern todtraurig wird, so daß man den Vagabunden zu hängen beschließt, wie schließlich die Prinzessin durch den zurückerstatteten Kuß Pechvogels, der lachend in den Tod gehen will, halb und nach Ernennung Pechvogels zum Prinzen Freudenmund und Gemahl der Prinzessin ganz ihre frühere Fröhlichkeit wiedergewinnt, das ist mit viel Humor und Frische in Szene gesetzt. 7 Jungens haben reichlich Gelegenheit, witzig zu gestalten. Für Spieler von Nr. 21 eine Leichtigkeit. Verse. 3/4 Stunde.

33. Die Zaubergeige. Von A. Holst.

5 Pers. Beliebig viele Kinder. Wald. Straße. Lustige Dramatisierung des „Juden im Dorn". Besonders humoristisch durch die Gestalten des Richters und des Polizisten. Ein Spiel für Jungens, das Groß und Klein in die fröhlichste Stimmung versetzt. Leicht nach Nr. 21. Verse. 3/4 Stunde.

34. Das Wunderkäpplein. Nach einer Sachs-Erzählung. Von H. Lindau.

6 männliche Pers. Wirtsstube. Der landmüde Bauer wird von 3 Fahrenden um 100 Gulden geprellt, die er für die Tarnkappe hingibt. Als er beim Bezahlen der Zeche das Wunderding erproben will, erlebt er einen bösen Reinfall und kehrt reuig zum Pflug zurück. Während man im allgemeinen mit Hans-Sachsspielen auf dem Lande vorsichtig sein muß — Bauern sind empfindlich —, eignet sich dies Schelmenspiel für Stadt und Land. Verse. 1/2 Stunde.

35. Aschenbrödels Schuh. Von R. Weber.

12 Pers., beliebig viele Statisten. Schneiderwerkstatt. Festsaal. Ein zweistimmiger Blumenreigen. Freie Bearbeitung des Aschenbrödelmärchens. Statt der Inhaltsangabe ein paar Steckbriefe: Schneider Fridolin, großer Maul-, noch größerer Pantoffelheld, aber sonst ein brauchbarer Mensch. Seine Frau, ein zänkischer, hochmütiger Drache. Fritz, ein kecker Lehrbub. Elfe, ein geplagtes, bescheidenes Waisenkind bei Fridolins. Der Bürgermeister ein amtseifriger Herr, der sich zu benehmen weiß. Prinz von Samarkand, etwas melancholisch, unter seiner Einsamkeit und vergeblichem Suchen leidend. Das z. T. sehr fröhliche Spiel verlangt geübte Spieler. Oft lebhafter Dialog. Eignet sich für die ältesten Schulkinder. Verse. Etwa 1 1/2 Stunden.

36. Aschenbrödel. Von W. Hagen.

12—16 Pers. Küche. Königssaal. Zimmer. 1. Akt. Aschenbrödels Leiden zu Hause. 2. Akt. Ministerrat wegen Verheiratung des Prinzen. 3. Akt. Die Stiefmutter und -Schwestern gehen zum Fest. Während ihnen Aschenbrödel beim Ankleiden hilft, bringen Zwerge Kleid und Schuh. 4. Akt. Nach dem Fest. Der Prinz berichtet im Rat über sein Erlebnis und sein vergebliches Suchen. Morgen will er noch einmal sein Glück probieren. 5. Akt. Der Prinz kommt in Aschenbrödels Haus. Vergebliche Schuhprobe bei den Stiefschwestern. Dann wird das verleugnete Aschenbrödel herbeigeführt. Krönung. — Brauchbare Dra-

matisierung ohne viel Sentimentalität, und doch wird den kleinen Herzen warm dabei. Etwas gehobene Sprache. Verse. 1 Stunde.

37. Des Kaisers neue Kleider. Von A. Holst.

6 Pers. Zimmer. Die sehr ergötzliche Dramatisierung von Andersens Märchen. Die spielenden Jungens müssen Sinn für Witz und Karikatur haben. Das Schelmenstücklein versetzt dann Jung und Alt in übermütige Stimmung. Flüssige Verse. ½ Stunde.

38. Schwan, kleb an! Von E. Goercke.

12 Pers. Beliebig viele Statisten. Wald. Park. Ein lustig Stücklein nach dem bekannten Märchen. Am besten im Freien oder auf einer geräumigen Bühne aufzuführen. Doch nur für geübtere Spieler. Verse. Etwa 35 Minuten.

39. Der gestiefelte Kater. Von E. Goercke.

10 Pers. Einige Statisten. Wald. Zimmer. Feld. Nach dem bekannten Märchen. Steht Nr. 38 an Wirkung nicht nach. Lauter dankbare Rollen. Schon für Anfänger geeignet, die Spiellaune besitzen. Verse. ½ Stunde.

40. Die Heinzelmännchen. Von H. Höpfner.

9 Pers. Beliebig viele Zwerge. Wald. Schneiderstube. Die Bilderbuchverse gehen leicht ein. „Zwergles" spielen Kinder zudem immer gern. Schon für gedächtnisstarke Anfänger. 35 Minuten.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Ludwig Thoma.

Ludwig Thoma gehört in die Reihe der Dichter, die unter der Ungerechtigkeit der schwankenden Beurteilung zu leiden haben. Das entspringt der Zweiheit seines Schaffens: einerseits als Redakteur des „Simplizissimus" und anderseits als wirklicher Dichter. Als „Peter Schlemihl" ist er bekannt geworden und gewann sich durch seine Satiren die Gunst des großen Publikums, freilich schuf er sich durch seine Angriffe auf Monarchie, Kirche, Bürgertum viele Gegner. Dabei hatte Thoma selbst nichts von einem Revolutionär an sich; er war ein Mann des Temperaments mit unerbittlicher Wahrheitsliebe und mit einem scharfen Blick für das Gegenständliche, insbesondere für das Komische. Noch heute beurteilt die breite Masse Thoma in erster Linie als humoristischen Schriftsteller. Sein Dichtertum ist aber von weit höherer Art. Ich brauche da nur an seine altbayerische Legende „Weihnacht" zu erinnern, an der er selbst sehr hing und der ich keine andere Weihnachtsdichtung von demselben Stimmungszauber und dieser echt deutschen Innigkeit an die Seite zu stellen wüßte. Auch in seinen großen Bauernromanen, im „Andreas Vöst" und vor allem im „Wittiber" (von dem Ludwig Thoma selbst sagte: „Wenn sich ein Deutscher nach meinem Tode über bayerische Bauern ein rechtes Bild machen will, wird er wohl den „Wittiber" lesen müssen") erweist er sich als großer Gestalter und als echter Heimatkünstler.

Ludwig Thoma war ein ungewöhnlich starker und zugleich gütiger, dabei keineswegs sentimentaler Mensch und ein ganzer, kernhafter Mann, in dem eine lebendige Seele glühte und der das Leben gewiß nicht so leicht nahm, wie es den Anschein hatte, sondern die Schwere, mit der es auf die Seele drückt, tief empfand. Er stand immer mitten unter seinen Mitmenschen im Alltag; aber er brauchte volle Unabhängigkeit. Thoma konnte grimmig hassen; doch haßte er

immer nur das, von dem er für die Heimat Böses fürchtete und was sie einengen und unterdrücken konnte. So steht hinter all seinem Schaffen eine unendliche Liebe zu seiner altbayerischen Heimat; freilich ist ihm eine gewisse Begrenztheit nicht abzusprechen. Auch wiederholen sich manche seiner Probleme, Ideen, Gestalten, wir begegnen ihnen sowohl im Roman als auch in der Anekdote und im Schauspiel.

Die Art seiner Darstellung hat man oft mit farbiger Holzschnittkunst verglichen — der Urwüchsigkeit und Primitivität wegen, die beiden gemeinsam. Ein besonderer Vorzug ist die Treffsicherheit seines Wortes und die schier epigrammatische Kürze; am liebsten gebraucht er die direkte Rede. Daß er viel im Dialekt — seiner Kindheits- und Heimatsprache — geschaffen, gehört zu ihm als bodenständigem Heimatdichter; freilich wird dadurch die Lesbarkeit, bezw. die Verbreitung seiner Bücher erschwert, hauptsächlich für Norddeutschland. Für das katholische Bayern wiederum ist Vorsicht geboten um seiner häufigen Angriffe auf die Geistlichkeit willen und seiner freien Art, mit der er natürliche Dinge immer beim rechten Namen nennt.

Es ist nicht leicht, Ludwig Thoma in den Volksbüchereien den passenden Platz anzuweisen. Da er zudem ungemein viel geschaffen hat, heißt es aufmerksame Sicht zu halten. Auch ich möchte die Teilung seines gesamten Schaffens nach seiner Anschaffungseignung für kleine, mittlere und große Büchereien beibehalten.

Für die kleine (und somit für jede) Bücherei kommen folgende Werke in Betracht:

Der Ruepp*). Roman. 1922. 304 S. Geh. 3,50, Lw. 6,—.

Lebenswahres Bild aus dem Bauernleben. Der Ruepp von der Leiten, ein wohlhabender Bauer, ist dem Trunk verfallen und richtet durch sein gewissenloses Wirtschaften den Hof zu Grunde. Unfrieden in der Familie, die Enttäuschung über die gescheiterte Laufbahn des Michel, den er aus Eitelkeit zum Priester bestimmt hat, wachsende Schulden und schließlich eine drohende Zuchthausstrafe eines Erbschwindels wegen treiben ihn zum Selbstmord. Gehört zu den starken, dichterischen Werken Thomas — nur die Kammerfensterln-Szene wäre besser weggeblieben.

Der Jagerloisl. Eine Tegernseer Geschichte. 1921. 192 S. Geh. 2,50, geb. 4,50.

In dieser fröhlichen Sommergeschichte aus den oberbayerischen Bergen wird erzählt, wie der hübsche, junge Jagerloisl von seiner falschen Lieb' zu einem feinen, lustigen Stadtfräulein durch ein liebes, frisches Bauernmädel geheilt wird. Erquickender Unterhaltungsroman mit dem Unterton warmer Heimatliebe und voll behaglichen, liebenswürdigen Humors.

Lausbubengeschichten. 1905. 161 S. Geh. 3,—, Lw. 5,50.

Tante Frieda. Neue Lausbubengeschichten. 1907. 152 S. Geh. 3,—, Lw. 5,50.

Oberflächliche Leser werden die beiden Bände „Lausbubengeschichten" nur als Aufzählung zum Teil lustiger, zum Teil roher Bubenstreiche ansehen und sich an ihnen ergötzen. Dabei handelt es sich hier um die ernste Geschichte einer unverdorbenen Knabenseele, die von unvernünftiger Pädagogik in Schule und Haus gequält aus Notwehr gegen die dumpfe und seelenlose Atmosphäre, die sie umgibt, sich in Lausbubenstreichen Luft macht. Thoma erzählt sachlich und knapp im Tagebuchstil und in der unbeholfenen Schreibart eines Schülers. Für Jugendliche ungeeignet. Nicht vergessen seien die köstlichen Illustrationen von O. Gulbransson.

---

*) Sämtliche Werke L. Thomas erschienen bei A. Langen, München.

Kleinstadtgeschichten. 1908. 195 S. Geh. 3,—, Lw. 5,50.

Gehört zu den wirklich dichterischen Werken Thomas. Enthält 7 Novellen, von denen die besten sind: „Bismarck“, mehr eine anekdotische Erzählung von einer Huldigung, die dem alten Recken durch einige Bernauer Bürger auf dem Bahnhofe ihrer Stadt zuteil wird, und „Kabale und Liebe“, die Schilderung der ergreifenden Wirkung dieses Trauerspiels auf die kunstliebenden Bewohner des oberbayerischen Städtchens Dürnbuch. Auch das letzte Stück: „Ein bayerischer Soldat“, Erlebnisse des Xaver Glas im Jahre 1870 zeigt des Dichters Meisterschaft in knapper, lebendiger Darstellung. — Die erste Erzählung „Peter Spanningers Liebesabenteuer“ ist unterhaltend, jedoch weniger bedeutend; auch der „Westfälische Glaubensbote“, die Geschichte von einem jungen, übereifrigen Kooperator, der durch den Kulturkampf aus dem Münsterischen nach Oberbayern verschlagen wurde, und dort seinen „heiligen Eifer“ durch die Verstümmelung des bronzenen Engels vom neuen Kriegerdenkmal beweist und sich dadurch unmöglich macht, wäre entbehrlich; dieser Erzählung wegen ist in streng katholischen Gegenden bei der Ausleihe Vorsicht geboten. — „Krawall“, die Geschichte von der Dürnbucher Revolution, welche sich Anno 67 durch den Preußenhaß zugetragen hat, und „Kaspar Asam“, der seine Mitbürger durch das Gerücht von seiner ruhmvollen Mitwirkung bei Vertreibung der Boxer zu blenden und auszunützen versteht, bis „der nüchterne Erwerbssinn über höher stehende Gefühle siegt“ — beweisen Thomas Vorliebe für die Zeitsatire. Der kräftige Humor, der das ganze Buch durchzieht, macht es für die weitesten Kreise lesenswert.

Die Wilderer. 1903. 90 S. Zur Zeit vergriffen.

Diese drei Wilderernovellen: Die Wilderer, die Halsenbuben und Schneehendlpfeifen zählen zu den besten Werken Thomas überhaupt; sie sind von stärkster künstlerischer Prägnanz. Kindheitserlebnisse werden lebendig, die Sprache der Heimat klingt voll und echt. Für jedermann.

Heilige Nacht. Eine deutsche Weihnachtslegende. 1917. 63 S. geb. 4,—.

Diese im oberbayerischen Dialekt erzählte und in die Gegenwart verlegte Weihnachtslegende besitzt höchsten dichterischen Wert und offenbart uns Thomas reine, kindliche Seele. Wirkungsvoll ist die volkstümliche Versform. Die Bilder von W. Schulz vertiefen die herzliche Stimmung. Zum Vorlesen besonders geeignet, auch zur Aufführung in der Vertonung von M. Römer.

Für die mittlere Bücherei eignen sich:

Erinnerungen. 1919. 321 S. Geh. 3,50, geb. 5,50.

Ein Einblick in des Dichters eigene „Erinnerungen“ ist der beste Weg, um in das volle Verständnis Ludwig Thomas einzudringen. Denn gerade bei ihm, dem oft Verkannten, ist es wichtig, seine eigenste Sprache zu hören, seinen Lebenswurzeln nachzuspüren und seinen Werdegang zu verfolgen. Da diese Biographie außerdem über das Allerpersönlichste hinausgeht — überhaupt bei aller Wärme leise und zurückhaltend ist — gibt sie uns reiche Kunde von Personen und Zuständen des München aus der Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Für reifere Leser.

Andreas Vöst. Bauernroman. 1905. 434 S. Geh. 5,—, Lw. 7,50.

Erschütternder, realistischer Bauernroman, ein oberbayerischer „Michael Kohlhaas“: vergeblicher Kampf eines Bauern um sein Recht gegen den Pfarrer. Politisch-satirisches Kultur- und Zeitbild. (Aus dem Beginn des Bauernbundes.) Künstlerisch nicht geschlossen. Wegen der einseitigen Zeichnung des Geistlichen in streng katholischen Gegenden mit Vorbehalt auszuleihen.

Der Wittiber. Ein Bauernroman. 1911. 288 S. Geh. 4,—, Lw. 6,50.

Düstere Familientragödie zwischen Vater und Sohn aus dem Bauernleben: ein 50jähriger, eben verwitweter Bauer, noch tatkräftig und frisch, will den Hof

nicht übergeben. Der Zwiespalt zwischen ihm und seinen Kindern treibt zur Katastrophe, als der Vater sich im Rausch mit einer Magd vergessen hat und diese später heiraten will. Der Sohn wird zum Mörder an dem Mädchen und kommt ins Zuchthaus, der Vater endet als Trinker, der Hof verfällt. Das dichterisch weitaus stärkste Buch Thomas. Ungemein dramatisch in Aufbau, Handlung und Sprache; von tragischer Größe und antiker Schicksalsgewalt. Allerdings bereitet hier der Dialekt — wenigstens dem norddeutschen Leser — nicht unerhebliche technische Schwierigkeiten. Für reife Leser.

Altaich. Eine heitere Sommergeschichte. 1918. 394 S. Geh. 4,50, geb. 7,—.

Thoma beschreibt uns hier den vergeblichen Versuch, den von aller Welt abgeschiedenen oberbayerischen Marktflecken „Altaich" zu einem Höhenluftkurort zu erheben. In der Darstellung der Fremden, die sich im ersten Sommer hier zusammenfinden, beweist Thoma wieder seine unvergleichliche Charakterisierungskunst. Köstliches, echt humorvolles Buch ohne tief gehende Probleme. Für alle Kreise.

Agricola. Bauerngeschichten. 1897. 124 S. Geh. 4,—, Lw. 6,50.

„Ohne die Absicht, jemanden zu verspotten", gibt Thoma mit diesem Buch eine humoristische Volkskunde der Dachauer Bauern in kleinen Erzählungen; er berichtet von ihren Sitten und Gebräuchen, ihren Streitigkeiten und Festen, vom Wildern, Raufen, Prozessieren, kurz: von ihrem ganzen kärglichen Leben und Sterben. Diese letzte Skizze „Sterben" zeigt den großen Dichter. Die ganze Art der Darstellung eignet sich nur für städtische Leser. Die gediegene künstlerische Ausstattung, insbesondere die köstlichen, stimmungsgemäßen Illustrationen von A. Hölzel und B. Paul verdienen eigene Erwähnung.

Hochzeit. Eine Bauerngeschichte. 1902. 144 S. Geh. 3,—, Lw. 5,—.

Wie nüchtern und geschäftsmäßig bei den oberbayerischen Bauern gefreit und geheiratet wird, erfährt man aus vorliegender Bauerngeschichte. Zuerst kommt die Tätigkeit des Schmusers, des Heiratsvermittlers, dann die Brautschau, die Besichtigung des Hofes, das Verlöbnis, die amtliche Übergabe und endlich die Hochzeit selbst. Trotz der Offenheit, mit der Thoma die Schwächen und Eigenheiten der Bauern schildert, fühlt man auch hier wieder die herzliche Liebe, die er zu ihnen hat. Keine Karikatur.

Nachbarsleute. Erzählungen. 1913. 172 S. Geh. 2,50, geb. 4,50.

11 Novellen ohne tiefere Bedeutung, die jedoch Unterhaltung und Freude bringen und deswegen nicht vergessen werden sollen. Einige, wie das „Volkslied", „Unser guater, alter Herzog Karl", „Auf der Elektrischen" eignen sich gut zum Vorlesen.

Ähnlich steht es mit dem kleinen Nachlaßband:

Die Dachserin u. a. Geschichten. 1922. 211 S. Geh. 3,50, Lw. 6,—.

der wohl allerlei Ungleichartiges enthält, jedoch andererseits die verschiedenen Seiten Thomas beleuchtet; das Beste daraus ist die letzte, längere Erzählung „Die Marget". Zum Teil ziemlich derb, daher nur für vorurteilslose Leser.

Brautschau. 3 Einakter. 1916. 168 S. Geh. 2,—, geb. 4,—.

Dieses Bändchen könnte man in die Gruppe für mittlere Büchereien höchstens zum Zwecke von Selbstaufführungen aufnehmen, und zwar wegen des darin enthaltenen Stückes „Die kleinen Verwandten", das in launiger Weise den unwillkommenen Besuch der bäuerlichen Verwandten bei dem noblen städtischen Schwager darstellt.

Für die große Bücherei:

Zur Abrundung des Lebens- und Persönlichkeitsbildes von Ludwig Thoma kommen noch zwei biographische — erst nach seinem Tode erschienene — Werke in Betracht:

Leute, die ich kannte. Ein Erinnerungsbuch. 1923. 162 S. Geh. 2,50, Lw. 4,50.

Diese treffenden, kurzen, wenn auch sehr subjektiven Charakteristiken über bekannte Größen aus vergangener Zeit, wie Jg. Taschner, Karl Haider, Ruederer, Hartleben, Wedekind u. a. bilden einen wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte Münchens und werden infolge der warmherzigen und lebendigen Darstellungsweise gerne gelesen werden; freilich nur von solchen Lesern, die dafür Verständnis haben.

Das Stadelheimer Tagebuch. 1923. 103 S. Geh. 1,50, geb. 3,—.

Die Niederschrift dieses Tagebuches stammt aus dem Jahre 1906. Wir hören weniger von seinen Gefühlen und Stimmungen als von den Büchern, die er während seiner Haft gelesen und seinen Gedanken dazu und von seiner Arbeit an der „Moral", damals noch „Papa Beermann" geheißen. Schlicht und grad geschrieben.

Münchnerinnen. Roman. 1923. 190 S. Geh. 3,50, Lw. 5,50.

Es ist schade, daß die „Münchnerinnen" Fragment geblieben sind, die ganze Anlage läßt auf einen großen Roman schließen. Wir haben hier ein Stimmungsbild einer behäbigen, bürgerlichen Ehe aus dem München um 1900. Die junge hübsche Frau Paula, die in ihrer Ehe kein Genügen findet, lernt einen frischen Studenten kennen, mit dem sie einen glückselig verliebten Sommer verlebt. Der Herbst aber bringt die Trennung und „es wird leer und ganz schwarz um sie herum". — Der plötzliche Schluß, wie überhaupt die ganze Ausarbeitung machen durchaus den Eindruck des Unfertigen, trotzdem lesenswert der glänzenden Charakteristik und plastischen Schilderung wegen.

Der heilige Hies. Eine Bauerngeschichte. 1904. 43 S. Lw. 5,—.

Erzählt im Chronikenstil die „merkwürdigen Schicksale des hochwürdigen Herrn Matthias Fottner von Ainhofen, Studiosi, Soldaten und späterhin Pfarrherrn zu Rappertswyl", den der reiche obere Brücklbauer zur Entsühnung eines falschen Eides „auf das geistliche Fach studieren" läßt. Trotz der Satire gehört es zu den dichterischen Werken Thomas. Für religiös empfindliche Leser weniger geeignet.

Von Thomas dramatischen Werken steht weitaus an erster Stelle:

Magdalena. Volksstück. 1912. 151 S. Geh. 2,—, geb. 3,50.

Magdalena, die einzige Tochter rechtschaffener Eltern, wird durch die Polizei als Dirne aus der Großstadt in die Heimat geschafft. Weder die Liebe und Güte der Mutter noch die Härte und Strenge des Vaters vermögen sie aus ihrer Stumpfheit zu reißen; als dann Bosheit und Haß des ganzen Dorfes ihr nachstellen, will sie wieder in die Stadt zurück. Im letzten Augenblick ersticht sie der eigene Vater. — Von ungemein tiefer Wirkung, erschütternd durch die Realistik und Menschlichkeit, mit der der Dichter dieses Geschick erfühlt hat. Zugleich bezeichnend für die bäuerliche Auffassung von Sittlichkeit.

Außerdem schrieb L. Thoma hauptsächlich Komödien, in denen er bürokratisches Wesen und kleinstädtisches Spießertum in naturgetreuer Lächerlichkeit auf die Bühne bringt, wie z. B. in der „Medaille" (1901. 102 S. Geh. 2,—, geb. 3,50) und in „Lokalbahn" (1902. 171 S. Geh. 2,—, geb. 4,—), einer köstlichen Satire auf die „Gesinnungstüchtigkeit". In der „Medaille" verspottet Thoma subalterne Streberei. In einer anderen Komödie, „Moral" (1909. 176 S. Geh. 2,50, geb. 4,50) geißelt er die sogenannte Moral der Mitglieder des neu gegründeten Sittlichkeitsvereins, deren Verlogenheit auf unerwartete Weise aufgedeckt wird. Etwas übertrieben, jedoch amüsant und witzig. „Erster Klasse", Bauernschwank (1910. 88 S. Geh. 1,50, geb. 3,50) besitzt viel Situationskomik, dagegen wenig dramatische Handlung. Der durch den Briefwechsel bekannte Jozef Filser ist die Hauptfigur dieses kurzweiligen Einakters. Ein weiteres Lustspiel aus dem Jahre 1911: „Lottchens Geburtstag"

(69 S. Geh. 1,—, geb. 2,—) behandelt mit feiner Satire das Thema der Jugendaufklärung. Erwähnung verdient außerdem das Schauspiel: „Die Sippe“ (1913. 142 S. Geh. 2,—, geb. 3,50). Hier stellt Thoma in der Ehe zwischen einem Reserveoffizier und einer Künstlerin zwei Welten einander gegenüber. Der „Sippe“, das sind die kleinbürgerlichen engherzigen Verwandten, gelingt es den Mann so auf ihre Seite zu ziehen, daß er seine Frau aufgibt und sie mit ihrem Vater allein hinausziehen läßt in die „Freiheit und Reinlichkeit“. Auch hier ist die Situation etwas erzwungen, trotzdem möchte ich das Stück nicht ablehnen.

Nicht vergessen sei ferner der „Briefwechsel eines bayerischen Landtagsabgeordneten“ (1909. 131 S. Geh. 2,—, Lw. 4,—) und der zweite Teil mit dem Titel: „Jozef Filsers Briefwexel“ (1912. 156 S. Geh. 2,—, geb. 4,—), beide illustriert von Thöny. Der „Briefwechsel“ gehört zu den Werken der Simplizissimus-Gruppe, die Thoma vor allem bekannt gemacht haben. Glänzende, rein politische Satire, speziell auf süddeutsche Verhältnisse und deshalb nur für Bayern und aus der Zeit heraus verständlich.

Um Thoma auch als Lyriker kennen zu lernen, möchte ich noch den Gedichtband „Peter Schlemihl“ (1906. 107 S. Geh. 2,50, geb. 4,50) zum Einstellen empfehlen. Diese Sammlung enthält teils lustige, teils bitter ernste Gedichte, vorwiegend politischen Inhalts, doch spürt man auch hier den echten Dichter; von tiefstem dichterischen Empfinden sind die religiösen Lieder.

Für große Büchereien empfiehlt sich neben den Einzelausgaben als Studienausgabe die Anschaffung der — ebenfalls bei Langen erschienenen — Gesamtausgabe, in vier Bänden, Lw. 60,— M.

Zuletzt sind noch die Werke zu nennen, die als zu zeitgemäße, rein tagespolitische Erzeugnisse in den Büchereien zu entbehren sind:

die Novellenbände: Pistole oder Säbel, Aquarium, Assessor Karlchen, Das Kälbchen;
die Burleske „Das Säuglingsheim“ und das Lustspiel „Gelähmte Schwingen“;
die Gedichtbände „Grobheiten“, „Neue Grobheiten“, „Moritaten“, „Kirchweih“, „Simplizissimus-Gedichte“ und „Die bösen Buben“ von Th. Heine und L. Thoma.

Ablehnen möchte ich auch den Auswahlband „Geschichten von Ludwig Thoma“ von W. v. Molo wegen der ungleichartigen, ja unmöglichen Auswahl; wir finden dort neben seinen beiden besten Kurzerzählungen „Bismarck“ und dem „Sterben“ eines seiner allerschwächsten, besser ungeschrieben gebliebenen Stücke die „Probier“ aufgenommen.

Einzeln erschienen:

„Besserung“ in der Hausbücherei der D. D. Ged.-St. Deutsche Humoristen, Bd. 6.
„Unser guater, alter Herzog Karl“, ebenda, Bd. 7.
„Kabale und Liebe“, ebenda, Bd. 8.
„Bismarck — Kirta“ in der Sammlung „Schatzgräber“, Nr. 80.

Margarethe Schmeer (München).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Frick, Heinrich: Religiöse Strömungen der Gegenwart. Das Heilige und die Form. (Wissenschaft und Bildung 187). Leipzig: Quelle & Meyer 1923. 140 S. 1,60.

Die kleine, aber inhaltreiche Schrift sucht durch eine Reihe sehr geschickt angelegter Durchblicke den Leser durch das Gewirr des religiösen Lebens der

Gegenwart hindurchzuführen. Sie ist ausgezeichnet durch die tiefe Einsicht in die Polarität alles höheren Geistigen und so auch alles religiösen Lebens, das stets in Gegensätzen sich bewegt, und von einem Pol zum andern, von diesem wieder zurück zum ersten getrieben wird, und durch den weiten und freien Blick, mit dem die religiösen Erscheinungen verschiedenster Art katholischer und protestantischer, christlicher und nichtchristlicher Färbung gewürdigt werden. Der Verfasser sucht das Religiöse unter jeder Hülle; in sozialen, in literarischen, in allgemeinen Lebensbewegungen zeigt er dem Leser die verborgene Bewegung und Kraft in einem religiösen Impuls. Das Buch, das lebendig und verständlich geschrieben ist, ist für Theologen wie für Laien gleich lehrreich.

K. Hartmann (Stettin).

Platz, Hermann: Großstadt und Menschentum. München: Kösel & Pustet 1924. VIII, 276 S. 5,—, Hlw. 6,—.

In einer Reihe von Aufsätzen, die zumeist schon in „Hochland" erschienen sind, setzt sich der Verfasser mit Denkern wie Lagarde, Friedr. Naumann, Karl Sonnenschein, denen das Kulturproblem Herzensangelegenheit war, auseinander. Sein eignes Ideal ist das der katholischen Kirche. In ihrem liturgischen Gesamtkunstwerk sieht er die „einfachsten, menschheitlich erprobtesten, durchgängigsten Urstimmungen und Urgedanken versinnbildlicht". Sie allein könne „der zeitgeschichtlichen Zersplitterung und Unsicherheit in Ich- und Kultursucht die unbedingt notwendige Heilung" verschaffen.

G. Kohfeldt (Rostock).

Vorländer, Karl: Volkstümliche Geschichte der Philosophie. 2. Aufl. Stuttgart: Dietz 1922. 316 S. 3,—.

Vorländer, dessen zweibändige Geschichte der Philosophie längst zu den beliebtesten Lehrbüchern zählt, macht mit dieser einbändigen Ausgabe den Versuch „eine kürzere Darstellung desselben Stoffes für den freidenkenden Mann aus dem Volke zu bieten, der für die großen Weltanschauungsfragen interessiert ist". Er fordert mit Recht von einem solchen Werke, daß es trotz aller Kürze die Hauptprobleme der Philosophie klar hervortreten lasse und ihre Hauptgestalten lebensvoll schildere. Es ist ihm gelungen, diese Forderung zu erfüllen. Die Darstellung ist klar, anschaulich (ohne sich im Anekdotischen zu verläppern) und eindringlich. Die eigentliche Fachsprache mit ihren fremdwörtlichen und abstrakten Wendungen ist auf ein Mindestmaß herabgedrückt. Die Zitate sind zahlreich und gut gewählt, so daß der Leser meist von der besonderen Ausdrucks- und damit Erlebnisweise des einzelnen Philosophen einen unmittelbaren Eindruck gewinnt. Die eigene Einstellung Vorländers ist die eines rationalistisch gefärbten Idealismus. Die Philosophie ist ihm recht eigentlich die „Quelle alles wissenschaftlichen Denkens". Für die romantische Art des Philosophierens hat er daher wenig Verständnis, wie denn auch die Kapitel über Schelling, über Schopenhauer und über Nietzsche die schwächsten des Buches sind. Des Verfassers besondere Stärke ist die Behandlung der staats- und gesellschaftsphilosophischen Probleme. Sie werden bei einzelnen Philosophen und philosophischen Zeitströmungen stark hervorgehoben und auf ihren jeweiligen sozialistischen Einschlag untersucht. Das Buch schließt auch mit einem Kapitel über „Die Philosophie des Sozialismus", innerhalb dessen wiederum Marx, Engels und Lassalle je ein eigener Abschnitt gewidmet ist. Von lebenden Philosophen sind die Neukantianer am ausführlichsten behandelt; dagegen fehlt Rehmke merkwürdigerweise ganz und ebenso (natürlich) sein Antipode Klages. — Trotz aller Gemeinverständlichkeit der Darstellung wird ein im philosophischen Denken nicht geübter Arbeiter diesen gediegenen Leitfaden in der Regel nur dann mit vollem Verständnis lesen können, wenn er nebenher oder vorher philosophische Vortragsreihen und Arbeitsgemeinschaften mitmacht. Das Vorländersche Buch ist deshalb namentlich solchen Büchereien zu empfehlen, die zugleich auf Volkshochschulhörer Bedacht nehmen.

E. Ackerknecht.

Philosophie-Büchlein. Ein Taschenbuch für Freunde der Philosophie. Hrsg. von August Horneffer. Band 1. Stuttgart: Franckh 96 S. Geh. 1,20.

Das wohlfeile kleine Bändchen ist sehr reichhaltig. Von den darin veröffentlichten Aufsätzen erwähne ich namentlich den von Horneffer über Sokrates, den von Wust über Fichte und den von Liebert über Bergson (mit ausdrucksvollen Porträts der drei Philosophen). Vielen Lesern werden auch die guten Spruauswahlen aus Laotse, Pascal, Fichte, Nietzsche und Goethe sehr willkommen sein. Im großen Ganzen setzt die Lesung des Bändchens bereits einige philosophische Bildung und dialektische Schulung voraus (nur die Schilderung der Todesstunde des Sokrates nach dem „Phaedon" ist ohne weiteres für jeden Leser verständlich und ihres tiefen Eindruckes sicher) und solchen Lesern werden wiederum diese kurzen Aufsätze zu summarisch sein. Jedoch rate ich den kleineren und mittleren Büchereien, einen Versuch mit dem Bändchen zu machen.

E. Ackerknecht.

Müller-Freienfels, Richard: Philosophie der Individualität. 2. Aufl. Leipzig: Meiner 1923. 289 S. 7,—, geb. 10,—.

In dem neuen Buche des fruchtbaren Schriftstellers ist der erste Teil mit der sorgfältigen Sonderung der 7 Erscheinungsweisen der Individualität (Bewußtsein, Leib, Seele, „Mein" Innenleben, Außenleben und Objektivation) und der feinen Schilderung ihres Fließens und Ineinandergreifens besonders wertvoll. — Im 2. und 3. Teile — Individualität und Rationalisierung, Individualität und Wertung — behandelt der Verfasser Probleme, die auch in anderen von ihm veröffentlichten Büchern berührt sind. Er faßt sie von einer neuen Seite, mit derselben lebhaften, geistreichen und frisch zugreifenden Darstellung, die auch seine übrigen Werke auszeichnet. Im letzten Teil versucht er sich an der metaphysischen Frage von Individualität und Leben. Die Individualität ist für ihn eine Kategorie; sie ist auch eine Realität, aber allerdings nicht eine letzte Realität, da das Leben selbst etwas Überindividuelles ist, das sich nur in Individualitäten offenbart. Diese Antwort kommt nach dem Vorausgehenden etwas überraschend. Wenn auch, wie der Verfasser mit Recht sagt, die Frage an sich transcendent ist, so würde doch einem Werke, das das Individuelle so schroff betont, ein anderer Ausblick auf das Unerforschliche mehr entsprechen. Das Buch ist, wie alle Werke des Verfassers, zur Einführung in die Probleme sehr geeignet, insbesondere ist es auch für Volksbüchereien durchaus empfehlenswert.

K. Hartmann (Stettin).

Keyserling, Graf Hermann, Graf Kuno **Hardenberg,** Carl **Happich:** Das Okkulte. Darmstadt: Reichl 1923. 158 S. 6,—.

Drei Aufsätze, die von unparteiischen und durchaus unbefangen urteilenden Forschern herrühren und die deshalb wohl zur Aufhellung der vielumstrittenen okkulten Fragen beitragen können. Keyserling beschäftigt sich in gedankenvollen Ausführungen mit den für die okkulten Erscheinungen eigen- und neuartigen Forschungsmethoden. Happich schildert die mit einem Medium angestellten Versuche, die in die Gebiete des räumlichen und zeitlichen Hell- und Fernsehens, der Gedankenübertragung, der Krankheitserkennung und -heilung, des Magenlesens und des Aurasehens fallen. Hardenberg beleuchtet in interessanter Weise die Beziehungen zwischen der Medien- und der Künstlerbegabung. Das kleine Buch sollte gerade auch den Lesern volkstümlicher Büchereien zugänglich gemacht werden.

G. Kohfeldt (Rostock).

Jahrbuch der Jugendbewegung in einer märkischen Stadt. Mit Linolschnitten von Brun-Stiller. Hrsg. von Erich Worbs. Guben: Jugendwerkverlag 1925. 122 S.

Aus bodenständiger Arbeit heraus äußern sich in diesem von dem verdienten Jugendpfleger der Stadt Guben herausgegebenen, mit Linoleumschnitten

und Photographien geschmückten Büchlein Vertreter der Jugendverbände aller Richtungen (Arbeiterjugend, Naturfreunde, Fahrende Gesellen, Freideutsche Jugend, Loheland-Bund, Wandervogel, Bühnenspielschar, Bibelkreis, Jugendbund für entschiedenes Christentum, Bund der Kaufmannsjugend) über ihre Gemeinschaftsideale und Wege zu deren Verwirklichung. Dazwischen steht manches Stimmungsbild voll Liebe zur märkischen Heimat. Ein Geist vertrauensvoller Duldsamkeit waltet über dem Ganzen, ein Geist, der nirgends auf Verwischung weltanschaulicher Eigenart und Gegensätzlichkeit ausgeht, der aber an ein kameradschaftliches Zusammenklingen zuchtvoller Jugendlichkeit glaubt und glauben heißt. Besonderer Aufmerksamkeit empfehle ich den Bericht von Worbs über seine Erfahrungen mit den Bühnenspielen im Gubener Jugendheim und in benachbarten Dörfern und seinen Aufsatz „Vom Schrifttum der Jugendbewegung", für den ihm die meisten Büchereileiter dankbar sein werden, auch wenn sie manche literarische Erscheinung wesentlich kritischer beurteilen, als Worbs es tut. Nicht unerwähnt lassen möchte ich schließlich noch, daß auch der Magistratsdezernent für die Jugendpflege der Stadt Guben, Dr. Richard Moes, mit zwei Beiträgen vertreten ist.

E. Ackerknecht.

Buddensieg, Hermann: Die Kultur des deutschen Proletariats im Zeitalter des Frühkapitalismus und ihre Bedeutung für die Kulturidee des Sozialismus. Lauenburg (Elbe): Saal 1923. 178 S.

Unsere Ablehnung des vorliegenden Buches hat im wesentlichen zwei Gründe:

1. Es ist von einem noch ungereiften, grüblerischen Menschen geschrieben, der mit ihm eine „überzeugende" Probe von einer neuen Geschichtsauffassung geben will, die er kaum gelernt, jedenfalls nicht verdaut hat, einer Geschichtsauffassung, die „eine metaphysische Durchdringung der Wissenschaft aus dem Geiste der Kunst" anstrebt. Der Verfasser hat sicher viel guten Willen, aber es fehlt diesem Jünger des neuen Evangeliums an jener letzten Klarheit des Gedankens, der das Wesen einer Sache „im Grunde auffaßt". Statt vieler Fälle sei nur auf die Unklarheit über Kultur und Zivilisation (S. 164 und S. 168 Anm.) hingewiesen, die bald als qualitativ, bald als quantitativ unterschieden werden. Die Schuld liegt aber nicht beim Schüler allein, sondern bei der Lehre: jeder Monismus, der die Mannigfaltigkeit des Lebens aus einem Urquell herleiten will, wie diese Lehre möchte, muß zur Dichtung werden. Eine Verquickung von Dichtung und Wissenschaft aber ist ein übles Gemisch.

2. Für die Volksbücherei kommt das Buch wegen seines entlegenen Stoffes und wegen der Art der Behandlung dieses Stoffes nicht in Frage. Der Verfasser beschäftigt sich vornehmlich mit Weitling, einem Vertreter des sogenannten „utopischen" oder — wie der Verfasser will — „prophetischen" Sozialismus (1808 bis 1871) vor Marx. Er gibt aber eine so unklare Darstellung von dessen Leben und Wirken, daß jeder Laie verraten und verkauft ist, wenn der Autor nach einigen Seiten der Einführung das Material seiner früheren Doktorarbeit hervorzieht und langweilige Beweise führt, die nicht überzeugend wirken können, weil man keinen klaren Gesamtüberblick vorher erhalten hat.

So wird dies Werk des sonst oft recht sympatischen Verfassers wohl das Schicksal haben, in dem wissenschaftlichen Oberbau großer Volksbüchereien ein recht beschauliches, wenig gestörtes Dasein zu führen. Mit anderen Worten: es ist auch für sie entbehrlich. J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Wolf, Heinrich: Angewandte Kulturgeschichte in Mythus, Sage, Dichtung. Leipzig: Weicher 1923. XI, 398 S. 4,—, geb. 6,—.

Dieses Werk reiht sich den bereits erschienenen desselben Verfassers: „Angewandte Geschichte", „Angewandte Kirchengeschichte", „Weltgeschichte der

Lüge" in Auffassung und Darstellung an. In einzelnen Abschnitten werden ihm hervorragend wichtig erscheinende Züge aus der Antike, dem germanisch-deutschen Volkstum des Mittelalters und aus der Neuzeit, die in allen möglichen Erscheinungsformen sich zeigen, in Mythos, Sage und Dichtung, behandelt. Es sind gewiß recht interessante Untersuchungen und Ergebnisse, die Wolf dort vorbringt; doch steht er auf einem so extremen Standpunkt, daß er überall jüdische, ultramontane, internationalistische Einflüsse wittert, und daß er übermäßig scharf den völkischen Gedanken betont. Kulturgeschichte, mit bestimmter Tendenz „angewandt", bietet gewiß genug Belege für jede Auffassung. Es ist aber nicht Sache der Volksbüchereien, unkritischen Lesern derartige parteiisch eingestellte Werke als belehrende Lektüre in die Hand zu geben. M. Thilo (Halle).

Bühler, Johannes: Die Sächsischen nnd Salischen Kaiser. Nach zeitgenössischen Quellen. Mit 16 Bildtafeln und Karte. Leipzig: Insel-Verlag 1924. 476 S. Hlw. 8,—.

Dieser 4. Band der in rascher Folge erscheinenden Sammlung „Deutsche Vergangenheit" berücksichtigt hauptsächlich die politische Geschichte von Konrad I. bis Heinrich V. In einer vorzüglichen Einleitung gibt der Herausgeber einen klug zusammengefaßten Überblick über die Entstehung des deutschen Staates, die mittelalterliche Staatsverwaltung, über die Italien- und Kirchenpolitik der deutschen Kaiser, um nach einer kurzen Charakterisierung der einzelnen Herrscher die Quellen sprechen zu lassen. Diese sind für einen Teil der Epoche recht dürftig, annalistische Darstellungsweise und beschränkter Gesichtskreis ließen sie bisher nur dem Geschichtsforscher interessant erscheinen. Umso mehr ist anzuerkennen, daß der Herausgeber es verstanden hat, durch geschickte Auswahl und Gruppierung der Ausschnitte aus den Annalen, Chroniken und Lebensbeschreibungen (Hersfelder, Altaicher, Quedlinburger, Hildesheimer Annalen, Wipo, Ekkehard, Leben Heinrichs IV. u. a. m.), aus Briefen und den temperamentvollen Streitschriften aus der Zeit des Investiturstreites, ein abgerundetes Bild der Zeit, besonders der überragenden Herrscherpersönlichkeiten zusammen zu fügen. Es ist von einem eigenen Reiz, die fast ein Jahrtausend zurückliegenden Geschehnisse von den Zeitgenossen berichtet zu hören; der uns so unverständliche und wesensverschiedene mittelalterliche Mensch wird in diesen Selbstzeugnissen uns nahe gebracht; der angekündigte, mehr die Kulturgeschichte berücksichtigende Band wird dann einzelne Züge noch mehr erhellen. Das gut ausgestattete, mit übersichtlich angeordneten Registern und Anmerkungen versehene Buch wird schon in mittleren Büchereien Verwendung finden, da es auch älteren Schülern empfohlen werden kann.

M. Thilo (Halle).

Die Limburger Chronik. Eingel. von Otto H. Brandt. Mit 17 Abb. und Anhang. Jena: Diederichs 1922. LVIII, 124 S. 7,—, geb. 11,—.

Man schickt sich heute gern an, zu den alten Quellen wieder zurückzugehen, aus denen unser Wissen um die Zeiten der Väter und Ahnen geflossen ist. Romantische Sehnsuchtsstimmung mag mitsprechen, aber man will doch wohl auch mehr: die Dinge zeitlos ansehen, gewissermaßen ohne Perspektive, sich losmachen von dem Zwang einer pragmatischen Geschichtsbetrachtung, deren Folgerungen man leicht mißtraut. Man sucht nicht die „Kultur", sondern die Seele, nicht das Museum, sondern den Menschen. Der Stadtschreiber Tilemann, der die Limburger Chronik am Ende des 14. Jahrhunderts schlicht und getreu aufzeichnete, hätte, als er damals so fleißig am Werke war, schwerlich geahnt, daß er in Jahrhunderten nicht nur der Forschung, sondern erst recht einem Gemütsbedürfnis dienen würde. Die hier gegebene Auswahl ist verständnisvoll getroffen, der Text ist auch für den einfachsten Mann gut lesbar, die reichlich beigefügten Abbildungen erläutern und ergänzen, wo das Wort noch nicht genug Kraft besitzt. Die Einleitung des Herausgebers ist eine ausgezeichnete Orientierung über die historischen Verhältnisse, aus denen die Chronik herausgewachsen ist; sie könnte

für ihren nicht rein wissenschaftlichen Zweck, so sehr ihr reichhaltiges Material zu schätzen ist, doch etwas kürzer sein. — Für mittlere und größere Büchereien.
G. Kemp (Memel).

Pauls, Eilhard Erich: Das Ende der galanten Zeit. Gräfin Voß am preußischen Hofe. Lübeck: Quitzow 1923. 216 S. Lw. 7,50.

Es ist anzuerkennen, daß Pauls es verstanden hat, das hinter dem Titel vielleicht zu vermutende Auskramen schlüpfriger Affären der Hofgesellschaft von 1740—1810 zu vermeiden, ohne wiederum trocken und schulmeisterlich sich über die Verderbtheit der Welt auszulassen. Er versteht es, feuilletonistisch zu plaudern, ein Bild der Menschen und der Kultur der Gesellschaft des Rokoko zu entwerfen, „die nicht tief ist und nicht prüde, aber immer schön, lächelnd, heiter." Aus den Tagebüchern der Gräfin Voß, der späteren Oberhofmeisterin der Königin Luise, erfahren wir gerade von deren Leben mehr. Lange hat sie am preußischen Hofe eine Rolle gespielt, von manchem weiß sie zu erzählen, von oberflächlichen Liebeleien und ergreifenden Schicksalen, wie dem des Prinzen August Wilhelm oder der Julia von Voß. Auch manch geschichtliches Ereignis erfährt hier eine andere Beleuchtung als die gewohnte der Historie. Größeren Büchereien sei das gut ausgestatte Buch empfohlen. M. Thilo (Halle).

Langewiesche, Wilhelm: Georg Forster. Das Abenteuer seines Lebens. Unter Wiedergabe vieler Briefe und Tagebucheintragungen erzählt. Ebenhausen: Langewiesche-Brandt 1923. 278 S. Lw. 3,50.

Das buntbewegte Leben Georg Forsters, des begabten jungen Polyhistors, zieht in Briefen, Tagebucheintragungen und Teilen aus seinen Schriften, zu denen Langewiesche den verbindenden Text schrieb, an uns vorüber. 1754 in Nassenhuben bei Danzig als Sohn des vielseitig interessierten, nur rechnerisch ungewandten, egoistischen Vaters und der stillsorgenden Mutter geboren, nimmt der Jüngling bereits 1772 an der Forschungsreise William Cooks zu den Südpolarländern teil. Diese Reise bleibt „das große, fortwirkende Ereignis seines Lebens", auf ihren Ergebnissen beruht die gesamte neuzeitliche Erdkunde. Die idyllische Insel O-Taheiti (jetzt Tahiti), die sie auf der mühseligen Fahrt berühren, erscheint dem jungen Forster sein Leben lang als die Insel der Seligen; noch in seiner Todesstunde gedenkt er ihrer. — Von Cassel, wo er als Professor der Naturwissenschaften am Carolineum wirkt, wird er 1784 an die Universität Wilna berufen; seine Reise dahin gleicht einem Triumphzug, denn der Ruhm des jungen Gelehrten und Weltreisenden ist überallhin gedrungen. Nach Wilna holt er sich auch seine Frau Therese, die Tochter des Göttinger Professors Heyne, aber das junge Eheglück geht schnell in die Brüche, und als Forster 1788 als Bibliothekar nach Mainz berufen wird, gibt seine Frau, die den haltlosen, gutmütigen Schöngeist Huber liebt, den Anlaß dazu, daß man über ihn verächtlich die Nase rümpft. Die französische Revolution schlägt ihn in ihre Bande, und als er sich den Jakobinern anschließt und in Paris getrennt von seiner bereits mit Huber in Deutschland zusammenwohnenden Frau, von Sehnsucht nach ihr und den Kindern verzehrt, lebt, wird er in der Heimat als Vaterlandsverräter verdammt. Noch nicht vierzigjährig stirbt er 1794 fern der Heimat.

Das ergreifende Schicksal, das dieses Buch lebendig werden läßt, wird nicht nur alle Leser von Biographien, sondern auch geschichtlich und geographisch Interessierte in gleicher Weise fesseln. Zugleich kann das Buch auch als Vorbereitung dienen zu Ina Seidels „Labyrinth", das den Lebenslauf Forsters dichterisch verwertet. W. Eggebrecht (Flensburg).

Kaus, Otto: Dostojewski und sein Schicksal. Berlin: Laub 1923. 162 S.

Das vorliegende Buch macht den kühnen Versuch, Dostojewski rein als geschichtlich soziologisches Phänomen zu erklären. Der Verfasser bestreitet eine tiefere nationale oder persönliche Eigentümlichkeit Dostojewskis. Dostojewski ist für ihn nur Exponent des Kapitalismus und der psychologischen Verände-

rungen, die dieser in den Menschen hervorbringt. Der Kapitalismus, der an sich eine allgemein europäische Erscheinung ist, hat in Rußland mit besonderer Wucht und Plötzlichkeit eingesetzt, und dem entspricht Dostojewskis literarische Größe. Diese Auffassung Dostojewskis ist etwas gewaltsam; das Genie ist für die Formel immer inkommensurabel, wie der Verfasser anderen Formulierungen gegenüber mit Recht betont. Aber der Verfasser führt seine Auffassung sehr geistvoll durch, und der glänzende Stil und eine Fülle feiner Bemerkungen über Dostojewski, wie über die kapitalistische Epoche, entschädigen für die Einseitigkeit des Grundgedankens. Das Buch zeugt von einer sehr eingehenden philosophischen, literarischen und soziologischen Bildung und setzt ein gutes Teil davon auch bei dem Leser voraus. K. Hartmann (Stettin).

Spiero, Heinrich: Raabe. Leben, Werk, Wirkung. (Geisteshelden Bd 73). Darmstadt: Ernst Hofmann & Co. 1924. 319 S. 5,—, geb. 6,50.

Diese Biographie ist nicht nur die Frucht einer ungewöhnlichen Vertrautheit mit dem Leben und der Dichtung Meister Wilhelm Raabes, sie ist zugleich ein Bekenntnis zu dem raabischen Geiste, abgelegt in der Zuversicht, daß die Zeit unablässig am Werke ist, ihm weiter den Weg zu dem Herzen des deutschen Volkes zu bereiten. Wenn der alternde Dichter den Freunden, die ihn wohl baten, eine Selbstbiographie zu schreiben, abwehrend erwiderte: „es steht ja alles in meinen Büchern", so hat Spiero den Menschen Raabe mit seinem trotz schlichtester Lebensführung so unendlichen Reichtum mit liebevollster Teilnahme zu erfassen versucht. Neben der biographischen Zuverlässigkeit, die ihre Grundlage in langjährigen Studien und persönlichen Beziehungen zu Raabe hat, steht die tiefeindringende Deutung und Würdigung seines Lebenswerkes von einem Standpunkte aus, der die rein dichterischen Werte seiner Schöpfungen zum ersten Male sich vom zeitgeschichtlichen Hintergrunde abheben und die Wandlungen erkennen läßt, die den Dichter des „Frühlings" und der „Sperlingsgasse" zu der Höhe der großen Weltanschauungsromane und anderer Meisterwerke führten. So ist das Buch neben den „Sieben Kapiteln" von Wilhelm Brandes — der uns nebenbeigesagt seine große Raabebiographie hoffentlich nicht mehr lange schuldig bleibt — das Beste, was dem deutschen Leser zur Einführung in die Hände gegeben werden kann. Eine willkommene Beigabe bildet die angehängte Bibliographie der in den letzten Jahren erfreulich angewachsenen Raabeliteratur. G. Fritz.

Schweitzer, Albert: Aus meiner Kindheit und Jugendzeit. München: C. H. Beck 1924. 73 S. Geb. 2,80.

Diese Jugenderinnerungen des bekannten Theologen, Bachkenners, Orgelmeisters, Missionsarztes und Kulturphilosophen gehören zu den wertvollsten Lebensbüchern der Gegenwart. Ein Stück deutscher Heimat und deutscher Geschichte ist hier durch das Medium einer im innigsten und tiefsten Sinne seelsorgerlichen Persönlichkeit gesehen, sodaß das schmächtige Büchlein an menschlichem Gehalt dicke Memoirenwerke übertrifft. Alle Freunde des Elsaßes sollten es schon wegen seiner lebensvollen Schilderung von Land und Leuten lesen. Vor allem aber sollten es Eltern lesen, die aus ihren heranwachsenden Söhnen nicht „klug werden". Welche Tiefblicke in die Hemmungen und Antriebe einer Knabenseele läßt uns hier Schweitzer tun! Der Schluß des Büchleins aber ist die gedankenreichste und gütigste Gewissensmahnung für moderne Menschen, die mir seit langem begegnet ist. Was hier aus redlicher Selbstprüfung und reifer Lebenserfahrung heraus über das Verhältnis von Mensch zu Mensch und über die Pflicht, jugendlich zu bleiben, gesagt wird, hat auch geistig ein so hohes Niveau und ist so frei von aller Salbung, daß es selbst solche Leser ergreifen muß, die gegen alles Angepredigtwerden höchst empfindlich sind. — Schon mittlere Büchereien sollten dieses Kindheitsbuch einstellen. E. Ackerknecht.

Niese, Charlotte: Von gestern und vorgestern. Lebenserinnerungen. Mit einem Vorwort von Dr. Reinhold Conrad Muschler. Leipzig: Grunow 1924. 235 S. 2,50, Lw. 4,—.

Als Siebzigjährige gibt Charlotte Niese einen Überblick über ihr Leben heraus. In erster Linie scheint das Buch für ihre Familie bestimmt zu sein, denn nicht nur ihr Leben, sondern auch das ihrer großen Familie spiegelt sich in den Blättern wieder. Ihre Jugend verlebt die Dichterin auf der Insel Fehmarn, deren Bewohner teils unter dem Dänenjoch, teils unter der unwillkommenen Herrschaft der Preußen leiden mußten. Aus dieser Zeit finden wir sehr interessante Berichte. Später siedelt die Dichterin nach Altona über. Hier weiß sie ergreifend aus Hamburgs schwerer Cholerazeit zu schildern. Leider weist das Buch Längen auf, und die Verfasserin erzählt so manches, was weitere Kreise nicht interessieren kann. Im Vorwort gibt R. C. Muschler einen guten Überblick über die Werke der Dichterin.

Hertha Jerrman (Hamburg).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Kuhn, Franz: Chinesische Staatslehre. Darmstadt: Reichl 1923. XXIV, 186 S. 6,—.

Liest man die Aussprüche der weisen Herrscher und Staatsmänner Chinas, die vor tausend und ein paar tausend Jahren schon immer wieder den Fürsten als den Diener des Volks, das Volkswohl als das höchste Ziel der Regierung, Arbeit und Tugendhaftigkeit als Quelle des Glücks, Luxus und Genußsucht als Ursachen des Untergangs hinstellen, so muß man sich wundern, daß auch heute die politischen Parteien noch nicht durchweg zur Anerkennung dieser uralten Wahrheiten gekommen sind. Kuhns Buch sollte deshalb vielen Politikern in die Hände fallen, zur Anregung und Nacheiferung. Auf keinen Fall sollten wir auf ein Volk herabsehen, in dem schon vor 4000 Jahren der soziale Gedanke lebendig gewesen ist, in dem die Herrscher nicht den geringsten Einfluß auf die Geschichtsschreibung gehabt haben, in dem Armut kein Hindernis zum Aufstieg war, in dem die Friedenstaten höher als Kriegsruhm geschätzt wurden, u. s. f.

G. Kohfeldt (Rostock).

Sternberg: Staatsphilosophie. (Quellen-Handbücher der Philosophie). Berlin: Pan-Verlag 1923. 241 S. 3,30, geb. 4,50.

Die Schrift bietet dem Plan der ganzen Sammlung entsprechend nach einer kurzen aber wertvollen historischen Übersicht über die Geschichte der politischen Theorien eine Reihe von Texten, die von Platon bis Hegel reichen und außer diesen Aristoteles, die Stoiker, Augustinus, Thomas von Aquino, Morus, Machiavelli, Hobbes, Locke, Montesquieu, Rousseau, Kant und Fichte umfassen. Die Auswahl ist sorgfältig, und sowohl die einzelnen Abschnitte, wie die ganze Übersicht in hohem Maße lehrreich. Der Verfasser berücksichtigt ausschließlich Klassiker der Theorie ohne Rücksicht auf die evtl. Wirkung in die Breite. Wenn dieser Grundsatz auch für ein Quellenhandbuch der Philosophie gebilligt werden und dem Verfasser zugestanden werden muß, daß er auf engem Raum nicht alles bringen konnte, so vermißt doch der heutige Leser das eigentlich Moderne, eine Darstellung der sozialistischen und vom Sozialismus irgendwie positiv oder negativ beeinflußten Staatstheorien. Vielleicht ließe sich bei einer neuen Auflage hier einiges aufnehmen, die Brauchbarkeit der schönen Sammlung würde dadurch noch erhöht werden. Das Buch setzt philosophisch gebildete Leser voraus, da es nur Texte bringt; es kommt also nur für große Büchereien in Betracht.

K. Hartmann (Stettin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Lehmann, Paul: Die Parodie im Mittelalter. München: Drei Masken Verlag 1922. 252 S. Geb. 5,—.

Das hier von Lehmann behandelte Literaturkapitel ist bisher von den größeren Geschichtsdarstellungen wohl etwas kurz abgetan worden. Und doch ist es für das Verständnis der früheren Kultur- und Weltauffassung ganz außerordentlich bedeutsam. Wer Lehmanns Ausführungen und die zahlreichen, oft recht drastischen Beispiele von Parodien auf alles Heilige und Hohe in Kirche und Gesellschaft auf sich wirken läßt, der wird doch seinem Bilde vom mittelalterlichen Menschen ein paar wesentliche neue Züge einzufügen genötigt sein.

G. Kohfeldt (Rostock).

Gottfried Keller: Briefe und Gedichte. Mit lebensgeschichtlichen Verbindungen von Ernst Hartung. Ebenhausen bei München: Langewiesche-Brandt 1925. 428 S. Kart. 3,—, Lw. 5,—.

Die Auswahl von Briefen und Gedichten Gottfried Kellers, die Langewiesche hier vorlegt, dürfte Aussicht haben, alsbald unter die meist gelobten und meist gekauften Bände der bekannten Reihe „Bücher der Rose" einzurücken. Nicht so sehr um des halben Hunderts Gedichte willen, so gut auch sie ausgewählt sind, sondern weil hier allen Freunden Kellers, die sich die dreibändige Biographie und Briefsammlung von Ermatinger-Baechtold nicht leisten können, hier zum ersten Mal eine reiche Fülle von Zeugnissen der hervorragenden Briefkunst Kellers als Eigenbesitz zugänglich gemacht wird. Ganz besonderes Lob verdient der Herausgeber dafür, daß er sie durch wichtige Briefe an Keller tiefer erschlossen hat, daß er schriftliche und mündliche Erinnerungen von Zeitgenossen sinngemäß eingefügt, kurzum überhaupt ein geschlossenes Lebensbild geschaffen hat, indem er überwiegend die urkundlichen Quellen reden ließ. Man kann wohl sagen, daß alles für den bloßen Liebhaber wesentliche biographische Material, das der Ermatinger-Baechtoldsche Dreibänder enthält, ja noch einiges dazu, in der Hartungschen Auswahl nunmehr weitesten Kreisen erschlossen ist. Wieviel eigene Leistung des Herausgebers in den knappen berichtenden Abschnitten des Sammelbuches steckt, kann nur der Fachmann beurteilen, da das Ergebnis vielseitiger Kenntnis der jeweiligen Zeitverhältnisse, der Schauplätze von Kellers Leben und der Menschen, die mit ihm in Berührung gekommen sind, mit wohltuender Anspruchslosigkeit, ohne alle literatenhafte „Aufmachung" dargeboten wird. — Manchen Leser werden wir auf diesem Umwege erst zur vollen Erkenntnis der geistigen und sittlichen Größe des kleinen, knurrigen und knorrigen Meisters Gottfried führen und seine unsterblichen Dichtungen „recht verstehen" lehren können. — Schon für mittlere Büchereien; große Büchereien sollten diesen Sammelband in mehreren Exemplaren (neben dem Ermatinger-Baechtold) besitzen.

E. Ackerknecht.

Sydow, Eckart von: Die Kultur der Dekadenz. Dresden: Sibyllen-Verlag 1921. 326 S. Hlw. 8,—.

Die Kultur der Dekadenz ist nach Sydow nicht eine Dekadenz der Kultur. Sie hat durchaus ihren Eigenwert. Es ist in ihr zwar das Verneinende, das Relative, das Resignierende stark betont, aber es fehlt ihr keineswegs an schöpferischer Tat und an heißer Lebensbejahung. Sydow hält deshalb den Typus des Dekadenten für berechtigt, schon als Gegenpol gegen den sattzufriedenen, oberflächlichen Spießer. Eine durch das dekadente Erlebnis bereicherte Kultur werde auch der behaglichen Bürgerlichkeit des Protestantismus ferner stehen geschichte des Dekadenten, die diesen in seinem Verhältnis zum sozialen Leben, zur Religion und zur Kunst, sowie in seinen geschichtlichen Hauptvertretern — in Leopardi, Flaubert, Baudelaire, Chateaubriand, Kierkegaard, Michelangelo, Schopenhauer u. a. — zeigt.

G. Kohfeldt (Rostock).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Kuhl, Ferdinand: Der Kunstfreund. Eine Anleitung zur Kunstbetrachtung. 7. Aufl. Stuttgart: Franckh 1922. 96 S. 16 Taf. Brosch. 1,60.

Ein Büchlein, das bei aller anspruchslosen Bescheidenheit unter den volkstümlichen Anleitungen zur Kunstbetrachtung einen bevorzugten Platz verdient. In gesprächsweiser, man möchte sagen freundschaftlicher Form, wird erörtert, was den Laien überhaupt zur bildenden Kunst führen und woran sich auch die einfachste Beurteilung eines Kunstwerks halten kann. Dabei ist selten der Kreis des bescheidensten Bedürfnisses verlassen, das zuerst vom Stofflichen angesprochen wird und für das gerade auch das Sittliche der Kunst eine besondere Geltung hat. Wissenschaftliche Schwierigkeit ist nicht angestrebt, der Verfasser hört mit Absicht dort auf, wo der Gelehrte anfängt. Recht verdienstlich ist die dauernde Betonung der für jeden Laien bestehenden Möglichkeit des privaten Sammelns. Als erste Einführung für Büchereien jeder Größe. G. Kemp (Memel).

Schöpfung. Ein Buch für religiöse Ausdruckskunst. Hrsg. von Oskar Beyer. Mit 64 Wiedergaben. Berlin: Furche-Verlag 1923. 181 S.

Aus der Erkenntnis, daß eine neue wahrhaft große und geistige Kunst nur aus mächtigen religiösen Impulsen erwachsen kann, ist dies Buch hervorgegangen. Wir haben keinen Gesamtstil, der allein eine wahre Kunstkultur hervorbringen kann; wir haben ebensowenig eine religiöse Kunst, wie wir heute ein religiöses Leben haben. Aber wir haben doch das tiefe Bewußtsein wieder bekommen, in wie enger Beziehung beides steht, und wir haben die Sehnsucht danach in dem Schaffen einzelner Künstler, die in dem lebendigen Verbundensein des Menschen mit dem Göttlichen wirken. Der weiteren Weckung und Stärkung solcher suchenden Kräfte und Erkenntnisse will dies Buch dienen. Von den verschiedensten Standpunkten aus widmen sich die zahlreichen Mitarbeiter der lockenden Aufgabe. Kunst und Religion im 19. Jahrhundert werden untersucht, modernste religiöse Graphik, der Kultbaugedanke in der neuen Architektur, einzelne religiöse Künstler älterer und neuerer Zeit wie Mense, van Gogh, Grünewald werden gewürdigt, Wackenroders Herzensergießungen und die Landschaftsmalerei der Romantik auf ihren religiösen Gehalt hin betrachtet, japanische Plastik und indische Tempel diesem Gesichtskreis eingeordnet. Reichhaltiges Abbildungsmaterial in größtenteils vorzüglichen Wiedergaben führen auf das eindringlichste die Ideenkraft des Themas in allen seinen Abwandlungen vor Augen. Der stattliche Band stellt eine Leistung dar, auf die Verlag wie Herausgeber mit Recht stolz sein können. Stimmung und Notwendigkeit einer Zeit gelangen hier bedeutungsvoll zum Ausdruck. — Für größere Büchereien. G. Kemp (Memel).

Eberlein, Kurt K.: Deutsche Maler der Romantik. Jena: Diederichs 1920. 126 S.

Auf diese kleine, aber ganz ungewöhnlich ergiebige Schrift soll man hinweisen, wenn nach einem Buch über die romantischen Maler Runge, Friedrich, Kersting, Richter und Schwind gefragt wird. Selten findet man Wärme der Auffassung mit so viel feinem historischen Verständnis und so viel Blick für das Wesentliche der Kunstbetrachtung überhaupt vereinigt. In einer sorgfältig gearbeiteten Einleitung wird über den Sinn der Romantik ebenso klar und eindringlich gesprochen wie in einem Schlußkapitel über das innige Einssein von Kunst und Religion. Wenn dazwischen in je einem Kapitel die romantischen Maler behandelt werden, so läßt diese Anordnung des Stoffes schon erkennen, wie ernst es dem Verfasser mit seinem schönen Thema gewesen ist. Die Schrift ist aus Volkshochschulvorträgen herausgewachsen; auch darauf wird man freudig hinweisen dürfen, da diese Art der Kunstbetrachtung ein methodisches Ideal bedeutet. Das Büchlein schließt mit dem Lehrbrief Wilhelm Meisters und bietet so gewissermaßen das zu-

sammenfassende Symbol für eine Bildungsarbeit, die der Wortmacherei absagt und aus dem Geiste begreifen will. — Für Büchereien jeder Größe.

G. Kemp (Memel).

Schott, Rolf: Ludwig Richter. München: Recht 1923. 68 S. 5,—, Hlw. 7,—.

Zu den bisher an dieser Stelle gewürdigten Kunstbüchern aus dem Verlag Recht-München gesellt sich hier ein Werk über Ludwig Richter, das in jeder Hinsicht als erfreulich und zweckentsprechend bezeichnet werden kann. Die Aufgabe, das künstlerisch Eigenartige und Einzigartige an Richter herauszuarbeiten, ist nicht ganz leicht. Vieles und gerade das landläufig Bekannte aus der Richterschen Kunst liegt auf einem Grenzgebiet, das sich einer lediglich formalen Analyse entzieht. Aber es zeigt sich so deutlich wie in wenigen andern Fällen, daß man bei einer Würdigung dieser Dinge auf Werte stößt, die erzieherisch und bildungspfleglich gar nicht entbehrt werden können; was als Kunst nur zu oft unergiebig ist, stellt einen Gemütsfaktor dar, der nicht genug zu schätzen ist und an dem niemand vorüber gehen darf, der die bildende Kunst in die häusliche oder öffentliche Bildungspflege einzuordnen hat. Deshalb gehört zu einer Einschätzung der Bedeutung Richters im deutschen Bildungsleben ebenso viel Sicherheit des Kunsturteils wie Wärme des Herzens. In der vorliegenden Arbeit sind diese beiden Grunderfordernisse auf das Glücklichste vereinigt, so daß man die wenigen Seiten mit rechter Befriedigung durchblättert. Auch der Stil hält sich frei von den manierierten Entgleisungen, die bei den Rechtschen Kunstbüchern sonst leider nicht selten sind und die mancher, dem die künstlerische Eigenart des als Graphiker in München lebenden Verfassers bekannt ist, doch wohl mit Unbehagen erwarten würde. — Für mittlere und größere Büchereien. G. Kemp (Memel).

Giese, Fritz: Körperseele. Gedanken über persönliche Gestaltung. Mit 88 Abb. München: Delphin-Verlag. (einschl. der Tafeln 198 S.)

Das neue Buch von Fritz Giese, dem bekannten Vertreter der experimentellen Psychologie, gipfelt, was der Titel allerdings nicht verrät, in einem neuen Versuche, den Tanz als Lebens- und Bildungsform philosophisch zu charakterisieren. Dabei erweist sich, meiner Ansicht nach, das Schlagwort „Körperseele" als nicht eben glücklich (im Sinne wissenschaftlich richtunggebender Prägnanz). Bedeuten soll es, nach der Vorbemerkung des Verfassers, „den gesamten Zusammenhang zwischen Leib und Geistigem; die Wechselwirkung, die zwischen der inneren und äußeren Natur des Menschen gegeben ist; das, was sich zusammenfassen läßt unter der Bezeichnung Persönlichkeit des Menschen". Und so scheint es ihm geeignet als Titel für „eine Art praktischer Philosophie, dargestellt durch den Körper und gemessen am seelischen Erleben". Diese praktische Philosophie baut Giese nun sehr interessant auf auf eine Typologie der Körperseele. Da werden zunächst die wichtigsten Versuche der Typisierung der Körperbauart und der Körperhaltung (mit Ausblicken auf die Körperkultursysteme und auf die Rolle, welche Rhythmus und Periodizitätsbewußtsein bei ihnen spielen) und dann die Temperamente und „Lebensformen" erörtert. Der praktische Wert dieser Typenlehre, die am Schlusse des Buches durch eine schematische Tafel rekapituliert wird, zeigt sich dann in den beiden folgenden Abschnitten, in denen die „formalen Wege" zur Entwicklung der Körperseele (die Unterrichtsmöglichkeiten und -methoden) und hernach „Stufen der Entwicklung" an der Bedeutung der Einfühlung, der Entkrampfung, der Polarität, des Umweltgefühles, der Sinnbildlichkeit und des Lebensbewußtseins dargetan werden. Die Untersuchung mündet in ein „Vom Unbewußten zur Entpersönlichung" überschriebenes Kapitel, das in einer Typologie des Tanzes das Fazit dieser ganzen praktischen Philosophie der Körperseele zieht. Im Tanze, so meint Giese, kann die Pflege der Körperseele „bis in die Gebiete echtester Produktivität" aufsteigen; nicht im „Gesellschaftstanze", sondern im Kunsttanze, den er stufenweise gruppiert in die Typen Akrobatentanz, Gewand- und Ausstattungstanz, Schönheitstanz, Nackttanz und (als die 3 höchsten Stufen) den künstlerischen Kulttanz, den expressionistischen Tanz und den Ideentanz. Ein kleines

Schlußkapitel „Über produktiven Ausgleich“ erörtert dann noch die ſehr wichtige Frage, für welche „Menſchengruppen“ eine planmäßige Entwicklung ihrer Körperſeele nie „Lebensinhalt“, nie Weg zur Steigerung ihrer Erlebnismöglichkeiten ſein könne (die „Kranken“ und die „produktiven Köpfe“). — Was die Schreibweiſe des Buches betrifft, ſo kann man ihr nachrühmen, daß ſie ſehr lebendig und anregend iſt, ſodaß jeder pſychologiſch, kulturphiloſophiſch oder äſthetiſch intereſſierte Leſer von den Ausführungen des Verfaſſers ſtark berührt werden dürfte. Manchmal freilich gerät er ein wenig zu ſehr ins „Feuilletoniſtiſche“ und ſeine Freude an Schlagworten und Bonmots verführt ihn gelegentlich zu ſchlechten Witzen. Auch iſt es für den Bildungspfleger ſchmerzhaft, zu ſehen, wie Gieſe das Problem der Volkshochſchule ſo nebenbei in drei Zeilen „erledigt“ (es habe ſich „immer wieder gezeigt, daß die Wirklichkeit keine Volkshochſchule braucht, ſondern günſtigſtenfalls Kleinbürger- und Mittelſtandsvorleſungen daraus macht“). — Ganz beſonderen Dank verdient der durch Fülle und durch Güte der Auswahl und der Reproduktionen bemerkenswerte Bildteil. Gieſe hat ihn mit Recht ſeinem Texte vorangeſtellt; denn jeder Leſer, der ihn (ſamt Anmerkungen) gründlich ſtudiert hat, tritt an die wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen des Verfaſſers heran im Beſitze eines Anſchauungsmateriales, das ſich durch keine noch ſo geſchickten Beſchreibungen erſetzen ließe. Dieſer Bildteil allein ſchon würde die Anſchaffung des Buches für jede größere Bücherei lohnen. E. Ackerknecht.

6. Länder- und Völkerkunde, Reiſebeſchreibungen.

Schlicht, Oskar: Die Kuriſche Nehrung in Wort und Bild. Mit 120 Abb. und Karten im Text. Königsberg: Gräfe & Unzer 1924. 172 S.

Seitdem die Kuriſche Nehrung nur noch zur Hälfte dem Reich angehört, fängt der liebe Deutſche an, ſich für ſie zu intereſſieren, was vorher nur die Malerkolonie in Nidden und die aus Oſtpreußen kommenden Badegäſte getan haben. Wie über nahezu alles, was hier oben im äußerſten Nordoſten zu ſuchen iſt, hat der Binnenländer über die Nehrung die verworrenſten Vorſtellungen, ohne zu ahnen, daß ihre eigenartige und ſtimmungsſchöne Landſchaft ſeit jeher den tiefſten Eindruck auf alle gemacht hat, die ſie kennen gelernt haben. Es genügt wirklich nicht, in der Geſchichtsſtunde dunkel gehört zu haben, daß auf der alten Nehrungsſtraße, auf der ſich ehedem der Verkehr nach Rußland vollzog, die Königin Luiſe 1807 nach Memel geflohen iſt. Das Buch von Schlicht trägt in der beſten Weiſe dazu bei, jeden Freund deutſcher Heimatskunde — und wir ſollen es heute alle ſein! — mit dem in ganz Deutſchland einzigartigen Bild der Nehrung vertraut zu machen. Seine Anſchaffung ſei Büchereien jeder Größe warm empfohlen, und immer wieder ſei ganz beſonders betont, daß gerade Anſtalten im Weſten und Süden an keinem wertvollen Buch vorbeigehen ſollten, aus dem eine gute Kenntnis des iſolierten oder gar des verlorenen deutſchen Oſtens zu gewinnen iſt. G. Kemp (Memel).

Unterwelz, Robert: In Tropenſonne und Urwaldnacht. Wanderungen und Erlebniſſe in Deutſch-Oſtafrika. Mit 40 Federzeichnungen des Verfaſſers. Mit einem Geleitwort von General v. Lettow-Vorbeck. Stuttgart: Strecker & Schröder 1923. X, 206 S. Hlw. 4.50.

Das Geleitwort bezeichnet den Verfaſſer, einen geborenen Steiermärker, als einen der „geborenen Unterführer“, der beim Kleinkrieg im afrikaniſchen Buſch durch eine kluge und menſchliche Behandlung der Schwarzen den Weg zu ihren Herzen fand. Darüber hinaus aber lernen wir ihn aus ſeinem prächtigen Buche als den geborenen Naturbeobachter kennen, der Pflanze und Tier, Landſchaft und Menſch mit einem Blick in ihrem Weſen erfaßt und ihre gegenſeitigen Lebensbeziehungen durchſchaut. Das Buch nimmt in der ganzen Afrikaliteratur der letzten Jahre inſofern eine beſondere Stellung ein, als der Verfaſſer die Natur und die Menſchen wirklich kennt. Jedes Tier und jede Pflanze ſind bei ihrem Namen genannt. Der Verfaſſer ſpricht und verſteht die verſchiedenen Negerſprachen und

dringt infolgedessen gründlich in das Seelenleben des Negers ein. Das Buch bereichert unsre Kenntnis des schwarzen Weltteils und seiner Bewohner außerordentlich. Die flüssige Darstellung und die packende Schilderung lassen es für volkstümliche Büchereien hervorragend verwendbar erscheinen. Auch Jugendliche werden es mit Gewinn lesen. F. Plage (Frankfurt a. d. Oder).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Behm, Hans Wolfgang: Entwicklungsgeschichte des Weltalls, des Lebens und des Menschen. Dem gegenwärtigen Stand des naturwissenschaftlichen Gesamtforschens entsprechend, kurz zusammenfassend und allgemeinverständlich dargestellt. Mit 4 Farbtafeln und 520 Abb. 4. Aufl. Stuttgart: Franckh. 232 S. Hlw. 10,40.

Das ungeheure Gebiet des Gestaltwandels der unbelebten und der lebenden Natur ist in diesem Werk zu einer Entwicklungsgeschichte des Kosmos zusammenfaßt, die in einer Darstellung des Werdegangs unserer Weltlinse mit ihren Sonnen, Sternhaufen, Nebeln und Wandelsternen anhebt, die Entwicklung der Erde bis zu ihrem gegenwärtigen Zustande in ihren Wesenszügen kurz verfolgt, dann zur biogenetischen Darstellung des Plasmas übergeht und diese mit einer Entwicklungsgeschichte des Menschen krönt. Seiner Absicht einer volkstümlichen und gemeinverständlichen Schilderung entspricht der Verfasser aufs beste, indem er einmal nur die letzten gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft übersichtlich zusammenstellt und die Problematik seines Stoffkreises sowie die etwa widersprechenden Theorien nur andeutungsweise streift, im übrigen aber eine Zusammenstellung gibt, die ohne Bedenken in den Bestand volkstümlichen Wissens eingereiht werden kann. Die Darstellung selbst ist flüssig und schwungvoll, immerhin in einzelnen Teilen so gewählt, daß der einfache Leser nicht immer ohne Mühe folgen können wird. Leser von einer gewissen Vorbildung werden die gepflegte Sprache als einen besonderen Reiz des Buches empfinden. Das Buch ist in erster Linie geeignet für Leser mit gewissen Vorkenntnissen des Stoffes, die nun einmal einen vorläufig abschließenden Überblick über die neueren Forschungsergebnisse erlangen wollen. Für diese ist es allerdings hervorragend geeignet. Eine große Reihe von ausgezeichneten Bildern, deren jedem eine klare Bildbeschreibung beigegeben ist, erhöht den Wert des Buches. In großen und mittleren Büchereien ist das Werk ausgezeichnet verwendbar; auch eignet es sich vorzüglich zur Selbstbelehrung und als Geschenkwerk etwa für Schüler höherer Lehranstalten.
F. Plage (Frankfurt a. d. Oder).

8. Verschiedenes.

Geprägte Form. Zeugnisse unsrer seelischen Schöpferkraft. Dargeboten von Ludwig Benninghoff. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1923. 464 S. 77 Abb. Hlw. 12,—.

„Geprägte Form", — nach Goethes großartig geformtem Ausdruck hier angewandt — ist die Kunst, die nicht irgendwo und irgendwie als Zufallsprodukt geschickter Macher entsteht, sondern die lebensvoller Organismus mit erdentiefer Wurzelung ist. Das ist die Kunst, in der das formgewordene Lebensgefühl einer menschlichen Gemeinschaft gestaltet ist, die Kunst, in der sich die schöpferische Seele eines Volkes unablässig neu wieder ausprägt, so lange die Urmächte seines Daseins in ihm lebendig sind. In einem nach Umfang und Inhalt gewaltigen Bande stellt Ludwig Benninghoff hier zusammen, was sich ihm in der deutschen Dichtung und bildenden Kunst als machtvolles Zeugnis dieser Art zu erkennen gegeben hat. Der Stoff ist systematisch gegliedert: Die Kraft zum Mythos, die Gnade der Mystik, Gott und All heißen die drei großen Abschnitte, in die Benninghoff die ungeheure Fülle gedrängt hat. Die dichterischen Zeugnisse reichen von der Edda bis zu Morgenstern, Rilke und Thylmann. Warum fehlt

George? Man kann begreiflicherweise subjektiv anders verfahren, aber der großartige Schwung des Planes, der schon aus der prachtvollen Einleitung spricht, bleibt bis zuletzt fortreißend und begeisternd. Der tiefgreifende Ernst, der bei der Zusammenstellung des Textes gewaltet hat, ist nicht minder bei der Wahl der Bilder zu spüren. Auch hier kein Fehlgriff und kein unreiner, etwa von „völkischer" Verblendung getrübter Ton. Nordische Ornamentik kommt so gut zu ihrem Recht wie die Bauten und Meister aus der Zeit unserer großen Kunst und die Werke unserer Tage, in denen uraltes Gut wieder neu geworden ist. Wäre es nicht auch möglich gewesen, wenigstens einige Seiten allergrößte Musik beizufügen? Es gibt bei Bach, Beethoven, Mozart, Bruckner, Schubert, Weber ganz kurze Partien, wenige Takte, die für die Musik überwältigend bezeugen, was hier für Dichtung und bildende Kunst getan ist. Aber wir wollen auch so des Geleisteten froh sein. Man muß dem Buch weiteste Verbreitung wünschen, es zeugt mit ungewöhnlicher Werbekraft für einen großen und starken Gedanken und es kann unendlich vieles unschädlich machen, was sich gerade auf dem Gebiet des Volkstums und seiner Kunst anmaßend und verblödend herandrängt. — Auch kleinere Büchereien sollten das Werk anschaffen, das trotz seiner glänzenden Ausstattung nicht eigentlich teuer ist. Sehr gut zu verwenden für Vorlesestunden und Arbeitsgemeinschaften. G. Kemp (Memel).

Forel, August und Eugen Schwiedland: Warum soll man den Alkohol meiden? Wien: Rikola-Verlag 1924. 172 S.

Obwohl das Alkoholkapital immer wieder und nicht ohne Erfolg daran arbeitet, die Abstinenzbewegung lächerlich zu machen, ist diese doch allmählich aus dem Stadium herausgetreten, nur eine Angelegenheit der Trunksüchtigen und ihrer Helfer zu sein. Die große soziale Bedeutung der Frage veranlaßt auch den Mäßigen (mit und ohne Anführungsstriche), sich mit ihr auseinander zu setzen. Und es wird nicht lange dauern, bis ihre außenpolitische Wichtigkeit jeden zur Stellungnahme zwingt. Jedenfalls wäre es zu begrüßen, wenn der Jugend, die so viel von der Erneuerung des Volkes träumt und redet, die Enthaltsamkeit selbstverständliche Grundlage etwaiger Taten würde.

Der Gedankengang der Forelschen Schrift ist sehr einfach wie der aller Wahrheit. Die Gefahr des Alkoholgenusses ist erwiesen. In einer Reihe erschütternder Kapitel wiederholt Forel kurz die bekannten Tatsachen. Dabei verweilt er nicht so sehr bei der der einmaligen oder doch seltenen regelrechten Betrunkenheit, sondern vielmehr bei der des chronischen Alkoholismus', der sich so gerne als mäßig ausgibt. Die große Gefahr betrifft nicht nur das Individuum selber als vielmehr durch die Keimvergiftung (Blastophtheorie) die ganze Nachkommenschaft. Nur durch völlige Enthaltsamkeit kann man dieser Not, die das Volk in seiner Gesundheit bedroht, begegnen. Daran gibt es kein Rütteln und Deuteln für jeden, der den Ernst der Frage annehmen will. Kampf der „Mäßigkeit"! ist daher die Parole der Schrift. Aber da liegt die Schwierigkeit, daß keiner sich im Ernst mit der Frage beschäftigen will. Es ist die Aufgabe der Bücherei, als der Bildungsstätte der Erwachsenen, diese Kenntnis der Alkoholfrage zu vermitteln. Denn was ist wohl mehr Bildung, als immer tiefer von sozialem Verantwortungsbewußtsein durchdrungen zu werden?

Das Büchlein von Forel, dem ein kurzer Aufsatz von Schwiedland über die „Maßnahmen zur Bekämpfung der Rauschtränke" angehängt ist, setzt leider einige Kenntnisse von Fremdwörtern und im Anfang auch der Chemie voraus. Aber gerade in solchen Kreisen, die diese Voraussetzungen erfüllen, ist die Aufklärung über die Bedeutung der Frage oft am notwendigsten. Möge in sie hinein dies Büchlein, durch Vermittlung großer und mittlerer Büchereien, seinen ganzen aufrüttelnden Ernst tragen. Für ländliche Büchereien ist es leider nicht einfach genug geschrieben. Bei einer Neuauflage könnte das 12. Kapitel gerne fehlen, das 13. in ein früheres hineingearbeitet werden. Dadurch würde die kleine Schrift sicher gewinnen. J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

Karl-May-Jahrbuch 1925. Hrsg. von Ludwig Gurlitt und E. A. Schmid. 8. Jahr. Radebeul bei Dresden: Karl-May-Verlag 1925. 367 S.

Das neue Karl-May-Jahrbuch enthält wieder mehr als zwei Dutzend Aufsätze und Gedichte und ein volles Dutzend Abbildungen. Das Grundsätzliche, was ich vom bildungspfleglichen Standpunkte aus zu dieser ganzen Karl-May-Forschung zu sagen habe, findet man in meiner Besprechung des letzten Bandes (4. Jg. dieser Zeitschrift Seite 264). Für diesmal seien nur aus dem Inhalt vermerkt die Aufsätze über „Die Zensuren des Schulamtskandidaten Karl May" von Seminaroberlehrer Fritz Prüfer, über „Spannung" von Eduard Engel, über „Karl May als Erzieher" von Ludwig Gurlitt und „Was meine Jungens 1923 lasen" von Studienrat Dr. Otto Rudert (Wurzen). Der letztgenannte Bericht eines offenbar sehr eifrigen Verwalters einer gymnasialen Schülerbücherei ist auch für Leiter von Volksbüchereien beachtenswert, da er vor allem die eigenen Leseerinnerungen (aus der Zeit um 1900) mit den Erfahrungen an der heutigen Jugend ohne volksbildungsdogmatische Voreingenommenheit vergleicht.

E. Ackerknecht.

C. Schöne Literatur.

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Deutsche Volksbücher. Till Eulenspiegel. Die Schildbürger. Für die Deutsche Bibliothek eingel. und neu hrsg. von Alfr. Sternbeck, nach den Übertragungen von Karl Simrock, mit Holzschnitten von F. Gubitz nach Zeichnungen von Holbein. Berlin: Deutsche Bibliothek. 335 S. Lw. 2,—.

Eulenspiegel und Schildbürger liegen hier in einem Bande vor, der es gestattet, die beiden unsterblichen Volksbücher ihren immer neuen Liebhabern in so gut wie vollständigen Ausgaben wieder vorzulegen. Für den populären Zweck genügt die Behandlung des Textes vollständig; es wird flott erzählt und das ist die Hauptsache, wenn die alten Motive frisch bleiben sollen. — Für Büchereien jeder Größe.

G. Kemp (Memel).

Rosenow, Karl: Zanower Schwänke. Ein fröhliches Buch. Der deutschen Jugend gewidmet. Rügenwalde: Albert Mewes. 141 S. Geb. 2,50.

Zanow, die kleine Nachbarstadt Köslins, ist das pommersche Schilda. Rosenow hat in dem vorliegenden Bande 45 Schwänke, die im Volksmunde umlaufen, in kräftig volkstümlicher Sprache wiedererzählt, ohne übertriebene Derbheiten und ohne läppisches Breittreten des altväterischen Witzes dieser Geschichten. Viele von ihnen sind freilich „Wanderlegenden" (Schildbürgerstreiche, darunter solche, die aus Kopischs meisterhaften „Histörchen" bekannt sind); aber man muß zugeben, daß Rosenow sie geschickt in die Zanower Landschaft hineinkomponiert hat. Andererseits fehlt es auch nicht an Schnurren aus neuerer Zeit, ja an geschichtlichen Anekdoten aus dem 19. Jahrhundert, die in der Art von Kalendergeschichten wirkungsvoll erzählt sind. Als letztes Stück gibt Rosenow eine Geschichte eigener Erfindung, und zwar über die Entstehung der weitberühmten Zanower Streichholzindustrie. — Das sehr gut gedruckte und mit einfachen Holzschnitten geschmückte Buch ist Büchereien jeder Größe (auch außerhalb von Pommern) für ihre jugendlichen Leser, vor allem aber ländlichen Kleinbüchereien für Alt und Jung zu empfehlen.

E. Ackerknecht.

Dingelstedt, Franz: Die Amazone. Roman in 12 Kapiteln. Berlin: Deutsche Bibliothek. 303 S. Lw. 2,—.

Ein Versuch, die Romane Dingelstedts wieder lebendig zu machen, muß von vornherein an der Zeitgebundenheit des Mannes scheitern, der bei aller Liebenswürdigkeit seines Talents zu klein war, um heute mehr bedeuten zu können als eine freundliche Erinnerung an eine historische Episode. „Die Amazone“, die sein bester Roman sein soll, handelt von Gesellschaftskreisen und Herzenserlebnissen, die uns völlig gleichgültig geworden sind. Die Verstaubtheit des Stoffes wird durch die Hilflosigkeit der Erzählungstechnik nur noch mehr hervorgehoben. Der Verlag hätte sich die Mühe der Drucklegung sparen sollen.

G. Kemp (Memel).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Berstl, Julius: Das Bild im Spiegel. Geschichte einer Leidenschaft. Braunschweig: Westermann 1924. 194 S. Lw. 4,50.

Mit viel Anmaßung und wenig Berechtigung nennt der Verlag dies Buch einen psychoanalytischen Roman. Die banale Weisheit, daß wohl in jedem Menschen Regungen und Gelüste schlummern, die unvermutet bei besonderem Anlaß hervorbrechen können, hat mit Psychoanalyse im wesentlichen nichts zu tun. Hier wird ein Mann dadurch aus seiner Bahn geworfen, daß seine kühle tugendhafte Frau einer leidenschaftlichen Dirne, die er zufällig trifft, ähnelt wie ein Ei dem andern. Diesen törichten und unmöglichen Einfall hat Berstl noch nicht einmal folgerichtig auszubauen verstanden, sondern bringt nur ein planloses Gemengsel von Handlung und Reflexion, in dem noch ein Freund die dankbare Rolle des dämonischen Wüstlings zu spielen hat. — Für alle Volksbüchereien abzulehnen.

H. J. Homann.

Ebert, Justus: Der Göttersturz. Eine Erzählung aus Pommerns Vorzeit. Stolp: Eulitz 1923. 366 S.

Der Verfasser führt uns in die Zeit Ottos von Bamberg. Anschaulich werden Landschaft und Volkstum des wendischen Pommern geschildert und bilden den Hintergrund einer bewegten Handlung, in welcher Ebert geschichtliche und von Chronisten überlieferte Vorgänge phantasievoll mit frei erfundenen mischt. Allerdings beeinträchtigt die Weitschweifigkeit der Darstellung die Geschlossenheit der Handlung, auch sind die Personen etwas unwahrscheinlich und nach dem „Schwarz-weiß-Schema“ gezeichnet. Doch bedeutet das Buch für die pommersche Heimatliteratur immerhin eine Bereicherung, schon als Ersatz für Gollnows Erzählungen aus dieser Epoche, die es doch weit übertrifft. Gerade in der breiten Ausmalung der kulturellen Verhältnisse des alten Pommern ist in dem „Göttersturz“ den Büchereien ein Mittel gegeben, auch ihrerseits die Pflege der Heimatkunde zu unterstützen. Für einfache und jugendliche Leser ist das Buch durchaus geeignet und sei also besonders allen pommerschen Büchereien empfohlen.

M. Thilo (Halle).

Federer, Heinrich: Papst und Kaiser im Dorf. Eine Erzählung. Berlin: Grote 1924. 566 S. Lw. 7,50.

In breiter, formvollendeter Darstellung bietet uns der Kenner des Schweizer Bergmenschen in dieser Erzählung eine Charakterschilderung aus dem Leben eines Dorfes um die Wende dieses Jahrhunderts. Das geistliche und das weltliche Oberhaupt — der Pfarrer und der Ammann — zwei Herrenmenschen, stehen sich feindlich gegenüber wie weiland Gregor VII. und Heinrich IV. — Papst und Kaiser. Der Pfarrer, ein strenger, guter Hirte, der keine weltliche Rechthaberei neben sich duldet, doch verschwenderisch ist mit Kirchengut, wo es sich um Neuerungen handelt, und mit einer Schwäche für Glanz und Prunk, die die Ehre Gottes allzusehr nach außen verkündet. Ihm steht entgegen als Kirchen-

präsident der 80 jährige Ammann, ein Besserwisser, Feind alles Neuen und Geizhals, aus dessen Neinsagen und überall „im Wege sein" Mißverständnis über Mißverständnis und schließlich Schuld entsteht. So muß hier der Papst dem Kaiser weichen. Würdig eingerahmt sind diese beiden prachtvoll herausgearbeiteten Hauptfiguren von einigen nicht minder anziehenden Gestalten.

Johanna Kilian (Spandau).

Forbes-Mosse, Irene: Gabriele Alweyden oder Geben und Nehmen. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1924. Geb. 4,—.

Irene Forbes-Mosses Roman besteht — besonders in seiner ersten Hälfte — aus kleinen psychologischen Betrachtungen, Gefühlsstimmungen und beschaulichen Rückblicken der handelnden Personen, wodurch die Romanform in gewissem Sinne aufgelöst wird. Diese Bestandteile sind in eine etwas weichliche Übergefühlseligkeit getaucht, die nur ab und zu von einigen leicht ironisierend-snobistischen Bemerkungen und bizarr-humorvollen Episoden unterbrochen wird. Unangenehm fällt es besonders auf, daß die Verfasserin das Gefühl nicht rein und geklärt darstellen kann, sondern es bald durch objektive Zusätze, bald durch Einschiebsel wie — „ach wie schön, wie lieb", — ins Geschmacklose verzerrt. Unter den ganz ins Weich-Sentimentale getauchten Gestalten, sei es die etwas abgeklärte und zartfühlende Mutter, der pedantische und doch mädchenhaft empfindende Wencken, der träumerische, alles-verstehende Felix, oder die bald backfischhaft heitere, bald sich in Gewissensbissen zergrübelnde Gabriele selbst, ragt die kritisch-ironische Sylvia de Rey als Gegenspielerin hervor, die aber auch nur scheinbar über dieser Gefühlshaltung steht. Gabrieles heroischer Verzicht auf Felix, der vom Schicksal schwer getroffenen Sylvia zuliebe, die so gerne selbst die Schicksalsfäden in der Hand hält, läßt uns im Grunde kalt, da keine reine Gefühlsklarheit aufkommen will. Auch die leichthin angebrachten Lebensweisheiten sind mehr in spielerischer, oft snobistisch-hochmütiger Form gehalten. Ebenso spricht sich diese innere Haltung im Stil aus, wenn z. B. von den Brauen als „zitternden Antennen" gesprochen wird, und man folgende Beschreibung Sylvias liest: „Mit blondem, von der Stirn sich aufbäumendem Haar — dithyrambisches Haar hatte es jemand genannt —, mit kleinen blassen Sommersprossen über den Backenknochen, grad unter den Augen, wo die Haut anfing, wie zart verknittertes Seidenpapier zu wirken, die freie Stirn, fast zu groß für eine Frau, mit langen, feinen Nüstern, hatte sie etwas von einer reizenden, etwas ramponierten Muse; in Momenten der Abspannung erinnerte sie aber in fast rührender Weise an ein müdes, trauriges Pferd." Da der Roman verschiedene Species einer Geschmacksrichtung in seiner dahinplätschernden Art befriedigen kann (mag sich der Einzelne an den mit kokettierender Dekadenz vorgetragenen seelenanalytischen Bemerkungen Sylvias, den kindlich naiven Gefühlen Gabrieles oder der Feinfühligkeit Felix' erbauen) wird er von „gebildeten" Damen aus besseren Kreisen an größeren Büchereien auch gelesen werden. Die Anschaffung des Buches bleibe solchen Büchereien überlassen, in denen diese Kategorie von Lesern besonders zahlreich vertreten ist. W. Schieck (Stettin).

Gottschall, Margarete von: Wittekind. Deutscher Heimatroman aus der Weltwendezeit des 8. Jahrhunderts. Münster: Aschendorff 1922. 248 S.

Die dankbare Aufgabe, den trotzigen Widerstand der Sachsen gegen Karl den Großen und das Christentum in einem Roman zu gestalten, hat die Verfasserin nicht zu erfüllen vermocht. Es ist das leider oft übliche Gemengsel von Geschichte, romanhafter Handlung, unmöglichen Menschen, die teilweise altertümelndes Deutsch radebrechen. Da verstand Dahn es wirklich besser, historische Romane zu „verfassen"! M. Thilo (Halle).

Hamsun, Knut: Unter Herbststernen. Roman. München: Kurt Wolff 1922. 241 S. Hlw. 5,—.

Erzählung eines Mannes, der einer erlittenen Enttäuschung halber sich auf Wanderschaft begibt und in der Arbeit als brauchbarer Knecht Befriedigung sucht

und findet. Die schwärmerische Verehrung für höherstehende Frauen folgt ihm in seine freiwillige Verbannung. Wie im „Gedämpften Saitenspiel" wählt Hamsun das Landleben, um romantische Stimmungsbilder zu malen; er deutet Dinge und Begebenheiten nur fein an, um beim Leser verständnisvolles Nachempfinden zu erwecken und Weiterspinnen vorauszusetzen. Der Schluß des Buches enttäuscht. Im übrigen sollte man die sozialen Verhältnisse norwegischen Landlebens genau kennen, um das Verhältnis zwischen Herrschaft und Knecht beurteilen zu können. Das Buch eignet sich mehr für gebildete als für einfache Leser.

Hertha Jerrmann (Hamburg).

Hesselbacher, Karl: Die Blonden und die Schwarzen. Erzählungen. Heilbronn: Salzer 1924. 159 S. Geb. 2,75.

Nach der ersten, an Umfang und Gehalt bedeutendsten dieser drei Schwarzwalderzählungen, ist der Titel für das Bändchen gewählt. Über dem Berggrundhof, wo die „Schwarzen" seit alten Zeiten sitzen, liegt ein schwerer Fluch, der die Berggrunder mehr und mehr in hoffnungslose Schwermut hinabzieht. Die Erlösung kommt von den „Blonden" aus dem Tal durch ein Mädchen, welches die Frau des jungen Berggrundbauern wird. Ihrem sonnigen Wesen müssen allmählich die schweren Schatten weichen. — Auch die beiden andern Erzählungen handeln von Menschen, die durch selbstlose Güte sich und andere glücklich machen. — Schwarzwaldmenschen und -landschaft sind fein beobachtet und mit Wärme geschildert. Selten schweift der Blick über die Enge des Heimatdorfes hinaus. Liebevoll verweilt der Dichter bei der Welt der Kleinen und des Kleinen, Alltäglichen. Seine Gestalten haben die gewichtige Kraft alles Heimatgebundenen und Wurzelfesten, sie sind einfach, nüchtern und doch wieder weich und empfindsam, sie haben nichts „Problematisches" an sich und nicht die Geste der großen Leidenschaft. Der Stil Hesselbachers ist schlicht und besinnlich, manchmal etwas breit. Die Erzählungen werden, besonders die erste, in einfachen Verhältnissen für Vorlesestunden willkommen sein.

R. Gerstlauer (Stettin).

Knittel, John: Die Reisen des Aaron West. Roman. Basel: Rhein-Verlag 1922. 429 S.

Auf dem Verlegerumschlag wird dies Werk eines Deutsch-Schweizers als in England sehr erfolgreich angepriesen. Es heißt dabei unter anderm: „Ein merkwürdiges Buch: Sitten- und Abenteuerroman, Robinsonade, Kampf um Gott und — gegen Gott." Ein Sittenroman ist es wohl, weil Aaron West, ein etwas spleeniger Engländer, sich an ein anrüchiges, hysterisches Frauenzimmer bindet. Von Abenteuerlichkeit und Robinsonade findet man nicht viel in dem Buch. Auf seinen Segelfahrten auf eigenem Schiff im Stillen Ozean trifft der „Held" auf eine fast unbekannte Insel, die er von der französischen Regierung kauft. Hier beginnt sein „Kampf mit Gott": eine ziemlich bornierte Auseinandersetzung mit der streng religiösen Somna, der Tochter eines verstorbenen Missionars und einer Eingeborenen, und eine engstirnige, angelsächsische Missionstätigkeit unter den von früherer Berührung mit der Zivilisation verfaulten Eingeborenen. Zwischendurch verläßt er diese einsame Insel, um im Hydepark in London für Gott und sein Unternehmen in der Art der Heilsarmee zu eifern. Gerade dieser „Kampf um Gott" in seiner durch und durch unechten, man möchte fast sagen heuchlerischen Frömmelei wird jeden Deutschen anwidern. Als seine Pläne nicht reifen, als Somna, die er gewaltsam zu seiner Frau gemacht hat, spurlos verschwunden ist, sagt er sich von Gott los. Das ist sein ganzer „Kampf" gegen Gott.

Ein durch und durch unharmonisches Buch, dem jeder innere Rhythmus fehlt. Die Charaktere sind so sprunghaft und willkürlich wie die Ereignisse, entweder wetterwendisch der zufälligen Situation angepaßt oder starr wie die süßliche, kitschig religiös ausstaffierte Somna, das „unschuldige Naturkind". Der äußere Rhythmus ist ebenso klapprig, und die schlechte Übersetzung von Nanny Collin macht ihn nicht besser. Kurz, ein Buch, nach dem man sich nicht weiter umsehe.

J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

Kohne, Gustav: Jugendsehnen. Ein Scharnhorst-Roman. Leipzig: Grunow 1924. 353 S. 3,—, Lw. 5,—.

Zu den in einen biographischen Roman „verarbeiteten" Männern hat sich nun auch Scharnhorst gesellt, dessen Jugend von dem schon bekannten hannoverschen Heimatdichter Kohne mit verständnisvollem Nachempfinden erzählt wird. Unter enger Anlehnung an die biographischen Tatsachen verfolgt er die Entwicklung des in ärmlichen Verhältnissen emporwachsenden Bauernjungen, der sich sehnt, einen seiner Begabung entsprechenden Beruf ergreifen zu können und die Erfüllung seines Strebens mit der Aufnahme in die Offiziersschule der Wilhelmsfeste im Steinhuder Meer findet. Auch in der kräftigen Darstellung der niedersächsischen Bauern, besonders der Eltern Scharnhorsts, beweist Kohne wieder seine Stärke, die eben in der Schilderung der ihm vertrauten Heimat beruht. Das nach Form und Inhalt volkstümliche Buch wird also in jeder Bücherei seinen Leserkreis finden. M. Thilo (Halle).

Molo, Walter von: Auf rollender Erde. Roman. München: Langen 1923. 202 S. Lw. 5,50.

Kaleidoskopartig zieht in diesem „Roman" eine Fülle von knapp skizzierten Persönlichkeiten und Begebenheiten an dem Auge des Lesers vorüber. Lose zusammengehalten sind sie alle nur durch die Hauptperson der Dichtung, einen Großstadtarzt, der in seinem lebhaften Drang zum Handeln und Helfen fast stündlich mit neuen Menschen aller Kreise zusammengeführt wird, die ihm immer wieder Gelegenheit geben, mit schier unbestechlicher Wahrheitsliebe und Uneigennützigkeit entwirrend und heilend, befreiend und festigend in die durch menschliche Gedankenlosigkeit verfahrenen Verhältnisse einzugreifen. Die Stellung dieses Menschenfreundes all den sozialen und moralischen Wirrnissen gegenüber gibt auch dem Leser in jeder Zeile Anlaß zum Nachdenken. Künstlerisch bedenklich ist in dem Buch allerdings die übergroße Häufung der durchweg auf sich selbst gestellten, nur durch die moralische Absicht des Ganzen verbundenen Szenen.
G. Kohfeldt (Rostock).

Mordtmann, A. J.: Aus tiefer Not . . . Geschichtlicher Roman aus der Zeit Kaiser Heinrichs IV. Nach einer alten Handschrift. Braunschweig: Westermann 1922. 338 S. Hlw. 6,30.

Der Roman täuscht in recht geschickter Art die Wiedergabe einer alten Handschrift vor, der Lebenserinnerungen des Benediktiners Sebaldus vom Kloster Mariensee. Anschaulich berichtet er von seinem Werdegang und von dem Kaiser Heinrich IV., dessen treuer Anhänger er ist, dem er manchen Dienst leistet und dessen Leben er als Greis im Kloster schildert. Die Machtkämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum, das kulturelle Leben und die Weltanschauung des mittelalterlichen Menschen werden kräftig entwickelt und gestaltet, wie auch die Personen, unter denen Sebald und Anselm mit ihrer reformatorischen Entschiedenheit ihrer Zeit vorauseilen, echt und lebensvoll dargestellt sind. Der anspruchslose Stil und der handlungsreiche und spannende Inhalt dieser „Handschrift" lassen das Buch auch als für einfache Leser geeignet allen Büchereien empfehlenswert erscheinen.
M. Thilo (Halle).

Netzle, Christoph: Fräulein Mozart. Ein Roman. Leipzig: Haessel 1924. 322 S. 5,—, geb. 7,—.

Die vorliegende Dichtung ist nicht gerade das Erstlingswerk Netzles, es fehlt ihr aber nicht an mancherlei Zügen eines solchen. Vor allem würde ein reiferer Dichter der Figur des Helden weniger harte, weniger umwelttrennende Konturen gegeben haben. Bei Netzle steht dieser Held, der 23jährige Münchner Student, gewissermaßen ohne Luftperspektive in dem Mittelpunkt des Bildes: er hat keine Eltern, keine Angehörigen, kaum einen Freund, man weiß nicht, woher er kommt und wie er eigentlich dieser großartige Prachtmensch geworden sein mag,

der uns nicht bloß so im allgemeinen als charaktervoller braver Kerl entgegentritt, sondern auch als ein Genie, das auf allen möglichen Gebieten Hervorragendes leistet, das musiziert und dichtet, das Literatur, Philosophie und Geschichte so beherrscht, daß es in seinem dem Roman eingefügten Essay allen irgendwie großen Männern aller Zeiten eine Zensur erteilt, das in einem Geschäftsunternehmen seinen Mann steht, u. s. f. Hübsch ist dagegen das Gegenspiel, die Braut dieses Helden, geschildert, deren Gewinnung und deren Einfluß auf den Mann das eigentliche Thema der Dichtung ist. Auch die engere Umwelt der Braut und das ganze Münchner Treiben ist flott und farbig zur Darstellung gebracht. G. Kohfeldt (Rostock).

Raithel, Hans: Die heilge Frucht des Feldes. Eine biblische Bauerngeschichte. München: Langen 1923. 242 S. Lw. 7,50.

Als Schilderer lebensvoller echter Bauern aus Franken hat Raithel mit Recht einen guten Ruf; doch an dem Wagnis, eine echte Dichtung — das Buch Ruth — zu einem Roman zu verarbeiten, ist er gescheitert. Gewiß versteht er es auch hier, in Boas den erdverbundenen Bauern zu gestalten, dem nichts von der Geschäftemacherei seiner Stammesgenossen anhaftet und der geradeaus das Rechte zu tun sucht und vermag. Es ist so wirklich ein biblischer Bauernroman; aber die Handlung wird erdrückt von der Fülle des Kulturgeschichtlichen, der zu sehr hervortretenden Zustandsschilderung und Kleinmalerei. Was die Bibel in wenigen poesievollen Bildern zum Erlebnis bringt, das zerpflückt Raithel zu langatmigen Kapiteln. — Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser wieder zu seinen heimischen Verhältnissen zurückkehrte. Das vorliegende Buch kann nur Büchereien empfohlen werden, die über genügend Leser verfügen, denen an einer spannungslosen, so besinnlichen Lektüre gelegen ist, — und auch für diese gibt es dann immerhin wertvollere Werke. M. Thilo (Halle).

Schulenburg, Werner von: Malatesta. Der Roman eines Renaissancemenschen. Dachau: Einhorn-Verlag 1922. 197 S.

Mit dem Begriff des Renaissancemenschen ist für uns auch die Vorstellung einer über alle gewöhnliche Moral sich hinwegsetzenden Sinnlichkeit verbunden. Daß diese künstlerisch gestaltet werden kann, bewiesen C. F. Meyer und Mereschkowski, die es trotzdem vermieden, bei aller Glut, die ihre Gestalten beseelt, in wollüstige Erotik zu verfallen. Dies ist dem „Malatesta" Schulenburgs vorzuwerfen, der als brutaler Gewaltmensch durch das Leben schreitet, seine Umgebung leiblich und seelisch vergiftet, bis er schließlich zermürbt dem Willen einer Frau erliegt und untergeht. Trotz der blendenden Technik, mancher wirkungsvollen Szenen und Bilder läßt die zuweilen geradezu obszöne Lüsternheit der Darstellung keine Freude an diesem Werk aufkommen. Für Volksbüchereien ist es auf jeden Fall abzulehnen. M. Thilo (Halle).

Tagore, Rabindranath: Die hungrigen Steine. Alte und neue Erzählungen. München: Kurt Wolff 1922. 296 S. Hlw. 4,—.
— Meine Lebens-Erinnerungen. Ebenda 1923. 374 S. Hlw. 4,—.

Eine der im erstgenannten Bande vereinigten Erzählungen und Schilderungen trägt den Sondertitel: Die hungrigen Steine. Sie gibt die Eindrücke wieder, die von den alten Palastmauern, den von langvergangenen Geschehnissen erfüllten und beseelten, auf den späteren Bewohner, den Dichter, übergehen. Wie die schweigenden und doch so beredten Steine in enger Zwiesprache mit dem Dichter leben, so steht dieser auch mit der ganzen übrigen Umwelt in innigem Verständnis und Verkehr. Körperlichkeit und Beseeltheit, Leben, Traum und Tod haben für ihn keine schroffen Grenzen mehr. Aber doch bleibt alles zuletzt Geheimnis und Wunder. Und für den abendländischen Leser verstärkt sich der Eindruck des rätselvollen Halbhellen noch dadurch, daß ihm alle diese Erlebnisse in den Formen und Stimmungen einer fernen, fremden Welt entgegentreten.

Die Lebenserinnerungen Tagores sind von einer gleichen Stellung zu Welt und Dingen aus geschrieben. Es sind sinnende Betrachtungen eines am

Rande des Welt- und Alltagstreibens stehenden und doch auch in all das Gedränge sich hineinsehnenden Dichters. Auch sie enthalten für unsere Leser, obwohl der indische Dichter-Philosoph immer wieder in Berührung mit der abendländischen Kultur kommt, viel Fremdartiges. Ihr eigentliches Ziel ist aber nicht die Vermittlung von irgendwie wichtigen Lebensereignissen, sie wollen nur das „wahrhaft Gefühlte" — und dies besonders aus der Jugendzeit des Dichters — dem Gefühl anderer nahe bringen. G. Kohfeldt (Rostock).

Thieß, Frank: Angelika ten Swaart. Stuttgart: Engelhorn 1923. 181 S. Geb. 4,50.

Angelika ten Swaart ist eine junge Holländerin aus vornehmer Familie, die nach dem unabänderlichen Wunsch des Vaters den ungeliebten Mann, einen bedeutenden Arzt, heiratet. Der Dichter entschleiert zart die Regungen dieser jungen Seele. Sie wird in vermeintlichem Haß von ihrem Gatten teils fasziniert, teils verletzt. Dr. Moor hat eine Lehre über den Tod geschrieben. Er errät fast hellsehend die geheimsten Gedanken seiner Frau, ist gegen sie stets rücksichtsvoll und übt eine zwingende Macht über sie aus. Diese hat sogar Teil am frühen Tod der geliebten Frau. — Im Aufbau und Stil ist das Buch ein wirkliches Kunstwerk. Die Sprache lyrisch, oft einem Gedicht in Prosa zu vergleichen, zeugt von hoher Kultur. Das Buch ist für alle Volksbüchereien durchaus zu empfehlen.
Hertha Jerrmann (Hamburg).

Wiers-Jenssen, H.: Der Pastor von Korshagen. Aus dem Norwegischen. Leipzig: Dürr & Weber. 193 S. Hlw. 3,—.

Den jungen Theologen Joachim Roggen und Brigitte Görtz, die Tochter des Kopenhagener Kammerherrn Görtz, in dessen Hause Roggen als Sekretär für einige Zeit beschäftigt ist, bindet die Schuld und Folge einer unbeherrschten Stunde als Mann und Frau für das ganze Leben zusammen. Auf Korshagen, einer einsamen Schäre in der Nähe von Bergen, vollzieht sich das Schicksal dieser von der Frau von Anfang an auf Haß und Verachtung gestellten Ehe. Während die Frau in dem Kinde eine gewisse Ruhe findet, wird der Pfarrer, der jahrelang gegen die Sinnlosigkeit des Verhältnisses ankämpft, zum Trunk und Ehebruch getrieben. Schließlich, als er nahezu vertiert ist, raubt er in der letzten wahnsinnigen Stunde, in der er sich auch an seiner Frau vergeht, den Knaben und sucht mit ihm den Tod. — Das sehr gewagte Thema ist mit echt nordischer Unerbittlichkeit angepackt, dabei dichterisch in einzelnen Szenen so groß gestaltet, daß ein Werk von bedeutendem Gehalt entstanden ist. Den Volksbüchereien kann es des Stoffes wegen nur bedingt empfohlen werden; dabei ist es gleichgültig, ob es sich um kleinstädtische oder großstädtische Büchereien handelt. Wird es eingestellt, so muß jeder Ausleihende genaue Kenntnisse des Buches haben, damit er sich jederzeit der Verantwortung bei Verleihung desselben bewußt ist. Auch darf er es nur Lesern geben, die er genau, auch nach ihrer menschlichen Seite hin, kennt. Bei richtiger Ausleihe ist aber in manchen Fällen eine tiefe Wirkung zu erwarten. Als Gegenstück verfehle man dann aber nicht, das nicht minder tiefe aber anmutige „Land des Glücks" von Falk-Rönne anzuschaffen und auszuleihen.
F. Schriewer (Flensburg).

Kleine Mitteilungen.

Die Rendsburger Volkshochschulgemeinschaft ist einer jener bildungspfleglichen Kristallisationspunkte, an denen Schleswig-Holstein, wenigstens seit dem Verlust von Nordschleswig und dem Beginn des kulturpolitischen Grenzkampfes (auch auf deutscher Seite), reicher sein dürfte als irgend eine andere nördliche Provinz Preußens. Sie verdiente in Deutschland bekannter zu sein, als sie es bisher ist. Wir hoffen auch, bald einmal aus der Feder des Rendsburger

Volkshochschulleiters Axel Henningsen einen Aufsatz bringen zu können, der unsere Leser aus erster Hand über die Ziele und Leistungen des Rendsburger Arbeitskreises unterrichtet. Für heute sei nur auf das neueste (13.) Heft der von ihm herausgegebenen „Schleswig-Holsteinischen Blätter“ hingewiesen, in dem außer Henningsen die beiden führenden Männer Rendsburgs, Landrat Theodor Steltzer und Pastor Johannes Tonnesen und, sozusagen „als Gast“, Wilhelm Stapel zu Worte kommen.

Das eigentliche Thema des Heftes heißt „Volkshochschule und volkspädagogisches Seminar“ und seine Aufsätze stellen in ihrer Gesamtheit eine „Denkschrift über den Ausbau des schleswig-holsteinischen Volkshochschulwesens“ dar. In seiner Einführung gibt Steltzer die volksbürgerliche Perspektive: „Wir leiden überall an einer schmerzlichen Entfremdung zwischen Theorie und Praxis, einem mangelnden Verstehen zwischen den leitenden Stellen und der Volkswirklichkeit. Dies gilt auch für Universität, Verwaltung, Gesetzgebung, überhaupt für Führung aller Art. Das volkspädagogische Seminar würde der Universität Unterführer heranbilden, die die in geeigneter Form bearbeiteten Forschungsresultate in kleinere Kreise weitertragen könnten. Es vermöchte Juristen, Beamte, Pastoren, Lehrer in die Wirklichkeit des Volkslebens einzuführen. Und es könnte auch den Berufsorganisationen, die sich alle in aufreibender Tagesarbeit verzehren, wertvolle Anregungen für eine Vertiefung ihrer Arbeit im Sinne des Ganzen vermitteln. Seine Bedeutung für alle mit der wichtigen Frage der Lehrerausbildung zusammenhängenden Gebiete liegt auf der Hand.“ Stapel skizziert dann in knappen Leitsätzen „Die Aufgabe eines volkspädagogischen Seminares“ und Henningsen seinen „Aufbau“. Ein zweiter Aufsatz von Henningsen bringt „Allgemein-Pädagogisches über die Volkshochschularbeit“, und den kräftigen Beschluß bildet Tonnesens Betrachtung über den „Grundgedanken nationaler Erziehung“. In klarer Erkenntnis der Grenzen, die einer Heimvolkshochschule (im Sinne des Rendsburger Arbeitskreises) gezogen sind, schließt er mit der Feststellung, daß die Rendsburger Heimvolkshochschule „niemals eine Stätte der Volkserziehung großer Massen werde, vielmehr Führerschule bleiben werde“ und mit der Forderung, daß sie, eben um „diese Aufgabe erfüllen zu können, sich in dem Sinne erweitern müsse, wie es in den Aufsätzen dieser Denkschrift aufgezeigt sei.“

So wird hier auch sehr schön deutlich gemacht, warum zur Ergänzung der Wirkung des Heimvolkshochschulwesens unerläßlich ist der Ausbau des Volksbüchereiwesens: Diesem ist die breite Wirkung grundsätzlich möglich und mit seiner Hilfe können hernach die aus jener Führerschule hervorgegangenen Bildungspfleger ihren Aufgaben voll gerecht werden. Da ist es denn ein Glück, daß sich Flensburg auf Rendsburg reimt, mit andern Worten, daß dort ein Kristallisationspunkt für das Büchereiwesen der nördlichen Hälfte von Schleswig-Holstein in Gestalt der Zentrale für Nordmarkbüchereien entstanden ist, dessen Bedeutung unseren Lesern schon aus den Aufsätzen von Dr. Schriewer offenbar geworden ist. Wer überdies die neuesten Veröffentlichungen des Flensburger Arbeitskreises kennt, den besprechenden Leserkatalog und die von den Kollegen Jungclaus und Schriewer herausgegebene Schriftenreihe „Arbeit am Volkstum“ (besonders das soeben erschienene 3. Heft „Vorleseabende auf dem Lande“), der kann nur seiner Bewunderung darüber Ausdruck geben, wieviel Praktisches da schon in den wenigen Jahren erarbeitet worden ist. Freuen wir uns, daß die Nordmark so tüchtige Volkshochschul- und Volksbüchereipioniere in Rendsburg und Flensburg ihr eigen nennen darf! A.

Im ersten Heft des neuen Jahrgangs der „Bücherwelt“ befindet sich ein Aufsatz über **„Das Werturteil in der literarischen Praxis“**, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen. Sein Verfasser, Albert Rumpf, Generalsekretär des Borromäusvereines, untersucht darin, inwiefern sowohl der bildungspflegliche Praktiker als der Literaturwissenschaftler ein fundamentales Interesse daran habe, die psychologischen Voraussetzungen aller Urteilsbildung über den Lebenswert belletristischer Erzeugnisse für die verschiedenen Lesertypen

wiſſenſchaftlich geklärt zu ſehen. Von der Walzelſchen Abhandlung über „Gehalt und Geſtalt im Kunſtwerk des Dichters“ (im „Handbuch der Literaturwiſſenſchaft“) ausgehend, betrachtet er den Geſamtbereich der Aufgaben, die hier dem denkenden Volksbildner zufallen, unter den drei Geſichtspunkten: Bildung von „Werturteilen pädagogiſcher Art, die zuſtandekommen nach Maßſtäben, die von außen her an das Kunſtwerk herangetragen werden“, Bildung von „Werturteilen kritiſcher, zergliedernder, gelehrter Art, die immerhin das Kunſtwerk ſelbſt zum Gegenſtand haben“ und Bildung von „Werturteilen äſthetiſcher Art, die das künſtleriſche Erlebnis des Kunſtwerkes ſelbſt zum Ausgangspunkt haben“. Es ſcheint uns beſonders erfreulich, daß dabei auch das „äſthetiſche“ Erlebnis des vorkünſtleriſchen Leſers im Sinne gefühlsbildender Wirkung biologiſch ernſt genommen, anſtatt einfach „moraliſch“ beiſeite geſchoben wird, und daß ſo die ganze Schwierigkeit volksbildneriſcher (d. h. an einer pſychologiſchen Durchleuchtung der Erlebnisart verſchiedener Leſertypen orientierten) Wertung auf dem Gebiet der Schönen Literatur deutlich hervortritt.

Hamburg Öffentliche Bücherhalle. Die Bücherhalle feierte am 15. April 1925 ihr 25jähriges Jubiläum. Sie war gegründet von Rechtsanwalt Dr. Hallier, der noch heute Vorſitzender des Arbeitsausſchuſſes iſt. Bis zum Jahre 1919 war ſie Eigentum der Patriotiſchen Geſellſchaft, die in 1½ Jahrhunderten viele ähnliche gemeinnützige Inſtitute, z. B. das Gewerbeſchulweſen ins Leben gerufen hatte; ſeit 1919 iſt die Bücherhalle eine Stiftung, die aber abgeſehen von den Betriebseinnahmen (74000 M. 1924—25) ſich nur durch ſtaatliche Unterſtützung erhält. Im Jahre 1924 bewilligte die Bürgerſchaft einen Betrag von 100000 M. nur für Auffriſchung des Bücherbeſtandes.

Die erſte bibliothekariſche Einrichtung übernahm Dr. Nörrenberg und nach ihm Dr. Fritz, unter dem die Bücherhalle am 1. Oktober 1899 eröffnet wurde. Seit 22 Jahren wird ſie von dem Unterzeichneten geleitet. Sie verlieh in 25 Jahren 33 Millionen Bände, erreichte die Höchſtausleihe von 2½ Millionen Bänden im Kriegsjahr 1916, iſt aber ſeitdem auf ein Drittel der Entleihungen zurückgegangen; Grund dafür ſind die Schließung der vier Vorortfilialen (Ausleihe in Barmbeck 1916: 450 000 Bände) an drei Wochentagen infolge von Beamtenentlaſſungen im Jahre 1922, das allmähliche Eingehen der Jugendſchriftenbeſtände auf Beſchluß der Bürgerſchaft, Erhebung von Leſegebühren, die auf 60 Pfg. monatlich geſtiegen waren (1924 wurden ſie auf 40 Pfg. monatlich und auf 1 M. vierteljährlich herabgeſetzt), ferner die allgemeine Leſemüdigkeit. Bei der Bürgerſchaft beantragt iſt eine 7. Ausgabeſtelle. — Die Feſtſchrift „25 Jahre Öffentliche Bücherhalle“ (iſt bei Otto Meißner in Hamburg in Kommiſſion für Mk. 2.— käuflich zu haben) umfaßt auf 40 Seiten u. a. folgende Aufſätze: Hallier: „Streiflichter von der Bücherhallenbewegung“, Plate: „Über das Zuſammenarbeiten der Öffentlichen Bücherhalle mit anderen Bildungsinſtituten und mit Vereinen“, Ohnſorg: „Die niederdeutſche Bewegung und die Öffentliche Bücherhalle“. Zum Jubiläum entwarf Profeſſor E. R. Weiß beiſtehendes Signet, das vor allem als Bücherſtempel auf der Rückſeite des Titelblattes dienen ſoll. Das 3. Kapitel von Fritz und Plate: Volksbüchereien (Sammlung Göſchen) 1924, S. 17—114, iſt auf den Einrichtungen der Hamburger Bücherhalle aufgebaut, gibt alſo einen Einblick in den Betrieb und die bibliothekariſchen Methoden.

Oberbibliothekar Dr. O. Plate.

Die **„Beratungsſtelle für Volksbüchereien“ in der Bayeriſchen Staatsbibliothek** in München, deren Leiter bekanntlich Staatsbibliothekar Dr. Höpfl iſt, läßt ſoeben ein Merkblatt aus der Feder ihrer Bibliothekarin Margarethe Schmeer erſcheinen, das wir der Aufmerkſamkeit aller Büchereileiter, beſonders aber der Leiter von Büchereiberatungsſtellen angelegentlich empfehlen. Es iſt betitelt „Richtlinien für die Einrichtung und Verwaltung von Volksbüchereien“ und kann zum Stückpreis von 40 Pfg. von der

Bayerischen Staatsbibliothek, München, Ludwigstr. 23, bezogen werden. Man merkt es dem 12 Seiten umfassenden Druckstück an, daß es nicht am grünen Tische ausgeheckt, sondern der praktischen Kleinarbeit abgewonnen ist. Es werden darin, unter verkleinernder Wiedergabe von ausgefüllten Formularen, dem nebenamtlichen Büchereiverwalter Ratschläge erteilt über Bücherzugang, Kataloge, Aufstellen und Signieren, Ausleihemethoden, Statistik. Dabei ist stets darauf Bedacht genommen, was an Mindestmaß von Organisation und Technik nötig ist für jede der vier Größentypen, welche die Verfasserin unterscheidet.

Wir werden überall, wo das ländliche Büchereiwesen mit Hilfe landschaftlicher Beratungszentralen planmäßig entwickelt werden soll, danach streben müssen, solche Merkblätter in immer neuer Fassung herauszubringen. So werden wir zwar — gottlob — nie zu einem endgültigen Normalmerkblatt für das gesamte deutsche Büchereiwesen gelangen; aber der einzelne Büchereiberater wird so immer neue Anregungen zum Durchdenken seiner Beratungsaufgaben und zur Schaffung eigener neuer Beratungsbehelfe bekommen.

Die Deutsche Buchausstellung in Chicago. Das Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel bringt in der Nr. 36 einen Bericht über die Deutsche Buchausstellung in Chicago von Ernst Reinhardt-München. Auf amerikanischer Seite berichten über die Bücherschau zwei Artikel im Library Journal vom 15. Januar und 1. Februar 1925. Wir erfahren, daß die Anregung von der Vereinigung amerikanischer Bibliothekare ausgegangen ist, die gleichzeitig mit der Ausstellung vom 1.—15. Januar in Chicago ihre Jahresversammlung abhielt. Es sind ungefähr 12 000 Bücher zusammengekommen, die zum größten Teil der wissenschaftlichen Literatur angehören. Werke der Schönen Literatur waren nur in sehr geringer Zahl vorhanden. Der geistige Leiter der Ausstellung war Ministerialdirektor Dr. Schüler, als Vertreter der deutschen Bibliothekare war Oberbibliothekar Dr. Riedner von der Staatsbibliothek in München in Chicago anwesend. Daß der Erfolg der Deutschen Buchausstellung in Amerika groß war, scheint nach den vorliegenden Berichten unbestreitbar zu sein. Umso mehr muß man es bedauern, daß bei den Vorbereitungsarbeiten, die in übermäßiger Hast vor sich gingen, die Interessen des volkstümlichen Büchereiwesens völlig unberücksichtigt geblieben sind. Es hätte nahegelegen, daß der Börsenverein irgendwelche Fühlung mit Vertretern des Volksbüchereiwesens nahm: aber nicht das Geringste ist geschehen. So ist die Chicagoer Buchausstellung nichts anderes als eine von den Interessen des Buchhandels diktierte Ausstellung wissenschaftlich und künstlerisch wertvoller Werke zur Hebung des Bücherabsatzes gewesen. Eine überaus günstige Gelegenheit ist damit verpaßt worden. Besonders der Umstand, daß die Tagung der Vereinigung amerikanischer Bibliothekare mit der Bücherausstellung zusammenfiel, bot die Möglichkeit, mit diesen Kreisen Fühlung zu nehmen und in einen Austausch von Interessen und Ansichten zu treten, der sich für beide Teile als äußerst förderlich erwiesen hätte. Bei dem Charakter der amerikanischen Public Libraries und der ganzen Einstellung des Amerikaners zu den Fragen der Volksbildung muß man sich wundern, daß nicht drüben bereits Stimmen laut geworden sind, die ihrem Erstaunen darüber Ausdruck geben, daß der deutschen volkstümlichen Literatur und dem deutschen Büchereiwesen auf der Ausstellung nicht der gebührende Platz eingeräumt worden ist. Man erinnere sich daran, welche Bedeutung für die Entwicklung unseres Volksbüchereiwesens die Ausstellung von Chicago 1893 gewonnen hat und vergleiche damit die Ausstellung von 1925. Jeder Kenner amerikanischer Büchereiverhältnisse weiß, wie gering die Zahl und Qualität deutscher Bücher in amerikanischen öffentlichen Bibliotheken ist. Man braucht nur den Musterkatalog der A. L. A. aufzuschlagen, um zu ermessen, wieviel noch geschehen muß, um der wertvolleren deutschen Schönen Literatur auch nur in bescheidenem Umfange in den amerikanischen Bibliotheken Geltung zu verschaffen. Was hätte auf der Chicagoer Buchausstellung in dieser Hinsicht, nicht zuletzt auch im Interesse des deutschen Buchhandels, geleistet werden können! Die Gelegenheit, mit amerikanischen Bibliotheken auf so breiter Basis Fühlung zu gewinnen, wird sich, wie wir fürchten, so bald nicht wiederholen.

Die Chicagoer Buchausstellung von 1925 ist ein neues trauriges Beispiel dafür, welche Rolle volkstümliches Schrifttum und Volksbücherei immer noch in der deutschen Kulturpolitik spielen. G. Fr.

Lehrgang für mecklenburg-schwerinsche Volksbücherei-Verwalter. Vom 2.—4. Oktober 1924 fand an der Volksbücherei Schwerin ein vom Arbeitsausschuß für das Volksbüchereiwesen des Landes veranstalteter Lehrgang für Volksbüchereiverwalter im Lande statt. An dem Lehrgang nahmen 12 Verwalter aus Stadt und Land teil. In dem Lehrgange wurden folgende Vorträge gehalten: 1. Mittelschullehrer Möller, Leiter des Volksbüchereiwesens des Landes: „Volksbildung und Volksbücherei" — „Nach welchen Gesichtspunkten müssen die Bücher für die Volksbücherei ausgewählt werden?" 2. Lehrer Metelmann, Leiter der Volksbücherei Rostock: „Bücherkunde der unterhaltenden Literatur" — „Bücherkunde der belehrenden Literatur". 3. Strenge, Leiter der Volksbücherei Schwerin: „Werbetätigkeit und Werbemittel der Volksbücherei" — „Einrichtung und Verwaltung der Volksbücherei". — Am 2. und 3. Oktober wurde den Teilnehmern die abendliche Ausleihe der Schweriner Volksbücherei vorgeführt, und am 4. Oktober wurde ihnen die Landesbibliothek Schwerin sowie eine größere Druckerei gezeigt. Der Eindruck, den sowohl dieser Lehrgang, wie ein vom Berichterstatter Anfang November v. J. in Rostock gehaltener Vortrag über: „Die Organisation des ländlichen Volksbüchereiwesens (Wanderbücherei)" hinterließen, war der, daß das Volksbüchereiwesen im ganzen Lande im Aufblühen begriffen ist, daß es aber zu seiner Weiterentwicklung noch kraftvollerer Zusammenfassung, namentlich nach der Seite praktischer Hilfen, bedarf. Der Volksbücherei in Schwerin sind damit weitgehende Aufgaben gestellt, die aber erst verwirklicht werden können, wenn die Bücherei selbst auf festerer Grundlage steht.

E. Strenge (Schwerin).

Volksbücherei Schwerin. Seit dem 1. September v. J. sind an der hiesigen Bücherei seitens der Stadt Schwerin Mittel für die Stelle einer fachmännisch geschulten Kraft bewilligt. In die Stelle wurde eine Schwerinerin, Fräulein Elli Dröscher, berufen, die die preußische Diplomprüfung bestanden hat.

Der „Stettiner General-Anzeiger" hat in der **„General-Anzeiger-Bücherei"** ein beachtenswertes Unternehmen begonnen, das ein schönes Zeugnis ist für die weitgreifende Auswirkung der von der Bücherei her betriebenen Bildungspflege. Es ist bei dieser Zeitung schon längst die Erkenntnis herrschend, daß „die Presse ein unerläßliches und hochwichtiges Instrument der Bildungspflege ist". So hat sie ihre Spalten solchen Bestrebungen immer weitherzig zur Verfügung gestellt. Die wichtigeren Aufsätze erscheinen jetzt in kleinen gefälligen Sonderdrucken, als erstes Heft von Ackerknecht: „Die kleine Eigenbücherei" (Stückpreis 30 Pfg. Wegen etwaiger Großbezüge zu billigerem Preise setze man sich mit der Vertriebsstelle unserer Zeitschrift in Verbindung). Es ist fesselnd und werbend geschrieben für den Leserkreis der Zeitung und hebt aus den mannigfachen Sammlungen wie Reclams Universal-Bibliothek usw. dasjenige literarische Gut hervor, welches geeignet ist, den Inhalt einer Eigenbücherei zu bilden.*) Und doch hat diese kleine Arbeit einen über das bloß Zeitungsmäßige hinaus gehenden Wert, z. B. für den Büchereifachmann. Denn gerade er ist sehr geneigt zu glauben, von seiner Arbeit hänge allein die Bildung eines Verhältnisses zwischen Buch und Mensch ab, und er übersieht nur zu leicht die natürlichen Zugangswege zum Buch, die viele unserer Volksgenossen mit allerdings meist unsicheren Schritten zu begehen versuchen. Wer sich des Bücherbretts eines Lehrlings, Seminaristen oder Gymnasiasten erinnert — vielleicht auch seines eigenen — wird wissen, daß Reclam-Ausgaben, Inselbändchen usw.

---

*) Es sei mir gestattet, als Verfasser noch zu unterstreichen, daß die in meinem Aufsatz getroffene Auswahl nicht als planmäßig im Sinne irgendwelcher Vollständigkeit gelten will und kann (eine solche ließ sich im Rahmen eines Zeitungsaufsatzes ja überhaupt nicht geben), sondern nur als eine erste, zwanglose Anregung gemeint ist. A.

solche Wege zum Buch darstellen. Da aber das Buch, welches „erworben ist, um es zu besitzen", zweifellos einen tieferen Bildungswert für die Persönlichkeit hat, als ein geliehenes, da es ferner vielen Menschen, namentlich der Jugend, nur möglich ist, sich mit solchen billigen Büchern eine Eigenbücherei aufzubauen, und es ja schließlich auch hinsichtlich des Bildungswertes auf den Preis des Buches nicht ankommt, hat der Büchereileiter alle Ursache, auf solche Möglichkeiten zu achten und sie zu fördern. Die Fülle ist aber auch hier so groß, daß der Irrwege viele sind. So wird er Ackerknechts kleine Arbeit mit Freuden begrüßen, besonders, wenn er in der Kleinstadt oder auf dem Dorf arbeitet. Denn hier werden ihm, wenn er nur recht zuschaut, unter seinen Lesern viele begegnen, denen er an Hand dieses Führers ein Helfer sein kann. Dankbar werden dafür auch sein die Verwalter von Jugendbücherstuben und überhaupt alle diejenigen, welche führend in der geistigen Jugendarbeit tätig sind. Die klare Wärme und Feinheit des Stiles gestatten es aber auch, es jedem jungen Menschen zur Selbsthilfe in die Hand zu geben. Darüber hinaus aber ist das Büchlein für die Leiter kleiner Büchereien selbst wichtig, weil es nicht bloß zur Eigenbücherei, sondern überhaupt zur Literatur zu führen vermag. Gerade die weit von den Brennpunkten des geistigen Lebens entfernten Dorf- und Kleinstadtbüchereien kranken durchweg daran, daß der Blick in der Enge buchhändlerischer Buchvermittlung befangen bleibt. Hier zeigt Ackerknecht Wege in die Weite, die der Büchereileiter gehen wird, wenn er aus der Fülle geben will.

F. Schriewer (Flensburg)

Lesefrüchte.

Tarzan und hoffentlich ein Ende. Wer wird nicht seinen „Tarzan" lesen? Doch wird ihn jeder loben? Nein! Wir haben nicht einmal Grund, ihn zu lesen, denn erstens — und zweitens birgt sich hinter dem Verfasser der „Tarzan"-Bände ein giftiger Deutschenfeind. Dies zeigt ein Band, der wohlweislich nicht ins Deutsche übersetzt ist: „Tarzan the untamed" (der Unbezwungene), in dem Edgar Rice Burrough auf den blinden Deutschenhaß des angelsächsischen Publikums spekuliert. Über dies Buch macht die „Köln. Ztg." einige Enthüllungen: Es ist ja überhaupt ein Kunstgriff Rice Burroughs, den Instinkten des gedankenlosen Spießers zu schmeicheln. Die Art, wie sich in dem zwischen wilden Affenbestien groß gewordenen Tarzan das blaue Blut seiner Ahnen äußert, wie er, der noch nie einen Menschen gesehen hat, sich im Urwalddickicht ganz gentlemännisch aufführt — es fehlt nur noch, daß er zu seiner Hauptmahlzeit, die er aus dem warmen dampfenden Leib eines eben erlegten Tieres zu reißen pflegt, triebhaft eine Art Frackersatz anlegte —, nimmt sich für einen vernünftigen Leser wie eine Parodie auf englische Selbstgerechtigkeit und englischen Dünkel aus, ist aber durchaus ernst gemeint. Literarisch steht der Roman: Tarzan the untamed so hoch wie die landläufigen Detektivgeschichten und Abenteuernovellen eines volkstümlichen englischen oder amerikanischen Magazins, also auf einer so tiefen Stufe, daß er als Kunstwerk gar nicht in Betracht kommt. Er spielt in Ostafrika zur Zeit des Weltkrieges. Tarzan und sein Weib Jane haben in Britisch-Ostafrika eine Farm angelegt. Während einer Abwesenheit Tarzans besetzt unter Führung des Hauptmanns Fritz Schneider eine deutsche Abteilung die Farm. Schneider ist ein Ausbund von Roheit und Feigheit. Er macht seinem „Prussian Spleen" in Torturen der schwarzen Träger Luft, „deren armen, zerschundenen Körpern die Marke Kultur in verschiedenen grausamen Wunden und Beulen aufgeprägt war". Lady Jane, die noch nichts vom Krieg weiß, empfängt die Weißen mit größter Gastfreundschaft. Als Tarzan bald darauf nach Hause zurückkehrt, findet er seinen Besitz verwüstet und ausgeraubt, ein treuer schwarzer Diener ist gekreuzigt worden, und den gräulich verstümmelten und versengten Körper Janes erkennt er nur an den Ringen an ihren Fingern. Seinem Schmerz gesellt sich bald eine andere Empfindung so deutlich, als ginge sie als Weggenosse an seiner Seite: „Es war der Haß — und er brachte ihm einen gewissen Trost

und eine gewisse Stärkung, denn es war ein heiliger Haß, der ihn adelte, wie er seitdem unzählige Tausende geadelt hat —, der Haß gegen Deutschland und die Deutschen. Der Haß richtete sich natürlich zunächst gegen die Mörder seines Weibes, aber er schloß alles Deutsche, lebendig oder tot, ein." Dem Hauptmann Schneider bereitet Tarzan eine besonders raffinierte Todesart. Er sperrt eine Schlucht, in der sich die Höhle eines Löwen befindet, durch Felsen so ab, daß der Löwe keinen Ausweg mehr findet. In der Schlucht ein Baum. Tarzan fängt den Hauptmann ab, bringt ihn zu der Schlucht und zwingt ihn, während der Löwe in seiner Höhle schläft, jenen Baum zu erklettern. Der aufgeweckte Löwe belagert den Baum, und Tarzan läßt den Deutschen, der zur Abwechslung auch Hunne oder Bosch genannt wird, zurück in der angenehmen Erwartung, daß er nach einigen Tagen furchtbarster seelischer und körperlicher Qualen seine Kräfte verlieren und vom Baum herunter in die Pranken des Löwen purzeln werde. Den weiteren Verlauf der Geschichte, in der Tarzan als Franktireur Dutzende von Deutschen meuchelt, haben wir nur flüchtig durchgeblättert; den läppischen, blutrünstigen Quark genau zu lesen, ging über unsere Kraft. Tarzan hat hier viel zu schaffen mit einem Fräulein Kircher, einer deutschen Spionin. Er müßte ihr ja eigentlich auch den Hals umdrehen, schon weil sie eine Deutsche ist, aber er ist viel zu edel, eine Frau umzubringen. So zieht er denn mit ihr durch die löwenbrüllende, pantherfauchende Wildnis. Bei verschiedenen Gelegenheiten bewährt sich die deutsche Spionin als tapferes, hilfsbereites Mädchen. Der Leser glaubt schon, der Verfasser habe seinen deutschen Ungeheuern wenigstens einen bis auf den schimpflichen Spionenberuf annehmbaren Menschen deutscher Herkunft beigesellen wollen. Weit gefehlt. Zum Schluß entpuppt sich die deutsche Spionin als englische Lady, die für ihr Land spioniert hat —, was selbstverständlich durchaus verdienstlich und ehrenvoll ist. Auf der letzten Seite wird dann noch offenbar, daß die Frau Tarzans nicht tot ist. Die Deutschen haben sie gefangen mitgeführt, beileibe nicht aus Menschlichkeit, sondern weil ihnen die lebendige Lady Jane wertvoller erschien als die tote. Sie haben eine hingeschlachtete Negerin angebraten und ihr die Ringe Janes an die Finger gesteckt, um ihrem Gatten, dem „englischen Schwein", einen Streich zu spielen. Also Aussicht auf eine Fortsetzung. — Die Auszüge genügen wohl, um einen Begriff von der Gemeinheit zu geben, mit welcher der fingerfertige Edgar Rice Burrough die Konjunktur auszubeuten versteht. Man braucht kein Chauvinist zu sein, um zu hoffen, daß ein natürliches nationales Reinlichkeitsgefühl trotz aller Reklame, die für Tarzan ins Werk gesetzt wird, nicht länger duldet, daß ein solcher gewissenloser Schmierfink sich auf dem deutschen Büchermarkt breit macht. Er hat auch eine Reihe von Mars-Romanen zusammengeschustert. Wenn nicht beizeiten ein Riegel vorgeschoben wird, droht die Gefahr, daß auch diese Machwerke über das geduldige deutsche Publikum, die hassenswerten Hunnen, die erbärmlichen Boches, niedergehen. An Kunst verlieren wir nichts, wenn wir den garstigen Ehrabschneider zum Tempel hinausjagen. (Hannoverscher Kurier.)

In einem Aufsatz von Nadel in der französischen Zeitschrift „La pensée française" wird eine **Liste französischer Autoren in der Reihenfolge ihrer Beliebtheit** aufgestellt. „An der Spitze marschieren Bourget, Bordeaux und Anatole France. Ziemlich weit hinter diesen kommen Alexander Dumas d. Ä., Loti, Victor Margueritte, Victor Hugo, Bazin und Benoit, gefolgt von den Brüdern Tharaud, Maupassant, Balzac, Musset, Paul de Kock, Ohnet, Prévost, Alphonse Daudet, Zola usw. Einen sicheren Geschmack traut Nadel dem Publikum nur in seltenen Fällen zu. Es läßt sich von der Reklame leiten, die gewissen Schriftstellern zum Erfolge verhilft, ebenso wie der gute Ruf einem Warenhause. Die kühne Behauptung, daß Anatole France den Erfolg mehr seinen Kritikern als dem eigenen Talent zu verdanken hat, wird jeden Literaturfreund befremden." (Nach dem Börsenblatt f. d. dtschn. Buchhandel vom 24. 10. 24.)

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck von Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 5 — 1925 — Heft 3

Vom Wesen der wahren Volksdichtung.

Von Franz Nabl, Graz.

Wir möchten diesen Aufsatz des immer noch nicht nach Gebühr bekannten österreichischen Dichters unseren Lesern nicht bieten, ohne daran zu erinnern, daß seine beiden großen Romane „Der Ödhof" und „Das Grab des Lebendigen" zu den gewichtigsten Werken zeitgenössischer Erzählungskunst gehören.

Die Frage, welcher Dichter, oder kürzer und richtiger gesagt, was ein Volksdichter sei, ist schwer zu beantworten, wie alle elementaren Fragen. Eine Grundfrage aber bleibt sie für jeden denkenden Menschen, der sich, sei es nur betrachtend oder von dem Verlangen nach werktätiger Mithilfe beseelt, dem Gebiet des Volksbildungswesens nähert. Denn das Werk des Dichters ist jener Schlüssel, der nicht nur die erste und schwerste von den vielen Türen aufschließt, durch die das Volk Jahrtausende lang ausgesperrt war von den wertvollsten und unvergänglichsten Besitztümern der Menschheit, sondern der überhaupt zu den meisten, auch ganz veralteten und verrosteten Schlössern paßt. Die Wissenschaft als Volksbildungsmittel wird nicht immer und überall ohne Schwierigkeiten Einlaß finden, mögen sie in ihren einfachsten Anfängen, in der Kunst des Schreibens, Lesens und Rechnens, deren Kenntnis übrigens vor Jahrhunderten noch an sich als ein Zeichen der Gelehrsamkeit galt, heute schon allgemeines Gut geworden sein. Um sie in ihren höheren Stufen zu erreichen, dazu bedarf es mancher Vorbedingungen, die dort, wo sie fehlen, nicht erzwungen, dort aber, wo sie wohl im Keim vorhanden sind, nicht immer mit den zum weiteren Wachstum nötigen Entwicklungsmöglichkeiten umgeben werden können. Um seine Bildung über die gewissermaßen gesetzlich vorgeschriebenen Anfangsgründe hinaus zu vertiefen, dazu kann man noch zu jung, oder — der hoffnungslosere Fall — schon zu alt sein, man kann sich von dem um des Brotverdienstes willen geleisteten Tagwerk zu ermüdet fühlen, um dem Geist nun noch eine gesteigerte Tätigkeit zuzumuten, oder man kann ganz einfach in den Räumen, die einem zu Gebot stehen, nicht die für angespannte Gehirnarbeit erforderliche Sammlung und Ruhe finden. Der Aufnahme einer volkstümlichen Dichtung stellen sich alle diese Hindernisse nicht in den Weg. Jugend und Alter, beide sind, wenn auch vielleicht in verschiedener Form, dafür empfänglich; mag Einer seinem Körper tagsüber die schwersten Leistungen abgerungen haben, so bis zur äußersten Teilnamslosigkeit erschöpft wird er doch nicht sein, daß er, in den Sessel geschmiegt oder meinethalben aufs Bett hingeworfen, nicht noch ein Weilchen in einem guten Unterhaltungsbuch, ja dabei sogar ein besonders genußreiches Ausruhen entdecken könnte. Und wenn er gerade kein eigenes Ge-

laß für sich allein besitzt, wenn Kinder um ihn herum ihre lärmenden Spiele treiben oder ältere Familienmitglieder ihre behaglich-breiten Feierabendgespräche führen, irgend einen Winkel wird er sich doch sichern, und zur Zwiesprache mit dem Dichter, noch dazu wenn es einer ist, der selbst aus dem lauten Leben schöpft, braucht es nicht gar so feierlich still zu sein, wie zur ängstlich-sorgsamen Einordnung lehrhafter Sätze und Begriffe. Und was das Wichtigste von allem ist: wer keine Lust und ungenügende Fähigkeiten hat, wissenschaftliche Volksbildung auf sich einwirken zu lassen, der wird sich gleichwohl gern bereit erklären und auch die bescheidene Menge natürlichen Verstandes dafür aufbringen, eine schönwissenschaftliche Darbietung, sei es gehört oder gelesen, anzunehmen. Und so werden auf Einen, der sich bewußt volkswissenschaftlich weiterbildet, viele Hunderte kommen, die, obgleich sie Wissenschaft aus Unlust oder Unfähigkeit entschieden abwehren, doch ohne jedes Sträuben durch das volkstümliche, richtig gewählte Dichtwerk unbewußt eine Erhöhung ihrer Geistigkeit empfangen.

Wer ist nun Volksdichter im vollsten und besten Sinn der Bezeichnung? Wer schafft Werke, die bei ihrem Leser, ohne an sein Fassungsvermögen und an seine Vorbildung übermäßige Anforderungen zu stellen, neben dem als Anlockung nötigen Zeitvertreib für müßige Stunden eine Veredlung und Bereicherung des inneren Wesens anstreben? Soll er ein Dichter sein, der für das Volk dichtet, oder einer der vom Volke dichtet? Oder beides zugleich?

Versuchen wir zunächst einmal, bevor wir uns eindringlicher mit dieser Frage beschäftigen, einen häßlichen, zur Gewohnheit erstarrten Begriff zu beseitigen oder wenigstens zu berichtigen. Seien wir uns klar darüber, daß wir mit dem Namen „Volk" heute kaum mehr die schöne, umfassende Gemeinsamkeit, die er im Grunde bezeichnen soll, auszudrücken wünschen, sondern meist geradezu das Gegenteil aussprechen, eine Trennung, und zwar in einem Tonfall, der keineswegs einer gewissen Verächtlichkeit entbehrt, ja in manchen gebräuchlich gewordenen Redensarten sich förmlich zur Beschimpfung steigert. Wenn wir uns immer getreulich vor Augen halten, was wir unter „Volk" eigentlich verstehen müssen, daß wir auch dort, wo wir damit auf den Klassenunterschied hinweisen wollen oder auf die vom geistigen Menschheitsbesitz noch ausgeschlossene große Menge, immer mit einem und oft genug dem besseren Teil von uns selbst zu rechnen haben, dann wird uns die Beantwortung der Frage vom Wesen des wahren, berufenen Volksdichters wahrscheinlich ein wenig leichter fallen. Weil wir nicht gezwungen sein werden, uns erst völlig in die Denk- und Empfindungsweise eines fremden Kreises einzuleben und aus ihr heraus, natürlich nie ohne eine leise Unsicherheit, unsere Schlüsse zu ziehen, sondern unser eigenes, uns vertrautes Denken und Fühlen zur festen Grundlage nehmen können, von der aus wir die Brücke schlagen ans andere Ufer, als an ein wesensverwandtes und mithin durchaus nicht schwer zugängliches Land.

In der Theorie waren sich alle berufenen und unberufenen Beurteiler stets einig darüber, daß der echte Volksdichter vor den übrigen

Dichtern die höchste und vornehmste Stelle einnehme. In Wahrheit aber hatte diese Bezeichnung, so wie das Wort „Volk“ überhaupt, einen leicht geringschätzigen Beigeschmack erhalten, oder zum mindesten sollte mit ihr eine gewisse Abgrenzung vollzogen werden zwischen den Dichtern für die gebildeten oberen Klassen und denen, die für die breite Menge verständlich und gut genug waren. Ja oft wurden mit diesem Namen, in grober Verkennung des richtigen Sachverhaltes, einfach jene Schaffenden abgefertigt, die sich bei Abfassung ihrer gereimten oder erzählenden Arbeiten einer volkstümlichen Mundart bedienten. Damit soll durchaus nicht behauptet werden, daß ein Volksdichter nicht im Dialekt schreiben dürfe, obgleich der Einwirkung des gedruckten mundartlich wiedergegebenen Wortes auf den Leser aus dem Volke selbst noch nicht genügend Beachtung geschenkt worden sein mag. Jeder Mensch lernt, unabhängig davon, welchen Kreisen er später einmal angehören wird, nach der Schriftsprache lesen. Ein Angehöriger des Bauernstandes oder der ländlichen Bevölkerung nun, — hier deuten wir zum erstenmal eine berechtigte und berücksichtigenswerte Trennung an — der auch in unseren Tagen und in gar nicht so weit entfernten Gegenden die Kunst des Lesens oft nur sehr mühselig meistert, weil er, über die Schule hinaus, eben nicht allzu häufig Gelegenheit hat, sie zu üben, mag vor dem in seiner eigenen Mundart geschriebenen und gedruckten Wort vielleicht stutzen wie vor etwas Unbekanntem, Fremdartigem. Er ist wohl mit dem Klange selbst vertraut, mit dem Bild des Klanges aber weiß er nichts rechtes anzufangen. Keinesfalls soll bestritten werden, daß eine wertvolle Volksdichtung in der Mundart entstehen kann, nur darf der Dichter sich's nicht zu leicht machen und glauben, daß die Anwendung des Dialektes ihm gleichzeitig einen Freibrief für alle Nachlässigkeiten sichert, die er sich im Hochdeutschen bei einiger Gewissenhaftigkeit schwerlich erlauben würde. Erst die Erneuerung des Naturalismus in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hat, wenn wir von dem in unserer Heimat noch immer unerreichten Vorläufer Franz Stelzhamer absehen, auch hier keimfähigen Samen ausgestreut, der, um nur einige Namen zu erwähnen, in manchen Werken Gerhart Hauptmanns, sowie im Schaffen Ludwig Thomas und Peter Roseggers schon zu köstlichen Früchten ausgereift ist.

Wir haben uns nun, allerdings auf einem scheinbaren Umweg, ein wenig der Bedeutung dessen genähert, was unter Volkstümlichkeit eines Dichters und seiner Arbeiten verstanden werden soll. Wir sind, eben durch unsere Betrachtungen über die Anwendung der Mundart, dahin gelangt, zu erkennen, daß eine wahrhaft volkstümliche Dichtung auch — das Wörtlein „auch“ verdient hier besondere Betonung — von den weiteren mindergebildeten Kreisen eines Volkes zunächst rein äußerlich verstanden und dann, ist dies einmal gelungen, mit ehrlicher, innerer Teilnahme aufgenommen werden muß. Jetzt aber dürfen wir nicht länger säumen, auf eine im Vorhergehenden schon angedeutete, wichtige Trennung innerhalb des Volksganzen ausdrücklich hinzuweisen: auf die Trennung in eine ländliche, oder genauer gesagt, bäuerliche und eine städtische Bildungsminderheit. An dieser Scheidung wird nicht nur hinsichtlich der Volksdichtung

allein, sondern was die gesamte Volksbildung anlangt, von dem für unseren Staat in Betracht kommenden ethnographischen Gesichtspunkte aus noch für lange Zeit, vielleicht sogar für immer, festzuhalten sein. Denn was man dem seit Generationen oder seit seiner frühesten Jugend an unter dem unentrinnbaren Einfluß städtischer Rastlosigkeit und Beweglichkeit lebenden Arbeiter und kleinen Angestellten zumuten darf, das wird dem eingestammten Landbewohner zum Teil infolge seiner rückständigen Schwerfälligkeit noch für eine kaum näher absehbare Zeitdauer, zum Teil infolge seiner völlig verschiedenen Wesensart wohl überhaupt unzugänglich bleiben. Die Einbeziehung der jüngeren Altersklassen dieser sehr beträchtlichen Gruppe unseres Volksganzen in die jahrelange Kriegsdienstleistung und später in die politischen Umformungen, die damit verbundenen Kreuzungen und Erweiterungen ihrer Interessensphären mögen ja eine gewisse Wandlung, wenn auch nicht gerade vollzogen, so doch bis zu einer bestimmten Grenze vorbereitet haben. Ob eine solche Wandlung aber stark genug sein wird, nach dem Verblassen eines so außergewöhnlich grellen Haupt- und Staatsfeuerwerks sich ganz in sich selbst zu vollenden, ob sie nicht unter dem fast mystischen Einfluß einer tausendjährigen, erdentstammten und erdverbundenen Überlieferung wieder zurückgedreht werden wird, ist eine Frage, die der denkende, vorurteilsfreie Beobachter nicht so leichthin beiseite schieben kann. Man muß aus eigener Anschauung erfahren haben, wie völlig abgeschlossen von jedem zeitlichen Fortschreiten sich in den einschichtigen Bauerngehöften unseres Voralpenlandes — und sicherlich noch viel abgeschlossener im Gebiet der Hochalpen — das Leben aller Angehörigen fortspinnt. Wie, wenigstens noch knapp vor Ausbruch des Krieges, den Kindern die notdürftigsten Grundformen menschenwürdiger Bildung manchmal in einem einsam stehenden Schulhäuslein von einem einzigen Lehrer für die Schüler aller Klassen gemeinsam beigebracht wurden, sodaß es gar nicht verwunderlich erschien, unter fünfzig- und sechzigjährigen Bauern regelrechte Analphabeten anzutreffen! Zieht man zu all dem in Betracht, daß von nun an mit der Abschaffung der Militärdienstpflicht die einzige, vom Gesetz vorgeschriebene Möglichkeit ausgeschaltet ist, die die meisten Mitglieder wenigstens der männlichen Landbevölkerung bisher mit dem forttreibenden und häufig auch befruchtenden Leben einer anderen und letzten Endes bestimmenden Welt in Berührung brachte, so wird ohne weiteres zugegeben werden können, daß die Volksbildungsarbeit, sofern sie sich auch auf diesen in der Einsamkeit verwurzelten Teil unseres Volkes erstrecken soll, nicht vollkommen einheitlich durchführbar ist, daß eine berechtigte Scheidung innerhalb des Volksganzen auch eine entsprechend geänderte Einstellung der Bildungsarbeit zur Folge haben muß.

Auf der Grundlage dieser Erkenntnis wollen wir nun, ohne uns der Gefahr einer sich später als notwendig ergebenden Einschränkung auszusetzen, die endgiltige und abgegrenzte Frage stellen, welche Dichtung als Volksdichtung im weitesten Sinn, also auch für den Angehörigen des noch in seiner schwerfälligsten Zurückhaltung verharrenden Bauernstandes gelten

mag. Peter Rosegger, diesem Stande selbst entsprossen und in vielen seiner Werke ein echter Volksdichter, hat im „Volksleben in der Steiermark“ und in den „Bergpredigten“ über die vom Landvolk bevorzugten Bücher das Ergebnis bemerkenswerter Betrachtungen festgehalten. Wenn es auch um einige Jahrzehnte hinter unserer heutigen Gegenwart zurückliegt, so hat es, eben mit Rücksicht auf die bäuerliche Rückständigkeit, durchaus noch nicht jede Bedeutung eingebüßt. Viel Ermutigendes ist darin freilich nicht zu finden. Die Hauptrolle spielen Erzeugnisse, die mit Volksdichtung und Dichtung überhaupt so gut wie gar nichts zu tun haben und nur auf die tiefsten Schattenseiten der festhaltenden Überlieferung abzielen, ohne sich die in ihren Vorzügen schlummernden Möglichkeiten zunutze zu machen. Seit Urgroßväterzeiten immer wieder ohne jede Änderung abgedruckte Traumbücher und Sammlungen von lächerlich-albernen Arznei- und Heilvorschriften, die alles andere verfolgen, nur keine Aufklärung oder volkswissenschaftliche Weiterbildung, obgleich gerade bei den in der Einsamkeit lebenden Bauern, weil sie den Arzt oft nur schwer erreichen können und überdies ein angeborenes Mißtrauen gegen ihn hegen, auf allgemeinere Bereitwilligkeit und Empfänglichkeit gerechnet werden dürfte als in der Stadt. An nächster Stelle stehen die zahllosen, fabrikmäßig verfertigten, geistlichen Trost- und Erbauungsbücher; endlich aber sind auf dem ländlichen Büchermarkt und im Bücherschatz des Bauernhofes neben den aufgezählten Erzeugnissen und neben den fortlaufenden Kalenderjahrgängen doch immer wieder Hefte und Büchlein zu entdecken, die, mögen sie auf den ersten Blick hin manchmal danach angetan sein, gelinde Verzweiflung zu erwecken, doch bei ruhiger und eingehender Überlegung ins Bereich der Dichtung hinüberleiten und dem forschenden Sinn nicht jede Hoffnung auf ein emporsteigendes Lichtlein benehmen. Ritter- und Schauergeschichten sind es, dazwischen Heiligenlegenden und sogenannte Volksbücher, allerdings in den kläglichsten Ausgaben und mit höchst fragwürdigen, keineswegs nach Geschmacksveredlung strebenden Abbildungen geschmückt. Allein wer für eine schlechte und nur blutrünstige Rittergeschichte etwas übrig hat, dessen Aufmerksamkeit wird zuletzt auch für eine gute Rittergeschichte zu gewinnen sein, die ihm außer einem vollgerüttelten Maß spannender Abenteuer, ohne daß er sich dessen bewußt zu werden braucht, eine Fülle geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Belehrung übermittelt. Er wird, besonders in geeigneter Bearbeitung, Alexis' „Die Hosen des Herrn von Bredow“ oder Gotthelfs „Die schwarze Spinne“ und „Kurt von Koppigen“ sowie manche andere Werke echter, volkstümlicher Dichtkunst nicht von der Hand weisen. Und wer an der „Rührenden Historia von der Pfalzgräfin Genofeva“ und an den „Vier Heimonskindern“ Gefallen findet, warum sollte sich der an dem Volksbuch vom „Doktor Faust“, an der Geschichte von „der schönen Magelone“ oder am „Hörnenen Siegfried“ nicht auch ergötzen und von da aus schrittweise in den unermeßlichen Garten der deutschen Märchendichtung eingeführt werden können, die in jeder ihrer Schöpfungen, gleichsam in sinnbestrickender Fassung, ein funkelndes, kostbares Kleinod tiefster sittlicher Welt- und Lebensauffassung umschließt?

Die zeitgenössischen Dichter, die über unser Landvolk schreiben, werden in der Gunst der ländlich-bäuerlichen Leserkreise ein wenig zu kurz kommen, denn es ist kaum anzunehmen, daß der jeder Äußerlichkeit abholde Bauer sein von ihm selbst gelebtes Leben für so beachtenswert und absonderlich nimmt, daß er es nun auch noch in einem Buch abgeschildert zu lesen wünscht. Eher wird er sich um Erzählungen und Geschichten aus dem Bauernleben sehr weit von seiner Heimat entfernter Landstriche kümmern, wird sich berichten lassen, wie anders seinesgleichen es dort treibt, welche anderen Bräuche man dort übt, er wird, bei seiner Bodenständigkeit und seinem Mißtrauen gegen alles Fremde ohne Gefährdung des eigenen, ursprünglichen Wesens, vergleichen und so, wieder ganz unbewußt, seine Kenntnisse und seinen Gesichtskreis erweitern. Und noch einer Dichtungsart, die vielleicht nicht volkstümlich im eigentlichen Sinne des Wortes genannt werden darf, wohl aber zu großer Volkstümlichkeit gelangen kann, wird, wenigstens bei uns, in den Kreisen bäuerlicher Bevölkerung nicht nur ein breiter Erfolg versagt bleiben, sondern oft genug heftiger Widerstand bereitet werden: das ist die zum Angriff gegen eine bestehende Ordnung oder die Macht einer herrschenden Klasse aufreizende politische Kampfdichtung. Die Erinnerung an die Qualen der Leibeigenschaft, an die Lasten des Zehent und der Robot sind längst aus dem Blut des Bauern geschwunden. Er ist heute, nicht immer zu seinem Vorteil, in allem und jedem, mag es um Recht oder Sitte gehen, förmlich ein Sinnbild für die Erhaltung des Bestehenden, und einer noch sehr langen Entwicklung wird es bedürfen, bevor hier eine merkliche Änderung eintritt, wenn diese Änderung nicht überhaupt den Untergang des Bauernstandes bedeuten muß. Nur gegen das giltige Jagdgesetz, welches das Recht zur Ausübung der Jagd an ein bestimmtes Ausmaß des Grundbesitzes bindet, vermöchte der Bauer sich ernstlich aufzulehnen, weil er darin nicht bloß eine Schädigung erblickt, die durch die Verpflichtungen des Jagdherrn oft ungenügend vergütet wird, sondern geradezu die gewaltsame Entziehung einer ihm gleichsam von Natur aus gebührenden Machtausübung. Und so dürften vielleicht Werke, die ähnlich wie R o s e g g e r s Roman „Jakob der Letzte" diesen Gegenstand in dichterischer Form behandeln, in den Kreisen kleiner bäuerlicher Grundbesitzer lebhaften Widerhall finden.

Darum braucht aber der Dichter, der seine Stoffe aus dem Leben der Landbevölkerung schöpft, nicht zu fürchten, daß er seine redliche und wertvolle Arbeit vergeblich oder nur für eine stark eingeschränkte Lesergemeinde leiste. Die ungeheuer zahlreiche, in den Bannkreis der Städte hineingezogene Bildungsminderheit hat immer mit Vorliebe nach Schilderungen und Erzählungen aus dem Bauernleben gegriffen. Ein ganz klein wenig ist wohl die Überlegenheit schuld daran, die sich auch der den untersten Schichten der städtischen Bevölkerung Angehörige, in vielen Fällen zu Unrecht, dem Landbewohner gegenüber anmaßt. Jenes schmunzelnde, schadenfrohe Behagen, das man am innigsten bei der irrtümlichen Einbildung empfindet, der Gescheitere zu sein, der, dem dieses oder jenes traurige, oft auch nur lächerliche Mißgeschick keineswegs hätte begegnen können. Die Hauptursache liegt jedoch sicher nicht in dieser zwar unerquick-

lichen, aber allgemein menschlichen Eigenschaft, sondern hat ihre Wurzeln viel tiefer und weiter ausgesendet, als die Betroffenen selbst ahnen. Eine überraschend große Menge von Menschen aus allen Gruppen der städtischen Arbeitnehmer ist, wenn auch nicht gerade in der ersten Generation, so doch in ihren Vorfahren oder sonst auf irgend einem Umwege vom Lande her zugewandert und trägt, sicher völlig unbewußt, im Blut eine ererbte Sehnsucht mit sich herum nach allem, was mit der längst versunkenen Vergangenheit zusammenhängt. Die jählings aufgeflammte Freude an dem im nächsten Umkreis, ja oft im Weichbild der Stadt selbst in bescheidenstem Ausmaß betriebenen Gartenbau ist als eine Ausstrahlung dieser bisher dumpf empfundenen Sehnsucht zu betrachten. Dazu gesellt sich das einem rein animalischen Lebenswillen entspringende Bedürfnis, aus der verderblichen Staub- und Dunstwelle der Arbeitsstätten erlöst zu werden zur unverbrauchten Wald- und Wiesenluft. Auch hier hat der Wandel der Zeit ja schon manche Besserung und Erleichterung gebracht, noch immer aber gibt es ungezählte Tausende, die ihr Verlangen nicht so oft und nicht in dem Maße stillen können, als Geist und Körper es notwendig hätten. Sie nun nehmen in ihren Feierstunden gern ein Buch zur Hand, das wenigstens ihre Gedanken dorthin führt, wohin ihre Sehnsucht sie zieht, und je echter und schlichter, je volkstümlicher die Kunst des Dichters ist, dem sie als Führer sich anvertrauen, desto echter und wahrer, desto losgelöster von aller armseligen Kleinlichkeit wird der empfangene Genuß sein. Für diese Menschen haben R o s e g g e r und A n z e n g r u b e r ihre Dorf- und Bauerngeschichten geschrieben, für sie sind im Schatze unserer deutschen Dichtung Adalbert S t i f t e r s überwältigende Naturschilderungen aufbewahrt. Ebenso wird Adolf P i c h l e r ihnen manches zu geben haben und Ludwig T h o m a in seinen noch immer unübertroffenen, bis in die letzte Einzelheit erschütternd echten Schöpfungen. Weil sie aber nicht sonderlich verwöhnt sein und sich nicht auf ganz bestimmte Gegenden versteifen dürften, so werden sie der E b n e r - E s c h e n b a c h, werden sie Ferdinand S a a r und J. J. D a v i d willig Gefolgschaft leisten bei ihren Wanderungen durch die mährische Landschaft und schließlich den Sitten- und Landschaftsschilderern fremder Nationen ihre Aufmerksamkeit schenken. Einseitig auf Dichtungen aus dem Landleben beschränken werden sie sich allerdings nicht. Dazu sind sie schon zu tief verstrickt in das schicksalsvolle Verhängnis der auf ein enges Gebiet unentweichbar zusammengedrängten Menschenmasse. In geradlinigen, nur selten durch eine Abweichung verrückten Grenzen spielt sich noch heute das Bauernleben in der Einsamkeit ab. Noch entwickelt das Geschick des Bauers sich so, wie das seines Vaters und Großvaters sich entwickelt hat, noch wird das Geschick des Kindes und Enkels sich so fortspinnen wie sein eigenes. Nichts ist in seinem Inneren vorhanden, das ihn zu einer Änderung drängen, nichts sieht er in seiner Umgebung, das ihn zur Nachahmung treiben würde. Leben und Sterben, Liebe und Ehe, alles geht seinen Gang wie er gegangen werden muß, all das sind Dinge, die da sind, wie der Wechsel der Jahreszeiten, wie Tag und Nacht, über die man nicht nachzudenken braucht, über die nachzudenken man kein Bedürfnis fühlt. Dort aber, wo oft der Tag zur

Nacht, die Nacht zum Tag gemacht wird, wo zwischen Steinmauern der Übergang vom Winter zum Frühling kaum in einem grün schimmernden Gebüsch sich verrät, der Wechsel vom Sommer zum Herbst kaum in einem Blätterfall, dort laufen viele tausend Geschicke neben einander her, reiben sich aneinander und kreuzen sich, dort gibt es in den einfachsten Dingen nichts Selbstverständliches mehr, das Leben des Menschen verzerrt sich und der Mensch ist bemüht, diesen Verzerrungen mit sorgendem Auge, mit bebenden Fingern nachzutasten. Da wird es häufig geschehen, daß er auf den seltsam verschlungenen Wegen, in die der umkreisende Wirbel ihn gewaltsam hineinreißt, ohne ihm dazu die nur durch späte, ängstlich gehütete Reife oder durch ein Gnadengeschenk des Schicksals zu erwerbende Fähigkeit des kennenden Blickes zu verleihen, — daß er auf diesen verschlungenen, dunkeln Pfaden nicht mehr weiterfindet und verzweiflungsvoll ausschaut nach einer helfenden Hand. Wer sollte berufener sein, ihm in solchen Stunden suchender, ratloser Qual den leitenden Faden durchs Labyrinth zu schlingen, den erhellenden Lichtstrahl ins Dunkel zu werfen, als der Dichter? Schwer und verantwortungsvoll ist die Aufgabe, die der Dichter an dem in seiner Einsamkeit unvorbereiteten und daher empfindlicheren Landbewohner lösen muß, noch schwerer und verantwortungsvoller, allerdings vielleicht auch reicher, die Sendung, die ihm an der Bildungsminderheit der Stadtbevölkerung zu erfüllen bleibt. Die Menschen, zu denen er hier seine Stimme erhebt, sind wohl weniger mißtrauisch, sie werden ihm durch das, was sie aus Eigenem mitbringen, die handwerksmäßige Äußerlichkeit seines Werkes erleichtern, aber sie sind in vielen Fällen auch schon verbildet, anmaßend und leichtfertig bereit, auf einer falsch verstandenen Spur blindlings und hemmungslos weiterzujagen. Strengste Gewissenhaftigkeit wird er bei seinem Amt sich auferlegen müssen in niemals ruhender Durchforschung seiner selbst und seiner Umwelt. Nicht darin wird er sein höchstes Ziel erblicken dürfen, seine Schützlinge noch tiefer in die Wirrsale ihres Daseins hineinzustoßen, auch wenn er selbst Bescheid weiß um die vielerlei tief beschatteten Irrwege. Er wird sich mühen müssen, die Verzerrungen, denen sie halb grauengeschüttelt, halb lüstern-gierig nachsuchen, zu strecken, zu zeigen, daß all diese Verworrenheit oftmals gewollt und unwirklich sei, und sie zuletzt aus der verderblichen, geheimnisvoll-lockenden Dämmerung herauszuleiten ins kaltklare Licht der geraden Straße. Im Anfang werden sie wohl murren und widerstreben, sie werden ihn schmähen als einen Feind wahrer, unerschrockener Erkenntnis, endlich werden sie ihm aber doch dankbar sein dafür, ihre Kraft vor der Vergeudung an dunkle, ungewisse Ziele bewahrt zu haben für den ruhevollen Genuß einer sicheren, über allen Wandel hinaus fortbestehenden Schönheit.

Eines wird sich der Dichter, der in Wahrheit ein Volksdichter heißen will, bei all seinem Streben und Trachten immer und als das Wesentlichste vor Augen zu halten haben, als leitendes Zeichen, ohne das er den Weg zur letzten Vollendung seines Werkes stets verfehlen wird: daß die breite Menge des mindergebildeten Volkes einem Kinde gleicht, das allmählig selbst zu denken beginnt. Ein solches Kind schreckt nichts so sehr

ab und verletzt nichts so tief, als wenn der Erwachsene es noch als denkunfähiges Wesen behandelt, zu dem er nicht in seiner eigenen Sprache, sondern in irgendwelchen lächerlichen, läppisch-albernen Wendungen reden zu müssen glaubt. Seine beste, seine reinste Sprache wird gerade gut genug sein, wenn er wünscht, daß sein Volk ihn nicht nur hört, sondern auch ehrt, wenn er mehr sein will als ein Hanswurst, ein Zeitvertreiber oder wohl gar noch etwas schlimmeres. Immer und immer wieder muß er sich in's Gedächtnis rufen, daß er sich nicht zu einem Geringeren herabläßt, sondern zu einem Teil seiner selbst, zu etwas, was er in seinen Vorfahren war und in seinen Nachkommen wieder werden kann. Nicht alles, was für die auf seiner Höhe Stehenden taugt, muß auch für die erst Aufstrebenden schon taugen, aber alles, was für diese taugen soll, wird auch den Besten seinesgleichen noch etwas zu bieten haben. Und endlich einmal wird eine Zeit anbrechen, in der der Begriff „Volk", so wie er heute im Umlauf ist, aus der Gedankenwelt der Menschheit geschwunden sein wird; aber gerade dann wird jeder wahrhafte Dichter auch ein Volksdichter sein.

Der Raum der Kleinstadtbücherei.

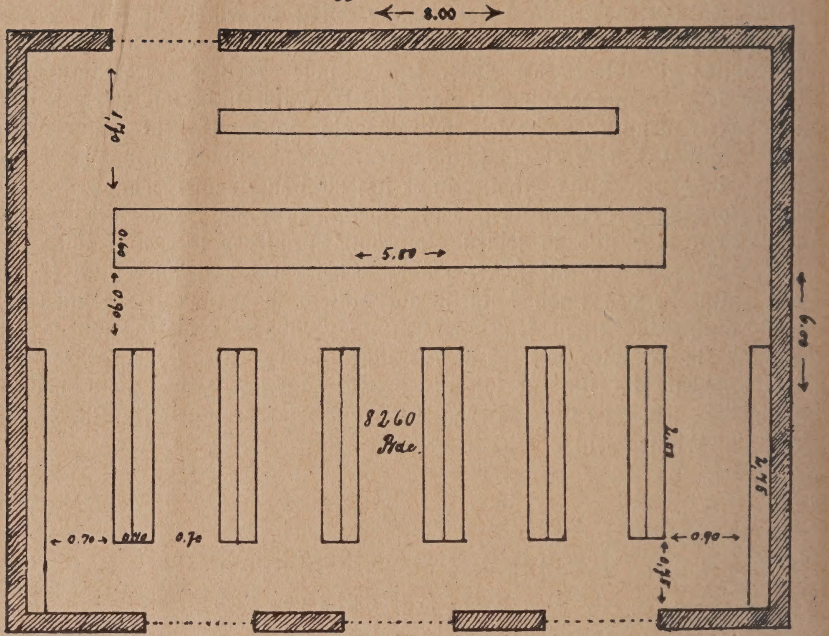
Von Karl Jungclaus, Kiel.

In der Praxis ist die Forderung Schriewers (s. „B. u. B." 4. Jahrg., S. 188 ff.), daß für die kleine Dorfbücherei ein Schrank durchaus Erfordernis sei, noch nicht allerorts erfüllt. Wir kennen kleine Büchereien, deren Bestände offen auf einem Wandregal im Flur des Schulhauses, im Flur der Lehrerwohnung oder in der Schulklasse stehen. Um so nachdrücklicher muß auf die Beschaffung eines Schrankes hingearbeitet werden.

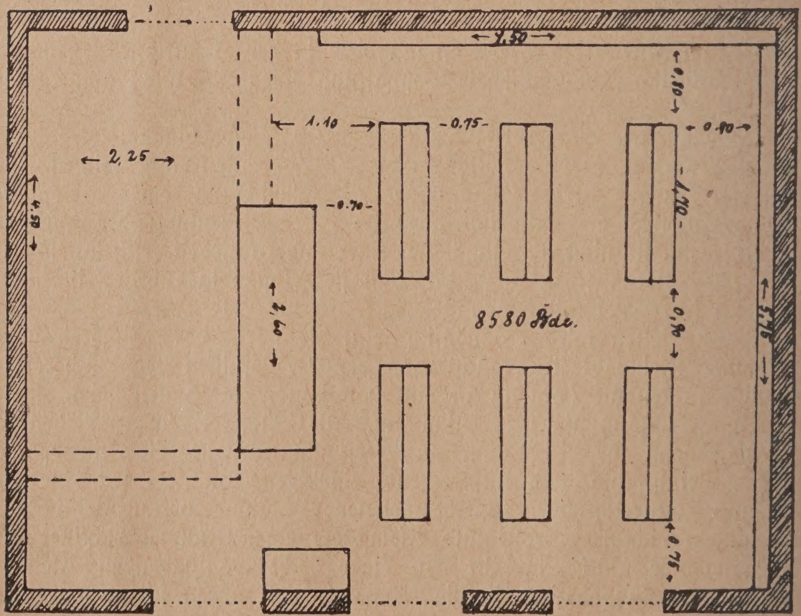
Wächst der Bücherbestand über 7—800 Bände hinaus, wird in der Regel der Platz für die nötige Zahl von Schränken nicht reichen. Aus diesem Grunde allein schon wird die Einrichtung eines besonderen Raumes nötig. Es entspricht aber auch der Bedeutung der Büchereiarbeit, wenn sie nicht als Anhängsel einer andern Arbeit erscheint, sondern wenn der Raum schon ausdrückt, daß sie selbständiges Glied ist in der Kette unserer Volksbildungsmittel.

Nur selten wird es möglich sein, die Form des Büchereiraumes, wie eine Kleinstadt sie braucht, von den Bedürfnissen der Bücherei her in einem Neubau (Einbau in ein Volkshaus, ein Jugendheim, Anbau an ein Schulhaus usw.) zu entwickeln. Die Bücherei wird zufrieden sein müssen, wenn ihr ein Raum zur Verfügung gestellt wird, in dem sie sich praktisch und zweckentsprechend einrichten kann. Durch die Zuweisung unzureichender, schlecht gelegener Räume bekunden die Verwaltungen mancher Groß- und Kleinstädte einen Mangel richtiger Einschätzung der Büchereiarbeit. In einer recht wohlhabenden Kleinstadt unseres Beratungsbezirks ist die Bücherei seit Jahren schon und immer

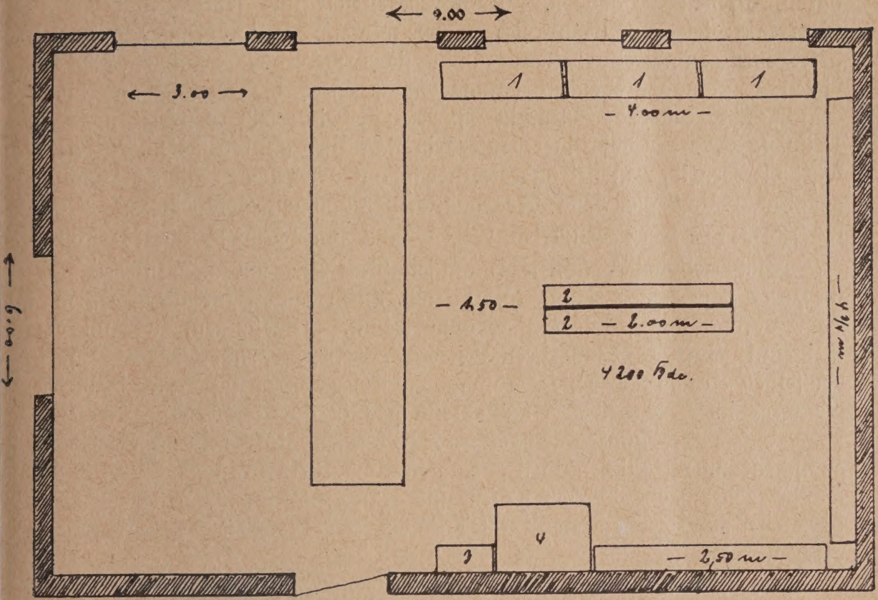
Skizze I **falsche Lösung** (aus der Praxis)



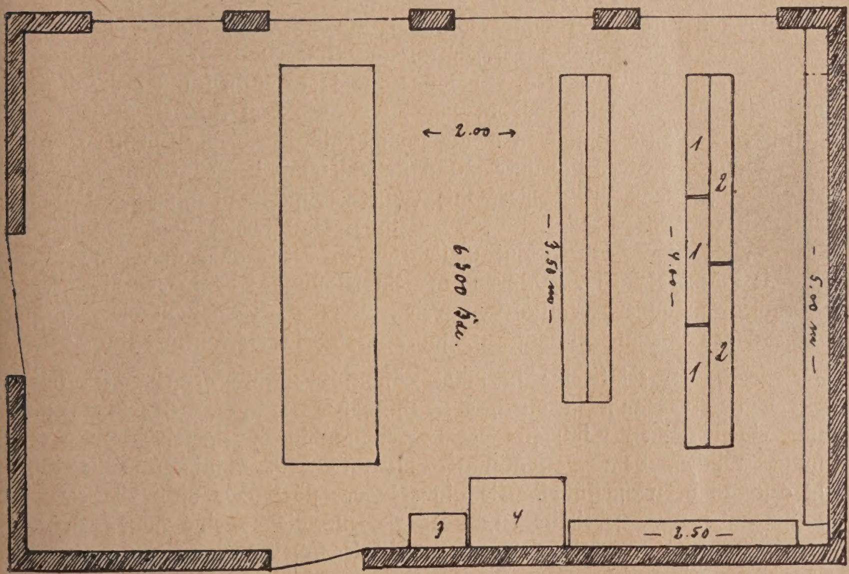
bessere Lösung



Skizze II falsche Lösung (aus der Praxis)



bessere Lösung (Schranktüren ausheben)



1 u. 2 = Bücherschränke
3 u. 4 = Schränke

noch untergebracht auf dem zwar hinreichend großen, aber nicht heizbaren, offenen Dachboden. Der Büchereileiter und seine Helfer müssen schon mit viel Idealismus sich wärmen, wenn sie im Winter mit steifgefrorenen Händen arbeiten; zumal sie weder durch den Anblick der vielen dachhinausstrebenden Kamine noch durch die im Sommer unter dem Dache lagernde Bruthitze für das Winterleid getröstet werden. Beispiele derart unwürdiger Unterbringung sind gottlob selten. Häufiger lehrt die Praxis, daß bei ausreichendem, gut gelegenem Raum die Raumgestaltung nicht die beste der möglichen Lösungen gefunden hat. Das möchte ich an zwei Beispielen (deren Zahl sich vermehren ließe) zeigen.

Im Beispiel A (Skizze 1) müssen die Leser, um an den Ausgabetisch, der trotz seiner Länge (5,80 Meter) den Raum für die Leser nicht vom Verwaltungs- und Bücherraum trennt, zu gelangen, sich um eine Reihe niedriger Schränke herumbewegen. Das Gegenbeispiel A zeigt in demselben Raum eine bessere Lösung: die Leser können sich freier bewegen; die Trennung der beiden Raumabteilungen ist durch den Tisch und tischhohe Schranken ganz durchgeführt; es lassen sich trotz der größeren Zwischenräume zwischen den Regalen und der größeren Breite der Doppelregale mehr Bücher stellen und einige notwendige Stücke (Waschkommode, Garderobenhaken) unterbringen. Die Gliederung des Raumes erscheint gefälliger.

Beim andern Beispiel (Skizze 2) fällt auf, daß zwei der Fenster durch hohe Schränke verstellt sind. Die Bücherei der Kleinstadt ist zumeist in den Abendstunden nach Geschäftsschluß offen (im vorliegenden Fall von 7½ Uhr ab); dann ist man auf künstliches Licht angewiesen. Warum will man aber ohne Nötigung das natürliche Licht ausschließen? Der Büchereileiter hat wahrscheinlich auch außerhalb der Ausleihstunden in der Bücherei zu arbeiten. Eine zweckmäßigere Aufstellung der Schränke ist hier besonders leicht vorzunehmen, weil die drei an der Fensterwand stehenden Schränke zusammen genau so lang sind wie die beiden in der Mitte des Raumes stehenden Schränke. Man stelle sie mit den Rückwänden gegeneinander, senkrecht zur Fensterfront; dann gewinnt man außerdem Platz für ein weiteres Doppelregal. — Das Beispiel zeigt ferner, daß es falsch ist, die Bücher in Schränken aufzustellen, wenn der Raum ganz und allein für die Bücherei da ist. Während der Ausleihstunden behindern die offenen Schranktüren außerordentlich den freien Verkehr. Kann man die Schränke nicht gegen Regale eintauschen, sollte man die Schranktüren ausheben.

Skizze 3 zeigt eine normale Lösung der Raumfrage. Der 6×8 Meter große Raum ist durch eine tischhohe Schranke, den Ausgabetisch und einen kleinen Tisch für die Schreibmaschine zweigeteilt. Die Trennung zwischen dem Verwaltungsraum und dem Raum für die Leser ist also ganz durchgeführt. Sie hindert oder stört aber nicht den Verkehr zwischen dem Büchereileiter und den Lesern, wie es eine hohe Schalterwand tun würde. Die Leser haben Gelegenheit zum Sitzen, zum Ablegen der Garderobe, zum Schreiben, zum Einschlagen der Bücher. Die in der Ecke angebrachten Wandtafeln dienen für Bekanntmachungen, für

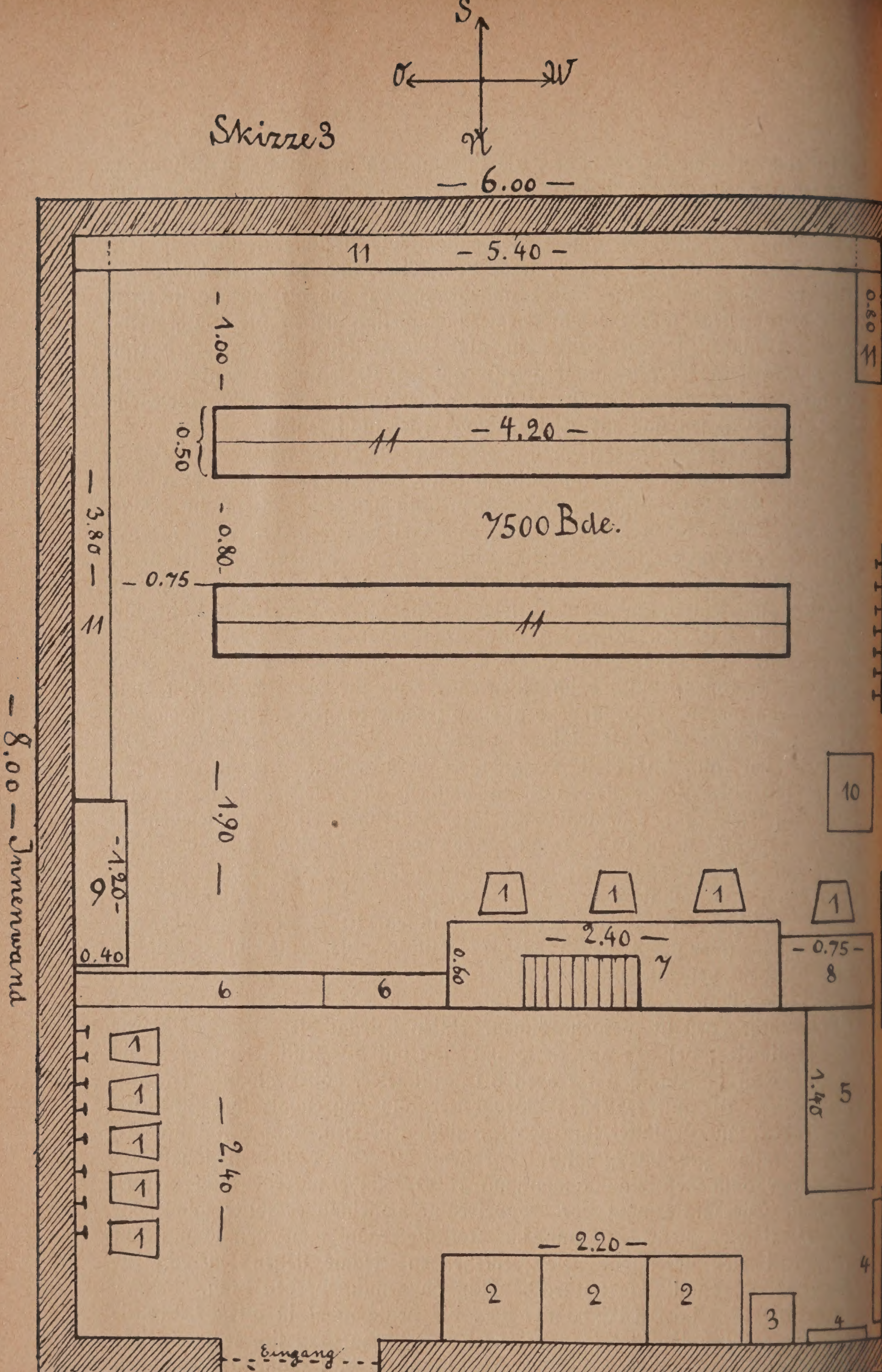
Hinweise auf besondere Bücher, die im Anschluß an Theatervorstellungen, Vorträge oder andere bildungspflegliche Veranstaltungen am Orte benutzt werden können; auch die Neuerwerbungen werden hier veröffentlicht.

Die Schranke, die durch die Zugangstür verlängert wird, ist wie der Ausgabetisch nach außen, nach dem Leserraum hin, mit Holz verkleidet. Innenwärts sind Borde angebracht, auf die die zurückgelieferten Bücher abgelegt werden. Auf dem Ausgabetisch stehen die Buchkarten- und Terminkästen. Der Tisch ist als Schreibtisch und Kartothek (für Normalkarten, Verpflichtungskarten) ausgebaut. Im Schrank werden Drucksachen, Akten, Ansichtsstücke und dergleichen untergebracht. Gelegenheit zum Waschen und zur Kleiderablage darf nicht fehlen.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Regale. Am zweckmäßigsten, vielleicht auch am billigsten sind Eisenregale mit beweglichen Borden, die bei vollständigen Neueinrichtungen vor allem in Frage kommen. Sie werden hergestellt in den Fabriken Wolf Netter & Jacoby, Berlin, der Panzer-A.-G., Berlin, Briel & Co., Frankfurt a. M. u. a. Die Firmen erklären sich zu besonderen Angeboten für den Einzelfall bereit. Ein Einzelregal von 1 Meter Breite und 2,25 Meter Höhe mit 6 Borden kostet ca. 60,— M. als Wandregal, als Doppelregal etwa 110,— M. Jedes der eingezeichneten Doppelregale würde demnach etwa 462,— M. kosten. Auch beim Eisenregal kann für die Borde selbst Holz genommen werden. Vorhandene alte Holzregale können dabei Verwendung finden; dadurch wird die Anlage verbilligt. — Bei der Herstellung von Holzregalen kann das örtliche Handwerk berücksichtigt werden. Es empfiehlt sich, die Borde beweglich zu machen, in der Art, wie es beim Normalschrank der „Zentrale für Nordmarkbüchereien" vorgesehen ist (s. „B. u. B." a. a. O.). Dann müssen aber die Seitenwände der freistehenden Doppelregale besonders stark gearbeitet werden, damit die Bücherlast das Regal nicht aus dem Lot drückt. Bei Holzregalen in Normalhöhe (2,25 Meter) sind außer dem in ca. 10 Zentimeter Höhe angebrachten Bodenbrett sieben Borde möglich. Die Entfernung zwischen den Borden beträgt 23 Zentimeter; die beiden unteren Borde müssen weiter voneinander entfernt sein (33 Zentimeter), damit die hochformatigen Bücher gestellt werden können. Unten beträgt die Tiefe der Borde 25 Zentimeter; bei den andern kommt man mit 22 Zentimetern aus. Ein Doppelregal ist danach am Boden 50 Zentimeter, höher hinauf 44 Zentimeter tief. Die gut trockenen Bordbretter aus Föhrenholz sind 22 Millimeter dick, gut geglättet und gebeizt, nicht gestrichen. Auf den laufenden Meter lassen sich durchschnittlich bequem 40 Bände stellen, sodaß bei der angenommenen Raumausnutzung 7500 Bände untergebracht werden können. Die Entfernung der Doppelregale voneinander sollte mindestens 80 Zentimeter betragen; nur im Notfalle kann man den Gang auf 70 Zentimeter verengen. Die freistehenden Regale stehen senkrecht zur Fensterwand, damit das natürliche Licht ausgenutzt werden kann.

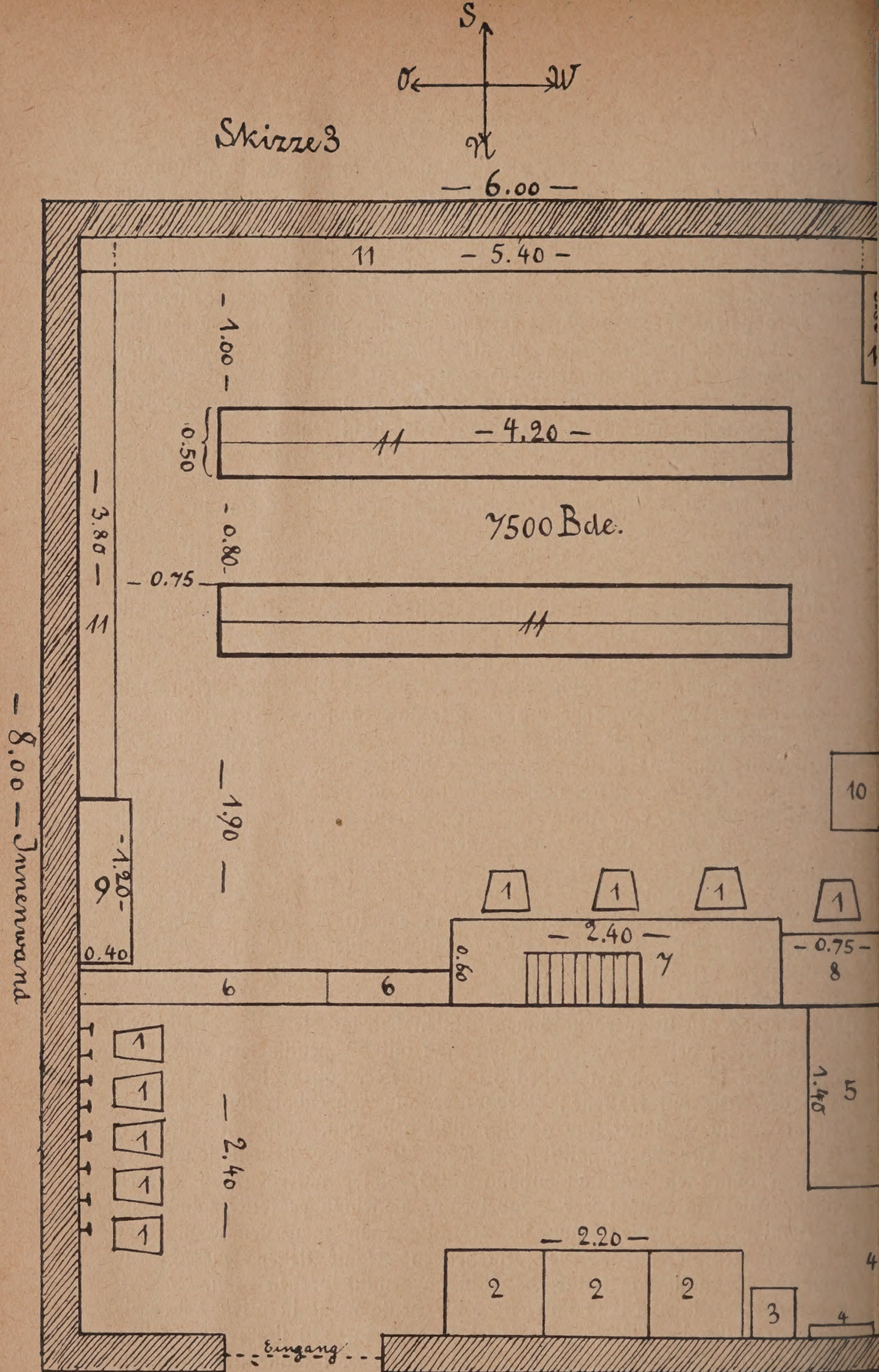
Die elektrische Lichtanlage, die heute wohl in allen Büchereiräumen möglich ist, läßt so mancherlei Formen zu, daß sich leicht örtliche Lösungen finden lassen. Zu bedenken ist aber, daß namentlich zwischen

Skizze 3



1 = Stühle
2 = Schreibpulte
3 = Papierkorb
4 = Wandtafeln
5 = Packtisch
6 = Schranke
7 = Ausgabetisch
8 = Tisch f. Schreibmasch.
9 = Schrank
10 = Waschkommode
11 = Regale

Skizze 3



1 = Stühle
2 = Schreibpulte
3 = Papierkorb
4 = Wandtafeln
5 = Packtisch
6 = Schranke
7 = Ausgabetisch
8 = Tisch f. Schreibmasch.
9 = Schrank
10 = Waschkommode
11 = Regale

den Regalen auch die unteren Borde belichtet werden müssen. Das läßt sich erreichen durch besondere Handlampen, die nach Bedarf neben den in der Höhe des obersten Bordes angebrachten Pendellampen verwendet werden.

Natürlich dürfen die Bücher nicht unter direkter Wärmestrahlung der Heizanlage leiden. Sammelheizung ist der Ofenheizung der geringeren Staubentwicklung wegen vorzuziehen. (In der Skizze sind die Heizkörper unter den Fenstern gedacht.)

Die Bücher müssen auch vor Feuchtigkeit, unter der in Schleswig-Holstein, z. B. besonders an der Westküste, die Wohnungen leiden, geschützt werden. In Neubauten muß man Außenwände an der Wetterseite mit guter Isolierschicht bauen, in alten Bauten unter Umständen auf ein Wandregal an der Wetterwand verzichten.

Durch guten Wandanstrich (bis 1,50 Meter mit Ölfarbe), geeigneten Wandschmuck und passende Fenstervorhänge ist der Raum freundlich auszugestalten.

Von Bedeutung ist natürlich auch die Lage des Büchereiraumes im Hause. Nur selten wird ein eigenes Häuschen für die Bücherei zu haben sein. Auch ein eigener Eingang läßt sich nicht immer erreichen. Keinesfalls aber sollte der Büchereileiter zufrieden sein mit irgend einer Ecke. Bei der Raumzuweisung ist die Möglichkeit der Erweiterung oder die Angliederung eines Lesesaals zu bedenken.

Wenn es gilt, etwas oder nichts zu bekommen, werden leicht Abstriche von Wünschen gemacht. Doch ist es nötig, an einem Mindestmaß notwendiger Forderungen festzuhalten und jede Gelegenheit wahrzunehmen, die Bücherei in einem Eigenheim seßhaft zu machen.

Ein internationales Filmarchiv in Deutschland.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

Wer jemals versucht hat, dem Verbleib von belehrenden oder von unterhaltenden Filmen nachzuspüren, die vor Jahren in einer größeren Zahl von Kopien vielleicht sogar in mehreren europäischen Ländern gelaufen sind, der weiß, daß meist weder gute Kopien noch das Negativ mehr aufzutreiben sind. Und zwar nicht nur in Fällen, wo die Firma, die einst den Film herstellte, inzwischen erloschen ist, oder wo das Negativ der deutschen Rohstoffnot zum Opfer fiel. Auch französische Weltfirmen haben ihre Produktion offenbar ursprünglich nicht planmäßig archiviert. Das ist für jeden Kenner der Entwicklung des Lichtspiels nicht allzu verwunderlich. In den ersten 10—15 Jahren seines Daseins sah das Lichtspielgewerbe den Film nur unter dem Gesichtswinkel des Aktualitätsreizes. Solange er „zog", galt es, das Negativ zu erhalten. Wenn keine Kopien mehr zu verwerten waren, hatte in der Regel der Besitzer des Negativs kein Interesse mehr an dessen pfleglicher Aufbewahrung. Das wurde mir vor bald zehn Jahren besonders deutlich, als ich zu einem Filmvortrag im

großen Saalbau der Zeppelinwerft in Friedrichshafen Aufnahmen von den ersten Flügen des Grafen Zeppelin aufzuspüren suchte: keines der Negative, deren Kopien einst in so vielen Lichtspieltheatern gelaufen waren, war mehr aufzutreiben.

Inzwischen ist ja nun vieles besser geworden, und die Erkenntnis, daß eine Archivierung von bezeichnenden Filmen, sozusagen von laufbildlichen Urkunden, auch im Interesse aller am Film selbst arbeitenden Kräfte liege, hat sich bei einer ganzen Reihe von Stellen durchgesetzt. Aber manche der diesbezüglichen Einzelaufgaben scheint mir doch noch nicht allgemein erkannt zu sein, und vor allem die organisatorische Lösung der Gesamtheit dieser Aufgaben bedarf dringend einer öffentlichen Erörterung. Als Beitrag dazu möchten die folgenden Ausführungen gelten, in denen versucht wird, die wichtigsten Gesichtspunkte für diese Erörterung zusammenzustellen.

Zunächst möchte ich veranschaulichen, was unter laufbildlichen Urkunden zu verstehen ist.

Ohne weiteres einleuchten dürfte dieser Begriff auf dem Gebiete, auf dem er beim Lichtbilde bereits anerkannt ist, nämlich auf dem Gebiet der laufbildlichen Naturkunde. Jedermann weiß, daß in unserer Zeit trotz allem Heimatschutze und trotz allen Naturschutzparken zahlreiche Naturformen auf immer aus der Welt verschwinden: Moränenhügel oder charakteristische Felsbildungen werden abgetragen, Pflanzen- und Tierarten werden ausgerottet, Naturvölker werden vernichtet oder wenigstens „denaturiert" (vgl. Klages „Mensch und Erde"). Da hat nun der Film eine große Aufgabe.

Schon bei der bildlichen Aufbewahrung von Landschaftsformen und von Pflanzen übertrifft er das photographische Stehbild an Ausdrucksfülle, da er in lückenlosem Zusammenhang der Verschiebung der Perspektive (für den seinen Standpunkt verändernden Betrachter) und der Einbeziehung auch jener Naturformen in die Bewegtheit der Welt Rechnung tragen kann.

Ganz außer Wettbewerb steht er aber vollends bei Naturkunden von Tieren und Menschen. Da werden nicht nur aussterbende Tierarten (europäische Wisente, Elche, Biber usw.) in voller Lebendigkeit der Nachwelt erhalten, sondern auch seltene und schwer zu beobachtende Momente aus dem Leben einheimischer und fremdländischer Tiere werden der Forschung erschlossen, die überwältigende Fülle und Zutraulichkeit des Tierlebens in Gegenden, wo der Mensch noch nicht im Namen des Fortschritts verwüstend eingegriffen hat (vergleiche Bengt Bergs Zugvogelfilm und Scotts Polartierfilm) werden Tausenden von gedankenlosen „Kulturmenschen" als Gewissensmahnung vor Augen geführt, und der wunderbare Einklang zwischen den Körper- und Lebensformen der einzelnen Tiere und den Formen ihrer Umwelt (Robben in der Brandung, Elche im birkenbestandenen Bruchwald) werden jedem Empfänglichen fühlbar gemacht. In allen diesen Fällen ist es fraglich, ob je eine zweite gleichwertige Aufnahme gelingen wird. Aber auch wenn eine solche gelänge, wäre dadurch die Bedeutung bereits vorhandener Filme für die Wissenschaft nicht entkräftet; denn solche Naturkunden können auch bei der sorg-

fältigsten und sachverständigsten Vorbereitung und — beim größten „Jagdglück" immer nur Zufallsausschnitte sein aus der ungeheuren Zahl von Lebensmomenten, welche der Wissenschaft als „Material" wichtig sind. Da ergänzt immer eine Aufnahme Einzelheiten, die auf der anderen nicht oder nur mangelhaft zu sehen sind.

Im höchsten Grade gilt das natürlich bei der Aufnahme von Menschen. Selbst wenn es sich zunächst um Filme von Naturvölkern (vergleiche den Bali-Film, den Nanuk-Film usw.) handelt, die sich einer gewissen Geschichtslosigkeit ihres Daseins erfreuen, so stehen wir bei ihnen doch schon mit einem Fuße im Bereich geschichtlicher Filmurkunden. Mag sein, daß diese Menschen schon seit Jahrhunderten und Jahrtausenden ihre Bräuche so geübt, ihre Waffen und Werkzeuge so geführt, ihre Kleider und Schmuckstücke so getragen haben, wie der Film uns das jetzt mitteilt, das Eine steht leider fest: lange wird es nicht mehr dauern, dann werden alle diese „Naturformen" ihres Lebens für immer dahin sein und, was der Film festgehalten hat, wird sich einer etwaigen Geschichte dieses Volkes als eine Art Endstadium und Extrakt seiner „Vorgeschichte" einfügen, oder — und das wird die Regel sein — es wird außer seinen Sprachdenkmälern überhaupt das einzige aufschlußreiche urkundliche Zeugnis von seinem Wesen sein; denn bei Naturvölkern, die der „Auswertung" durch die europäisch-amerikanische Zivilisation erschlossen worden sind, heißt es fast ausnahmslos: „Der Rest ist Schweigen" (und Karikatur!).

Mit den Filmaufnahmen aus dem Leben der Kulturvölker treten wir dann vollends ganz in jenes Gebiet geschichtlicher Lebensurkunden ein, dessen Umfang und Bedeutung infolge der Jugend des Lichtspieles heute noch wenig erkannt ist, ja oft nicht übersehen werden kann. Wer vermag z. B. im einzelnen Falle vorauszusehen, ob die laufbildliche Wiedergabe eines „lokalen Ereignisses" (einer Denkmalseinweihung, der feierlichen Eröffnung eines neuen Verkehrsmittels oder Verkehrsweges usw.) nicht allein schon dadurch eine urkundliche Bedeutung gewinnt, die weit über ihren ortsgeschichtlichen Wert hinausreicht, daß dabei eine Persönlichkeit in ihren Ausdrucksbewegungen, in ihrem ganzen „Auftreten" protokolliert worden ist, die später in der Geschichte des betreffenden Volkes eine besondere Rolle spielt? Was für ein reiches Anschauungsmaterial wird hier künftigen Geschlechtern aufbewahrt, die aus charakterologischen und geschichtlichen oder aus künstlerischen Gründen sowohl einzelne Ereignisse und Persönlichkeiten als überhaupt das typische Gehaben der verschiedenen Volksschichten in unserer Zeit und in den verschiedenen Ländern studieren wollen, ihre Art zu gehen und zu grüßen, zu essen und zu trinken, zu rauchen und zu tanzen usw.! Denken wir uns laufbildliche „Wirklichkeitsaufnahmen" aus dem Rokoko, aus der napoleonischen Zeit, aus dem Biedermeier, aus den siebziger Jahren — wieviel wäre daran zu lernen, schon wenn es sich um Szenen aus dem täglichen Leben, ohne weltgeschichtliche „Stars", handelte, vollends aber wenn wir an ihnen Haltung, Miene und Blick eines Friedrich des Großen, eines Napoleon, eines Cavour, eines Bismarck unmittelbar nacherleben könnten!

Ehe wir von hier aus zum belletristischen Film übergehen, dessen Interesse an zeitgeschichtlichen Urkunden wir — wenigstens soweit es sich um „historische Filmdramen" handelt — soeben bereits gestreift haben, sei wenigstens noch andeutend erwähnt die besondere Bedeutung der technischen Filmurkunde, von der ich eingangs schon ein Beispiel gab. Was für eine Bereicherung des „Deutschen Museums" in München würde es bedeuten, wenn wir gute laufbildliche Wiedergaben der ersten Eisenbahn- und Dampfschiffahrten oder der Handhabung längst verschollener Werkzeuge hätten! Wie brennend würde es aber auch den Musikfachmann interessieren, Mozart oder Beethoven oder Chopin oder Brahms Klavier spielen oder Paganini geigen zu sehen!

Am längsten hat es wohl gedauert, bis die Erkenntnis vom urkundlichen Wert des belletristischen Filmes aufdämmerte. Verhältnismäßig am frühesten sah man ein, daß an bezeichnenden Szenen hervorragender Filmschauspieler auch die Nachwelt ein Interesse nehmen werde. Schon etwas länger dauerte es, bis man merkte, daß belletristische Filme auch dadurch kunstgeschichtliche Urkunden (im weitesten Sinne des Wortes, nämlich auch als „Gegenbeispiele") sein können, daß sie den Stilwandel auf diesem Sondergebiete der Ausstattungs- und Schauspielkunst, insbesondere das allmähliche Sichbesinnen sämtlicher am Film arbeitender Künstler auf dessen eigenste Ausdrucksmittel, veranschaulichen. Ich nenne in diesem Sinne bloß als einige deutsche Typen den „Studenten von Prag", den Wegenerschen „Rübezahl", den „Caligari", den „Golem", die „Madame Dubarry", den „Fridericus Rex", die „Flamme", die „Nibelungen", den „Letzten Mann", und mache noch besonders darauf aufmerksam, daß man über den großen Filmdramen den graphischen Scherzfilm (Bergdahl-Filme, die amerikanischen „Mutt und Jeff"-Filme) in seiner Bedeutung als kunstgeschichtliche Urkunde nicht unterschätzen darf. Am langsamsten scheint sich die Erkenntnis einzustellen, daß wir auf dem Gebiet des belletristischen Filmes auch eine reiche Ausbeute von völkerpsychologischen und von kulturgeschichtlichen Urkunden gewinnen können. Bezüglich der völkerpsychologischen Ausdruckswerte möchte ich nur an die Filme erinnern, die wir — nicht bloß in ihrem Milieu, sondern vor allem in ihrer Gefühls- und Darstellungsweise, besonders auch in ihrem Humore — als ausgesprochen russisch, schwedisch, amerikanisch oder italienisch empfinden. Bezüglich der kulturgeschichtlichen Beurkundung durch den Film will ich nicht so boshaft sein, sie in erster Linie in negativen Erscheinungen erwiesen zu sehen. So bezeichnende Dokumente für die kulturgefährdende Macht des Lichtspiels die zensurlose Zeit unseres deutschen Filmgewerbes leider hatte liefern können, so handelt es sich dabei doch glücklicherweise um ganz akute Erscheinungen einer auch sonst unverkennbaren Krise unseres deutschen Volkslebens in jener unglückseligen Zeit. Wir sehen vielmehr den kulturgeschichtlichen Wert der Filmbelletristik in der kulturell durchaus positiven Erscheinung, daß sowohl in der Wahl der Stoffe wie in den Bemühungen um die künstlerische Hebung des Lichtspieles in allen Kulturländern, besonders aber in Deutschland und Skandinavien, unverkennbar ist der ernste Wille des Lichtspielgewerbes

und des Publikums (denn beide stehen doch in unlöslicher Wechselwirkung), das Lichtspieltheater immer mehr zu einer Stätte geistig und seelisch aufbauender Wirkungen zu machen.

Daß alle diese urkundlichen Werte des belletristischen Filmes noch außerordentlich bereichert würden, wenn neben den (durch natürliche Farbigkeit und Plastik gesteigerten) lautlosen Film der sprechende Film träte, braucht wohl nicht ausdrücklich bewiesen zu werden. Ich beeile mich vielmehr, nun in aller Kürze das organisatorische Fazit aus den obigen Ausführungen zu ziehen:

Wir brauchen ein Reichsfilmarchiv, und zwar bald, damit nicht noch mehr unersetzliches urkundliches Material spurlos wieder verschwindet. Dort müßten aus der deutschen Filmproduktion alle nichtbelletristischen Filme und eine reiche Auswahl der belletristischen Filme möglichst in Negativen, aus der ausländischen Filmproduktion aber in je einer tadellosen Kopie pfleglich aufbewahrt werden. Die produzierenden deutschen Firmen würden wohl, mindestens bei den belletristischen Filmen, jeweils nach dem endgültigen Erlöschen der Monopole, bereit sein, das Negativ käuflich abzugeben, wenn ihnen zugesichert würde, daß sie es jederzeit zur Anfertigung neuer Kopien entleihen können und daß das Reichsfilmarchiv selbst nur Kopien für seinen Hausgebrauch, d. h. für die Vorführung zu Studienzwecken in seinen eigenen Räumen, anfertigt. Und bis zur Freigabe des Negativs würden sie dem Archiv wohl eine Kopie zu Studienzwecken verkaufen.

Ich könnte mir vorstellen, daß das deutsche Filmgewerbe, wenn es erst die Tragweite einer solchen Sammlung eingesehen hat, ein ähnliches Interesse an ihr nehmen würde wie der deutsche Buchhandel an der „Deutschen Bücherei" in Leipzig und ihm auch ähnliche Einkaufsvergünstigungen gewährte. Während aber dort — aus Gründen, die für unsere Nutzanwendung belanglos sind — die Sammlung auf die deutsche Erzeugung begrenzt werden muß, wäre es im Falle des Reichsfilmarchives nicht nur möglich, sondern im Hinblick auf seine wissenschaftliche und künstlerische Bedeutung vielmehr unerläßlich, daß es auch die belletristische und nichtbelletristische Filmerzeugung aller anderen Länder planmäßig heranzöge. Schon die bisherige Entwicklung des belletristischen Filmes in Deutschland hat gelehrt, daß er sich vor Inzucht hüten muß. Nicht um seine deutsche Sonderart zu verwischen, aber um sich an der Kenntnis und am Wettbewerb mit den ausländischen Leistungen geistig zu bereichern und künstlerisch zu steigern, muß der deutsche Lichtspielfachmann stets ein reiches internationales Studienmaterial einsehen können. Dazu würde ihm ein Reichsfilmarchiv unvergleichliche Gelegenheit bieten. (Und das Ausland würde eine solche Einrichtung bald nachahmen, sodaß das Interesse an der Abgabe einer Archivkopie an die Auslandsarchive bald auf Gegenseitigkeit beruhte!)

Um ein Archiv dieser Art zustande zu bringen, dazu würde jedoch nicht nur Geld gehören, sondern auch ein hohes Maß von wissenschaftlichem, künstlerischem und technischem Sachverständnis. Wie bei der „Deutschen Bücherei" die Vertreter des Buchgewerbes und die Vertreter

der Wissenschaft und des Büchereiwesens zusammenwirken mußten, so würde auch bei einem Reichsfilmarchiv das Filmgewerbe einen Bund schließen mit Wissenschaftlern und Kunstsachverständigen, die allerdings in erster Linie über eine gründliche Kenntnis aller Faktoren des Lichtspieles und über einen guten Blick für seine Entwicklungsmöglichkeiten verfügen müßten. Und auch der eigentliche Filmtechniker dürfte natürlich im Personal eines solchen Archives, das die Verantwortung für die Erhaltung unersetzlicher Filmschätze zu tragen hat, nicht fehlen. Aber sollte in einem Volke, das sich schon seit mehr als einem Jahrzehnt mit am eindringlichsten und erfolgreichsten unter allen Völkern praktisch und theoretisch mit dem Lichtspiel befaßt, nicht verhältnismäßig leicht das halbe Dutzend vertrauenswürdiger Spezialisten zu finden sein, das einen solchen Plan verwirklichen könnte und so die breiteste und tragfähigste Grundlage und Tradition für eine allseitige Auswertung des Filmes schüfe?

Die Handbücher des „Allgemeinen Schwedischen Büchereivereins".

Während das volkstümliche Büchereiwesen in der Tschecho-Slowakei bei der Gründung dieses neuen Staates aus kulturpolitischen Gründen sozusagen über Nacht von der Regierung hingestellt worden ist, entwickelt es sich in Schweden, auch vom Staat aus kräftig unterstützt, wesentlich langsamer und organischer. Da überdies der Geist Schwedens dem unsern so nahe verwandt ist, lohnt es sehr, dem Wachsen des dortigen freien Volksbildungswesens besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Ein tüchtiges Stück vorbildlicher Arbeit steckt namentlich in den vom „Allgemeinen Schwedischen Büchereiverein" herausgegebenen Handbüchern. Bisher sind davon erschienen: 1. „Die Büchereien, ihre Bedeutung und die Arbeit in ihnen. Ein Leitfaden für kleinere Büchereien", 2. das „Klassifikationssystem für schwedische Büchereien" und außerdem der „Grundkatalog" (der bereits in 2. Auflage vorliegt), wenn dieser auch nicht ausdrücklich in die Serie der „Handbücher" hineingehört*). Weitere folgen in Kürze über die „Titelaufnahme", die „Signierung mit Nummern" usw.

I.

Die Büchereien, ihre Bedeutung und die Arbeit in ihnen. Ein Leitfaden für kleinere Büchereien.

Dieser Leitfaden ist ausgearbeitet von Dr. Hjelmquist und Dr. Tynell, den um das Büchereiwesen Schwedens besonders verdienten Büchereikonsulenten, in gemeinsamer Arbeit mit der Bibliothekarin Frl. Lindberg. Schon die Tatsache, daß man das „Handbuch für kleinere Büchereien" als eine der dringendsten Aufgaben im volkstümlichen Büchereiwesen erkannt hat, veranlaßt zum Nachdenken. Gerade die Fragen, die mit der Dorf- und Kleinstadtbücherei zusammenhängen, werden bei uns noch bei weitem nicht genügend beachtet, drängen aber immer ungestümer zur Beantwortung. Ist doch dies Problem noch viel brennender als das der Großstadtbücherei.

Über die Bedeutung der Bücherei verliert das Büchlein nicht viele Worte. Es gibt nur ein Bild von der Ausleihstunde und vom Lesesaalbesuch, um zu zeigen, wieviel Freude, Glück und Lebenswärme von der Bücherei ausgehen. Man ist in

---

*) Bibliotek. Deras Betydelse och Skötsel. En Handledning för mindre Bibliotek. Utg. av Sveriges allmänna Biblioteksförening. Stockholm (1924) — Klassifikationssystem för svenska Bibliotek. Stockholm (1921). — Katalog över Böcker som Folk- och Skolbibliotek . . . . . . kunna erhålla i Statsbidrag . . . . . Utgiven av Bibliotekskonsulenterna. Grundkatalog 2. Stockholm (1924).

Schweden in der Beziehung besser dran als bei uns; man braucht dort nicht erst viel von der Bedeutung der Bücherei zu reden, ist doch fast jeder, vor allem die Behörde, von ihr überzeugt. Wollte man bei uns ein ähnliches Büchlein verfassen, so müßte man von der Bedeutung schon mehr sagen, denn der Nichtfachmann, der in kleinen Orten vielfach die Gründung einer Bücherei unternimmt, weiß bei uns nicht, wo er das Material finden soll, das wirklich durchschlagend die Bürger oder Bauern davon überzeugt, wie wichtig die Bücherei (auch volkswirtschaftlich!) ist.

Wenn das Büchlein dann mit wenig Sätzen über die Frage der Geldbeschaffung hinweggeht, so ist auch das bezeichnend für die viel weiter entwickelte Büchereibewegung in Schweden. Für uns gilt auch hier, daß ein solcher Punkt breiter erörtert werden müßte, da er nicht nur rein wirtschaftlich wichtig ist, sondern die Art seiner Durchführung auch für das Durchdringen des Büchereigedankens auf dem Lande von größter Bedeutung ist.

Dann kommt das Heft zur eigentlichen Büchereiarbeit. Drei Umstände sind für die Bücherei von größter Bedeutung: das Lokal, der Büchereileiter und die Büchersammlung. Diese drei Fragen sind in dem Heft gründlich besprochen. Im folgenden hebe ich nur solche Punkte heraus, die uns eine Anregung bieten können.

In der Lokalfrage geht der Leitfaden auf die Räumlichkeiten der kleinsten Bücherei ein. Es heißt da: „Selbst, wenn die Bücherei klein ist, muß sie sich so bald wie möglich einen eigenen Raum schaffen. In der Regel ist es besser, einen kleineren, nur für die Bücherei bestimmten, zu haben, als einen größeren, den man mit andern teilen muß. Bereits eine ganz kleine Bücherei braucht indessen einen so großen Platz, daß man sowohl die Regale wie den Tisch des Büchereileiters, an dem die Ausleihe stattfindet, wie auch mindestens einen Tisch und ein paar Stühle für diejenigen unterbringen kann, die Nachschlagewerke der Bücherei einsehen wollen oder sich einiges erst ansehen möchten, bevor sie es mit nach Hause nehmen." Wenn dieser Vorschlag auch von dem System der „offenen Regale" („Freihand") ausgeht, wo jeder Besucher an den Bestand herangehen kann, also einem System, das für uns nicht in Frage kommt, so dürfte das Gesagte doch auch bei uns gerade für die kleinere Bücherei gelten, wo die Ausleihe patriarchalischer durchgeführt werden kann als in der großen, und wo es daher sehr wohl vorkommen kann und darf, daß ein Besucher sich erst einmal ein Buch ansehen möchte. Auch ist es wegen der neueintretenden Leser angebracht, Tische und Stühle zu haben, damit sie sich in Ruhe etwa vorhandene Kataloge durchsehen können. Weiter wäre in einem kleineren Ort ein solcher Raum mit einigen Nachschlagebüchern als Ersatz für einen kleinen Lesesaal nur zu begrüßen. Im Interesse des Büchereigedankens muß auch bei uns, selbst auf dem Lande, immer wieder angestrebt werden, einen eigenen Raum für die Bücherei zu erhalten. Daß dies Ziel auch auf dem Dorfe erreicht werden kann, zeigt uns die Lösung der Raumfrage in einigen kleinen Orten der Nordmark.

Wenn das Handbüchlein weiter besonders nachdrücklich auf die freundliche Ausstattung des Raumes hinweist, so möchte man diese Notwendigkeit auch für Deutschland betonen; sieht man doch sogar größere Büchereien bei uns oft recht griesgrämig ausgestattet.

Unter der Lokalfrage behandeln die Verfasser auch das Problem des Zusammenarbeitens zwischen Haupt- und Nebenstellen der Bücherei im größeren Ort. Engste Zusammenarbeit, sodaß auch durch die Filialen Bücher der Hauptstelle bezogen werden können, ist ihnen selbstverständlich. Wo in einem Ort mehrere Büchereien sind, die nicht in Beziehung zueinander stehen, soll durch ein neues Gesetz, das in Ausarbeitung begriffen ist, die Zusammenarbeit obligatorisch gemacht werden: Zusammenarbeit beim Einkauf durch Rücksichtnahme aufeinander, bei der Herstellung eines gemeinsamen Kataloges, bei der Ausleihe durch gegenseitiges Auslegen der Kataloge und Vermittlung von gewünschten Büchern.

Die wichtigste Frage der Bücherei aber ist die Person des Büchereileiters. Das Heft schildert natürlich nicht nur einige allgemein menschliche, wertvolle und wünschenswerte Eigenschaften des Bibliothekars, sondern gibt Richtlinien für die Ausbildung von Büchereileitern kleinerer Orte. Die Einrichtung von Ausbildungs-

kursen ist so wichtig für uns, daß ich das hierüber Gesagte wörtlich zitiere: „Jeden Sommer werden in den verschiedenen Provinzen des Reiches Kurse hierfür abgehalten, bestimmt für Volks-, Schul- und Studienzirkel-Bibliothekare in der betr. Provinz, die eine Woche dauern. Der Staat veranschlagt hierfür Kr. 12000, die in der Regel auf vier Kurse mit je Kr. 3000 verteilt werden. Dieser Staatszuschuß ist zu verwenden als Honorar für die Dozenten, als Tagegeld für die Teilnehmer und zur Erstattung der halben Reisekosten. Die Vorbereitung der Kurse liegt gewöhnlich in den Händen eines Ausschusses von Provinzialbüchereileuten. Auf Antrag geben die Büchereikonsulenten nähere Anleitungen für die Ordnung solcher Kurse. Um die Staatsunterstützung zu erhalten, müssen gewisse Voraussetzungen erfüllt werden, die in genauen Bestimmungen vom Staat formuliert sind."

Von größter Bedeutung ist der Grundsatz, daß solche Lehrgänge mindestens 8 Tage dauern. Auch bei uns wird sich die Erkenntnis immer mehr Bahn brechen, daß Kurse von kürzerer Dauer nur ein Notbehelf sind. Bleibt nur zu wünschen, daß die Behörden hierfür die genügende Einsicht haben, daß sie durch Gewährung von Urlaub auf der einen Seite und genügende geldliche Unterstützung andererseits unsern Beratungsstellen solche Lehrgänge immer mehr ermöglichen. Für Büchereileiter mittlerer Büchereien sind in Schweden längere Lehrgänge von mindestens 3—4monatiger Dauer vorgesehen.

Auch über die Fragen der Büchersammlung als solcher sagt der kleine „Ratgeber" recht Bemerkenswertes. Hinsichtlich des Einkaufs von Büchern ist man in Schweden ähnlich wie in Dänemark vorgegangen. Die Büchereien haben sich unter Beihilfe der Regierung zusammengetan und erhalten auf die Weise ihren besonderen Rabatt beim Buchhändler. Dies Zusammenarbeiten mit dem Buchhandel ist für eine künftige Regelung in Deutschland nachahmenswert. Der Einkauf geschieht mit Hilfe des „Grundkataloges", eines besprechenden Bücherverzeichnisses für die Hand des Büchereileiters (s. u.). — Über den Bibliothekseinband sind bei uns viele verschiedene Ansichten im Umlauf. Das Prinzip, das die Büchereikonsulenten Schwedens hier aussprechen, wird vielleicht etwas diese Meinungen klären: Es gibt nicht einen Normaleinband, sondern das Einbinden hat sich nach der Größe des Buches und nach der wahrscheinlichen Benutzung zu richten; für Schönliteratur dürfte am geeignetsten der Halbleinenband mit guter Heftung und guter Einhängung sein. Wenn möglich, ist der Originaleinband, vor allem bei Kinderbüchern, zu erhalten! Man muß den neuerlichen Versuchen in Dänemark und Schweden, Bücherei-Verlegerbände herzustellen, volle Beachtung schenken. — Für die Aufstellung der Bücher in der Bücherei wird systematische Anordnung, innerhalb der einzelnen belehrenden Abteilungen alphabetische Aufreihung mit springenden Nummern vorgeschlagen. Man erreicht auf die Weise, daß man die Bücher gleichzeitig nach den Verfassernamen alphabetisch und nach Nummern geordnet hat, neu hinzukommende Verfasser können nach ihren Namen alphabetisch immer in die Lücken der springenden Zahlen eingereiht werden. Hat z. B. in einer Abteilung Hedin die Nummer 218 und Paquet 576, dann würde Landor etwa 375 bekommen. Natürlich muß man für das Springen der Zahlen eine feste Tabelle haben. Eine solche Tafel wird z. Zt. von den Büchereikonsulenten ausgearbeitet.

Von grundsätzlicher Bedeutung ist es, daß man dem Jugendlichen den Zutritt zur Bücherei sofort gestattet, wenn er die Schule verlassen hat, sodaß nicht erst eine Zeit der Entwöhnung eintreten kann. Daß man in Schweden überall Schul- und Kinderbüchereien eingerichtet hat, bedarf nicht erst der Erwähnung.

Im weiteren bringt der Leitfaden dann eine Reihe von Anweisungen und Ratschlägen für das Registrieren der Bücher in Zugangslisten, in verschiedenen Arten von Katalogen, für die Registrierung der Ausleihe usw., die wir hier übergehen können, da sie sich von den uns bekannten nicht wesentlich unterscheiden. Es ist dann noch zu erwähnen, daß das Büchlein das amtliche Material (Erlasse usw.) enthält, soweit es die kleine Bücherei angeht.

Eine Frage allerdings ist auch für uns von großer Bedeutung, das ist die des Klassifizierens, sie wird in dem Büchlein nur gestreift, da sie für Schweden ihre Beantwortung gefunden hat in dem

II.

Klassifikationssystem für schwedische Büchereien*)

Bekanntlich haben Dänemark und Norwegen sich dem Dezimalsystem Deweys angeschlossen, wobei Dänemark sich eine gewisse Freiheit gewahrt hat, während Norwegen sich recht sklavisch in dies Joch gezwängt hat. Es ist nicht nötig, hier eine Kritik des Dewey-Systems zu bringen, nachdem Schneider sie in seinem „Handbuch der Bibliographie" so glücklich formuliert hat. Recht bezeichnend scheint es mir für den Unterschied des schwedischen Wesens von dem seiner mehr rationalistischen westlichen Nachbarn, daß man in Schweden nicht dem Dewey-System gefolgt ist. Man hat an alte heimatliche Überlieferung angeknüpft, nämlich an die der Zugangslisten, für welche in der Klassifikation allgemeine Richtlinien in „Sveriges offentliga biblioteks accessionskatalog" vorliegen. Dadurch ist erreicht, daß man, was die Hauptabteilungen angeht, von dem systematischen Aufbau der größeren Bibliotheken nicht unnötig abweicht und ein einigermaßen gleichmäßiges nationales System erhält.

Zunächst sind 22 Hauptabteilungen gebildet, die — nicht mnemotechnisch — mit großen Buchstaben bezeichnet sind. Diese Hauptabteilungen können, wenn der Bestand einer Bücherei wächst und ein Bedürfnis dafür vorhanden ist, in Unterabteilungen eingeteilt werden, so ist z. B. Geschichte in 24 Unterabteilungen gegliedert, die durch Hinzufügung eines kleinen Buchstabens bezeichnet werden. Jede von diesen Unterabteilungen kann bei Bedürfnis weiter aufgeteilt werden und dann noch weiter gegliedert werden. Das „Klassifikationssystem" gibt das Vorbild dafür in seinen durchgeführten Aufteilungen, wobei es immer wieder anstrebt, nicht rein logisch zu gliedern, sondern wie das praktische Bedürfnis es vorschreibt. Z. B. hätte die Sprachwissenschaft rein logisch so aufgeteilt werden müssen:

F allgemein und vergleichend
Fa indoeuropäisch
Faa germanisch
Faaa schwedisch
Faaaa altschwedisch
Faab dänischnorwegisch
Faac englisch
Faad deutsch
Faae übrige germanische Sprachen
Fab romanisch usw.
Fb semitisch usw.

Statt dessen hat man festgelegt:

Fa indogermanisch
Fb germanisch
Fc schwedisch
Fd dänischnorwegisch usw.

Ähnlich ist bei der Geographie nach den Forderungen der Praxis, nicht der Logik aufgeteilt. Auch hat man nicht durchgegliedert für Abteilungen, die wahrscheinlich doch nur geringen Umfang haben werden, sondern läßt diese einfach in der allgemeineren Unterschlupf finden, während ihnen nebengeordnete Gebiete, die groß genug sind, „ausgebrochen" werden, d. h. eigene Unterabteilungen bilden. Als Beispiel ist angegeben, daß man für Darstellungen von Jesu Leben einen eigenen

---

*) Wir erwägen eine deutsche Ausgabe des schwedischen Klassifikationssystems, bei der natürlich alles, was für unsere deutschen Verhältnisse ohne Interesse ist, wegbleiben würde. Ehe wir mit dem „Allgemeinen Schwedischen Büchereiverein" diesbezügliche Verhandlungen anknüpfen, würden wir gerne wissen, auf wieviele Käufer aus den Reihen unserer Berufsgenossen wir voraussichtlich rechnen dürfen. Wenn die Zahl der Interessenten, die sich uns als solche jetzt schon zu erkennen geben, zu klein ist, können wir Übersetzung und Druck natürlich nicht wagen. (Unverbindliche Zusagen an die Vertriebsstelle der „B. u. B.", Stettin, Stadtbücherei.) Die Herausgeber.

Abschnitt mit C c d a signiert hat, während alle Arbeiten über andere biblische Personen in der übergeordneten Abteilung C c d Platz gefunden haben usw. — Das sind alles recht gesunde Grundsätze.

Bei Büchern der Schönliteratur läßt man die Abteilungssignaturen ganz fort und bezeichnet die Bücher nur durch die Nummer. Es gibt dann noch eine Reihe von Feinheiten: Bezeichnung von Jugendbücher durch vorgesetztes u (= ungdom), Bezeichnung von Zeitschriften, gesammelten Werken durch Klammersignaturen usw.

Dies ganze System ist nun in dem Buch außerordentlich übersichtlich dargestellt. Ein großgedruckter Text gibt zunächst die Aufteilung mit ihren Unterabteilungen, wie sie für eine größere Bücherei in Frage kommt. Dann ist über die Seiten ein Querstrich gezogen und unterhalb des Striches sind Anmerkungen gegeben. Diese geben zunächst das Prinzip an, nach dem nun unter den einzelnen Abteilungen numeriert wird, entweder alphabetisch nach Verfassernamen oder nach dem behandelten Gegenstand z. B. bei Biographien usw. — Sie geben Verweisungen auf nah benachbarte Gebiete und treffen Entscheidungen in Zweifelsfällen. Vor allem aber wird auch hier auf die Bedürfnisse der kleinen Bücherei besonders Rücksicht genommen, indem Vereinfachungen für sie hier vorgeschlagen werden und diese Anmerkungen durch einen senkrechten Strich am Rande besonders herausgehoben sind. Für Spezialbibliotheken finden sich Anweisungen für weitergehende Aufteilungen. Dann ist dem ganzen Buch ein Sachregister angehängt, das vor allem wertvoll ist, und es ist eine allgemein gehaltene, praktische Anleitung zum Klassifizieren angegeben.

Was so angenehm von dem Dewey-System absticht, ist vor allem der Umstand, daß man die Einteilungen nicht so weit getrieben hat wie dort, wo allein das Behalten der Abteilungssignatur und noch mehr das Einordnen eines Buches ein Kunststück ist. Das vorliegende System kommt im allgemeinen mit drei Buchstaben aus, einem großen und zwei kleinen; in einigen Wissenschaftsgebieten finden wir allerdings auch vier Buchstaben, und dies dürfte uns oft doch etwas reichlich erscheinen. Wenn dann für Spezialbibliotheken etwa T j t a a b als Signatur von Kompositionen für Geige vorgeschlagen wird oder C a c d a d a für Militärgeschichte des Weltkrieges auf dem Lande, da möchte es einem scheinen, als ob man leicht von einem Hauch der Dewey'schen Klassifikationsmanier gestreift werde. Aber das sind glücklicherweise Ausnahmen. Sonst können wir gerade als besondere Werte dieser bewunderungswürdigen Leistung feststellen, daß man

1. die Einteilung nicht zu weit getrieben hat,
2. an die heimatliche Überlieferung angeknüpft und so einen erfolgreichen Schritt zur nationalen Gemeinschaftsklassifikation gemacht hat,
3. daß die Einteilung nicht so sehr logisch als vielmehr praktisch ist,
4. daß die kleine Bücherei ihre Hauptabteilungen ebenso bezeichnet wie die große und daß sie daher bei starkem Wachstum ihre Signaturen leicht und nach den Erfahrungen der größeren Büchereien erweitern kann.

Man hat auch in Deutschland schon mehrfach Vorschläge für zweckmäßige Klassifikationen gemacht, und ein Klassifikationssystem für die deutschen Büchereien ist ohne Zweifel eine der dringlichsten Aufgaben, die der Erledigung harren. In der Vorläuferin dieser Zeitschrift, der „Bildungspflege" 1920 Heft 10, erschien ein solcher Vorschlag von Plage, Frankfurt a. O. Er hat eine Klassifikation ausgearbeitet für die kleinste Bücherei bis zur großen von 40 000 Bänden. Der Vorschlag ist insofern gut, als er selbst für große Büchereien nicht zu viele kleine Unterabteilungen macht, weiter als zu Bezeichnungen mit zwei Buchstaben geht Plage nirgends, mitunter sind es aber doch etwas zu große Sektionen, wie z. B. Zoologie. Er hat im Unterschied von dem schwedischen Vorgehen mnemotechnische Signaturen vorgeschlagen, deren Vorteil wohl, wie die Schweden auch hervorheben, im allgemeinen etwas übertrieben wird. Der Vorschlag krankt, wie mir scheinen will,

1. daran, daß er von keiner Tradition ausgeht. — Es ist allerdings die Frage, ob die Tradition in Deutschland viel für ein Normalsystem des Volksbücherei-Sachkataloges hergibt. Aber sie muß wenigstens darauf geprüft werden;

2. daran, daß die Signaturen von Größenstufe zu Größenstufe völlig wechseln, also bei starkem Wachstum eine Neusignierung kaum durchzuführen ist;
3. daran, daß als geeignet für den kleinsten Typ von 400 Bänden die Einteilung: unterhaltende, belehrende, vermischte und Jugendabteilung für ausreichend angesehen wird.

Wir haben in Schleswig-Holstein selbst bei den kleinsten Dorfbüchereien eine eingehendere Aufteilung vorgenommen, vor allem der belehrenden Abteilung. Voraussetzung dafür ist natürlich, daß man unter 200 Büchern etwas mehr als 10 oder 20 belehrende Bücher hat. Wir versuchen hier, den Grundsatz durchzuführen, daß mindestens $1/3$ des Bestandes belehrend sei. Wenn man dann diesen Bestand in Unterabteilungen aufteilt, wirkt dies außerordentlich werbend für die ganze Abteilung.

Sollte einmal eine Arbeitsgemeinschaft in Deutschland zustande kommen, die eine gemeinsame Durchführung der Klassifikation wenigstens für die Volksbüchereien anbahnt, so darf sie die schwedische Arbeit nicht übersehen; finden sich doch in dem Buch bei den einzelnen Abteilungen noch eine Fülle wertvollster Anmerkungen, die überall eine intensive Berührung mit der Praxis verraten. Auch eine Berücksichtigung der Plage'schen Arbeit dürfte sich empfehlen.

Zu den Bemühungen der Leipziger Zentrale in dieser Richtung möchte ich hier einiges kurz anmerken. Ihre Dreiteilung: Phantasie, Erkenntnis, Praxis erscheint mir grundsätzlich verfehlt. Auf die Weise wird die für wahre Bildung notwendige, langsame Umwandlung des rein praktischen Bedürfnisses zum tieferen Erkenntnistrieb abgerissen. Weiter: die Isolierung der belehrenden Abteilung, in solcher Strenge durchgeführt, indem alles Fesselnde und Packende ins Gebiet der Phantasie oder Praxis verwiesen wird, zeigt einmal eine grobe Verkennung wissenschaftlichen Geistes (um dies verpönte Wort zu gebrauchen). Dann aber: Nicht scharfe Isolierung ist hier am Platze, sondern Verknüpfung durch möglichst zahlreiche Verweisungen. Wer von den Lesern in der belehrenden Abteilung „drinsteckt", soll aus ihr immer wieder zu wertvollen Werken der Schönliteratur hingewiesen werden; ist doch die Arbeit in jener Abteilung, die gewöhnlich sehr aufmerksames Lesen verlangt, die Vorübung zu der Sammlung, welche von schweren und gehaltvollen Dichterwerken gefordert wird. Macht man aber die belehrende Abteilung zur trocken wissenschaftlichen, dann lebt sich ja kein Leser in eins ihrer Gebiete hinein und ein wichtiges Glied der Volksbildung: durch die Erkenntnis hindurch zum Verständnis (Kleist: über das Marionettentheater), wird abgeschnitten.

Hier wird, wie auch bei andern Arbeiten der Leipziger Zentrale, einmal die Einheit des Seelenlebens und zweitens die Möglichkeit der Entwicklung des Menschen, mit einem Wort: das eigentlich seelisch Lebendige nicht genügend gesehen, weil man die Unzulänglichkeit der augenblicklich so modernen typisierenden Psychologie, wo immer es sich um das lebendige Leben von Menschen und nicht um die Auswahl für einen Konkurrenzkampf dreht, nicht klar erkennt.

III.

Grundkatalog 2.

Die wertvollste und schwierigste Arbeit der Schweden ist aber bisher die Herstellung eines besprechenden „Grundkataloges" für die Büchereileiter, der mir in 2. Ausgabe vorliegt. Die erste, sowie mehrere Nachträge sind längst vergriffen. Leider ist die 2. Ausgabe nicht so umfangreich wie die erste war, und sie hat vielfach den Charakter eines großen Nachtrags. Ein neuer Anhang erscheint in diesen Monaten. Der Grundkatalog ist, von den Büchereikonsulenten redigiert, durch die Mithilfe von weit über 50 Mitarbeitern entstanden. Schon eine solche Auswahl vorzunehmen, ist ja eine gewaltige Arbeit. Hier ist außerdem jedes einzelne Buch recht eingehend besprochen. Da der Katalog 160 Seiten hat und auf jeder Seite über 10 Besprechungen stehen, kann man den Umfang auf etwa 2000 Titel schätzen. Wie groß die Arbeit war, kann man vielleicht daran ermessen, daß wir an dem Besprechungskatalog für Nordmarkbüchereien, der 450 Titel enthält, etwa 2500 Stunden gearbeitet haben.

Der Katalog folgt in seiner Einteilung den Hauptabteilungen des Klassifikationssystems. Um eine genauere Einordnung zu ermöglichen, sind bei jedem Titel die Signaturbuchstaben hinzugefügt. Vorangestellt sind in den Abteilungen die Sammlungen und Zeitschriften. Um kleineren Büchereien die Auswahl zu erleichtern, sind die bemerkenswertesten Bücher mit zwei Sternen bezeichnet, die in zweiter Linie stehenden mit einem Stern. Werke, die durch ein Kreuz herausgehoben sind, kommen vor allem für größere Büchereien in Frage. Mit Kreuz und Stern sind solche für alle Büchereien geeigneten Bücher versehen, die leider recht teuer sind. (Solche Bücher kommen also bei uns in Deutschland vor allem für Landeswanderbüchereien in Frage.) Dann bleiben noch eine Menge Bücher übrig, die nicht herausgehoben werden. Durch ein vorgesetztes „u" werden Jugendbücher bezeichnet (wie im Klassifikationssystem). Die Titel sind abgekürzt aufgenommen, hinzugefügt sind in starker Kürzung Verlag, Jahr, Seitenzahl und Preisangabe. Vor der Besprechung ist dann noch etwas Eigenartiges zu bemerken: ein Stichwort. Es soll die Herstellung eines Stich- oder Schlagwortkataloges erleichtern, dessen Bedeutung man sehr hoch schätzt. Zur ferneren Hilfe hierbei kann man von den Büchereikonsulenten ein Heft erhalten, durch das in die vielen Möglichkeiten von Schlagwörtern bei einem Gegenstand durch zahlreiche Verweisungen Ordnung gebracht werden soll. Ohne Zweifel eine sehr notwendige Arbeit hierfür. Was eigenartig anmutet, ist der Umstand, daß man auch bei vielen Romanen ein solches Stichwort angebracht hat; ein recht rationales Vorgehen. So liest man z. B. bei J. P. Jacobsen: „Niels Lyhne". Schlagwort: „Die religiöse Frage in der Schönliteratur", bei Frenssen: „Jörn Uhl": „Schleswig Holstein", bei Th. Manns „Buddenbrooks": „Lübeck", bei S. Lagerlöfs „Gösta Berling": „Värmland" usw. Man wird hier stark an den kräftigen rationalen Zug in Dänemark erinnert.

Der Katalog ist für die Büchereileiter bestimmt und soll vor allem wohl denjenigen eine Hilfe sein, die ihren Beruf nebenamtlich versehen und nicht selber die genügende Zeit haben, die Erscheinungen des Büchermarktes zu verfolgen. Es war sicherlich ungeheuer schwer für die Büchereikonsulenten, allen Mitarbeitern diesen Zweck des Buches und die dafür notwendige volkspädagogische Einstellung genügend nachdrücklich einzuprägen, und es kann nicht wunder nehmen, daß die Besprechungen bei einem großen Mitarbeiterstab recht uneinheitlich geworden sind. Um eine Probe von der Mannigfaltigkeit der Ausführung zu geben, führe ich hier einige Besprechungen an:

Falk-Rönne: „Die roten Glücksrosen". „Eine Schilderung von Nordschleswig (Südjütland!), die ein Bild von dem dänisch-deutschen Gegensatz während des Weltkrieges gibt und mit dem Tag endigt, wo das Land dänisch wurde." (Reine Inhaltsangabe.)

C. F. Meyer: „Jürg Jenatsch". „J. J. war z. Zt. des dreißigjährigen Krieges ein berühmter Freiheitsheld der Schweiz." (Lediglich Aufklärung über den Gegenstand des Buches.)

Goethe: „Werthers Leiden". „In diesem Roman hat Goethe die Schilderung einer eigenen unglücklichen Lebensgeschichte verschmolzen mit dem Bericht vom traurigen Schicksal eines andern Jünglings. Das Buch erweckte beim Erscheinen das größte Aufsehen." (Nur literargeschichtliche Aufklärung.)

Adolf Johansson: „Die Rotköpfe". „Ein sehr ungleich beurteiltes Buch. Auf einige wirkte seine Naturromantik echt und ursprünglich, von anderer Seite ist es als unecht und rein literarisch abgelehnt worden." (Objektive Kritik.)

Keller: „Leute von Seldwyla". „K., ein Schweizer Verfasser, einer der hervorragendsten Erzähler der deutschen Sprache, ausgezeichnet durch scharfen Wirklichkeitssinn, warmen Humor und poesieerfüllte Schilderungskunst. Diese Novellensammlung enthält Erzählungen aus der Schweiz, unter ihnen Romeo und Julia auf dem Dorf." (Die Besprechung ist stark werbend.)

Ähnlich: O. Ludwig: „Zwischen Himmel und Erde". „Eines der Meisterwerke deutscher Literatur, in seiner Wirklichkeitstreue unterhaltend wie der spannendste Phantasieroman."

Diese starken Unterschiede lassen deutlich erkennen, welche Schwierigkeiten einem solchen Katalog entgegenstehen; umsomehr ist natürlich anzuerkennen, daß er wirklich zunächst überhaupt fertig geworden ist. Ich glaube aber doch, daß man hieraus lernen kann, daß der Kreis der Mitarbeiter bei einem solchen Unternehmen nicht zu groß gezogen werden darf und daß die einzelnen ausführenden Mitarbeiter sich genau kennen müssen und Gelegenheit haben müssen, sich recht lebhaft auszusprechen. Ein weiterer Kreis von beratenden Mitarbeitern, die nur bestimmte Werke vorschlagen, ist dagegen sehr erwünscht. Dieser kann nicht groß genug sein. Auch das erkennt man deutlich, wenn man sich diesen Katalog näher ansieht. Nimmt man sich z. B. die Auswahl vor, die hier aus der deutschen Literatur getroffen ist, so wird man manches Werk vermissen, das dort hingehört. Natürlich hat das zum Teil seinen Grund darin, daß manche zur Weltliteratur gehörige deutsche Dichtung garnicht ins Schwedische übersetzt ist, aber doch vielleicht auch darin, daß man die Arbeitsgemeinschaft mit deutschen Kollegen nicht genügend ausgewertet hat. So darf der weitere beratende Mitarbeiterkreis bei einem solchen Vornehmen gerne über die Grenzen des Heimatlandes hinausgehen, und man wird nur Gewinn davon haben. Für uns Deutsche ist an dem Katalog betrübend, daß er an doppeltbesternten deutschen Büchern so sehr wenige enthält, viel weniger als französische und englische, ebenso daß man die Kenntnis der englischen und französischen Geschichte für wichtiger hält als die der deutschen: zu unserer Geschichte ist kein einziges Werk genannt.

Wenn man im ganzen auf diese drei Handbücher sieht, und auf die vielen übrigen Schriften und Hilfsmittel, die dem schwedischen Büchereiwesen von den Büchereikonsulenten zur Verfügung gestellt werden, kann uns etwas wie leiser Neid ankommen. Aber sollten ähnliche Leistungen nicht auch bei uns möglich sein? Wir wünschen sie uns vorderhand nicht von einer fachmännischen Stelle im Reichsministerium des Innern oder in einem bundesstaatlichen Kultusministerium, aber von einer, vom Staat allerdings kräftig zu fördernden, aus der Arbeitsgemeinschaft der Bücherei- und Beratungsstellen hervorgehenden Zentralstelle, wie sie in dieser Zeitschrift schon so oft gefordert wurde.

J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

Aus der Beratungspraxis.

Wünschen aus unserem Leserkreise folgend, nehmen wir mit der Einführung dieser Abteilung eine Gepflogenheit der „Bildungspflege" wieder auf, die sich seinerzeit besonderer Beliebtheit erfreute. In zwangloser Form und Folge geben wir hier bekannt solche Schrift- und Druckstücke aus der Praxis der Büchereiberatungsstellen, die über ihre ursprüngliche Zweckbestimmung hinaus anregend zu wirken geeignet sind, namentlich auch Leitsätze von Lehrgängen, Merkblätter, bildungspflegliche Werbenotizen für die örtliche Presse, Winke für Buchpflege, bemerkenswerte Erfahrungen über die Zusammenarbeit mit Vertretern bildungspfleglicher Nachbargebiete usw. Wir bitten unsere Leser, nicht nur die Leiter amtlicher Büchereiberatungsstellen und ihre Mitarbeiter, überhaupt nicht nur die Vertreter des Büchereiwesens, sondern vor allem auch die Vertreter des Volkshochschulwesens, des bildungspfleglichen Lichtspiels und der Jugendpflege, mit geeigneten Beiträgen aus ihrem Arbeitsbereich nicht zurückzuhalten.

Die Herausgeber.

Zentralstellen zur Bekämpfung der Schundliteratur?

Der preußische Minister für Volkswohlfahrt hat unlängst an die Herren Regierungspräsidenten, unter Hinweis auf die unten wiedergegebenen Richtlinien für den Regierungsbezirk Liegnitz, die Anregung ergehen lassen, gleiche oder ähnliche Einrichtungen zu treffen und hat zu ihrer Ermöglichung geldliche Beihilfen angeboten. Wir vermuten, daß es den meisten Kollegen lieb sein wird, beizeiten von diesen Bestrebungen zu erfahren. Die von uns beigefügte gutachtliche Äuße-

rung der Stettiner Beratungsstelle mag veranschaulichen, wie wir über die Anregung des Wohlfahrtsministeriums denken. Vielleicht können von anderer Seite bereits praktische Erfahrungen mitgeteilt werden?

Richtlinien

für den vom Bezirksausschuß für Jugendpflege im Regierungsbezirk Liegnitz eingesetzten Arbeitsausschuß zur Bekämpfung der Schundliteratur.

Mit dem Zwecke, gegen die in letzter Zeit in verstärktem Maße in die Erscheinung getretenen Auswüchse auf dem Gebiete der Literatur (Schundliteratur) eine geschlossene Kampffront innerhalb des Regierungsbezirks herzustellen und auf diesem Wege zur Erhaltung und Vertiefung der deutschen Volkskultur beizutragen, ist als Arbeitsausschuß im Rahmen des Bezirksausschusses für Jugendpflege eine

„Zentralstelle“

zur Bekämpfung der Schundliteratur gebildet worden.

Die Geschäftsführung der Zentralstelle übernimmt der Lehrer Tappert in Liegnitz. Ihm stehen helfend zur Seite die beiden Sachbearbeiter für Jugendpflegeangelegenheiten bei der Regierung und der Bezirksjugendpfleger. Eine Erweiterung des Arbeitsausschusses bleibt vorbehalten.

Die Erfüllung ihrer Aufgabe sieht die Zentralstelle darin, daß sie sich in enger Fühlungnahme mit den im Regierungsbezirk bereits bestehenden Organisationen gleicher Richtung (Jugendschriftenausschüsse u. dergl.) bemüht, möglichst in allen Städten und größeren Landgemeinden des Bezirks Kaufstellen ins Leben zu rufen und geeignete Leiter und Mitarbeiter dafür aus den interessierten Kreisen (Lehrern und Lehrerinnen, Geistlichen, Kreisjugendpflegern, Jugendämtern, Jugendvereinen, Frauenvereinen, Elternbeiräten, Volksbildungsvereinen, Buch- und Schreibwarenhändlern usw.) zu gewinnen. Die örtlichen Organisationen werden zu veranlassen und dahin zu überwachen sein, daß sie ihre Tätigkeit auf folgende allgemeine Gesichtspunkte einstellen:

1. Festsetzung der am Orte vorhandenen Geschäfte, die Schundliteratur feilbieten, und Feststellung, wieviel und welche Sorten an Schundheften die einzelnen Geschäfte führen;
2. Verhandlungen mit den Schundliteratur vertreibenden Geschäftsinhabern im Sinne einer Beeinflussung zur Aufgabe dieses Geschäftszweiges;
3. kostenloser Austausch schlechter Bücher gegen gute;
4. Verbreitung von Flugblättern;
5. Einwirkung auf die Öffentlichkeit durch
   a) Veranstaltung öffentlicher Kundgebungen gegen die Schundliteratur und für das gute Buch,
   b) Veranstaltung von Vorträgen über das gute und schlechte Buch,
   c) die Presse (eindrucksvolle Aufrufe in den Zeitungen),
   d) Vorleseabende (Dichter- und Märchenabende),
   e) Volksunterhaltungsabende,
   f) Veranstaltung von Ausstellungen guter Bücher,
   g) Verbreitung von Verzeichnissen guter Bücher;
6. Einrichtung besonderer Verkaufsstellen für Jugendliteratur (Verwaltung durch Jugendliche selbst);
7. Einrichtung neuer und Ergänzung vorhandener Büchereien, insbesondere von Volks- und Jugendbüchereien;
8. Schaffung einer Buchberatungsstelle;
9. Beschaffung der zu einer fruchtbringenden Tätigkeit erforderlichen Geldmittel (Gesuche an Behörden, Korporationen, vermögende Einzelpersonen).

Daneben wird die Zentralstelle selbst aktiv tätig sein durch

a) Veranstaltung von Lehrgängen im Anschluß an Bezirksausschuß für Jugendpflege und Kreisjugendpflegetagungen,
b) Beschaffung und Verteilung von Flugblättern und von Verzeichnissen empfehlenswerter Bücher und Schriften,
c) soweit möglich durch finanzielle Unterstützung der örtlichen Organisationen und einzelner Büchereien.

Stettin, 23. April 1925.

An den Herrn Minister für Volkswohlfahrt

Berlin W. 66.
Leipzigerstr. 3.

In meiner Eigenschaft als Leiter der dem hiesigen Oberpräsidium angegliederten „Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Pommern" ist mir dieser Tage ein an die Herren Regierungspräsidenten gerichteter Erlaß des Preußischen Ministeriums für Volkswohlfahrt vom 13. März 1925 über Errichtung von Zentralstellen zur Bekämpfung der Schundliteratur bekannt geworden, der mich veranlaßt, Eurer Exzellenz folgende Ausführungen zu unterbreiten.

Seit ich das städtische Büchereiwesen Stettins verantwortlich leite und entwickle, d. h. seit bald zwei Jahrzehnten, habe ich der Frage der Schundliteratur und ihrer Bekämpfung lebhafte Aufmerksamkeit zugewandt, da ich es für eine der selbstverständlichen Berufspflichten jedes Vertreters zeitgemäßen volkstümlichen Büchereiwesens halte, alle die Erscheinungen des öffentlichen Lebens planmäßig zu studieren und zu beeinflussen, die den volksbildnerischen Erfolg seiner Arbeit entscheidend berühren. Ich habe mich dabei nicht beschränkt auf eine theoretische oder rein „organisatorische" Behandlung der Schundliteraturfrage; vielmehr habe ich mir zunächst eine möglichst umfassende eigene Kenntnis der Schundliteratur selbst verschafft und mich mit den einzelnen Händlern an Ort und Stelle eindringlich über ihre Stellung zu dem Vertrieb dieses „Artikels" besprochen und habe dann eine Gruppe von Herren und Damen aus allen Kreisen unserer Bürgerschaft, namentlich aus der Lehrerschaft, um mich gesammelt, um zusammen mit ihnen in mühseliger Kleinarbeit den Verkauf und den Verleih von Schundliteratur durch Einführung zugkräftiger und billiger guter Jugendschriften nach Möglichkeit zurückzudrängen (wie wir auch einen einmaligen, sehr erfolgreichen Umtausch von Schundschriften gegen gute Jugendschriften für sämtliche hiesigen Schulen veranstalteten). Außerdem überwachten wir die sämtlichen Darbietungen der hiesigen Kinos und legten unsere Wahrnehmungen, soweit sie als Material wichtig waren, schriftlich nieder. (Diese Tätigkeit, auf die ich weiterhin nicht mehr zu sprechen komme, mündete aus in die Gründung der hiesigen halbstädtischen Lichtspielbühne „Urania", die durch positive Leistungen mehr zur Zurückdrängung des minderwertigen Lichtspieles in unserer Stadt beigetragen hat als jede unmittelbar bekämpfende Tätigkeit.) In den letzten Jahren vor dem Kriege arbeitete dieser Ausschuß so planmäßig und eifrig, daß jeder Papierhändler sich dauernd kontrolliert fühlte, daß keiner mehr es wagte, polizeilich belangbare Schundliteratur feil zu halten und daß mancher zum Vertrieb von Heften der „Deutschen Jugendbücherei", der „Bunten Jugendbücher", der „Bunten Bücher" usw. übergegangen war. Der Krieg sprengte dann diesen Kreis und schuf in Gestalt der verbotsgewaltigen Generalkommandos Kampfstellen gegen die Schundliteratur, die zwar nicht sehr planmäßig und sachverständig, aber umso energischer vorgingen und bekanntlich im großen ganzen, eben infolge ihrer diktatorischen Macht, weitgehende Erfolge erzielten.

Ich schicke dies alles voraus, um zu beweisen, daß ich mit der in dem Erlaß des Ministeriums für Volkswohlfahrt erwähnten praktischen Arbeit gründlich vertraut bin, und darf nun auf Grund meiner Erfahrungen zur Sache kommen, d. h. zu den grundsätzlichen Erwägungen, für welche ich die Aufmerksamkeit Euer Exzellenz erbitte.

Der Erfolg unserer Arbeit hat mich und meine Mitarbeiter gelehrt:

1. daß es immer nur ein kleiner Teil der eigentlichen Schundliteratur ist, dessen Verkauf und Verleih man durch zentrale organisatorische Einrichtungen örtlicher Art wirklich unterdrücken kann, solange wir auf die heutigen gesetzlichen Handhaben beschränkt sind,

2. daß manche Schundbekämpfer die Schundbekämpfung zu einer Geschmackszensur erweitern wollen oder unbewußt erweitern, was dem jugendlichen Leser gegenüber noch gefährlicher ist als dem erwachsenen gegenüber und wozu gesetzliche Verbotsmöglichkeiten nicht bestehen und nie bestehen werden,

3. daß die Verbreitung von Flugblättern und auch von Bücherlisten, die nur Titel enthalten, fast gar keinen praktischen Wert hat,

4. daß „öffentliche Kundgebungen gegen die Schundliteratur und für das gute Buch", sofern sie sich im Wesentlichen auf grundsätzliche Ausführungen beschränken, höchstens eine Anregungswirkung haben und also günstigsten Falles als Einleitung zu praktischen Unternehmungen in mehrjährigen Zwischenräumen wiederholt werden können. In den allermeisten Fällen ist es eine bequeme Selbsttäuschung der Veranstalter, zu glauben, daß das Pathos solcher Kundgebungen in einem für den Volksbildungspraktiker diskutablen Verhältnis zu der nachfolgenden Arbeitsleistung stehe,

5. daß entscheidend ist, wieviel Gelegenheit zur Besichtigung, zur Entleihung und zum Kauf guter jugend- und volkstümlicher Literatur geboten wird und ob Einrichtungen zur Heilung verwahrloster und ruinierter Leseorgane von sachverständiger Seite geschaffen und entwickelt werden, also Bücherausstellungen, Volks- und Jugendbüchereien einschließlich der Schülerbüchereien, Verkaufsstellen billiger volkstümlicher Literatur mit entsprechender Beratung, Vorlesestunden und Erziehung des Lesebedürfnisses durch die Presse.

Das sind aber gerade die Aufgaben, die jede zeitgemäße öffentliche Bücherei als ihr eigenstes Tätigkeitsgebiet ansieht.

Meine Meinung ist daher, es werde nur zu einer unheilvollen Zersplitterung der Mittel und Kräfte führen, wenn jetzt wieder besondere Zentralstellen zur Schundliteraturbekämpfung meist sozusagen in den leeren Raum hineingestellt werden und dabei all das Lehrgeld von neuem und an manchen Stellen gewiß völlig vergeblich bezahlt werden muß, das schon so oft in den letzten zwanzig Jahren bezahlt wurde. Gewiß ist es gut, wenn ein größerer Kreis von Herren und Damen sich zu planmäßiger Kontrolle der Schundliteraturverhältnisse ihrer Stadt zusammenschließt; aber wo ein halbwegs entwickeltes Büchereiwesen vorhanden ist, lege man die Sache in die Hand des Büchereileiters. Was das Ministerium für „die erste Einrichtung und die Vergütung des Leiters der Zentrale" an Geld auszugeben gedenkt, ist im Sinne einer sachverständigen Schundliteraturbekämpfung mit positiven und erprobten Mitteln viel besser ausgewertet, wenn es an die Büchereiberatungsstellen gegeben wird, die ihrerseits wieder dafür sorgen können und sorgen werden, daß solche Beihilfen in ihrem Bereiche überall da eingesetzt werden, wo eine vollwertige volksbildnerische Leistung zu erwarten ist. A.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Bücher über Kunst für mittlere und kleine Büchereien.

Es gibt für den Leiter einer kleinen oder mittleren Volksbücherei kaum eine schwierigere Frage als die, geeignete Einführungswerke in die Kunst für seine Bücherei zu beschaffen. Geht er vom Standpunkt der möglichst geringen Anschaffungskosten aus, so gerät er an die kleinen Leitfäden und populären Darstellungen, die vielleicht in der Hand eines Volkshochschuldozenten unter Beiziehung von Mappenwerken noch eine gewisse praktische Bedeutung haben können, im übrigen aber höchstens zu auswendig gelerntem Kunstgeschwätz verführen. Andrerseits sind die bekannten großen, wissenschaftlichen Kunstgeschichten zu teuer und zu gelehrt, sie wenden sich ihrer ganzen Anlage nach an Vorgebildete und sind von

Fachleuten geschrieben, für welche die Kunst, ja häufig eine bestimmte Kunst, so sehr im Mittelpunkt ihres geschichtlichen und weltanschaulichen Denkens steht, wie dies für den normalen Büchereibenutzer niemals Voraussetzung ist, der sich durch sein Kunststudium im allgemeinen nur sein Weltbild nach dieser Richtung abrunden will, und dem Anknüpfungspunkte an seine gewohnten Denkbegriffe geboten werden müssen. Im folgenden seien einige Werke besprochen, die, jedes in seiner Art gründlich und dennoch nicht ermüdend oder langweilig, jene Voraussetzung erfüllen, und deshalb trotz ihres natürlicherweise nicht ganz niedrigen Anschaffungspreises ihren Weg auch in die kleinen Volksbüchereien finden sollten.

1. B. Haendcke, Entwicklungsgeschichte der Stilarten. 2. Aufl. Mit 29 farb. Einschaltbildern sowie 389 Abb. im Text, darunter 10 farb. Bielefeld und Leipzig: Velhagen u. Klasing 1924. Lw. 30,—.

Dieses Handbuch gleicht äußerlich noch am ehesten den bekannten kunstgeschichtlichen Hauptwerken, es bringt ein schönes und vielfältiges Anschauungsmaterial auch in farbigen Tafeln, und kann wegen seines ausführlichen Inhaltsverzeichnisses auch als Nachschlagewerk im Lesesaal Verwendung finden. Als Handbuch hat es in erster Linie die Aufgabe, den Benutzer in die stilgeschichtlichen Probleme einzuführen, und zwar soweit in die wissenschaftliche Forschungsarbeit hineinzuführen, daß es ihm die Möglichkeit gibt, bei Spezialfragen an der Hand eines ausführlichen Schriftennachweises selbständig die Probleme weiter zu verfolgen, indem überall, wo besondere Meinungen vertreten werden, Hinweise auf das Schriftenverzeichnis erscheinen.

Man mag gegen Werke wie Spenglers Untergang des Abendlandes, wegen ihrer wissenschaftlichen Einseitigkeiten und erzwungenen Konstruktionen, berechtigte Bedenken haben, man mag auch im Falle Spengler die kulturpsychologischen Schlußfolgerungen als nicht überzeugend, ja gefährlich für unsere Kulturentwicklung ablehnen, die ungeheuer belebende Wirkung, sowohl auf die Fachwissenschaften wie auf das geistige Interesse der Allgemeinheit, muß man jenem Werk unbedingt zubilligen. Es war ja der Fluch der Philosophie, Wissenschaft und Kunst der vergangenen Zeitspanne, daß sie keine Verbindung mehr hatten zum geistigen und seelischen Interessenkreis des Volkes, daß sie den an seiner Weltanschauung Bauenden zwar unter einer Fülle von Baumaterial begruben, aber ihm keine Baupläne, allgemeine Zusammenhänge, keine selbstschöpferische Gestaltungsmöglichkeiten boten. Philosophie und Wissenschaft waren Spezialistensache, Kunst Cliquensache geworden. Der Umschwung erfolgte im letzten Jahrzehnt auf allen Gebieten. Weltanschauungsbücher, Kulturphilosophien, religiöse Systeme schießen wie Pilze aus dem Boden, und heute schon ist mit der Gefahr zu rechnen, daß die seelisch ausgehungerte, aber nicht zur Kritik erzogene Masse irgendwelchen zufällig auftauchenden, dunklen Propheten nachläuft. Diese tausend sprudelnden Quellen seelischen Bedürfnisses gilt es nun in das Bett eines großen Kulturstroms zusammenzuleiten, der nicht austrocknet, auch wenn auf die fruchtbaren Jahre wieder unfruchtbare folgen. Gewiß wird es die Aufgabe der nächsten Zeitalter sein, dem Abendland eine neue Kultur und Weltanschauung zu erschaffen, für uns Deutsche bleibt es als wichtigste Vorarbeit, unser Wesen selbst vorher zu ergründen und herauszuentwickeln, um die besondere Bedeutung und Aufgabe der deutschen Kultur innerhalb der abendländischen Gesamtentwicklung zum Bewußtsein und zur Geltung zu bringen. Daß es in Werken, die diesem Wesen nachzuspüren versuchen, vorläufig nicht ohne subjektive Einseitigkeiten und Übertreibungen, vor allem in Bewertungsfragen, abgehen wird, ist beinahe historisches Gesetz. Die Kritik wird sich deshalb vorläufig darauf beschränken müssen, da einzugreifen, wo offensichtlich aus mangelnder Tatsachenkenntnis über die Leistungen des eigenen Volkes und der anderen Kulturvölker heraus schiefe Urteile gefällt werden, wo der berechtigte Stolz auf die Leistungen des deutschen Volkes zu Selbstgerechtigkeit und nationaler Phrase entartet ist.

Aus diesen Gesichtspunkten heraus sind die folgenden beiden Werke zu beurteilen:

2. Fritz Knapp, Die künstlerische Kultur des Abendlandes. 3 Bde. 3. bis 4. Aufl. Bonn: Schröder 1923. Lw. 36,—.

Aus dem Geiste der deutschen Romantik heraus geboren kämpft das Werk gegen die einseitige Bewertung der Kunstwerke nach formal-ästhetischen oder gar nur illusionistischen Maßstäben, die aus der Antike stammen und den romanischen (italienisch-französischen) Kunstauffassungen entsprechen. Es setzt den Formwerten gegenüber die dem germanisch-nordischen Empfinden verwandtere Beurteilung nach Stimmungswerten, symbolischen und Phantasiegehalt, Charakteristik und Gefühlsausdruck als gleichberechtigte Forderung und als besondere künstlerische Mission unseres Volkes. Im negativen berührt sich dieser Standpunkt mit den Gedankengängen der Gotiker, eines Worringer, Benz und Scheffler u. a.; während diese aber positiv im Expressionismus einen letzten Höhepunkt finden, läßt Knapp die deutsche Kunst bei Feuerbach und Böcklin ausmünden. Das reich illustrierte Werk gibt mit umfassender Stoffverwertung und dennoch allgemein verständlich eine Entwicklungsgeschichte der bildenden Künste vom Mittelalter ab. Überall werden die Zusammenhänge zwischen der Kunst und der übrigen geistigen Atmosphäre einer Zeit beleuchtet, überall spürt man in seiner Darstellung den unterirdischen Kampf nationaler Spannungen und Gegenkräfte durchklingen, sodaß man die ganze Kulturentwicklung als eine Kette von immer neuen Entscheidungen und Lösungen solcher geheimer Spannungsgegensätze lebendig empfindet, zuerst zwischen plastischen und malerischen Elementen, später innerhalb der Malerei wieder zwischen formalen und impressionistischen Werten einerseits, symbolischen und Gefühls-Werten andrerseits. Daß und wie der Verfasser in diesem Kampf Partei nimmt, wurde schon angedeutet, trotzdem kann das Werk mit seinem reichhaltigen Inhaltsverzeichnis auch als Nachschlagewerk verwertet werden. Wer davon ausgeht, daß auch in einer kleinen Volksbücherei mindestens ein umfangreiches, kunstgeschichtliches Werk vorhanden sein muß, und wer weiterhin fordert, daß ein solches Werk nicht streng fachwissenschaftlich sein soll, wohl aber fesselnd geschrieben und durch eine große Grundidee bewegt, und daß es schließlich in erster Linie den deutschen Kulturstandpunkt vertreten muß, ohne einseitig und unsachlich zu werden, dem sei vorliegendes Werk empfohlen.

Eine interessante Ergänzung zu diesem Werk ist:

3. E. K. Fischer, Deutsche Kunst und Art. Dresden: Sibyllenverlag 1924. Hlw. 8,—.

Hier soll nicht etwa eine Geschichte der Philosophie der deutschen Kunst gegeben werden, sondern die Kunst soll nur Mittel sein, um die bestimmten Menschentypen bestimmter Zeiten zu kennzeichnen, eine Entwicklungsgeschichte der deutschen Seele, gesehen durch den Spiegel der Kunst. Die verschiedenen Künste werden nicht etwa getrennt abgehandelt, da der Verfasser von der Anschauung ausgeht, daß es in jeder Zeitepoche schöpferische Menschen und somit kulturelle Höhepunkte gegeben habe, nur wechselnd in den Formen der künstlerischen Betätigung. Die Zeitbedingtheit dieses Wechsels, die Zusammenhänge zwischen bestimmten Epochen und bestimmten Kunstformen aufzudecken, ist die besondere Aufgabe dieses hochinteressanten Werkes. Daß die Musik (als die „Deutsche Kunst") eine bevorzugte Rolle spielt, unterscheidet dieses Werk schon stofflich von anderen ähnlichen Kunstgeschichten. Auf methodische Darstellung ist weniger Wert gelegt als auf lebendige Anschauung. Das schöne Bildermaterial steht leider nur in losem Zusammenhang zum Text. Das Buch setzt zum Verständnis etwas kunstgeschichtliche Vorbildung voraus, ist aber gerade seiner unkonventionellen Art wegen für Leser der Volksbücherei besonders zu empfehlen.

4. Wilhelm Hausenstein, Das Gastgeschenk. Wien: Rikola-Verlag 1923. 15,—, Lw. 20,—.

Dieses wundervolle Werk des bekannten Kunstforschers ist ein Museum von 23 Nachbildungen von Werken berühmter Meister in ausgezeichneten Lichtdrucktafeln, jedesmal mit einer Plauderei über den Künstler, Inhalt, Wert, Schicksale des betreffenden Bildes. Trotz der scheinbaren Zusammenhanglosigkeit ist eine innere Linie da, die Wahl der Beispiele paßt sich fortlaufend den wichtigen

Stilepochen an, von den ersten Anfängen italienischer Kunst (um die Wende des 13. Jahrhunderts) bis zu den großen Franzosen der letzten Vergangenheit, den Vätern des Expressionismus. Auch die Plaudereien sind mehr als bloße Bilddeutungen, sie stellen Bild und Künstler in ihre Zeit hinein und lassen andeutend Zusammenhänge aufleuchten von einem Bild zum andern. Interessant im Vergleich zu den vorher besprochenen Werken ist die Tatsache, daß hier als Bewertungsmaßstab ganz die vom romanischen stammende ästhetisch-formale Betrachtungsweise durchgeführt ist, sodaß z. B. als Vertreter der modernen deutschen Kunst Hans von Marées erscheint. Trotzdem gelingt es dem Verfasser, die Werte auch aus den fremdartig anmutenden italienischen, französischen und alten deutschen Meistern auszuschöpfen und als Gefühlsausdruck einer anderen Zeit und Art verständlich und nachfühlbar zu machen.

Wir Deutsche vergessen bisweilen, daß Erziehung zum Kunstverständnis nur unter dauernder Mitarbeit des Auges geschehen darf; wo aber an kleineren Plätzen wertvolle Originale oder gute Nachbildungen fehlen, oder wo die richtigen Ausdeuter mangeln, da kann die Volksbücherei, auch die kleine, durch Anschaffung solcher Werke für Kunstanschauung und -deutung eine Lücke ausfüllen. Daneben empfiehlt es sich dann, noch eine methodische Kunstgeschichte, wie unter 1. und 2. beschrieben, zu beschaffen. Sulz (Essen).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Kefer, Karl: Der Heiland. Das Wort und Werk Jesu nach den drei ersten Evangelien dargestellt. Berlin: Furche-Verlag 1924. 263 S. Brosch. 4,—.

Das Buch sucht auf Grund der ersten drei Evangelien ein Gesamtbild des Lebens und der Lehre Jesu zu geben, in chronologischer, wo das nicht möglich ist, in einer Sachgruppen folgenden Ordnung. Die Auffassung der Wirksamkeit Jesu geht am deutlichsten hervor aus den Stichworten: Morgenröte, Sonnenaufgang, Der junge Tag, Aufstieg, Mittagshöhe, Schatten, Stille, Der Sturm, Der Niedergang, Morgenglanz der Ewigkeit. Die einzelnen kleinen Abschnitte zeigen einen Text, der zwischen dem Luthertext und einer modernen Übersetzung steht, doch mit möglichster Anlehnung an Luthers klassische Form. Der Verfasser versieht die einzelnen Abschnitte mit Anmerkungen, die manche wertvolle Gedanken noch hinzufügen. Er ist außer von Jesus selbst besonders von Goethe und von Nietzsche beinflußt. Seine theologische Auffassung ist konservativ, er will aber dabei zugleich modern sein. An manchen kritischen Punkten, vor allem bei den Wundererzählungen, hat seine Darstellung infolgedessen etwas Schillerndes. Die Geschichte vom „Jüngling zu Nain" und die Auferstehungsberichte der Evangelien sind vorsichtshalber weggelassen. Das Buch ist von dem Verfasser nicht als Ersatz der Evangelien, sondern als Führer zu ihnen gedacht, besonders für die „Gebildeten unter ihren Verächtern" und ist für diesen Zweck sehr wohl geeignet. K. Hartmann (Stettin).

Richter, Julius: Die Religionen der Völker. München: R. Oldenbourg 1923. IV, 110 S. Geb. 1,50.

Dieses Buch führt die Religionen der Völker in einer im wesentlichen geographischen, zugleich aber möglichst historischen Ordnung vor. Es ist in erster Linie für den Unterricht an höheren Schulen gemacht, ist aber auch sehr brauchbar zum Selbstunterricht durch die Fülle von Material, die es bringt, namentlich durch die vielen schönen Proben fremder, insbesondere asiatischer Religiosität. Der Verfasser steht persönlich auf entschieden christlichem Standpunkte, wird aber

auch den vor- und außerchristlichen Religionen gerecht. Die Darstellung ist verständlich und ansprechend und setzt keine besonderen Vorkenntnisse voraus.

K. Hartmann (Stettin).

Wolf, Friedrich: Das Heldenepos des Alten Bundes, aufgespürt und in deutschen Worten. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1925. 141 S. Lw. 5,—.

Unter der Bibel, sagt der Verfasser in der Einführung, verstehen wir zumeist ihre hervorragenden Monumente: die Evangelien, die Psalmen, das Hohelied, das Zehngebot usw. „Aber daß die Bibel ein großes, zertrümmertes und verschüttetes Heldenepos birgt, wievielen ist das gegenwärtig?" Freilich gelingt es nur einem kühnen Griff, die zerstreuten Fragmente wieder zu binden: das „dichterische Ohr" vermag die Klänge „zu der alten einheitlichen Melodie zusammenzuhören." Die „Leitspur" des Epos deutet Wolf an durch Überschriften, unter denen er die alten poetischen Stücke aus Mose, Josua, Richter und Samuel zusammenfaßt: Riesen — Recken und Helden — Interregnum — Könige — Saul — David. — Ein origineller Aufriß und eine von sprachlicher Kraft zeugende Verdeutschung! Die flott geschriebene Einleitung zeigt, daß Wolf die „Pionierpfade der Literar- und Textkritik", die er mit diesem Werk bewußt verlassen will, kennt. Ob aber der unbefangene Leser in dem Dargebotenen eine geschlossene, für sich sprechende Dichtung, das Epos des Alten Bundes, finden wird, ist mir zweifelhaft. Jedoch ist zu begrüßen, daß auch einmal diese rhythmischen Fragmente, aus ihrer Umklammerung gelöst und in sinnvolle Ordnung gebracht, breiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. — Literarisch einigermaßen geschulten Lesern wird das Buch Freude machen. R. Gerstlauer (Stettin).

Klatt, Fritz: Ja, nein und trotzdem. Gesammelte Aufsätze. Jena: Diederichs 1924. 204 S. Brosch. 4,—, Lw. 6,—.

Mit den drei Ausrufpartikeln des Buchtitels möchte auch die Besprechung beginnen: ja, um vielen Lesern die Tore zu öffnen in den „englischen" Garten dieser Naturpädagogik; nein, weil es unmöglich ist, Klatts impressionistische Behandlungsart in einem kurzen Referat festzuhalten; und trotzdem, damit wenigstens einige — besonders auch beruflich auswählende — Leser auf die Schrift und damit auf das noch „ungesetzte" Leben der neuesten Pädagogik aufmerksam werden. Die elegische Stimmung des vom Krieg Verschonten beherrscht glücklicherweise nur wenige Artikel; im allgemeinen ist Klatts Temperament zu gesund und aufbauwillig, als daß es sich im Negativen erschöpfen könnte. Gleich der erste Kreis von zusammengehörigen Aufsätzen (Lebensrhythmus und Erziehung, Schule und Jugendgarten, Jugendheim als Schicksalsstätte der Jugend, Erziehung und Erholung, Gestaltung der Freizeit) zeigt Klatt als tätigen Pädagogen, der die „erdachten" Wahrheiten auch zu organischer Ausgestaltung kommen lassen will, wobei ihm sein Ferienheim in Prerow als Experimentierstätte dient. Es ist der Klatt der „Schöpferischen Pause", der u. a. den Schulzwang abbauen will, den wir hier hören. Brennende pädagogische Gegenwartsfragen kommen in den Abhandlungen „Jugendfreundschaft", „Autoerotik und Gemeinschaftserotik" und „Das Bild des Führers" zum Austrag. Die übrigen zahlreichen Aufsätze stehen mehr oder minder isoliert da — obwohl sie sich alle zusammenfügen! — und können am besten unter dem Namen „Neueichung unserer Werte" zusammengefaßt werden, womit ja gleich erkennbar wird, ob sich die Einstellung dieses chaotischen Buches empfiehlt: ich möchte das befürworten, namentlich wegen der jungen Menschen, die unsere Büchereien benutzen und unter so linder Hand wie der Klatts zu selbsterkämpften Wertsetzungen gelangen können. Wenn dieser Zweck erreicht würde, so erfüllte sich gleichzeitig eine Forderung des Verfassers, die er in dem grundlegenden Aufsatze „Bücher im Lebensaufbau des Menschen" erhebt, daß nämlich Bücher gelesen werden, „um das eigene Selbst in irgend einem Sinn zu füllen oder zu ergänzen, nicht aber um das fremde Gebilde zu beurteilen". O. Tacke (Stettin).

Vorländer, Karl: Immanuel Kant. Der Mann und das Werk. Leipzig: Meiner 1924. 2 Bde. XII, 430 u. VI, 404 S. Hlw. 24,—.

Messer, August: Immanuel Kants Leben und Philosophie. Stuttgart: Strecker u. Schröder 1924. VIII, 335 S. Kart. 4,50, Hlw. 5,50.

Das Kantjubiläum hat dem deutschen Volke endlich die längst vermißte, Kants würdige Biographie gebracht. Es ist merkwürdig, daß in einer Zeit, wo jeder Zettel aus Kants Nachlaß einbalsamiert wurde, wo die Flut der Literatur über Kant von Jahr zu Jahr stieg, keine eingehende Biographie Kants geschrieben wurde. Diese Lücke ist nun ausgefüllt durch das Werk Vorländers, der ganz gewiß in erster Linie dazu berufen war. Er schildert uns das Leben Kants mit der Ausführlichkeit, die der Genius verdient. Den Hintergrund der Zeit, die Königsberger Umwelt, die philosophischen und literarischen Stimmungen der Zeit, alles läßt er in lebendigem Bilde vor dem heutigen Leser erstehen. Die Einteilung ist glücklich. Der erste Band behandelt Kants Leben und Werke bis zu den drei berühmten Kritiken, der 2. Band Kants Alter. Ein Bild des alten und des jungen Kant ist den beiden Bänden beigegeben. Wer Kant kennen lernen will, so, wie er wirklich war, der muß zu diesem Buch greifen.

Ganz anderer Art ist das Buch von Messer. Dem Leben Kants wird hierin nur ein kurzer Abriß gewidmet, der zu einem lebendigen Bilde des großen Philosophen nicht ausreicht. Sehr ausführlich dagegen ist die Kantsche Philosophie behandelt, und zwar in einer originellen Anordnung, ausgehend von der Philosophie des Sittlichen, die der Verfasser mit Recht als das Innerste der Kantschen Philosophie betrachtet. Seine Auffassung Kants berührt sich mit der Paulsens. Das Buch ist wie alles, was der Verfasser schreibt, gut und verständlich geschrieben und zur Einführung in die Kantsche Philosophie sehr geeignet. Insbesondere versteht es der Verfasser, die Kantschen Probleme und Lösungen vom heutigen Standpunkt aus zu beleuchten und interessant zu machen.

K. Hartmann (Stettin).

Vorländer, Karl: Kant als Deutscher. Darmstadt: Reichl 1919. 61 S.

Das kleine Büchlein Vorländers ist kurz nach dem Kriege erschienen und wohl im Kriege entstanden. Er sucht mit der eingehenden Einzelkenntnis, die dem Biographen Kants wie keinem anderen zu Gebote steht, die deutschen Züge in Kants Wesen herauszustellen. Er findet sie im wesentlichen in dem Idealismus und der Disziplin des Kantschen Geistes. So unanfechtbar diese allgemeine Charakteristik ist, so ist doch die etwas exklusive Art, wie Kant für das Deutschtum in Anspruch genommen wird, mehr der Zeit der Abfassung des Buches, als der Zeit und Stellungnahme Kants selbst entsprechend.

K. Hartmann (Stettin).

Meißinger, Karl August: Kant und die deutsche Aufgabe. Eine Handreichung zu Kants 200. Geburtstage. Frankfurt a. M.: Englert u. Schlosser 1924. 101 S. Brosch. 2,—.

Noch kühner als Vorländer sucht Meißinger Kant in die Gegenwart zu versetzen. Auf dem Grunde einer in großen Zügen gegebenen historischen Würdigung der Kantschen Philosophie ruft er Kant, insbesondere den Kant des kategorischen Imperativs, vor allem als Helfer an gegen die Nöte der Gegenwart, gegen den Materialismus, gegen den Kapitalismus, gegen den Imperialismus. Daß die Philosophie Kants diese Erscheinungen der heutigen „Zivilisation" ablehnen würde, ist unzweifelhaft richtig. Ob aber das Studium dieser Philosophie die Kraft hat, den mächtigen Leidenschaften, die diese Gebilde geschaffen und erhalten haben, ein Gegengewicht zu bieten, ist fraglich. Es liegt zuviel, auch geistige, Umwälzung zwischen Kant und uns, als daß wir ihn ohne weiteres als unseren Zeitgenossen betrachten könnten. K. Hartmann (Stettin).

Bernoulli, Christoph: Die Psychologie von Carl Gustav Carus und deren geistesgeschichtliche Bedeutung. Jena: Diederichs 1925. 67 S. Brosch. 2,50.

Carus, Carl Gustav: Über Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt. Unverändert hrsg. und eingeleit. von Christoph Bernoulli. Basel: Schwabe 1925. XVII, 245 S.

Wer in Ricarda Huchs lebensvollem Buche über die Romantik (im zweiten Bande) das Kapitel „Romantische Ärzte" aufmerksam gelesen hat, der erinnert sich gewiß des sächsischen Arztes und Seelenforschers Carl Gustav Carus. Wenn dieser einst mit Recht berühmte, dann aber gründlich vergessene Mann heute nicht nur als eine reiz- und würdevolle Gestalt sozusagen im Bilderbuche der späteren Romantik ein bescheidenes Schattendasein fristet, sondern recht eigentlich als Denker seine Auferstehung feiert, ist das den unermüdlichen Hinweisen von Ludwig Klages zu verdanken. Er hat es schließlich erreicht, daß auch die Psychologen unserer Zeit wieder auf die Stimme jenes wahrhaft seelenkundigen Philosophen zu hören bereit sind. Ein Schüler von Klages, der junge Baseler Philosoph Christoph Bernoulli, ist es denn auch, der in einer eindringlichen Studie die Psychologie von Carus im Zusammenhange dargestellt hat. Er geht in auffallender Weise aus von einer Untersuchung über das Verhältnis des romantischen Denkens zur voraufgegangenen Psychologie seit Descartes, wobei gleich der Blick des Lesers dafür geschärft wird, daß „das Unbewußte" der Carusschen Psychologie nichts zu tun hat mit jenem „Bewußtseinsdifferential", jenem winzig kleinen Bewußtsein in der Art Leibnitzens. Nach einer Darlegung seiner „genetischen Methode" und seiner metaphysischen Grundmeinungen (welche merkwürdige Anklänge an die platonische Ideenlehre aufweisen, aber nicht deren geheimen Rationalismus) gibt er einen „Aufriß der Carusschen Psychologie", an dem klar hervortritt die Gegensätzlichkeit zwischen seiner Lehre von der bildenden Tätigkeit des Unbewußten und den Theorien der sensualistischen Psychologie des letzten Menschenalters. In je einem besonderen Kapitel werden dann „die Entstehung des Bewußtseins und dessen Beziehungen zum Unbewußten" dargelegt, wird gezeigt, wie die alte Kantische Dreiteilung des menschlichen Innenlebens in „Fühlen, Erkennen und Wollen" bei Carus schon die Entwicklung zu einer Zweiteilung ahnen läßt, werden als Beispiel für die Fruchtbarkeit seiner „speziellen Psychologie", seine Lehren von der zwiefachen Polarisierung der Gefühle und vom Wesen der Krankheit erörtert. Zuletzt wird ein Ausblick auf die psychologiegeschichtliche Stellung der Carusschen Gedankenwelt geboten, an dem besonders wertvoll ist, was über die Pseudonachfolge Eduard von Hartmanns, über die eklektische Wiederbelebung der romantischen Psychologie durch Bergson und über die kongeniale Weiterbildung der Carusschen (biozentrischen) Psychologie durch Palagyi und Klages gesagt wird.

Gewissermaßen als Probe aufs Exempel hat dann Bernoulli die im Jahre 1856 geschriebene, aber heute wieder besonders zeitgemäß erscheinende Schrift über Lebensmagnetismus herausgegeben und vorzüglich eingeleitet. Mit überlegener Besonnenheit, ohne alles okkultistische Geschwöge, und doch wiederum ohne alle rationalistische Altklugheit bestätigt hier Carus die diesseits unseres Bewußtseins entspringende Quellkraft des Seelischen in ihrer durchaus elementaren Eigenart. Jeder aufmerksame Leser gewinnt aus diesem in goetheverwandtem Stil geschriebenen Buche den Eindruck, daß er es hier mit einem Geist von hoher Bildung zu tun habe, der — um seine eigenen Worte auf ihn anzuwenden — „nicht einseitig geworden ist, der beide Vermögen, das des Schauens in die Tiefen des Inkommensurablen wie das des festen Blicks auf die Flächen des wirklich Berechenbaren sich kräftig erhalten hat". Und er wird sich trotz aller Fortschritte, welche die naturwissenschaftlich orientierte Erforschung der magnetischen, hypnotischen und mediumistischen Erscheinungen seither gemacht hat, diesem Führer gerne anvertrauen, ob er ihn nun durch den Irrgarten der „sympathischen Wirkungen" der Gestirne, des Bodens, der Pflanzen, der Tiere, der Menschen auf Menschen (z. B. des „Versehens" der Schwangeren, des bösen Blickes,

der religiösen Heilungen) führt, oder ob er „magische Bewegungen" (z. B. magnetische Pendelschwingungen, Wünschelrute, Tischrücken) oder „magisches Empfinden und Erkennen" (z. B. Ahnungsträume, Schlafwachen und Hellsehen, zweites Gesicht und Verzückungen) erörtert, oder ob er schließlich von höchster Warte aus hinweist auf „die Magie des Geistes in Leben, Wissenschaft und Kunst".

Die erstgenannte Schrift wird nur für größere Büchereien in Betracht kommen, die zweite sollten aber schon mittlere Büchereien für ihre an den Fragen der „Nachtseiten" des menschlichen Seelenlebens ernsthaft interessierten Leser bereit halten. E. Ackerknecht.

Klages, Ludwig: Einführung in die Psychologie der Handschrift. Mit 23 Figuren. Stuttgart: Seifert 1924. 103 S. Hlw. 4,50.

Wie Klages im Vorwort hervorhebt, will er hier nicht, wie in seinem bekannten Standardwerk „Handschrift und Charakter" (vergl. Jg. 3 dieser Zeitschrift Seite 120) eine eigentliche Handschriftendeutungskunde bieten mit allen ihren theoretischen Voraussetzungen und technischen Verzweigungen. Dafür hat er in diesem ausgezeichneten Büchlein seine ausdruckswissenschaftlichen Grundüberzeugungen besonders übersichtlich zusammengefaßt. „Es ist dabei", sagt er selbst, „zumal an Zweifler und „Ungläubige" gedacht, die jedem Forscher willkommen sind, weil er hoffen darf, daß sie umsomehr auf Gründe und Tatsachen ansprechen werden, je weniger sie zu kapitulieren willig wären vor orakelnden Überschwenglichkeiten. Gerade aus ihren Reihen dürfte mancher sich fortan veranlaßt finden, der Ausdruckswissenschaft und insonderheit der Psychologie der Handschrift seine wahrheitsuchende Neigung zuzuwenden." Für solche ernsten Leser, die von der Graphologie mehr erwarten als ein interessantes Gesellschaftsspiel oder eine Art Röntgeneinrichtung zur „Enthüllung" ihrer Umgebung, gibt Klages in fünf Kapiteln eine Skizze dieses ganzen, vor allem durch seine Philosophie erschlossenen Forschungsfeldes. In dem Kapitel „Mittel und Wege der Wesenserkundung" bespricht er die methodische Vorfrage, wie es überhaupt möglich sei, daß wir die vielerlei Zeichen zu lesen vermögen, welche den Ausdrucksgehalt der persönlichen Bewegungsweise verraten. Das nächste Kapitel gibt dann die Klagessche „Theorie der Ausdrucksbewegung" („jede ausdrückende Körperbewegung verwirklicht das Antriebserlebnis des in ihr ausgedrückten Gefühls"), wobei gleich einige treffende Anschauungsbeweise aus der Handschriftenkunde gegeben werden. Die „Anwendungsbeispiele aus der Charakterkunde" zeigen dann vor allem, wie sich die Stärke des Willens in einer Einengung der Schwankungsbreite des natürlichen Bewegungsablaufes kundgibt und wie auf alle menschlichen Spontanbewegungen die u n b e w u ß t e n Erwartungen ihres anschaulichen Erfolges (das „persönliche Leitbild") gestaltend umgestaltend wirken. Das besonders wichtige 4. Kapitel enthält dann die Wesensmerkmale der „erworbenen Bewegungsführung", also der b e w u ß t e n Erwartungen des anschaulichen Bewegungserfolges, wobei all die landläufigen Einwendungen gegen die Möglichkeit einer exakten charakterologischen Deutung von Schriftzügen erörtert werden. Ein letztes Kapitel veranschaulicht dann noch in äußerst interessanter Weise am Verhältnis der Handschrift zur Psychologie der Geschlechter, zum Beruf und zu den seelischen Erkrankungen, was die Graphologie (ihrem Wesen nach) nicht oder (infolge der Unentwickeltheit der wissenschaftlichen Charakterkunde) noch nicht leisten könne. Klages hat hier ein pädagogisch sehr wirkungsvolles Spannungsmoment eingeschaltet, indem er dem Leser einige Schriftproben zur Beurteilung ihrer männlichen oder weiblichen Herkunft aufgibt und ihm erst später, wo er gar nicht mehr darauf rechnet, die Lösung verrät. Auch wird die Tafel über die Männlichkeit und die Weiblichkeit des Charakters all den Lesern, die sie aus „Handschrift und Charakter" noch nicht kennen, besonders willkommen sein und sie zu tieferem eigenen Nachdenken anregen. — Schon mittlere Büchereien dürfen sich dieses übrigens auch vorbildlich ausgestattete Büchlein nicht entgehen lassen.

E. Ackerknecht.

Feldkeller, Paul: Graf Keyserlings Erkenntnisweg zum Übersinnlichen. Die Erkenntnisgrundlagen des Reisetagebuches eines Philosophen. Darmstadt: Reichl 1922. 191 S. Brosch. 6,—.

Der Verfasser ist ein durchaus selbständiger Anhänger des Grafen Keyserling. Er zeigt seine Selbständigkeit vor allem dadurch, daß er die Philosophie Keyserlings, zu der er sich im wesentlichen bekennt, als einen „Denkdialekt" bezeichnet und gegen andere Denkdialekte, insbesondere gegen den hocheuropäischen, amerikanischen und den südasiatischen abgrenzt. Der „hocheuropäische Dialekt" ist die exakt wissenschaftliche Auffassung der Welt, die auf diese Weise wenigstens als eine berechtigte Auffassung anerkannt wird, anstatt wie in den üblichen Polemiken gegen den Rationalismus einfach als wertlos weggeworfen zu werden. Der Verfasser sieht in Keyserlings Denkdialekt eine Synthese der europäischen und asiatischen Denkform und betrachtet seinen Meister als den eigentlichen Erben des deutschen Idealismus, besonders Hegels, der zu dieser Synthese den ersten Grund gelegt hat. Das Werk ist lebhaft und frisch geschrieben und für philosophisch gebildete Leser sehr anregend. K. Hartmann (Stettin).

Schriewer, Franz: Vorleseabende auf dem Lande. Bordesholm: Nordischer Heimatverlag H. H. Nölke 1925. 32 S. Brosch. 0,25.

Die vorliegende Schrift ist kürzlich in der von den Kollegen Jungclaus und Schriewer herausgegebenen Reihe „Arbeit am Volkstum" als 3. Heft erschienen. Wie das erste und zweite Heft ist sie mit innerer Notwendigkeit aus der praktischen, heimatgerechten Büchereiarbeit herausgewachsen, die wir in Schleswig-Holstein vorbildlich sich entwickeln sehen. Schriewer bringt hier auf engstem Raume und in klarer, werbekräftiger Form soviel Grundsätzliches und Tatsächliches über sein Thema, daß sich jeder Leiter einer ländlichen Bücherei, der dieses Heft aufmerksam durchgelesen hat, verpflichtet und ermutigt fühlen muß, selbst auch durch Vorleseabende an der Erschließung seiner Bücherei zu arbeiten und so zugleich ihre gemeinschaftsbildende Wirkung zu verstärken. Besonders wertvoll ist, daß Schriewer in dem Abschnitt „Die Programmgestaltung" den ganzen Inhalt eines Vorleseabends („Mensch und Tier") wiedergibt, d. h. die vorgelesenen Stücke allerdings jeweils nur mit ihrem Titel, aber den einleitenden und verbindenden Text wörtlich und in voller Ausdehnung. So wird für den Leser des Heftchens unmittelbar ersichtlich, welche methodischen Forderungen Schriewer an den Aufbau des Programms und an seine Darbietung stellt. Anschließend wird dann die Forderung einer Leitidee noch genauer erörtert, wobei sie mit Recht als Entwicklungsprinzip (für die einzelne Vortragsfolge) im Sinne weltanschaulicher Antriebe bestimmt wird. Die anschließende ergänzende Betrachtung gilt dem literarischen Niveau und der Abwandlung des Spannungsreizes. Ein besonderer Abschnitt „Die Praxis" bringt dann noch eine kurze Erörterung der Raum- und Zeitfragen und anderer technischer Einzelheiten. Vierzehn Programme mit genauer Angabe der Lesezeiten und der Quellen und mit methodischen Nachbemerkungen beschließen das Heft. — Wir wünschen dem Verfasser und uns, daß die erste Auflage recht schnell vergriffen sein möchte, sodaß er beim Neuerscheinen des Heftes die inzwischen hinzugewonnenen Erfahrungen und Programme alsbald auch wieder einem weiteren Kreise von Bildungspflegern vorlegen kann. Jeder Leser unserer Zeitschrift sollte sich das Heft kaufen.

E. Ackerknecht.

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Loon, Hendrik van: Die Geschichte der Menschheit. In deutscher Bearb. von G. Schultze-Buchwald. Berlin: Mosse 1925. XII, 456 S. Lw. 13,50.

Am Anfang dieser Weltgeschichte erzählt der Verfasser, wie er von einem hohen Kirchturm seine Heimatstadt in neuem Lichte sah, wie der weite Ausblick auf ruhmreiche Vergangenheit neue Hoffnung verlieh, die Aufgaben der Zukunft

zu lösen. Gleichsam von dem „gewaltigen Turm der Erfahrung“, der Geschichte, möchte er gerade Kindern in einer ihrem Verständnis angepaßten Darstellung einen Überblick über die Entwicklung der Menschheit geben. Er hat sich gewiß keine leichte Aufgabe gestellt, und in origineller Weise hat er sie zu lösen versucht, indem er anschauliche, selbst gezeichnete Skizzen zur Erläuterung heranzieht. Er gibt so gewissermaßen eine Weltgeschichte in Bildern; seine Anregung die Kinder zur bildlichen Darstellung der ihnen geschilderten geschichtlichen Vorgänge anzuhalten, wird zur Zeit der Arbeitsschule gewiß nicht tauben Ohren begegnen. — Doch sind nicht die Bilder die Hauptsache, sie sind nur Mittel zum Zweck. Auch der Text ist in recht geschickter Weise unter Verwendung vieler Beispiele und Gleichnisse darauf gestimmt, das Interesse der Jugend oder auch einfacherer Leser zu wecken. Dabei ist van Loon nicht, wie es bei ähnlichen Werken so oft geschieht, in die beliebte Ausschlachtung von endlosen Anekdoten verfallen —, diese fehlen fast ganz. In lebendiger Weise schildert er die wesentlichen Momente und die Persönlichkeiten, die auf die heutige Gestaltung des Weltbildes wirklich maßgebenden Einfluß hatten. Natürlich ist es leicht, irgendwelche Lücken aufzuspüren; so fehlt z. B. völlig eine Würdigung Chinas, doch hören wir von Konfuzius und Laotse. Mehr als die Hälfte des Bandes wird der „Neuzeit“ gewidmet, und der Entwicklung der Technik, der Staatsverfassungen, der Wirtschaft und Kunst mehr Raum gegeben als den Kriegen und Friedensschlüssen. Es ist trotzdem keine bloße Kulturgeschichte, sondern eine recht geschickte Vereinigung von politischer und Kulturgeschichte. Eine bestimmte Tendenz, abgesehen von einer starken Neigung zur Demokratie, drängt sich nicht hervor. Allerdings hat die wohl durch die positivistische Geschichtsphilosophie beeinflußte Geschichtsauffassung des Verfassers zur Folge, daß über manche doch recht problematischen Dinge mit einer gar zu natürlichen Erklärung hinweggegangen wird, — doch mag das mehr an dem Wunsche liegen, objektiv und verständlich zu bleiben. — Zunächst macht das Buch, nicht zuletzt durch die zuweilen karrikaturhaften Bilder, den Eindruck einer Spielerei. Doch ist es dies keineswegs, sondern ein gewiß ernst zu nehmender und in seiner oft originellen Durchführung recht glücklicher Versuch, Kindern und auch einfachen Lesern eine bildhafte Vorstellung der Menschheitsgeschichte von der Urzeit bis in unsere Tage zu geben. Das Werk kommt schon für mittlere Büchereien in Frage; freilich darf es nicht als Ersatz für andere Geschichtswerke angesehen, sondern muß seiner Eigenart gemäß in der Ausleihe verwendet werden. M. Thilo (Halle).

Opitz, Walter: Völkergeschichte werdend und wirkend. Kurze Darstellung der Entstehung, Geschichte, des Wesens und der Zustände der für Deutschland wichtigsten anderen Völker und Staaten. Leipzig: Voigtländer 1921. 226 S. Geb. 2,25.

Der Verfasser, der schon ein Buch unter dem Titel „Deutsche Geschichte werdend und wirkend“ veröffentlicht hat, gibt hier eine Übersicht über die Geschichte der einzelnen europäischen und der wichtigsten außereuropäischen Völker von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Auf einem kleinen Raum ist ein sehr großer Stoff in glücklicher und übersichtlicher Weise verarbeitet. Besonders berücksichtigt ist überall die neuere und neueste Zeit und in ihr die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse und Verschiebungen. Die Ausdrucksweise ist dem Zweck entsprechend knapp, sie sucht überwiegend die Tatsachen zu geben und überläßt das Urteil dem Leser. Die ganze Haltung ist von einer ebenso seltenen wie erfreulichen Sachlichkeit. Politisch interessierte und geschulte Leser werden viel Wertvolles in dem Buche finden, zur ersten Einführung ist es nicht bestimmt.

K. Hartmann (Stettin).

Fehr, Hans: Massenkunst im 16. Jahrhundert. Denkmale der Volkskunst, Bd 1. Berlin: Stubenrauch 1924. 121, 86 S. 10,—.

Der Verlag Stubenrauch gibt unter dem Titel „Denkmale der Volkskunst“ und „Kleine volkskundliche Bücherei“ eine Sammlung in zwei Reihen heraus,

welche von jedem in der Volksbildungsarbeit Stehenden beachtet werden muß. Für die erste Reihe sind vorläufig angezeigt: Fehr: Massenkunst im 16. Jahrhundert. — W. Fraenger: Altdeutsches Bilderbuch, Hans Weiditz und die Volkskunde des Humanismus. — W. Fraenger: Der Neuruppiner Bilderbogen. Für die zweite Reihe: Pniower: Berliner Tragantfiguren. Eine vergessene Zierkunst aus dem Biedermeier. — Hampe: Der Zinnsoldat. Ein deutsches Spielzeug. — Fraenger: Alte Fibeln. Schon diese Titel beweisen, wie wichtig diese Veröffentlichung für die Gewinnung einer entwicklungsgeschichtlichen Auffassung der Volksbildungsvorgänge zu werden vermag. Gerade neuerdings hat ja Hans Naumann in den beiden empfehlenswerten Büchern „Grundzüge der deutschen Volkskunde" (Quelle & Meyer) und „Primitive Gemeinschaftskultur" (Diederichs) die doppelte Grundlage aller Volkskultur herausgearbeitet, indem er eine klare Scheidung zwischen gesunkenem Kulturgut und primitivem Gemeinschaftsgut macht. Etwas Ähnliches verfolgen auch der Verlag und die Herausgeber mit dieser Sammlung, nämlich: „Hervorhebung des volkshaften Gemeinschaftsgutes, das in dem Schaffen der großen volksständigen Meister Gestalt gewonnen hat! Sammlung und Sichtung aller volkswüchsigen Bildnerei, die sich unter und nach der Herrenkunst ihre besonderen Formen geprägt hat!". Eine wirklich brauchbare und dauerhafte Lösung des Volksbildungsproblems kann nur von einer entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungsweise herkommen, die angewendet wird nicht bloß auf Völker und Zeiten, sondern auch auf Volksteile und das Individuum. So ist das Unternehmen des Verlags, welches wertvolle geistesgeschichtliche und psychologische Einsichten verspricht, warm zu begrüßen.

In der „Massenkunst des 16. Jahrhunderts" gibt Fehr aus der großen Sammlung des Chorherrn Johann Jacob Wick zu Zürich (1522—1588) eine sehr feine Auswahl von illustrierten Flugblättern seiner Zeit. Er hat sie, um die Buntscheckigkeit des Volkslebens zu zeigen, nach bestimmten Gruppen geordnet: Der Sternglaube, Wundergeburten und Wundergestalten, Die Dämonen und das Recht, Hinrichtungen, Mordgeschichten und andere Erzählungen, Himmelserscheinungen, Türkengreuel usw. Schon diese Gruppen beweisen, daß Sensation keine Erscheinung nur der Gegenwart ist, sondern — mutatis mutandis — zu allen Zeiten gesucht wurde. In einem feinsinnigen Text würdigt Fehr diese ganze Vorstellungswelt und hält sich dabei vom Romantisieren ebenso fern wie vom hochmütigen Aburteilen. — Das Werk ist als kulturhistorisches Bilderbuch anregender als die an Überfülle leidende „Deutsche Kultur des Mittelalters" von Herre. Denn es gibt ein bestimmtes Stück Leben in Abrundung und Vertiefung. Darum kann das Buch schon gut von Kleinstädten mit entwickelterer Bücherei eingestellt werden. Der Gefahr, daß es bloß zum Durchblättern benutzt wird, sollte man allerdings bei der Ausleihe zu begegnen suchen.

F. Schriewer (Flensburg).

Martens, Kurt: Schonungslose Lebenschronik. Bd. I. 1870—1900. Bd. II. 1901—1923. Wien: Rikola-Verlag 1921 u. 24. Geb. 3,50 u. 4,—.

Eine wirklich „schonungslose" Lebenschronik zu schreiben, hätte Sinn, wenn der Verfasser von Dingen sprechen könnte, deren Geständnis für ihn eine Befreiung, für den Leser ein erschütterndes Erlebnis wäre. Aber Kurt Martens ist keine Persönlichkeit, die erschütternde Geständnisse zu machen hätte. Er hat in den Perioden, von denen er „schonungslos" berichtet, immer nur zur „Bohême dorée" gehört, und bei aller nützlichen Tätigkeit im Dienste der neuen Literaturbewegung darin doch eben gelebt wie Dutzende anderer auch, die deshalb nicht gleich ihre kleine Biographie mit ihren im tiefsten Grunde philisterhaft öden Details wichtigtuerisch der Welt als schonungslose Lebenschronik feilbieten. Ob man es tut, ist im Grunde Sache des guten Geschmacks: Kurt Martens versagt darin genau so wie Sudermann in seinen unappetitlichen Jugenderinnerungen. Was die beiden Bände interessant macht, ist nicht der schonungslose Kurt Martens, sondern das, was über literarische Strömungen und eine Unzahl von Literaturgrößen, mit denen der Verfasser in Berührung gekommen ist, berichtet wird.

freilich auch das meist Dinge, die aus Gründen des Taktes ruhig der Vergessenheit anheim fallen dürften. Es geht wirklich nur den Literatursnob an, zu wissen, was solche von ihren Cliquen hinaufgelobten Literaten wie Hartleben und Bierbaum für erotische Lebensgewohnheiten gehabt haben. Wertvoll ist der Schluß des zweiten Bandes, der eine Schilderung des literarischen München während des Krieges und der Revolution bringt. Für Volksbüchereien unverwendbar, nicht aus moralischen Bedenken, sondern weil die Absicht des Buches in einem nahezu komischen Mißverhältnis zu seinem tatsächlichen Gehalt steht.

G. Kemp (Memel).

Ludwig, Emil: Genie und Charakter. Zwanzig männliche Bildnisse. Berlin: Rowohlt 1924. 277 S. 8,50.

Der Untertitel erläutert das etwas mißverständliche „Genie und Charakter". Die zwanzig Bildnisse sind in zwei Hauptgruppen von politischen und Künstlerpersönlichkeiten geordnet; jede dieser Abteilungen zerfällt wieder in dreimal drei Poträts, was 18 Essays ergibt. Die Zahl zwanzig wird dadurch erreicht, daß zwei dieser Aufsätze zwei Männer zugleich darstellen. Die Folge beginnt mit König Friedrich dem Großen, Stein, Bismarck; drei Afrikamänner reihen sich an: Stanley, Peters und Rhodes, es folgen drei Politiker der jüngsten Zeit: Lenin, Wilson und Rathenau. In der Reihe der Künstler stehen zuerst Lionardo, Shakespeare, Rembrandt; dann Voltaire. Byron und Lassalle, in einem Aufsatz in Parallele gestellt, folgen. Goethes und Schillers Freundschaft wird in einem Essay für sich behandelt. In der jüngeren Zeit endet auch diese Reihe mit Dehmel und Bang. Sendler, das Bild eines österreichischen Offiziers, schließt das Buch ab.

Eine so stattliche Reihe von Bildnissen kann nicht gleichmäßig sein. Wo über einen Menschen schon viel gesagt worden ist, ist die Aufgabe, sich bedeutsam über ihn auszulassen, viel schwerer. Es ist für einen klugen und geistreichen Schriftsteller dann verlockend, etwas zu sehr ins Geistreiche, ins Blendende zu verfallen. Das hat Ludwig bei König Friedrich, bei Bismarck, bei Shakespeare und auch sonst nicht ganz vermieden.

Die Darstellung von Männern, deren Leben in das unsrige hineinreicht — ganz bewußt hat der Verfasser keinen Lebenden dargestellt — ist wegen der großen Nähe nicht immer ganz geglückt, so vor allem die Darstellung Wilsons. wo Ludwig überdies das Gebiet der reinen Dichtung betritt: Washington verteidigt in einem fingierten Gespräch mit Wilson diesen vor den eigenen Vorwürfen. Von dem letzten Essay über den österreichischen Offizier soll hier abgesehen werden, da offenbar der Freund dem Freunde hier ein Denkmal errichtet.

Wie tief die Menschenkenntnis Ludwigs ist, wie stark sein Wille zur Gerechtigkeit, wie warm sein Herz in der Liebe zum Mitmenschen, das zeigt sich am schönsten vielleicht dort, wo er an sich unsympatische Menschen wie Stanley, Peters oder Lassalle zeichnet. Aber dem Leser wird doch am wärmsten dort, wo die Menschlichkeit der Dargestellten selber reich und kostbar ist, so vor allem bei Stein, bei Lionardo, Rembrandt, Goethe und Schiller. Hier zeigt sich, daß Ludwig einer der Berufenen ist, von denen er in seiner Vorrede spricht. „Er allein, der sein Leben als ein Gleichnis erlebt, ist reif, das Gleichnis anderer Menschen zu erfassen. Denn, wie er selbst Notwendigkeit in seinen Tagen spürt, so wird er mit Ehrfurcht in fremden Geschicken nichts anderes als Notwendigkeit erkennen und mit behutsamer Hand das, was geschah, aus dem verschlungenen Gewebe der Charaktere deuten, in denen Gottes Finger winkt."

Der Stil Ludwigs ist sprunghaft, streift mitunter leicht das Literatenhafte. Er verlangt von seinen Lesern ganz außerordentlich viel. So wird die Gesamtheit dieser Bildnisse nur hochgebildeten Lesern zugänglich sein, die überdies über eine recht eingehende Sachkenntnis verfügen, um die häufigen, knappen Angaben sofort zu versehen. Solchen Lesern aber wird das Buch etwas bedeuten. Aus dem Gesagten geht ohne weiteres hervor, daß es sich nur zur Anschaffung an Büchereien großer oder ansehnlicher, mittlerer Städte eignet oder an Landes-Wander-Büchereien.

J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

Spieß, Johannes: Sechs Jahre U-Bootfahrten. Mit 33 Abb. und 16 Kunstdrucktafeln. Berlin: Hobbing 1925. 212 S. Brosch. 7,—.

Spieß, der von 1912—18 als U-Bootsoffizier und -kommandant tätig war, kennzeichnet in diesem Buche einige wichtige Abschnitte des U-Bootkrieges. So schildert er kurz den Stand der U-Bootswaffe vor dem Kriege, berichtet — allerdings etwas breit — von der Torpedierung der drei Kreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy" und der Tätigkeit von U 9 im Ostseegebiet und führt dann einzelne Erlebnisse aus dem eingeschränkten und uneingeschränkten U-Bootskrieg bis zum Zusammenbruch vor. Da Spieß längere Zeit bei der U-Bootwaffe gestanden hat, wird bei ihm mehr als bei anderen derartigen Schriften die dauernde Entwicklung des U-Bootes, durch Wechsel der Angriffs- und Abwehrmöglichkeiten bedingt, herausgearbeitet, ohne daß freilich ein vollständiges Gesamtbild entsteht. Auch kann der kritische Leser aus dem Buch manches Wissenswerte über die Taktik des Seekrieges erfahren. Der „flotte Plauderton", der sonst ähnlichen Darstellungen eignet, wird hier durch eine gewisse Nüchternheit ersetzt, wie dem Buche überhaupt die Betonung des „Erlebnisses", des Abenteuerlichen, fehlt, das unsere Leser sehr oft in solchen Kriegsdarstellungen suchen. So nimmt das Buch nach der kriegsgeschichtlichen wie abenteuerlichen Seite hin eine Zwitterstellung ein, zumal die einseitige politische Einstellung des Verfassers und seine Tendenz, für die U-Bootswaffe Propaganda zu machen, eine kritischere Betrachtung der Ereignisse nicht aufkommen lassen. Büchereien, die schon mit Darstellungen aus dem U-Bootskriege reichlich versehen sind, mögen daher auf eine zusammenfassende Darstellung warten; sonstigen größeren und mittleren Büchereien, deren Leser besonderes Interesse für diese Gebiete haben, mag es immerhin als ein Versuch, über die gewohnte Art der Darstellung hinauszugehen, empfohlen werden.

W. Schieck (Greifswald).

Binding, Rudolf G.: Aus dem Kriege. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1925. 356 S.

Binding begleitet mit Tagebuchaufzeichnungen und Briefen den Krieg vom Oktober 1914 bis zum Ende; er hat ihn als Offizier an der Front und im Stab mitgemacht und hat als ernste, tapfere Persönlichkeit das Recht, sein Zeugnis abzulegen für all das Schicksal, in dem der deutsche Mensch gestanden ist, bis ihm „alle Glocken genommen waren", die in den ersten Monaten noch in ihm geklungen hatten. Binding hat den Krieg sehr tief erlebt und mit erschüttertem Schweigen geduldet. Sein Buch ist ohne Haß, aber es ist da, wo er gesehen hat — und er ist sehr hellsichtig gewesen — von einer so furchtbaren Klarheit, daß es auch ohne ein Wort der Anklage für das Elend, das über das deutsche Volk und über die europäischen Völker Herr geworden ist, ergreifend Rechenschaft fordert. Binding steht mit schöner und bewußter Haltung zum deutschen Schicksal, er lebt mit seiner Truppe und hört den Herzschlag seiner Leute, und die gütige Menschlichkeit, mit der er berichtet, ist so erwärmend, daß sein Buch in die erste Reihe der wenigen literarischen Zeugnisse des Krieges eingeordnet werden muß, die wegen ihres hohen ideellen Wertes dauernde Geltung behalten werden. Es gehört in jede, auch die kleinste Bücherei. Was Binding erlebt und berichtet, ist so sehr unser aller Not, daß es kläglich wäre, wenn es nicht gelänge, einer derartig reifen und ehrlichen Männlichkeit die gebührende Achtung auch in den trägsten Volksschichten zu verschaffen, die bis auf den heutigen Tag gewohnt sind, ihren Hunger nach Heldenverehrung an den Scherl- und Ullstein-Bänden zu sättigen.

G. Kemp (Memel).

Much, Hans: Akbar, der Schatten Gottes auf Erden. Dachau: Einhorn-Verlag 1925. 227 S. Brosch. 5,—, geb. 7,50.

Vor genau 40 Jahren erschien der Schlußband des Werkes, in dem Prinz Friedrich August von Schleswig-Holstein-Augustenburg, der unter dem Namen eines Grafen von Noer schrieb, den dritten Kaiser der timuridischen Mogul-

dynastie, Akbar, die größte Persönlichkeit der neueren Geschichte Indiens, geschildert hat. Indische Gelehrte haben seither Einzelheiten seiner Regierung und Verwaltung untersucht; die Kunst seiner Zeit, die er als gewaltiger Bauherr und als Gönner, ja Begründer der indisch-persischen Malerei entscheidend beeinflußt hat, ist — meist durch englische Arbeiten — bekannt gemacht worden. In Deutschland hat der Tübinger Indologe Garbe in einer Universitätsrede Persönlichkeit und Wirken Akbars in großen sicheren Strichen umrissen. Und Vincent A. Smith hat 1917 in Oxford das bis auf weiteres abschließende Werk über den großen Timuriden erscheinen lassen.

Der Verfasser des hier anzuzeigenden Werkes sagt uns nicht, ob er in ihm Geschichte, Dichtung oder Homilie geben wollte. Aber bald sieht der Leser: mit den oben genannten ernsthaften Arbeiten hat das vorliegende Buch nichts zu tun. Hier führt hemmungslose Begeisterung die Feder. Kapitel in gehobener Prosa, die aber nicht selten in Plattheit absinkt, wechseln mit Dialogszenen, in denen überlieferte und erfundene Persönlichkeiten dem Kaiser die Stichworte für seine Aussprüche geben. Das Bild des Fürsten und Kriegers wird dabei in das des sentimentalen Vorsitzenden eines Kränzchens für ethische Kultur verzeichnet. Wo so im großen daneben gegriffen ist, hat es keinen Sinn, um verfehlte Einzelheiten zu rechten; nur ein paar als Beleg: „Gangas" wiederholt statt Ganga oder Ganges; Kaschmir ist keine „gewaltige Hochebene"; und die Hof- und Reichskunst, die Akbar pflegte, kann man, wenn Worte überhaupt einen Sinn haben sollen, ganz sicher nicht „Heimatkunst" nennen. — Der Verfasser wünscht auf S. 114, daß Akbar vor dem Schicksal Goethes, ganze Bibliotheken um seine Person aufgetürmt zu sehen, bewahrt bleiben möge. Dieses Buch wenigstens brauchen die Bibliotheken nicht aufzubewahren — trotz der schönen Ausstattung, die der Verlag daran gewendet hat. E. Gratzl (München).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Reichwein, Adolf: Die Rohstoffe der Erde im Bereich der Wirtschaft. 2. Aufl. Jena: Fromann 1924. 100 S.

Dem Verfasser ist es gelungen, in knappen und klaren, durch eine Anzahl Wirtschaftskärtchen ergänzten Übersichten ein Bild von der geographischen Verteilung der Rohstoffe der Erde zu zeichnen, welche die Grundtatsachen bilden für die gegenwärtigen weltwirtschaftspolitischen Geschehnisse und eine außenpolitische Selbstbesinnung. Wegen dieser grundlegenden Bedeutung ist die kleine Schrift allen Volksbüchereien zu empfehlen. H. Horstmann (Gleiwitz).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Beyer, Oskar: Norddeutsche gotische Malerei. Braunschweig: Westermann 1924. 47 S., 59 Taf. Lw. 8,—.

Als 5. Band der für norddeutsche mittlere wie größere Büchereien höchst beachtlichen Veröffentlichung „Hansische Welt" ist die „Norddeutsche gotische Malerei" von Beyer erschienen. Ausstattung, Druck, Tafelwerk sind wie bei den vorhergehenden Bänden vorzüglich. Besonders erfreulich aber ist die wohlgelungene Einführung. In dem ersten Kapitel, dem „Gesicht der Gotik" hält der Verfasser sich besonnen fern von den extremen Thesen Worringers und Schefflers, wonach Gotik und Ekstase gleichbedeutend sind, ebenso aber auch von der anderen von Much und Hausenstein vertretenen Auffassung, welche in der Gotik sieht „den selbstverständlichen Glauben an die wesentliche und also ruhende Tatsächlichkeit der Welt; eine Tatsächlichkeit, die in sich beharren darf, weil sie sicher ist". (Hausenstein). Die Wahrheit liegt nach Beyer in der Mitte. „Gotik ist nicht nur Erregung, sondern gleichermaßen auch Beruhigung." Sehr fein

wird in dem zweiten Kapitel die Eigenart der niederdeutschen Gotik in Gegenüberstellung zur süddeutschen umrissen. „In der Schlichtheit und Festigkeit ihres Gebarens ist sie vollkommen gesund bis ins Mark hinein . . ., ist sie volkstümlich von Grund auf." Der eigentlichen Schilderung des Stoffes wenden sich dann die beiden Kapitel Wandmalerei und Tafelmalerei zu, in denen die grundsätzlichen Verschiedenheiten dieser beiden Arten aufgezeigt werden. Gerade in diesen beiden Abschnitten steckt außerordentlich viel Kunsterziehliches (nicht in dem gewöhnlichen ästhetischen Sinne). Das Was der Bilder wird ebenso behandelt, wie die Grundvoraussetzungen und das Wie des Stiles, und energisch das Ineinandergreifen von Form und Inhalt gewahrt, wobei die „abstrakte Richtung" unseres heutigen Kunstbetriebes als „Erzeugnis reflektierender Geschlechter" gebührend gekennzeichnet wird. Der durch Wärme und Klarheit ausgezeichnete Stil macht das Buch schon für kleinstädtische Büchereien — mindestens in Norddeutschland — unentbehrlich. Gleichwohl wendet es sich naturgemäß an den gebildeteren Leser.

F. Schriewer (Flensburg).

Pastor, Willy: Das Leben Albrecht Dürers. Mit 50 Bildern. Leipzig: Haessel 1923. 399 S. 7,50, geb. 9,—.

Albrecht Dürer, der als echter Deutscher zwischen dem Nordischen und der Antike hin- und hergerissen wurde und somit der zünftigen Kunstgeschichte nur allzu sehr als rein formales Problem gilt, setzt einer volkstümlichen Darstellung große Schwierigkeiten entgegen, wenn sie mehr als Oberfläche und künstliche Begeisterung geben will. Darin mag es denn mit begründet liegen, daß wir außer der ganz trefflichen und preiswerten dreibändigen Veröffentlichung von Waldmann im Inselverlag, welche mit lebendigen Einleitungen Gemälde, Handzeichnungen, Stiche und Holzschnitte in guten Wiedergaben bringt, kaum ein für die mittlere und kleinere Volksbücherei in Betracht kommendes zusammenfassendes Werk besitzen. Pastor hat, was die eigentliche Darstellung anbelangt, ein Buch geschaffen, das manchem Dürer wirklich nahe bringen kann. Denn er hat klar erkannt, daß „Mensch und Künstler bei Dürer nicht zu trennen sind. Wer sein Werk nur als ein Stück Kunstgeschichte behandelt, unterbindet einen Teil seiner Kraft. Reichlich viel zu sagen hat Dürer ja wohl dem Auge, das nur Auge sein will. Volles Leben aber durchrauscht die wunderbare Folge von der Apokalypse bis zu den Aposteln doch dann erst, wenn wir den Strom der Kulturgeschichte in sie hineinfluten lassen, wenn wir achthaben, wie der Mensch Dürer zu den Dingen stand und sich mit ihnen auseinandersetzte in seiner Kunst." Dieses volle Leben der Zeit, der Kunst, des Menschen, hat Pastor in seine Darstellung in einer vorbildlichen Weise hineingebracht, wobei ganz dahin gestellt sein mag, ob einzelne Züge nicht zu sehr aus unserer Zeit gedeutet sind. Auch über die Kunst, Bildinhalte durch Beschreibungen wiederzugeben, verfügt er in besonders glücklichem Maße, sodaß, wenn man alles zusammenhält, ein stilistisch ausgezeichnetes Werk von stellenweise dramatischer Kraft entstanden ist. Bei alledem bewahrt sich Pastor eine gesunde Kritik den künstlerischen Werken gegenüber, sodaß er auch hier ein Führer ist. Was will es da verschlagen, daß eine gewisse „nordische" Einstellung zuweilen über das Ziel hinausschießt. So, wenn die Übereinstimmung zwischen Dürerköpfen und Christustyp aus einer Art unio mystica erklärt wird, statt wie näher liegt aus dem Suchen Dürers nach dem auf Proportionen beruhenden Idealtyp. Auch der Deutungsversuch der Kupferstiche: Ritter, Tod und Teufel, Melancholie, Hieronymus im Gehäus als einer Trilogie des Todes ist kaum möglich. Auch anderes wäre hier wohl anzumerken. Das aber kann die Wärme dieser kunstvoll schlichten Darstellung nicht beeinträchtigen, der man einen hohen Erziehungswert zugestehen muß. So möchte man das Buch rückhaltlos empfehlen, wenn nicht die Abbildungen wegen ihrer Kleinheit ungenügend, ja bisweilen auch in der Reproduktion schlecht wären. Auch dürften sie gerne zahlreicher sein, da es grundsätzlich verfehlt ist, in einem für weite Kreise bestimmten Buch Besprechungen von Bildern zu geben, die der Leser nicht gleichzeitig betrachten kann. So wird die Bücherei daneben noch Abbildungswerke haben müssen. Man wird sich dabei am ehesten für den Dürerband der „Klassiker

der Kunst" trotz der wenig schönen Wiedergaben entscheiden, weil die Beschaffung der Einzelausgaben auf Schwierigkeiten stößt und auch meist, abgesehen von den Inselbändchen (die „kleine Passion" und das „Marienleben") zu teuer ist.

F. Schriewer (Flensburg).

Beyer, Oskar: Bach. Eine Kunde vom Genius. Berlin: Furche-Verlag 1924. 63 S. Brosch. 1,20.

Aus der Überzeugung heraus, daß Bach als Erscheinung, die Leben und Denken neu zu formen imstande ist, noch bei weitem nicht genügend gewürdigt sei, hat Beyer dies Büchlein geschrieben. Über dem menschlichen Einzelschicksal, das nur ganz kurz gestreift wird, werden größere Verhältnisse sichtbar: mit Bach kommt die Gestaltungskraft seiner Vorfahren zum Ende und zum Gipfel, er führt die kirchlich-christliche Musik auf die Höhe, die über die Konfessionen ragt. Bach ist als Schaffender für Beyer der Genius, der ausschließlich das Werkzeug höheren Willens war, und als solcher „eine der größten Bestätigungen für das neu keimende „magische" Weltbewußtsein, das an Stelle zerbröckelnder Kulturformen feste, reinere Gebilde setzen will". Das Buch, das eine eingehende Beschäftigung mit Bach und seinen Werken voraussetzt, kommt nur für größere Büchereien in Frage und wird auch dort nur einem ganz engen Leserkreis zugänglich sein. W. Eggebrecht (Flensburg).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Bürger, Otto: Spaniens Riviera und die Balearen. Eine gemächliche Frühlings- und Sommerreise. Mit 71 Abb. auf 52 Tafeln. 2. Aufl. Leipzig: Dietrich 1924. 355 S. Brosch. 10,—, geb. 12,—.

Professor Bürger, bekannt durch seine Naturforschertätigkeit in Südamerika, schildert hier, was er in sieben Sommermonaten des Jahres 1912 an der spanischen Westküste bis hinab nach Murcia und auf den Balearen, also im ganzen cataloniſchen Gebiet gesehen hat. Mit der sicheren Beobachtung des Naturwissenschaftlers und der mühelosen Beherrschung der Landessprache verbindet der Verfasser warme Teilnahme am Leben des Volkes und an seiner Geschichte, sowie einen feinen, nie aufdringlichen Humor. Das Buch, reich und gut illustriert, ist eine der besten deutschen Reiseschilderungen aus Spanien und muß allen größeren Büchereien, die seine erste Auflage (1913) nicht besitzen, zur Anschaffung empfohlen werden. E. Gratzl (München).

Hurlimann, Martin: Tut Kung Bluff. Das unvermeidliche Buch eines Weltreisenden. Zürich: Grethlein & Co. 1924. 282 S. u. Tafeln.

Zunächst verstimmt der gesuchte Titel, der die drei hauptsächlich in dieser Schilderung der üblichen Kavalierstour um die Welt behandelten Länder, Ägypten, China, Amerika, andeuten soll. Auch die unglaubliche Dürftigkeit und Oberflächlichkeit der Impressionen aus Ägypten, Ceylon, Niederländisch-Indien bessert die Laune des Lesers nicht. Dann aber kommt das Hauptstück, die chinesischen Eindrücke. Sie haben den Verfasser offenbar am stärksten bewegt; so weiß er auch hier das beste und tiefste zu sagen. In dem Kampf zwischen dem alten China und dem amerikanischen Geist stellt er sich entschlossen zu den Konservativen. In den Schilderungen aus Japan stehen ein paar beachtenswerte Seiten über die moderne Kunst des Landes. Was über Nordamerika geschrieben ist, sinkt wieder zur Belanglosigkeit des Anfangs herab. Nur ganz große Büchereien werden das Buch — um der chinesischen Kapitel willen — einstellen.

E. Gratzl (München).

Lehmann, F. W. Paul: Japan. (Jedermann's Bücherei. Abt. Erdkunde.) Breslau: F. Hirt 1925. 134 S. m. 32 Bildern u. Kartenskizzen. Hlw. 3,—.

In dem knappen durch die Sammlung vorgeschriebenen Rahmen sehr inhaltreiche Landeskunde, gegliedert nach Physiographie, Kulturgeographie, Land-

schaften Japans, Kolonialländer. Bemerkenswert ist das Bestreben des Verfassers nach gerechter Beurteilung des japanischen Charakters. Gute Bilder, Index und Literaturverzeichnis, dieses nicht ohne Druckfehler, sind beigegeben.
E. Gratzl (München).

Reiner, Otto: 18 Jahre Farmer in Afrika. Leipzig: List 1924. 362 S. Hlw. 4,50, Lw. 5,—.

Als junger, fast mittelloser Handwerker zog Reiner 1903 nach Südafrika. In der englischen Kolonie suchte er als wandernder Uhrmacher und Photograph sein Brot; da Deutsche dort nur geduldet waren, ging er, um manche Erfahrung reicher, nach Deutsch-Südwest. Er erwarb sich die Mittel, Land zu kaufen, wurde Farmer, und da er nicht nur Glück, sondern gesunden Menschenverstand hatte und eine unermüdliche Schaffenskraft ihn beseelte, konnte er 1914 auf einen ansehnlichen Besitz als sein Eigentum blicken. Der Krieg und die Übergabe des Landes an die Engländer zwangen ihn, fast von vorn mit seiner Lebensarbeit zu beginnen, bis er seine Farm verkaufen konnte. — Trotz einer Überarbeitung hat das in ursprünglichem, zuweilen derbem Tone geschriebene Buch nicht an unmittelbarer Wirkung verloren. Mit Humor weiß Reiner von seinen Erlebnissen als Ansiedler und Jäger, als Diamantensucher und Viehzüchter zu plaudern. Frisch und lebhaft erzählt er, wie im Ausland nur unverzagte Arbeit und kräftiges Draufgängertum, nicht Bescheidenheit, zu Achtung und Erfolg verhelfen. Immer wieder weist er an Beispielen die kolonisatorische Befähigung des Deutschen nach. So will er auch mit seinem Buche dazu beitragen, das Interesse an unseren jetzt verlorenen Kolonien wach zu halten. — Das gut ausgestattete, durchaus volkstümlich geschriebene Buch wird allen Büchereien empfohlen. M. Thilo (Halle).

Bates, Henry Walter: Elf Jahre am Amazonas. Abenteuer und Naturschilderungen, Sitten und Gebräuche der Bewohner unter dem Äquator. Bearb. u. eingel. von B. Brandt. Mit 19 Abb. u. 14 Kt.-Skizzen. Stuttgart: Strecker & Schröder. XII, 290 S. Brosch. 5,—, geb. 7,50.

Henry Walter Bates hat in den Jahren 1848—1859 das Amazonenstromgebiet bereist, die Paramündung, die Stromschnellen des Tocantins und den Stromlauf hinauf bis in die Nähe der brasilianisch-peruanischen Grenze. Er war in erster Linie Zoologe — eine Riesensammlung von 14 712 Tierarten, davon 800 neuen, brachte er als wissenschaftliches Ergebnis nach England zurück —, doch mit der gleichen Schärfe und Anteilnahme wie das Tierleben des Urwaldes beobachtete er die Vegetation, das Leben der verschiedenrassigen Eingeborenen und Ansiedler. Von alledem berichtet er in der etwas trockenen, aber anschaulichen, gehaltvollen und keineswegs langweiligen Weise älterer Reiseschilderer. Nach der Einleitung des Herausgebers ist trotz mannigfacher Fortschritte in der Kenntnis Nordbrasiliens Bates' Bericht noch immer nicht überholt. Aber auch, wo das der Fall sein mag, bleibt die Darstellung eine wertvolle kulturgeschichtliche Quelle für eine Zeit, wo die moderne Technik noch nicht in so weitgehendem Maße selbst den zähen und starken Urwald mit seinem Rätselhaften zurückgedrängt hatte. B. Sauer (Stettin).

Schmitthenner, Heinrich: Tunesien und Algerien. Die Landschaft und ihre Bewohner. Mit 30 Abb. auf Tafeln und 5 Karten. Stuttgart: Strecker & Schröder 1924. 174 S. Brosch. 5,50, Lw. 7,—.

Der Heidelberger Geograph schildert auf Grund einer Bereisung im Jahre 1912 die Lande vom Westrand der Syrte bis zur Stadt Algier. Zu einem vollen Bilde Algeriens, das der Titel doch wohl verspricht, fehlt also das ganze Departement Oran, das in Landschaft und Bevölkerung von den östlicher gelegenen Landesteilen doch stark abweicht. Was aber gegeben ist, eine Landeskunde, aufgebaut auf den geologischen und geschichtlichen Gegebenheiten und belebt durch eigenes Sehen, ist gut; nur gelegentlich merkt man, daß das Urteil durch Vorkriegsein-

drücke bestimmt ist, so bei Besprechung des Verhältnisses der Eingeborenen zur herrschenden Macht (S. 61): der Gegensatz hat seither durch Krieg und Kriegsfolgen an Schärfe sehr zugenommen. Von solchen Einzelheiten abgesehen, verdient das Buch, dem auch gute und charakteristische Bilder und ein verläßlicher Index nicht fehlen, durchaus empfohlen zu werden. E. Gratzl (München).

Frobenius, Leo: Der Kopf als Schicksal. München: Kurt Wolff 1924. 3 Bl., 186 S., 2 Bl., 13 Tafeln. Lw. 12,—.

Ein Nebenergebnis der Forschertätigkeit des Verfassers. 13 Lebensbilder aus Afrika von der Kabylie bis zum Kongo, deren jedem ein Porträt vorangestellt ist, allerdings ohne daß jeweils die Beziehung von Physiognomie zum inneren Wesen und dem dadurch bedingten Lebensschicksal ausdrücklich aufgezeigt wurde, was der Titel eigentlich erwarten läßt. Nur für große Bibliotheken, die die übrigen Werke des Verfassers vollständig besitzen. E. Gratzl (München).

Brandt, B.: Kulturgeographie von Brasilien. Mit 5 Taf. u. 19 Abb. Stuttgart: Engelhorn 1922. 112 S.

Die Anbahnung eines tieferen Verstehens der brasilianischen Kultur ist der Grundgedanke dieses ausgezeichneten Buches, das einen Teil einer Monographie über Brasilien in der von A. Penck herausgegebenen Bibliothek länderkundlicher Handbücher bildet. Mit geographisch geschultem Blick hat der Verfasser die bestimmenden Faktoren der brasilianischen Kultur aus den räumlichen Beziehungen, aus den wirtschafts-, siedlungs- und verkehrsgeographischen Gegebenheiten des Landes ersehen und durch Hinzufügung zahlreicher einprägsamer Skizzen und Karten zur Anschauung gebracht. Das Buch wird allen denen, die sich für das „Zukunftsland" Brasilien, insbesondere als Auswanderer interessieren, eine höchst willkommene Gabe sein. Es sollte daher zum Bestand bereits jeder mittleren Volksbücherei gehören. H. Horstmann (Gleiwitz).

Hedin, Sven: Verwehte Spuren. Orientfahrten des Reise-Bengt und anderer Reisenden im 17. Jahrhundert. Mit 62 bunten u. farb. Abb. u. 1 Kt. Leipzig: Brockhaus 1923. 366 S. Hlw. 15,—, Lw. 17,—.

Das vorliegende Buch ist das Ergebnis emsiger Forschertätigkeit, um das Leben und vor allem die Reisen des Bengt Bengtssen Oxenstierna aufzuhellen und zu schildern. Nach interessanten familiengeschichtlichen Darlegungen über die Vorfahren des Bengt, der aus uraltem schwedischem Adelsgeschlecht stammt und ein Vetter Axel Oxenstiernas, des Kanzlers Gustav Adolfs, war, folgt der Verfasser den Spuren des Reise-Bengt, wie er von den Zeitgenossen wegen seiner großen Reisen benannt wurde, durch Deutschland und nach den Ländern des Orients. Da die Quellen über Bengts Reise äußerst dürftig sind — von dem Reisetagebuch Bengts ist nur ein kleines Bruchstück aufgefunden worden —, so hat Hedin für die Darstellung der kulturgeographischen und geschichtlichen Zustände jener von Bengt damals bereisten Städte und Länder Aufzeichnungen anderer zeitgenössischer Reisender herangezogen. Durch zahlreiche wertvolle Bilder aus dem 17. Jahrhundert, die dem Laien sonst nicht leicht zugänglich sind, hat er außerdem die kulturgeschichtliche Darstellung belebt. Gerade in letzterer beruht auch der Hauptwert des Buches, das keine der üblichen Reisebeschreibungen voll spannender Abenteuer und glänzender Landschaftsschilderung ist, also nur denjenigen befriedigen wird, der sich ernsterem Studium widmen will. Nur für größere Volksbüchereien kommt daher dieses Werk Hedins zur Anschaffung in Frage. H. Horstmann (Gleiwitz).

Koppers, Wilhelm: Unter Feuerland-Indianern. Eine Forschungsreise zu den südlichsten Bewohnern der Erde mit M. Gusinde. Mit 74 Abb. und 1 Karte. Stuttgart: Strecker & Schröder 1924. 243 S. 4,50, Lw. 6,—.

Der Verfasser schildert Sitten, Gebräuche und Kulturzustand des Yaganstammes der Feuerlandindianer, zu denen er im Jahre 1921/22 eine längere ethno-

logische Forschungsreise unternahm. Er dringt gründlich in ihre Geheimkulte (Jugendweihe, Totenfeier), ihren Geisterglauben und ihre Vorstellungen vom Jenseits ein, schildert ihre Spiele, ihre abergläubischen Gebräuche und ihre primitiven Mythen und widerlegt gründlich die landläufige Legende von ihrem Kannibalismus. Zeigt doch ihre Kleidung schon unverkennbar, wie weit die Kultur ihre Ursprünglichkeit verwischt hat. Im Verhältnis zu der Umfänglichkeit und Breite der Darstellung erscheint mir der wissenschaftliche Gewinn etwas karg. Farbe und Spannungsreiz gehen diesen fast tagebuchartigen Aufzeichnungen ab. Die Breite der Darstellung ermüdet. Das Buch ist für volkstümliche Büchereien nicht verwendbar; sein wissenschaftlicher Wert bleibt davon unberührt.

F. Plage (Frankfurt a. d. Oder).

Unterwelz, Robert: Ligohoya. Aus dem Leben eines Elefanten. Stuttgart: Strecker & Schröder 1925. 149 S. Lw. 5,50.

Der Verfasser erzählt von einem alten Elefanten, der in einem waldreichen Gebiet Deutsch-Ostafrikas haust und von ihm erlegt wird. In die Lebensgeschichte des Dickhäuters, die von guter Tierbeobachtung zeugt, sind, neben Jagderlebnissen aller Art, Betrachtungen über Land und Leute eingestreut. Dadurch wirkt das Ganze etwas uneinheitlich. Es ist eine Tiergeschichte, die das Tier nur vom Standpunkt des Jägers aus betrachtet. Jagdfreunden und solchen, die Interesse an afrikanischen Kulturbildern haben, wird das Buch viel Freude machen. W. Eggebrecht (Flensburg).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Deutsche Hausbücherei. Hrsg. vom Österreichischen Volksbildungsamt, Wien, Österreichischer Schulbücher-Verlag.

Bd 21. Püringer: Das Eisen, seine Herkunft und Gewinnung. 73 S.

Bd 41. Tertsch: Aus dem Schoße der Erde. (Von der Kohle und vom Schwefel.) 71 S.

Bd 48. Tertsch: Was man vom Erdinnern erzählt. 87 S.

Die Absicht dieser technischen Serie, deren Ausgabe von der „Freien Vereinigung für technische Volksbildung" veranlaßt wurde, ist eine „planmäßige und nach möglichst einheitlichen Gesichtspunkten durchgeführte Aufklärungsarbeit" über die technischen Errungenschaften unserer Zeit. Da diese Bücher in der Sammlung der „Hausbücherei" erscheinen, ist die Meinung doch wohl die, daß ein einfacher Leser zu Hause ohne andere Anleitung aus diesen Büchern allein die Aufklärung schöpfen kann. Wer als Bibliothekar für seine Bücherei wirklich allgemein verständliche Bücher belehrenden Inhalts sucht, weiß, wie dünn sie gesät sind. Die weitaus größte Zahl dieser Darstellungen setzt höhere Schulbildung voraus. Auch von diesen Bänden muß man leider dasselbe sagen. Am besten scheint mir das Büchlein von Püringer noch gelungen, aber in seiner Kürze und Gedrungenheit fordert es doch auch schon ein so genaues Lesen, wie es nur der aufbringt, der durch seinen Beruf ein besonderes Interesse an der Sache hat. Für den einfachen Leser bedeutet ein solches Lesen eine zu schwere Arbeit. Noch mehr ist das der Fall bei dem Büchlein von Tertsch über die Kohle und den Schwefel. Eine Darstellung etwa wie die der gesamten chemischen Kohlenindustrie auf einer Tafel versteht ein einfacher Leser gar nicht zu lesen. Recht gut ist in dem Büchlein der Abschnitt über die praktischen Folgerungen für die häusliche Heizung. Der zweite Teil des Buches „Herrn von Schwefels Erdenwallen" in Form eines naturwissenschaftlichen Märchens fällt in das andere Extrem „volkstümlicher" Darstellung. Es ist ganz einfach und vergnüglich zu lesen, aber die vielen Andeutungen in diesem launigen Gespräch des Schwefels mit Frau Aragonit versteht doch nur der Eingeweihte. Der naive Leser wird vielleicht amüsiert sein, aber er wird kaum irgendwelche Aufklärung hierdurch erhalten.

Das Interessanteste von den Büchlein für den Gebildeten ist sicher das letzte „Was man vom Erdinnern erzählt". Aber es setzt soviele Vorkenntnisse der Physik und daneben noch recht genaues Lesen voraus, daß es eben nur für den Gebildeten in Frage kommt. Wie naiv der Verfasser zu der schweren Frage der Volksaufklärung steht, zeigt sich vielleicht am klarsten in seiner Anmerkung auf S. 5, wo es heißt, daß „die hier gebotene Darstellung in der Hauptsache die Wiedergabe eines im 2. Jahresbericht der Staatsrealschule Wien XIII (1908) abgedruckten Aufsatzes des Verfassers" ist. Daß man auf solche Weise nicht Volksaufklärung betreiben kann, scheint mir ziemlich selbstverständlich zu sein.

Die Büchlein haben alle wenig Wert, wenn man sie einfach so in die Bücherei einstellen wollte. Im Anschluß an gut einführende Volkshochschulkurse dagegen würden sie recht brauchbar sein, da sie ja auch nicht zu teuer sind. Leider wird der Wert der ersten beiden dadurch für reichsdeutsche Verhältnisse herabgemindert, daß sie zu sehr auf Österreich zugeschnitten sind und von den deutschen Vorkommen an Kohle oder Eisen oder von ihrer Verarbeitung bei uns so gut wie nichts sagen. J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Indische Gedichte aus 4 Jahrtausenden. In deutscher Nachbildung von Otto von Glasenapp. Mit einer Einleitung und Erläuterungen von Helmuth von Glasenapp. Berlin: Grote 1925. XXXI, 177 S. Brosch. 5,—, Lw. 7,—.

Das Buch ist aus der gemeinsamen Arbeit von Vater und Sohn entstanden. Der Sohn, Professor an der Universität in Berlin, bekannt durch sein ausgezeichnetes Werk „Der Hinduismus" (München 1922), hat die Texte ausgewählt und übersetzt, der Vater hat ihnen im Anschluß an die Form der Originale die dichterische Gestalt gegeben. Die knappe und klare Einleitung, die in großen Zügen die Geschichte der indischen Dichtung schildert sowie die Erläuterungen und biographischen Angaben hat dem Werk des Vaters wiederum der Sohn beigefügt. Die Übersetzungen sind immer klar, wenn auch nicht immer frei von Härten und prosaischen Wendungen. Der Hauptwert der Sammlung scheint mir darin zu liegen, daß mehr als die Hälfte den großen religiösen Dichtern der nachklassischen Zeit und den bengalischen Poeten der letzten hundert Jahre gewidmet ist. Bei diesen letzteren und bei den Wiedergaben der Urdugedichte des lebenden Dr. Ikbal erhebt sich die Übersetzung oft zu wirklicher dichterischer Höhe. Große Büchereien, die einen ernsthaft an der Gedankenwelt Asiens interessierten Leserkreis haben, werden das Buch, das auch geschmackvoll gedruckt ist, einstellen müssen. E. Gratzl (München).

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Keller, Gottfried: Martin Salander. Hrsg. und eingeleitet von Max Zollinger. Berlin: Deutsches Verlagshaus Bong 1924. 281 S. Lw. 4,50.

Diese Ausgabe von Gottfried Kellers noch immer nicht nach Gebühr bekanntem und erkanntem dichterischem und staatsbürgerlichem Vermächtnis ist ganz besonders zu empfehlen. Und zwar nicht nur wegen ihrer hübschen Ausstattung und der Handlichkeit ihres Formates, sondern vor allem wegen der vorzüglichen Einleitung des Herausgebers. Zollinger skizziert darin zunächst knapp und klar die Entwicklung, die Kellers Verhältnis zu den politischen Zuständen seiner engeren und weiteren Heimat von der Niederschrift des „Fähnleins der sieben Aufrechten" bis zur Niederschrift des „Martin Salander" durchgemacht hat. Er beschließt

diesen Abschnitt mit den treffenden Worten „Keller durfte seinem Vaterland nicht nur Björnson, er mußte ihm auch Ibsen sein. „So seid Ihr!“ jubelt die goldene Inschrift des Freundschaftsfähnleins. „So seid Ihr!“ bestätigt mahnend, zürnend — vertrauend „Martin Salander“, Kellers letztes Bettagsmandat.“ Dann führt er, unter geschickter Heranziehung der aus dem Nachlaß bekannt gewordenen Vorarbeiten Kellers zu seinem letzten Romane und seiner vielfachen brieflichen Äußerungen, in die Entstehungsgeschichte des „Martin Salander“ ein. Dabei wird die Milderung der ursprünglich geplanten Handlungsführung überzeugend ausgewertet für eine Charakteristik der Hauptgestalten des Werkes und zur Aufhellung von Kellers volkserziehlicher Absicht. Die Geschichte der Wirkung des Werkes gibt dem Herausgeber dann schließlich Gelegenheit, sein eigenes Urteil noch einmal kraftvoll zusammenzufassen. Mit Recht läßt er es in die Behauptung gipfeln, der „Martin Salander“ sei, so gut wie Fontanes „Stechlin“, nicht der greisenhafte Epilog, sondern der tüchtige Schlußstein eines dichterischen Lebenswerkes.

E. Ackerknecht.

Jacobsen, J. P.: Niels Lyhne. München: Beck 1923. 313 S. Brosch. 3,20, Lw. 5,—.

— Frau Marie Grubbe. ebd. 1922. 357 S. Brosch. 3,50, Lw. 5,50.

Vor dem Übersetzer J. P. Jacobsens liegt eine ganz besonders schwere Aufgabe. Nicht nur ist sein Wortschatz von besonderer persönlicher Prägung, oft gar das Gesuchte nicht meidend; auch die Satzkonstruktion ist eigenartig, ja eigenwillig, mit großer Sprachgewalt und verwöhntem Ohr für Tonfall und -stärke gebaut. Bei Beck ist eine neue Übertragung von J. Sandmeier herausgekommen; sie ist im folgenden neben die des Inselverlags gehalten — mehrere Übersetzer: Mathilde Mann, Anka Matthiesen u. a. — sowie neben die der Marie Herzfeld bei Diederichs. Um es vorweg zu nehmen, es fehlt immer noch die Übersetzung J. P. Jacobsens.

Was die Genauigkeit der Wiedergabe des „Niels Lyhne“ angeht, so befriedigt die neue Übertragung durch Sandmeier am wenigsten: „Hun rakte ham Haanden til et langt, kondolerende Haandtryk“ (wörtlich: sie reichte ihm die Hand zu einem langen, kondolierenden Händedruck) kann nicht wiedergegeben werden mit: „sie legte ihre Hand in die seine, mit einem langen teilnahmsvollen Händedruck“. Ganz abgesehen davon, daß zwischen „Hineinlegen“ und „Händedruck“ ein Widerspruch besteht, hätte der Übersetzer sich sagen müssen, daß diese deutsche Fassung ein anderes Original fordert, also nicht notwendig aus der dänischen hervorgeht. Die Probe der Rückübersetzung entscheidet über die Notwendigkeit einer Übertragung, jede Abweichung vom Original, die sich dabei ergibt, muß begründet sein. Damit soll nicht einer rein wörtlichen Verdollmetschung das Wort geredet, sondern einer willkürlichen oder auch nur sorglosen Arbeit ein strengerer Maßstab angelegt sein. Die Feinheit der Wortwahl geht bei Sandmeier oft verloren: „Reflexlyset ..... siedes ind mellem de gule Trenner“ („siedes“ heißt wörtlich „wurde geseiht, sickerte“) gibt er wieder als: „Der Reflex .... drang gedämpft zwischen den gelben Stäben herein“. Auch „Trenner“ ist ein seltenes Wort, das mit „Stäben“ nicht getroffen wird. Die unvergleichliche Charakteristik, die Jacobsen oft durch die Rede seiner Personen erreicht, fordert feinerhörige Nachdichter als Sandmeier. Wenn Frau Boje sich vor Niels wegen ihrer Verlobung entschuldigt, und er sie herbe zurückweist, wie kommt ihre Verwirrung da prächtig in dem Anhängsel eines Satzes zum Ausdruck. Sie sagt: „Det troede jeg, jeg vidste ikke andet för nu eller lige den Gang, jeg havde gjort det, sagt ja og det.“ (Wörtlich: Das glaubte ich, — daß deine Liebe nur Flügel hätte —, ich wüßte nichts anderes vor heute oder gerade dem Mal, als ich es getan hatte, ja gesagt und das andere.) Es ist eine gewisse Scham in ihr, ausführlicher von ihrer Verlobung zu sprechen, sie faßt das alles zusammen in dem „og det“. Sandmeier unterschlägt es ganz und übersetzt viel robuster „bis damals, da ich es getan hatte, da ich ja gesagt hatte“. Auch der Rhythmus des dänischen Dichters kehrt bei Sandmeier nicht wieder. Wohl ist seine Übertragung nicht ohne Rhythmus, aber es ist ein anderer

als der des Originals. Dies ist sicherlich der schwierigste Teil der Aufgabe. Das Ideal der Gleichartigkeit ist hier unerreichbar, und es darf darum diese Seite der neuen Übersetzung nicht zu streng gemessen werden. Unter andern Stilmitteln Jacobsens muß noch sein oft fein abgewogener Gebrauch von Wiederholungen oder Gleichklängen erwähnt werden, der in der Beckschen Ausgabe selten wieder zu finden ist. Die angeführten Belege sind nur einzelne Proben von Fällen, wie sie sich Seite für Seite herausgreifen lassen und die sich zu dem Gesamturteil verdichten, daß der neue Jacobsen keine hervorragende Übersetzung ist vor andern.

Hält man den „Niels Lyhne" des Insel-Verlags daneben, so merkt man hier größere Sorgfalt. Immerhin ist er auch hier vielfach noch viel zu frei wiedergegeben. Die Rückübersetzung als Probe auf die Notwendigkeit gerade dieser Form ist wohl kaum angewandt. Auch Fehler sind nicht vermieden: öfter sind Adverbien unnötig als Adjektiva wiedergegeben; Konjunktive, besonders der Unwirklichkeit, sind falsch angewandt. Im ganzen aber liest man die Übersetzung lieber.

Um die Übertragung J. P. Jacobsens hat sich ohne Zweifel Marie Herzfeld ein besonderes Verdienst erworben; sie hat erst das Gewissen der Übersetzer geweckt und ist von ähnlicher Bedeutung für den deutschen Jacobsen wie M. Kohlhaas für den deutschen H. C. Andersen. Das Bewußtsein von der Eigenart ihres Dichters ist bei ihr ganz klar, und sie strebt mit ungeheurer Anstrengung nach der einzig möglichen Übersetzung. In dem Wunsch, im Deutschen ähnlich eigenartig zu wirken, wie das Original im Dänischen, geht sie leider oft zu weit bis ins Gesuchte. Sie wählt ungewöhnliche oder poetische Worte, wo Jacobsen es nicht tut: „Lommetörklaede" ist ein simples „Taschentuch", ein Zwang, stattdessen „Sacktuch" zu wählen, liegt nicht vor; das deutsche „Haupt" ist viel poetischer als das dänisch „Hoved" gleich „Kopf". „Saadan" entspricht „so"; „also kannst du von mir scheiden" wirkt daneben gespreizt. Frau Boje über die Vorlage hinaus charakterisieren zu wollen, ist unnötig: sie nennt ihren Bruder „Hatte", nicht „Hatu"; auch müssen Nebensätze aus ihrem Mund nicht poetisch verkürzt werden, der Dichter kommt ohne solche Mittel aus. Mitunter ist das Deutsch, das bei den Versuchen, das Original zu erreichen, herauskommt, geradezu schauderhaft. Eine Probe aus Frau M. Grubbe: „Sie war in ihre Kammer hinaufzustürzen gekommen." Mit solchem Satz erweist man sicherlich nicht die unvergleichliche Sprachmeisterschaft Jacobsens. So wirkt die Übersetzung der Herzfeld leider zu künstlich, zu gewollt und oft verkrampft, obwohl die außerordentliche Mühe und auch die Leistung, als Ganzes genommen, anerkannt werden muß.

Von „Frau Marie Grubbe" gilt Ähnliches. Nur stammt hier die Übertragung des Insel-Verlages von Math. Mann. Sie ist bedeutend sorgloser als die von Anka Matthiesen und der neuen von Sandmeier nicht weiter überlegen. Für alle drei Wiedergaben ist noch zu sagen, daß bei einer Neuauflage eine neue kritische Ausgabe als Vorlage genommen werden müßte, die einige Abweichungen gegenüber der gebrauchten hat.

Jens Peter Jacobsens gesamte Werke sind ja nicht an allen Büchereien einzustellen und werden immer nur wenigen reifen Lesern zugänglich sein. Für größere Dorfbüchereien kommen einige seiner Novellen in Betracht: Frau Fönß, Ein Schuß in den Nebel, Mogens; kleinere städtische Büchereien nehmen außerdem „Niels Lyhne", erst mittlere stellen dann „Frau Marie Grubbe" dazu. Vorzuziehen sind dabei die Einzelausgaben des Insel-Verlages. Daneben müßten dann mittlere Büchereien eine Gesamtausgabe mit Gedichten usw. anschaffen, die Diederichssche würde ich da nicht empfehlen.

J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Auer, Grethe: Die Seele der Imperia. Eine Verwandlung. (Der Falke. Bd. 4.) Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1923. 76 S. Kart. 0,90.

Mit dieser „Verwandlung", deren Schauplatz das Italien der Borgia ist, hat G. Auer ein unbeschreiblich anmutiges und farbenreiches Gewebe gesponnen,

dessen einzige künstlerische Schwäche vielleicht sein halb novellistischer, halb legendärer Charakter ist. — Aus der Einsicht, daß sie nicht alle Saiten im Wesen ihres Gatten zum Klingen bringen kann, erwächst der Lukretia Carpi, einer italienischen Edelfrau, in ihrer ländlichen Abgeschlossenheit die Furcht, den in päpstlichen Diensten stehenden Gemahl um dieses Mangels willen an die heitere, geistige, prächtige und zugleich sittenlose Welt des damaligen Rom zu verlieren. In einer mystischen Verwandlung erlebt sie, deren Seele in die leibliche Hülle einer klugen, schönen und edlen Kurtisane übergegangen ist, die ihren Gatten beglückende Ergänzung der eigenen Weiblichkeit. Nach kurzem Ringen um die Alleinherrschaft erkennt sie ihr Glück, ihm, für den sie lebt, das „Hausbrot" zu sein, dessen er ebenso sehr, ja noch mehr bedarf, wie der liebenden Zuneigung der geistvollen Imperia. Nach erneutem Tausch der Seelen vereinen sich die beiden Frauen in Freundschaft im Werk der Liebe für ihren Ritter. — Die wirklichkeitsfreudige vortreffliche Sprache (zu beachten ist besonders die eines Gottfried Keller würdige Einführung) verhindert freilich später eine unbefangene Hingabe an die Schilderung der geheimnisvollen Verwandlung. Aber die liebevolle Vertiefung der Schriftstellerin in die problematische Seelenlage der drei Menschen hilft über diesen Mangel leicht hinwegsehen und läßt das äußere Wunder nur als einen Hintergrund erscheinen, auf dem sich die Entfaltung der Seelen zu einer edleren Form abspielt. — Für größere und mittlere Büchereien.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Bienenstein, Karl: Heimat. Roman. Leipzig: Grethlein 1922. Brosch. 4,—, Hlw. 6,—.

Dieser schlichte Unterhaltungsroman behandelt das tragische Schicksal einer feingeistigen Frau, die bei ihrem einstigen Jugendfreund und Gatten, einem „studierten" Großbauern im Oberösterreichischen, die innere und äußere Heimat zu finden hofft; doch allmählich — zumal im Kriege — muß sie immer deutlicher erkennen, daß keine wahre Gemeinschaft zwischen dem primitiv-egoistischen Bauernherzen ihres Mannes und ihrer „nach reinen Lebenshöhen sehnsüchtigen Seele" möglich ist. Ein plötzlicher Tod befreit die um der Pflicht willen ehrlich für ihre Ehe kämpfende Frau aus dem Konflikt einer tiefernsten Neigung zu einem andern feingebildeten Mann. — In einem gefühlvollen Stil, der sich besonders in den ansprechenden, aber zu breiten Naturschilderungen auslebt, erzählt der Verfasser diese Liebes- und Ehegeschichte. Wenn sie sich auch nicht durch besonders tiefe oder feiner nuancierte Psychologie auszeichnet und die Lösung des seelischen Konflikts durch den Tod künstlerisch nicht befriedigt, empfiehlt sie sich doch durch die Einfachheit der Komposition und der Darstellung, die auf alles äußerliche, für Liebes- und Eheromane so häufig charakteristische Beiwerk verzichtet. Mittleren und größeren Büchereien sei das Buch daher als Frauenlektüre zur Anschaffung empfohlen. B. Sauer (Stettin).

Böhlau, Helene: Die leichtsinnige Eheliebste. Ein Liebeswirrwarr. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1925. 261 S. Geb. 5,—.

Von seinem väterlichen Schlosse „Lumpzig" bei Leipzig, wo er sich fremd fühlt in der robust-spießerhaften Umgebung, zieht in der guten alten Zeit der junge Freiherr von Einsiedel aus und findet bei der schönen Schwester seiner verstorbenen Mutter eine geistverwandte Stätte. Zwischen ihm und dieser anmutigen, feinfühligen, gemütstiefen Frau knüpfen sich bald Bande der Liebe. Da Einsiedel noch „so wenig Welt" gesehen hat, geht er auf den Wunsch der Geliebten nach Weimar, um den Hof des Herzogs Karl August kennen zu lernen, wo Goethe war „wie ein mächtiger Strom", an dem „viele kleine Mühlen klappern". Dort wartet ein Abenteuer auf ihn: Die hübsche, lebensprühende Gräfin von Werthern verliebt sich in ihn, läuft ihrem Gemahl, dem Stallmeister Werthern, davon und spielt den lebenden Leichnam, um mit dem Freiherrn, der dem Unternehmen mit wenig Verständnis gegenüber steht, die bittende Frau aber nicht zurückstoßen will, zu fliehen. Der „Liebeswirrwarr" wird am Hofe bekannt

und neigt sich einem bedrohlichen Ausgang zu: da wird die „leichtsinnige Eheliebste“ von ihrem ritterlichen Gemahl heimgeholt, und Einsiedel kann zu seiner Geliebten zurückkehren. — Dies ist mit anmutigem Humor und zarter Empfindung erzählt. Die Stärke des Buches liegt jedoch weniger in seinem allgemein menschlichen Gehalt als in der warmen, von begeisterter Einfühlung zeugenden Art, mit der das alte Weimar und die thüringische Heimat lebendig gemacht werden. Dabei verliert sich aber die Dichterin manchmal zu sehr in Ausmalung liebenswürdiger Intimitäten Weimarischen Hoflebens und ermüdet durch allzu häufige Wiederholung gewisser Ausdrücke, Wendungen und Situationen. — Stoffhungrige Leser, die, durch den Titel angezogen, das Buch verlangen, werden eine arge Enttäuschung erleben. R. Gerstlauer (Stuttgart).

Bonsels, Waldemar: Narren und Helden. Aus den Notizen eines Vagabunden. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1923. 263 S. 4,—, Hlw. 5,—.

Bonsels ist der Modeschriftsteller der Revolutionszeit gewesen und wird in gewissen Kreisen, wohl vor allem in solchen, die der Jugendbewegung nahestehen, noch heute viel gelesen. Darum sei eine etwas längere Besprechung hier gestattet.

Ein guter Erzähler ist Bonsels nicht, auch nicht in diesem neuen Buch, das zwei Geschichten enthält: „Die Stadt am Strom“ und „Gregor“. In wenig Worten läßt sich die eigentliche Fabel wiedergeben. In der ersten Erzählung berichtet der Vagabund, der durch die „Menschenwege“ zuerst bekannt wurde, wie er krank in einer großen Stadt von einem Mädchen, Els, und dessen Liebhaber, Jannot, aufgefunden wird und von ihr gepflegt wird, während jener eine mehrmonatige Gefängnisstrafe wegen Diebstahls verbüßt. Als Jannot zurückkehrt, wird unser Vagabund von dem seltsamen Paar verlassen. Hineingeflochten ist die tiefe Neigung einer Dame der Gesellschaft zu Jannot, der an ihr jenen Diebstahl begangen hat, und das hündische, gemeine Verlangen eines Kleiderjuden nach dem Mädchen. An beiden gehen Jannot und Els vorüber. In der zweiten Erzählung wird nur eine kurze Spanne aus dem Leben des Gregor erzählt, eines alten, seiner „Wunderlichkeit“ und seiner „Ungeeignetheit“ wegen entlassenen Dorfschulmeisters, den der Vagabund auf seiner Wanderung kennen lernt. Gregor ist in Wahrheit eine edle, einfältige Seele — wenigstens bemüht Bonsels sich, ihn so zu schildern — deren übergroße Güte und Kindlichkeit die Menschen nicht verstehen, in deren warmen Strahlen aber die Kinder fröhlich wuchsen und aufblühten.

Diese Geschehnisse nun werden ganz an die Wand gedrückt von fortwährenden Betrachtungen und Reden, in denen nicht so sehr die Personen leben, als vielmehr der Dichter seine Weltweisheit auszubreiten sucht. Bonsels ist kein Epiker, sondern eher Lyriker, daneben aber vor allem Dialektiker, der alle Dinge zwischen Himmel und Erde zerredet. Die Art nun seiner Betrachtungen gilt es vor allem zu untersuchen, wenn wir zu einem Urteil über Bonsels kommen wollen. Er tritt für die Menschen und Zustände ein, die aus irgend einem Grunde von der Gesellschaft nicht geachtet werden, hier für „Narren“ und „Helden“. Das wäre eine Haltung, die ihm unsere Sympathie gewinnen könnte, ist sie es doch sicher auch, die seinen Erfolg bei jungen Menschen herbeiführt. Diese Stellungnahme gegen die Zivilisation ist von jeher einer der Hauptantriebe in Dichternaturen gewesen. Und es ist sicher eine der schönsten Aufgaben des Dichters und Philosophen, die kurzsichtige „Gerechtigkeit“ unserer Gesellschaft, die Beschränktheit ihrer Willkürherrschaft im weiten Blick auf die Ewigkeit als verzerrt aufzuweisen, als Abwege von Gottes Weg auf Erden.

Warum findet Bonsels trotzdem nicht unsere Zustimmung? Weil seine Einstellung gegen die Gesellschaft und die Zivilisation unecht ist wie der schönrednerische, weichliche Rhythmus seiner schwülstigen Sprache. Er sieht nicht sub specie aeternitatis, wie uns seine müde, verschwommene Mystik weismachen möchte, sondern unter dem ganz engen Gesichtswinkel der geistreichen Eitelkeit. Sein Kampf gegen unsere Zeit entspringt nicht wirklicher Kraft, sondern der Schwäche des Unterlegenen, der sich selbst überreden möchte, Sieger geblieben zu sein, und der deshalb so maßlos in seiner Sprache ist, so übertrieben in der Verteidigung aller

Taten und Zustände, die gegen die Sitte nicht nur, sondern gegen die Sittlichkeit verstoßen, so die Rechtfertigung des Mordes (S. 108) (Wer denkt hier nicht voll Kummer an Irrwege, die unsere Jugend in den letzten Jahren vielfach gegangen ist, auch aus — Schwäche). In wenigen Betrachtungen des Verfassers ist wirkliche Ehrlichkeit. Die Bemerkungen sind willkürlich, nicht folgerichtig, weil nicht erlebt, durchaus ad hoc und darum, wenn man genau zusieht, widerspruchsvoll. In dieser schillernden Geistreichigkeit, in dieser unfaßbaren Proteusart seines Denkens liegt die große Gefahr dieses Buches. Die meisten Leser, vor allem junge, haben nicht die überlegende und darum überlegene Art des Lesens und Denkens entgegenzusetzen, die den Dichter schließlich vom Boden hebt und zwingt. Während der Gegenstand der zweiten Geschichte harmlos ist, und sie lesen mag, wer sein Vergnügen an solchem Stil findet, ist die erste gefährlicher. Denn sie ist außerdem parfümiert mit einer Erotik, die alle Verhältnisse stark durchdringt und die in ihrer Unklarheit jungen Menschen sehr schaden kann. Man sei daher vorsichtig bei der Ausleihe des Buches, wenn man denn in einer großen Bücherei überhaupt für nötig hält, es einzustellen. J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

Bührer, Jakob: Kilian. Roman. Leipzig: Grethlein 1922. 263 S. Brosch. 3,—, Hlw. 5,—.

Bührer sucht in diesem Roman den Entwicklungsgang des Hütebuben und Zuchthäuslersohnes Kilian Billwanger zum Großkapitalisten darzustellen und verbindet mit diesem äußeren Emporsteigen des Helden aus der Sphäre sozialer Bedrücktheit sein Fortschreiten aus geistiger Gebundenheit zu dem weitausschauenden Führer einer völkerbeglückenden Bewegung, welche durch die Vertrustung der ganzen Welt, durch die Organisation des Weltkapitals die wirtschaftliche und damit auch geistige Unfreiheit des Einzelnen wie der Völker überwinden zu können glaubt. Zwei Überzeugungen bestimmen den Lebensweg des Schweizer Proletariers. Einmal der ererbte selbstische Trieb, für den als das Wichtigste gilt, „daß man es zu etwas bringe auf der Welt", und dann das von einem russischen Juden und Anarchisten empfangene Evangelium, „daß des Menschen Ziel wäre, den Tod zu bezwingen, zu den Sternen zu gehen und die Erde vor ihrem Untergang zu bewahren". Von diesen einander widersprechenden Stimmen seines Innern getrieben, durchschreitet er ein wechselvolles Leben, um nach seinem gewaltigen Aufstieg zum „Weltbankdirektor" als Mensch und als sozialpolitische Idee durch ein Bombenattentat völlig vernichtet zu werden. — Es soll nicht verkannt werden, daß der Roman einzelne kräftige, holzschnittartige Szenen und manche Wahrheit birgt, als Ganzes aber ist er künstlerisch und weltanschaulich unzulänglich. Der Held ist — und das gilt erst recht von den nur skizzierten Nebenfiguren — kein Mensch von Fleisch und Blut, der Anteil erweckte, sondern eine Konstruktion, eine Summierung von verschwommenen modernen Ideen. So kann man bei ihm auch von einer inneren Entwicklung nicht eigentlich sprechen. Da der Roman auch nur stellenweise durch äußere Spannung fesselt, werden die Büchereien auf seine Einstellung verzichten. B. Sauer (Stettin).

Fischer, Wilhelm: Das Burgkleinod. Erzählung. Heilbronn: Salzer 1924. 95 S. Geb. 1,20.

In Alfred von Schrenkenbach, dem letzten Sproß eines altadeligen Geschlechts, der den bürgerlichen Beruf eines Architekten ergriffen hat, lebt die Sehnsucht, die Burg seiner Vorfahren im steirischen Oberland, die, um ein Spottgeld von der nahen Ortschaft erworben, ihrem Verfall entgegengeht, wieder an sich zu bringen und zu neuem Leben erstehen zu lassen. Bei der Verwirklichung seines Planes findet er zugleich das eigentliche Kleinod der Burg, die Tochter des dort wohnenden alten Malers. — Mit wenigen Strichen sind dem kleinen, anspruchslosen Heimatidyll einige Schlaglichter aufgesetzt, die den Kampf der „neuen Zeit" mit der „alten" beleuchten: „der Arbeiter hat keine andre Burghoheit mehr als sein Recht, Werk und Lohn gleichzustellen"; und andrerseits: „So hat die alte Zeit ihr Recht heut noch, wenn sie in uns lebendig geblieben

ist . . .". — An der warmen Erzählungsweise des Dichters und der kernigen, treffsicheren Art zu charakterisieren, mögen auch anspruchsvollere Leser Geschmack finden. R. Gerstlauer (Stuttgart).

Galsworthy, John: Die dunkle Blume. Das Liebesleben eines Mannes. Wien: Rikola-Verlag 1922. 172 S.

In drei Abteilungen: Frühling, Sommer und Herbst, erzählt das Buch vom Innenleben (lies: Liebesleben) eines Mannes, des Bildhauers Mark Lennan, der als junger Oxforder Student sich in die alternde Frau seines Lehrers verliebt, als Mann von Leidenschaft zu der Gattin eines brutalen Bekannten erfaßt wird, die er zugrunde richtet, während der Alternde, nun längst mit seiner etwas farblosen Jugendgespielin Verheiratete, noch einmal von glühender Liebe zu einem ganz jungen, kaum den Kinderschuhen entwachsenen Mädchen rauschhaft hin- und hergeschüttelt wird. An dieser letzten Leidenschaft zerbricht fast seine Ehe, und nur ein verzichtendes Leben in Dunkelheit bleibt ihm übrig. — Von der großen Leidenschaft, die das Werk vorspiegelt, spürt man in der durchaus konventionellen Darstellung ebensowenig wie von dem Künstlertum des Helden, das fast als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Die Volksbücherei kann auf das Buch, das den Mann nur von der erotischen Seite her sieht, als ob diese allein das Leben ausfülle, gern verzichten, wenngleich es für die Erkenntnis des englischen Volkscharakters von einigem Wert sein mag. W. Eggebrecht (Flensburg.)

Gjellerup, Karl: G-dur. Kammernovelle. Leipzig: Quelle & Meyer. 163 S. Hlw. 1,25.

Eine ohnehin schwächliche Zuneigung, die nur auf dem unfruchtbaren Boden verfrühter Resignation gedeihen konnte, wird von einer plötzlich aufflammenden neuen Leidenschaft in Kürze gänzlich erstickt, und den Kampf, den Pflichtgefühl und Lebensdurst in dem Liebhaber kämpfen, hilft die Musik (Schuberts G-dur-Quartett) ähnlich wie im „Beethoven und das Liebespaar", zu Gunsten der neuen Liebe schnell beenden. — Bei einem solchen Vergleich muß Gjellerup den Kürzeren ziehen. Während bei W. Schäfer Beethovens Musik einer edlen Neigung zwischen zwei jungen Menschen dient, kommt man bei dieser freilich komplizierteren Seelenlage nicht von einem peinlichen Zweifel an der Tiefe dieser Leidenschaft los. Zu viel Äußerliches drängt sich überall in seelische Höhepunkte, am unerträglichsten in der entscheidenden Szene zwischen dem Lehrer Herz und dem Ziel seiner neuen Sehnsucht, der 17jährigen Antonie, deren ältere Schwester er vor seiner Verlobung hoffnungslos liebte. — Wohl hat Gjellerup die einzelnen Charaktere, auch die nebensächlichen, psychologisch scharf erfaßt. Aber es ist eine Seelenanalyse, bei der einem nicht warm ums Herz wird. Der Stil bleibt stellenweise geradezu im Konventionellen stecken. Es ist eben eine Leidenschaft, deren kaum gehemmtes Entstehen in dieser Novelle ihren Ausdruck findet, nicht das heimliche naturgewollte Wachsen einer echten Liebe. — Die Novelle sollte nur von größten Büchereien aus Rücksicht auf den beliebten Verfasser angeschafft werden. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Hegeler, Wilhelm: Der Apfel der Elisabeth Hoff. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1925. 231 S. Lw. 4,50.

Der Dichter erzählt eine Episode aus der Ehe der schönen Elisabeth Hoff. Ihr ruhiges Zusammenleben mit dem menschlich hochstehenden, aber etwas trockenen Wissenschaftlers Hoff wird aufgestört durch das Eintreffen eines leidenschaftlich begehrenden Jugendfreundes von Elisabeth. Verwirrt durch die freie und feurige Art des Freundes und verletzt durch die sonderbare Kälte ihres Mannes, deren Grund sie nicht kennt, gerät sie mit ihrer seitherigen Auffassung von der Unauflöslichkeit der Ehe in Streit. Mancherlei Verwicklungen führen schließlich dazu, daß sie, durch die treue Liebe ihres Mannes beschämt, innerlich gefestigt zu ihm zurückkehrt. — Der in forschem, ab und zu ans Salοppe streifenden Erzählungston geschriebene Roman spielt in der Gegenwart. Das leicht hingeworfene Milieu

bilden die etwas oberflächlich erfaßten deutschen Verhältnisse nach dem Krieg; die Hauptaufmerksamkeit ist jedoch dem Eheproblem gewidmet. — Das Buch ist leicht und unterhaltsam zu lesen, vermag aber nur geringe Bildungswerte zu vermitteln. R. Gerstlauer (Stuttgart).

Katschinski, Alfred: Der Bauerndoktor. Ein Ostlandroman. Danzig: Kafemann 1924. 247 S. 4,—.

Katschinskis erster Roman „Die zweite Heimat" erweckte die begründete Hoffnung auf einen neuen gediegenen ostdeutschen Heimatschriftsteller; sein vorliegender zweiter Roman enttäuscht diese Hoffnung leider auf das empfindlichste. Er versagt als Erzähler und Erfinder hier vollkommen. Was er bringt, ist eine gut gemeinte, aber reichlich unklar herausgearbeitete Darstellung verschiedener Gedanken und Bestrebungen Damaschkes, die in eine höchst dürftig ersonnene und arg kitschige Erzählung eingekleidet sind, deren Inhalt anzugeben die Mühe nicht lohnt. Auch die Personen sind matt und unlebendig, sie werden dadurch nicht anziehender, daß sie zu possenhaften Originalen karikiert sind oder ihre ostpreußische Bodenständigkeit durch ein unerträgliches Übermaß von lokalen Redewendungen und alkoholfreudiger Gesinnung bezeugen wollen. Es soll nicht bestritten werden, daß der Roman in dem starken Hinweis auf die kulturelle Verpflichtung des ostdeutschen Menschen auch seine Verdienste hat. Aber als schriftstellerische Leistung zeugt das Buch von einer peinlichen Hilfslosigkeit. Es ist zu bedauern, daß ein tüchtiges Talent sich hier schon auf den Weg der Skowronnek und Speckmann verliert. G. Kemp (Memel).

Küchler, Kurt: Zwischen den Dünen. Roman. Leipzig: Grethlein & Co. 341 S. 4,—, geb. 6,—.

Wir können heute jene „Helden" wohl nicht mehr recht ertragen, welche 340 Seiten hindurch mit „stieren" Augen in krampfiger Erschütterung über Schuld und Schicksal durch die Welt laufen. So können wir auch nichts mit diesem Justus Bork anfangen, dem Hamburger Großkaufmann, „dessen ganzes verfluchtes Leben nur Dämonium (!) ist", Dämonium (um denn bei diesem Ausdruck zu bleiben), weil er drei Frauen zum Fluch werden muß. Die Geschichte beginnt damit, daß wir ihn in Montevideo in einem Bordell nach Ingrid, seiner Geliebten, forschen sehen, einer jungen schleswig-holsteinischen Auswanderin. Sie ist an einem unglückseligen Tage, da er sie allein ließ, verschleppt worden. Der Zettel: „Man hat mich betäubt. Ich kann mich nicht retten. Man wird mich verschleppen.... Ich weiß nicht wohin. Ingrid.", ist alles, was er von ihrem Schicksal weiß. Da er sich die Schuld daran zumißt und das Mädchen nicht wiederfinden kann, will er sein verfluchtes Leben durch den Tod sühnen, und zwar soll Gott selbst das Urteil sprechen. Die Gelegenheit ist günstig. Ein paar Erzgauner lassen einen zum Untergang bestimmten, hoch versicherten alten Kasten eine Seefahrt machen und nehmen ihn als Kapitän. Natürlich geht das Schiff mit Mann und Maus unter, natürlich wird er gerettet, denn „mit Armen und beiden Füßen eingeklemmt in die zackige Bruchstelle einer Kajütenwand wurde er mindestens drei Tage lang über das Meer getragen". Er läßt seine Verwandtschaft, auch seine Frau, in dem Glauben, daß er mit dem Schiff untergegangen sei und verbannt sich in die Dünen bei Skagen, woselbst ein leichtlebiger Großonkel von ihm einst ein Sommerhaus hatte. In diesem Hause, das er aus dem Dünensand wieder ausbuddelt, will er Antwort suchen auf seine Frage an das Schicksal. Hier trifft er auch seine erste Jugendgeliebte, auf der ebenfalls — mutatis mutandis — der gleiche Fluch lastet wie auf ihm (ihr Mann geht deswegen in den Tod). Sie, Kare, nimmt sich, nachdem sie einige Zeit mit ihm zusammen gelebt hat und ein Kind erwartet, das Leben. Er schlägt gleichzeitig einen gemeinen Menschen tot, der ihr viel nachgestellt hat, und zwar mit dem Brett seines soeben mit ihm gestrandeten und in Trümmer gegangenen Bootes, auf dem der Name „Ingrid" steht. (Tief symbolisch!) Aus der ihm von seinem Schwiegervater übersandten Husumer Zeitung vom 20. Juli 1906 erfährt er dann von der Aufhebung einer kanadischen Sklavenfarm. Unter den befreiten, mehr als 100 deutschen Mädchen

und Frauen, befindet sich auch Ingrid Corn. „Sie lebt, ist frei.“ Bei genauerem Zusehen entdeckt er den Zusatz der Notiz: „Ingrid Corn ist gestorben in einem fahrenden Zug nach New York (!) am 3. Juli mittags um 12 Uhr ....“. „Seiner Kehle entrang sich kein Laut, kein Stöhnen, nur seine Augen zerbrachen zu Schutt .....“. Zehn Jahre später, nach der Schlacht im Skagerak. Bei Stavanger wird eine Matrosenleiche angetrieben. An dem mysteriösen Zettel erkennt der Leser den Justus Bork. Grabkreuz mit Inschrift: „U. 53. Gott gab ihm Frieden.“ — Es ist ein Jammer, daß das Gute und Tiefe, was Küchler in sich hat, durch eine geradezu kinomäßige Kausalität der Handlung — ganz abgesehen von den Sprachverzerrungen — zu Grunde gerichtet wird.

F. Schriewer (Flensburg).

Mühlau, Helene von: Frau Bilson und ihre Freundin. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1922. 256 S. Geb. 4,—.

In diesem ihren wohl letzten Roman versucht die vor zwei Jahren verstorbene Verfasserin das in der modernen Sexualwissenschaft viel erörterte Problem der „sexuellen Zwischenstufen“ künstlerisch zu gestalten. Mit sicherem Takt hat sie dem heiklen Stoff jede Kraßheit genommen und die geschlechtliche Heterogonie zweier Frauen allein im seelisch-erotischen Gefühlsbereich gezeichnet; aber eine letzten Endes erquickliche Lektüre hat sie trotzdem nicht geschaffen, weil schuldlose Menschen zwangsläufig für einen Irrtum der Natur büßen. — Einer alten Neigung folgend, holt sich der in Amerika zum Millionär gewordene Deutsche Robby Bilson seine nach kurzer Ehe verwitwete Jugendgeliebte als Gattin aus Berlin in sein bei Buenos Aires gelegenes Landhaus. Doch obwohl er sein verwöhntes Frauchen mit allen erdenklichen Beweisen seiner echten Liebe überschüttet, findet er das erhoffte innere Glück mit ihr nicht. Dankbar erkennt Britta Bilson die herzliche Neigung ihres guten, unproblematischen Gatten an, aber um die tiefste Erfüllung ihrer sehnsüchtigen, komplizierten Frauenseele sieht sie sich betrogen, bis sie in der männlichen Persönlichkeit ihrer Nachbarin Karla Blunk eine Freundin findet, zu der sie ein unerklärliches leidenschaftliches Gefühl treibt. Erst mit sichtlichem Wohlwollen, dann mit wachsendem Mißtrauen steht Bilson dem immer inniger werdenden Freundschaftsverhältnis der beiden Frauen gegenüber und nach einer qualvoll durchwachten Nacht, in der er seine Frau vergeblich von ihr zurückerwartet hat, erschießt der seelisch Zerrüttete in einem Anfall maßlosen, eifersüchtigen Hasses die ihm begegnende Karla Blunk und dann sich selbst. — Die Verfasserin hat eine schlichte und glaubhafte, wenn auch nicht gerade tiefe Darstellung des pathologischen Themas erreicht; größere Büchereien mögen den Roman aus stofflichen Gründen einstellen. B. Sauer (Stettin).

Ratzka, Clara: Die Venus von Syrakus. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1924. 191 S. Geb. 4,50.

Wie in der „Blauen Adria“ hat Clara Ratzka hier wieder Italien zum Schauplatz eines Romans gewählt. Und man darf ihr das nicht verargen, denn sie hat ein größeres Recht dazu als die Mehrzahl der Unterhaltungsschriftsteller und -schriftstellerinnen; ihr ist Italien nicht nur eine äußerlich wirkungsvolle Folie für eine beliebige Handlung, sondern Ausdruck eines leichter beschwingten Lebensgefühls, als es uns gemeinhin in unserer seelischen Beschwertheit eigen ist. In der Hauptsache ist es Sizilien, das für diese heitere sommerliche Künstler-Jungengeschichte den stimmungsvollen Untergrund abgibt, ja sie eigentlich erst durch das sinnenfrohe Naturell der Landschaft und ihrer Bewohner ermöglicht. Und in dieser inneren Einheitlichkeit von Milieu und Handlung ebenso wie in der frischen, anmutigen Darstellung, der auch ein verschmitzter, bisweilen satirischer Humor nicht fehlt, liegt der Wert dieses guten Unterhaltungsromans, in dem die Künstlertat eines jungen sizilianischen Bildhauers zu Beginn des vorigen Jahrhunderts mit einer Liebes- und Entführungsgeschichte zu einer fesselnden Handlung verwoben ist. — Das Buch sei mittleren und größeren Büchereien

zur Anschaffung empfohlen. Da für die Erfassung des Stimmungsgehaltes im Buche ein gewisser Bildungsgrad Voraussetzung ist, kommt es für ganz einfache Leser nicht in Frage. B. Sauer (Stettin).

Ritter, Albert: Das Nibelungenjahr. Roman aus der Zeit der Hohenstaufen. 4. Aufl. München: G. Langes 1924. 283 S. 3,50, Hlw. 4,50. — Der Gottesfreund. Roman aus dem alten Graubünden. Ebenda 1924. 261 S. 3,50, Hlw. 4,50.

Der Verfasser schildert das Versagen Kaiser Friedrichs II. vor der ihm von dem Hochmeister des Deutschen Ordens gezeigten Aufgabe, sein Kaisertum auf die Grundlage der Königsmacht zu stellen und es so zur deutschen Weltmacht zu erheben. Es ist dasselbe Jahr (1226), in dem das Nibelungenlied auftaucht. Beide Vorgänge werden geschickt miteinander verbunden, ritterliches und höfisches Leben des Hochmittelalters wird oft malerisch geschildert. Doch das Haften an historischen Tatsachen hemmt den Fortgang der Handlung, und auch formale Ungewandtheit beeinträchtigen den Wert des Buches.

Nicht ganz so stark mit Wissenschaft überladen wie das „Nibelungenjahr", ist „Der Gottesfreund", straffer aufgebaut, handlungsreicher und spannender: Der Freiherr Donat von Vaz versucht vergeblich den König Ludwig den Bayern für seinen Gedanken der Lösung vom römischen Papsttum und der Aufrichtung einer deutschen Kirche zu gewinnen. Den Gedanken einer deutschen Reformation hat er, der Gottesfreund, von dem Meister Eckhart, seinem Zeitgenossen, übernommen; in die politischen und kirchlichen Folgerungen der Lehre der Gottesfreunde versteht der Verfasser besser einzuführen als in die innerlichen, religiösen Gründe dieser Gestalten aus der deutschen Mystik.

Beide Werke leiden unter dem Bestreben des Verfassers, lehrhaft zu wirken; er hat die Begabung, in großen Zügen mittelalterliche „große Politik" darzulegen, doch die Gestalten, welche sie entwerfen und vortragen, wirken, trotz der aufs Peinlichste gewahrten historischen Treue, papieren und unecht. Immerhin können die Romane als zuverlässige Schilderungen aus dem politischen und kulturellen wie kirchlichen Leben des Mittelalters Lesern, — besonders auch älteren Schülern —, die ihre Geschichtskenntnis durch Lektüre historischer Romane zu beleben suchen, gegeben werden. Büchereien, die solche unter ihren Lesern haben, mögen die sonst unbedeutenden Werke unter diesem Gesichtspunkt einstellen.

M. Thilo (Halle).

Seeger, Johann Georg: Brigittens Liebe. Leipzig: Grunow 1923. 199 S. Hlw. 4,—.

Eine alte Geschichte von zweien, die sich liebhaben, einer Reutlinger Ratsherrntochter und einem fränkischen Malersknaben, die aber erst ihren jugendlichen Übermut von mancherlei üblen Widerständen zähmen lassen müssen, ehe das Glück bei ihnen bleibt. Inhaltlich ist an der mittelalterlichen Erzählung (16. Jahrhundert) nichts auszusetzen. Freilich dürfte der abgedroschene Stoff nur sehr anspruchslose Gemüter fesseln. Aber formal wird dem Leser, neben mancher humorvoll und ungekünstelt erzählten Begebenheit, ein gehöriges Quantum Geschraubtheit vorgesetzt. Diminutivformen wie „Zeichlein" statt Zeichen und „ein artig Freudlein" selbst in der indirekten Rede wirken recht abgeschmackt. Wenn der Verfasser mit seinem Stil sich der mittelalterlichen Ausdrucksweise hat nähern wollen, so ist es ihm wenig geglückt. Dieser mißlungene Versuch hat dem Buch mehr geschadet als genützt. — Die Anschaffung ist kaum anzuraten. Bildungswerte hat das Buch nicht aufzuweisen, und auch als reine Unterhaltungslektüre wird es nicht viel Freunde finden. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Wentscher, Erich: Freiheit. Eine Preußenjugend. Berlin: Grote 1920. Brosch. 2,50, geb. 4,—.

Den Werdegang eines Fürstenberger Bürgersohnes, dessen wohlbehütete Kindheit in Preußens dunkelste Zeit fällt, schildert diese Erzählung. Dem in der

Mark Brandenburg, seiner zweiten nicht minder geliebten Heimat, Heranwachsenden wird die Notwendigkeit klar: „Wenn wir leben wollen, müssen wir frei sein!“ In dem braven, fleißigen Lehrling des Berliner Handelshauses siegt angesichts des großen Umschwungs von der Franzosenherrschaft zur preußischen Erhebung der Wunsch, bei der Befreiung mitzuwirken, über das Pflichtgefühl dem Lehrherrn gegenüber. Kämpfend erlebt er das wechselnde Glück der Befreiungskriege, und nach endgültiger Unterwerfung Napoleons kehrt er, kampfmüde an Leib und Seele, im Kriege zum Mann geworden, in die befreite Heimat zurück. — Nicht ohne Gelingen hat der Verfasser versucht, alle Geschehnisse in gedrängter Kürze zu erzählen. Allerdings werden dadurch, besonders in der zweiten Hälfte häufig zu starke Anforderungen an die Kombinationsgabe der Leser gestellt. Die gesuchte Kürze des Ausdrucks läßt einige Kapitel nicht als erzählende Prosa erscheinen, sondern als dramatische Dialoge mit eingestreuten szenischen Bemerkungen. Wenn das Buch dadurch nicht unter einer gewissen Atemlosigkeit litte, so wäre es als vaterländischer Roman, frei von jeglichem Hurrapatriotismus, größeren Büchereien bedingungslos zu empfehlen. Daß es eines trockenen Humors nicht entbehrt, erhöht seinen Wert und entschädigt vielleicht manchen Leser für die Häufung von Schlachtschilderungen in der zweiten Hälfte, die für die eigentliche Handlung recht unwesentlich erscheinen.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Wichner, Josef: Auf der Nibelungenstraße. Geschichtsbilder aus dem Donautale Wachau. Stuttgart: Bonz 1922. 332 S. Geb. 6,—.

„Das Buch bietet Ausschnitte aus Jahrtausenden Wachauerischer Geschichte. Es beginnt mit der Charakteristik des Wachauer Steinzeitmenschen und endet mit dem Ausklang des Weltkrieges. Dazwischen liegen u. a. Bilder aus der Zeit der Klostergründungen, der Minnesänger, des Raubrittertums, der Städtekämpfe, der Religionskämpfe und Franzoseneinfälle sowie der Glanzzeit des Barock.“ Mit diesem Abschnitt des Vorwortes ist der Inhalt genügend gekennzeichnet. Es ist gewiß ein glücklicher Gedanke, durch Erzählung einzelner Episoden aus der Geschichte einer Landschaft diese dem Leser lebendig zu machen; doch ist, wie bei vielen der so entstandenen Werke, auch hier festzustellen, daß die Geschichten doch gar zu anspruchslos in Inhalt und Form sind, als daß sie einem Leserkreis, der nicht stofflich für die Geschichte des Donautales interessiert ist, Interesse abgewinnen könnten. Auch hätte der Verlag durch einige Bilder das Ganze anschaulicher gestalten können. — In reichsdeutschen Büchereien ist das Buch wegen dieser Unzulänglichkeiten entbehrlich. M. Thilo (Halle).

Kleine Mitteilungen.

Bekanntmachung betr. das Preußische Diplom-Examen.

Der Herr Minister hat in einem Erlaß vom 19. Mai 1925 sich dahin ausgesprochen, daß es dringend notwendig sei, daß bei den Praktikanten mehr als bisher auf besondere Leistungen in Stenographie und Maschinenschreiben Gewicht gelegt wird. Die Praktikanten haben in Zukunft keine Aussicht mehr, auf die staatliche Anwärterliste für den mittleren Bibliotheksdienst aufgenommen zu werden, wenn das Prüfungsergebnis in den erwähnten Fächern mangelhaft oder ungenügend ist. Auch als Hilfsarbeiter sollen Bewerber mit derartigen unzureichenden Leistungen in staatlichen Bibliotheken nicht mehr angenommen werden.

Dieser Erlaß wird hoffentlich dazu beitragen, die in der Tat oft sehr unbefriedigenden Leistungen in einem wichtigen Prüfungsfach in Zukunft zu verbessern und zu heben.

Im Anschluß daran die Mitteilung, daß die nächste Diplomprüfung voraussichtlich am Donnerstag, den 8. Oktober, beginnen wird. Ksr.

35. und 36. Diplomprüfung. In der Zeit vom 19. März bis 4. April 1925 fanden in der Preußischen Staatsbibliothek die 35. und 36. Diplomprüfung statt. Es hatten sich 36 Bewerber gemeldet, und zwar 4 männliche und 32 weibliche. 2 Bewerber (1 männlicher und 1 weiblicher) traten während der Prüfung zurück, 2 weitere bestanden sie nicht. Von den übrigen 32 bestanden 11 mit „Gut" (1 männlicher, 10 weibliche), 21 mit „Genügend".

Die Leistungen in der Stenotypie waren wiederum vielfach recht unbefriedigend, besonders aber fielen die geringen Kenntnisse in der Bibliographie auf. Die Mehrzahl der Prüflinge kennt allerhöchstens die Titel der Bibliographien, ohne über deren Inhalt und Anordnung etwas sagen zu können.

Die nächste Prüfung beginnt voraussichtlich am 5. Oktober d. J., nähere Mitteilungen erfolgen noch.

Folgende 32 Damen und Herren haben die Prüfung bestanden, davon die 4 bezw. 7 erstgenannten mit „Gut":

35. Diplomprüfung. Editha Brandis, Agnes Delkeskamp, Käthe Lange, Irmgard Rößler; Edith Becker, Margrit Behre, Gerda Doweg, Lydia Gerloff, Gertrud Glabe, Margarete Hallier, Otto Kampfhenkel, Lisbeth Kapitzky, Erna v. Klocke, Irmgard Kranold, Gertrud Neuffer, Ingeborg Strauch, Mathilde Thofehrn, Ingeborg Wedler, Lily Zweck.

36. Diplomprüfung. Liselotte Saenger, Elly-Lotte Schleif, Alexandra Wachlin, Sigrid Hentschell, Elisabeth Keune, Ewald Lüpke, Johanna Reinheimer; Olga Alberti, Käte Asch, Lucie Meyer, Charlotte Pittag, Eva v. Schaewen, Maximilian Steinhagen.

Verband niederrheinischer Büchereien. In Düsseldorf fand unter Vorsitz des Büchereidirektors Dr. Winker eine stark besuchte Vollsitzung des „Verbandes niederrheinischer Büchereien" statt. Als Gäste wurden begrüßt: Vertreter der Regierungen Düsseldorf und Aachen, des Landesjugendamtes der Rheinprovinz, mehrere Stadtverwaltungen, Jugendämter usw. Zur Verhandlung stand: „Die literarische Versorgung der werktätigen Jugend zwischen 14 und 18". In einem Referat des Vorsitzenden wurden die psychologischen Voraussetzungen, die Hauptprobleme des Themas und die Organisationsformen der Jugendbüchereien behandelt und dann der Fragekomplex in eingehender Debatte durchgesprochen. Auf einstimmigen Beschluß hin wurden mehrere Anträge an die Bezirks-Regierungen weiter geleitet. Aus der Erkenntnis heraus, daß die Reifezeit für das Verhältnis zum Buch von ausschlaggebender Bedeutung ist und der Erfahrung, daß trotz stark erweiterter öffentlicher Jugendpflege und trotz wesentlicher Ausdehnung der Erziehungsaufgaben in den öffentlichen Berufs- und Fortbildungsschulen eine methodische literarische Versorgung und Führung der werktätigen Jugend noch nicht im wünschenswerten Umfange vorhanden ist, werden die Staatsbehörden gebeten, in höherem Maße als bisher auf diese Seite der Jugendpflege ihr Augenmerk zu richten; sie durch entsprechende Erlasse und durch Bereitstellung öffentlicher Mittel zu unterstützen und den in Betracht kommenden Personen (Jugendpflegern, Fortbildungsschullehrern usw.) mehr als bisher das Rüstzeug zu wirksamer literarischer Jugendpflege in die Hand zu geben. Dazu wird empfohlen, die Fragen der literarischen Fürsorgearbeit bei Jugendpflege- und Lehrertagungen als regelmäßiges wiederkehrendes Thema mit zu behandeln; ferner staatliche Mittel bereit zu stellen, um Jugendpflegeorganisationen, Berufs- und Fortbildungsschulen regelmäßig die besten

Verzeichnisse guter Jugendschriften zu übermitteln, von staatlichen Stellen aus unter Mitarbeit der in Frage kommenden Verbände und Schulen ein Verzeichnis gängiger Schundschriften periodisch zu bearbeiten und in umfassender Weise allen entsprechenden Stellen zugänglich zu machen.

An das Landesjugendamt und die anderen in Frage kommenden staatlichen Stellen wurde ferner eine Eingabe gemacht, daß eine nähere Zusammenarbeit zwischen den Jugendämtern, den öffentlichen Büchereien und den Gewerbe- und Fortbildungsschulen bis jetzt noch nicht vorhanden sei, für eine wirksame literarische Jugendpflege aber unbedingt gefordert werden müsse. Es wird gebeten, dahingehende Maßnahmen zu unterstützen.

Zum Schluß der Sitzung wird zum Ausdruck gebracht, daß eine literarische Fürsorgearbeit sich im besonderen Maße auch auf die Gefährdeten erstrecken müsse. Die staatliche Beratungsstelle für Büchereiwesen wird beauftragt, an die entsprechenden Instanzen die Bitte zu richten, den Büchereien der Fürsorgeanstalten und Gefängnisse besonderes Interesse entgegenzubringen und zu ihrer Unterstützung öffentliche Mittel mehr als bisher bereit zu stellen.

Lesefrüchte.

Zur Frage des Nichtlesenkönnens sogenannter Gebildeter schrieb der geistreiche Ferdinand Kürnberger im Jahr 1872 einen Beitrag unter dem Titel „Österreichische Sinne". Der Aufsatz ist wiederabgedruckt in der Sammlung „Fünfzig Feuilletons" (Wien: Daberkow). Da auch dieses Buch ziemlich verschollen ist, sei hier wenigstens das wichtigste und heute noch zeitgemäße Stück aus jenem Aufsatz zu Nutz und Frommen aller Bildungspfleger, die sich um das Lesenlehren bemühen, der Vergessenheit entrissen:

„. . . . Das Äußerste von verflachten liederlichen und stumpfsinnigen Sinnen erlebte ich aber in diesem Genre von zwei vaterländischen Dichtern. Der Kasus war folgender: Hieronymus Lorm hatte weiland im Literaturblatt der „Presse" einige Novitäten besprochen und zum Schlusse seiner Kritik gesagt, es wäre jetzt noch ein Haufe neuester Lyrik abzuurteilen oder vielmehr abzuschlachten, aber er könne das ganze Geschäft in einer kurzen Kollektivkritik erledigen, da an all diesen Reimbüchlein nur die verschiedenen Einbände eine Art trügerischer Individualität vorspiegelten, im übrigen das form- und gestaltlose Nebelchaos bloß den Gattungsbegriff des Blödsinns darstelle, den gleichartigen und ewig sich selbst gleichen Urstoff der Reim-Diarrhöe. Auch sei er überhaupt des trockenen Tons nun satt und fühle sich begeistert, Dichter wie er selbst sei, mit diesen Dichtern um die Wette zu dichten und so bringe er das, was er von Geist und künstlerischer Besonnenheit bei ihnen gefunden, wie in einem Spiegel zur Anschauung unter dem Schema der nachstehenden „Ballade":

Der Ritter sprach zum Knappen:
Auf, sattle mir den Rappen!
Drauf ritt er ins Getümmel
Der Schlacht auf seinem Schimmel.

Hei, wie er flog zum Tanze
Mit Schwert und Schild und Lanze!
Er war der Feinde Schrecken
Auf seinem wilden Schecken.

Da schwirrten die Geschosse —
Der Ritter sank vom Rosse,
Er sank zu aller Staunen
Herab von seinem Braunen: —

Besah die Todeswunde
Und rief: O Kunigunde,
Ich sterbe deinethalben —
Lag tot bei seinem Falben!

Kaum war ich aus dem Kaffeehause getreten, wo ich diese Zeitungsnummer gelesen, so begegnete mir der vaterländische Dichter F... „Lesen Sie die heutige Presse“, sagte er. „Da steht eine Ballade von Lorm, eine Fadaise, die mir rein unbegreiflich ist. Ein Ritter reitet in die Schlacht und wird erschossen. Das ist alles. Kein Bild, kein Gedanke, keine Pointe; ein Pfeil, der einen Ritter vom Pferde schießt, das ist die ganze Poesie.“

„Und es ist eine reizende Poesie. Das leichte, neckische Ding könnte in jeder Chrestomathie als ein kleines Meisterstück von parodistischer Satire stehen.“

„Wieso? Wie meinen Sie das?“

„Mein Gott, haben Sie denn nicht bemerkt, daß das Pferd in vier Strophen fünfmal die Farbe wechselt? Daß das Ganze ein satirisches Scherzepigramm auf gedankenlose Reimschmiede ist?“

Der Vaterländische schaut mich an, stutzt, wird verlegen und murmelt verdrießlich: „Ich bitte Sie, wer kann denn heutzutage jedes Zeitungsblatt förmlich studieren! Aber gut, daß Sie mich aufmerksam machen; ich will das Ding noch einmal lesen.“

An demselben Abend besuchte ich — damals besuchte ich noch! Melancholische Erfahrungen haben seitdem gemacht, daß ich nur noch jene gewählteste Gesellschaft liebe, welche man die Einsamkeit nennt, aber der Zufall wollte es, daß ich an dem Abend desselben Tages den vaterländischen Dichter W... besuchte.

Er fing sogleich an: „Was sagten Sie heute zu der Ballade von Lorm? Ich finde doch gar nichts daran. Das Ding ist entsetzlich leer und gehaltlos.“

„Natürlich; weil es die Manier der Leeren, Gehaltlosen parodiert. Haben Sie denn nicht bemerkt, daß das Pferd in vier Strophen fünfmal die Farbe wechselt?“

Er schaut mich verwundert an... „Du, Frau, da höre einmal, was der Doktor sagt. Das wäre freilich was anderes! Geh und suche sogleich das Blatt, wenn es noch da ist. Wir müssen es jetzt noch einmal lesen.“

„Gar nicht nötig. Ich rezitiere es Ihnen aus dem Gedächtnis. Nachdem ich es zum erstenmal gelesen, las ich es zum zweiten Male zu meinem Vergnügen und damit weiß ich's auch auswendig.“

Der Ritter sprach zum Knappen:
Auf, sattle mir den Rappen!
Drauf eilt er ins Getümmel
Der Schlacht auf seinem Schimmel....

So sagte ich das Gedicht her und markierte durch die Betonung jede wechselnde Pferdefarbe. — „Ah, jetzt verstehen wir! Aber sehen Sie, dann liegt der Fehler des Gedichtes darin, daß diese Schlagwörter nicht durchschossen sind!“

„Das auch noch! Mit der Nase soll man sie drauf stoßen! Das wäre noch ein Witz, der sich auf den Zehen reckte, das Maul aufrisse und durchschossen schrie: Ich bin ein Witz! Wie fein ist ohnedies der Kunstgriff, den der Dichter gebrauchte, daß das Pferd gleich in der ersten Strophe die Farbe z w e i m a l wechselt!“...“

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege“, Stettin, Stadtbücherei. — Druck von Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 5 1925 Heft 4

Bibliothekarische Berufsgesinnung.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

Seitdem ich in das dritte Jahrzehnt meiner Berufstätigkeit eingetreten bin, regt sich in mir immer stärker das Bedürfnis, die vielen haupt- und nebenamtlichen Kollegen und Kolleginnen, die ich teils von Angesicht, teils nur geistweise kennen gelernt und in ihrer persönlichen und beruflichen Eigenart zu erfassen versucht habe, sozusagen für den Hausgebrauch in gewisse Typen zu gruppieren. Nicht als ob ich an der aus Herrsch- und Spieltrieb gekreuzten Klassifizierungssucht litte, die Multatuli in seinem „Kleinen Walther" durch Meister Pennewips pyramidales System klassisch karikiert hat. Es ist mir überhaupt dabei nicht letztlich um die Herausstellung von bibliothekarischen Berufstypen selbst zu tun oder gar um restlose Aufteilung aller Einzelfälle unter solche Typen. (Alles „Lebewesen" ist gottlob als solches, trotz Meister Pennewip, unberechenbar und schlüpft durch jedes Begriffsnetz, mit dem wir es fangen wollen!) Vielmehr ist mir diese Typologie nur Mittel zum Zweck. Sie dient mir lediglich zur Spektralanalyse des bibliothekarischen Berufsideales. Und in diesem Sinne möchte ich die folgenden Ausführungen vertrauensvoll aufgenommen und die Berechtigung dieser persönlichen Vorbemerkung anerkannt sehen.

Jede Untersuchung bibliothekarischer Berufsgesinnung wird an den beiden Gesichtspunkten Buch und Leser orientiert sein. Denn die Funktion Büchereiarbeit — physiologisch gesprochen — ist in ihrem Kulturwert und dessen individueller Prägung abhängig davon, ob die Organe wohlbeschaffen sind, die den Bibliothekar mit dem Buche einerseits und mit dem Leser andererseits verbinden. (Wobei, sofern wir den Begriff Funktion mathematisch fassen, das Buch als die abhängige Veränderliche, der Leser aber als das Argument der Funktion anzusehen ist.)

Die fünf Spielarten, auf deren Betrachtung ich mich heute beschränken möchte, sollen denn auch zunächst unter dem Gesichtswinkel des Verhältnisses der bibliothekarischen Berufsvertreter zum Buche erörtert werden und dann ergänzend unter dem des Verhältnisses zum Leser. Dabei denke ich vor allem an männliche Berufsvertreter. Anhangsweise füge ich noch einige Bemerkungen über ausgesprochen weibliche Formen des Verhältnisses zum bibliothekarischen Beruf hinzu.

Beginnen wir an der äußersten Peripherie bibliothekarischer Berufsgesinnung, nämlich mit dem Registratorenverhältnis zum Buch. Für diesen Typ ist das Buch nur Verwaltungsobjekt. Mit einem gewissen Recht kann man also auch sagen, dieser Typ habe überhaupt

„kein Verhältnis zum Buche". Für ihn ist es nämlich im Grunde belanglos, ob er die Kleiderkammer einer Kaserne oder die Einlagen einer städtischen Sparkasse oder die staatlichen Liegenschaften eines Landes verwaltet. Man mißverstehe mich nicht: Ich will damit keineswegs sagen, daß er sich an seine Verwaltungstätigkeit nur durch die Notwendigkeit des Geldverdienenmüssens gebunden fühle oder gar daß er ihr gegenüber gleichgültig sei. (Natürlich gibt es solche an sich minderwertigen Vertreter in allen Berufen, auch in den eben genannten; von ihnen können wir aber füglich ganz absehen.) Ich meine vielmehr die „tüchtigen Verwaltungsbeamten". Es ist mir nicht von ungefähr als erstes Beispiel ein militärisches in die Feder geraten. Wir alle wissen, welch peinlich gewissenhafte Verwalter in der Regel unsere preußischen Militäranwärter waren und sind. Wer aber Gelegenheit gehabt hat, zu beobachten, wie z. B. Lazarettbüchereien vor dem Kriege und auch noch im Kriege (wie es jetzt steht, weiß ich nicht aus eigener Anschauung) verwaltet zu werden pflegten, der versteht mich ohne weiteres, wenn ich behaupte, daß in jener Verwaltungstüchtigkeit an sich noch kein produktives Verhältnis zum Buche begründet sei, ja daß sie geradezu eine Gefahr für die bibliothekarische Erschließung von Büchern bilde.*) Von ihrem Standpunkt aus erscheint es fast als Ideal, die Bücher einzupökeln, damit sie am Jüngsten Tage, wenn alles „kollationiert" wird, gewiß noch alle da sind.

Aus der nebenamtlichen und meist nur vorübergehenden Büchereitätigkeit reiner Verwaltungsbeamter in die Tätigkeit hauptamtlicher, lebenslänglicher Bibliothekare hinüber führt uns dann der Gedanke an die eigentliche Registrierung der Bücher, die man, soweit wissenschaftliche Vorkenntnisse dazu nötig sind, vornehmer als katalogisieren und bibliographieren bezeichnet. Es sei ferne von mir, den handwerklichen Wert exakten Katalogisierens und Bibliographierens gering zu schätzen. Aber es gibt einen gewissen Berufstyp, dessen Verhältnis zum Buche sich im wesentlichen in dieser Tätigkeit erschöpft; den es keine Überwindung kostet, sich bei seinem Umgang mit den Büchern auf die für ihre Registrierung maßgebenden Formalien zu beschränken. Im weiteren Sinn gehören zu dieser Spielart auch jene Vertreter des modernen Büchereiwesens, denen die „Büchereitechnik" alles ist.

Schon etwas weniger peripherisch ist das A r c h i v a r v e r h ä l t n i s zum Buche. Ihm ist das Buch nur S a m m e l o b j e k t. Hier liegt zweifellos schon ein wesentliches Verhältnis zum Buche als solchem vor. Seine relative Unfruchtbarkeit (im Sinne lebendiger, kultureller Wirkung) zeigt sich jedoch meist deutlch schon an der Bücherauswahl. Das sind die Bibliothekare, die furchtbar stolz sind, wenn sie, besonders auf ihrem engeren wissenschaftlichen Fachgebiet, recht viel „wichtige Werke" oder gar „Seltenheiten" zusammengebracht haben, auch wenn die Leser dafür nicht vorhanden sind und die für diese Käufe aufgewen-

---

*) Wer sich einige Beispiele aus der Kriegszeit vergegenwärtigen will, den darf ich auf meinen Aufsatz über „Die Lesestoffversorgung von Lazaretten und Feldtruppen" hinweisen, der im Jahrgang 1915 der „Monatshefte der Comeniusgesellschaft" steht.

deten Gelder an einer anderen Stelle, wo sie dem lebendigen Leben der Gegenwart dienen könnten, „gespart“ werden müssen. Das sind die Bibliothekare, die für irgendeinen seltenen Druck längst bekannter oder wissenschaftlich wenig belangvoller Bücher aus früheren Jahrhunderten, den sie im Bedarfsfalle überdies von einer anderen Bibliothek entleihen könnten, hunderte von Mark ausgeben und dann kein Geld haben, wenn es sich darum handelt, von vielgebrauchten Werken der heutigen wissenschaftlichen Literatur Mehrstücke anzuschaffen. Als besonders problematische Spielart des Bibliothekars, dem das Buch nur Sammelobjekt ist, sei noch der Bibliophile genannt. Seine nähere Betrachtung würde jedoch hier zu weit führen.

Bilden die beiden erstgenannten Formen bibliothekarischer Berufsgesinnung vor allem für die Tätigkeit an Gelehrtenbibliotheken eine nicht zu unterschätzende Gefahr, so treten wir mit dem dritten Typ mitten hinein in die Gefahrzone der Volksbüchereitätigkeit. Ich brauche wohl nicht ausdrücklich zu sagen, daß ich keinerlei Anspielung auf den Lehrerstand beabsichtige, wenn ich von dem Schulmeisterverhältnis zum Buche spreche. Ihm ist das Buch Zensierobjekt. Sein Ideal, das er freilich nicht wahr haben will, ist es, jedem Buch eine Zensur zu erteilen. Er hat in den allermeisten Fällen den unfehlbaren Maßstab, an dem er den Wert eines Buches ablesen kann, schon gezückt, wenn schüchternere Beurteiler noch dabei sind, sich zu fragen, mit welchen Augen wohl der Verfasser sein Stück Welt gesehen habe, und dann zu versuchen, dieses Stück Welt aus denselben Augen zu sehen. Besonders bei der Beurteilung der Schönen Literatur feiert dieser Typ Triumphe. Ob er nun in der akademischen Spielart auftritt, die aus den Universitätsseminaren bewährte Rezepte zur kritischen Lösung von Formproblemen mitbringt, oder in der diktatorischen, die mit dem Flammenschwert der „Werthaftigkeit“ die Geister scheidet, die Guten zur Rechten, die Schlechten zur Linken, immer bleibt er im Genuß seiner zensuren-erteilenden Macht. Ist die Spannweite seines Geistes oder die Lebendigkeit seiner Seele einem Werke nicht gewachsen, umso schlimmer für das Werk — wenigstens solange es nicht von dem Urteil eines Menschenalters bereits als Meisterwerk abgestempelt und in die Konvention der oberen Zehntausend (im Geiste) eingegangen ist. Nicht das selbständige, wagemutige, mühselige, liebevolle Erspüren von Meisterwerken, sondern das Aufzeigen von Mängeln oder das Zur-Strecke-Bringen von „Afterliteratur“ ist die eigentliche Wonne dieser Spielart.

Ähnelt der bibliothekarische Schulmeistertyp in seinem Verhältnis zum Buche schon so sehr dem echten Büchereipädagogen, daß er von Fernerstehenden nicht selten mit ihm verwechselt wird, so kann man dasselbe unter dem literarischen Gesichtswinkel von dem vierten Typ behaupten, der gekennzeichnet wird durch das Genießerverhältnis zum Buche. Für ihn ist das Buch in erster Linie Genußmittel — für den Bibliothekar. Er liest nur die Bücher, die ihm „Spaß machen“. Ist er ein ausgesprochener „Intellektueller“, so kennt er fast nur Literatenliteratur. Freilich ist es eine der eindrucksvollsten Erfahrungen, die

unser Beruf jedem seiner bücherliebenden hauptamtlichen Vertreter verschafft, daß immer nur ein lächerlich geringer Prozentsatz von den Büchern, die wir anschaffen müssen und gerne lesen möchten, von uns tatsächlich und „zum Vergnügen" gelesen werden kann. Aber nicht nur die Anschaffungspolitik, sondern auch die berufliche Selbstzucht des Bibliothekars überhaupt gibt deutlich davon Kunde, ob sein Verhältnis zum Buche über dem moorigen Grund egoistischen Genießertums irrlichteriert oder nicht. Es gibt bekanntlich vor allem für die jungen Bibliothekare, welche von der Liebe zur Literatur unserem Berufe zugeführt werden, eine Gefahr, die ich die Schmökergefahr nennen möchte; jenes Hängenbleiben an Büchern, sei es beim Führen der Zugangsliste, sei es beim Katalogisieren, sei es beim Gang durch das Magazin. Die Überwindung dieses Hanges — er kann die Bedeutung eines heimlichen Lasters gewinnen! — bedeutet für den Anfänger nicht selten die erste und wichtigste berufliche Charakterprobe.

Wie aber sollen wir nun den eigentlich zentralen Typ nennen? Am liebsten würde ich ihn den Erziehertyp nennen. Das Wort Erziehung hat aber leider (wie das Wort Bildung) in der intellektualistischen Luft der letzten Menschenalter soviel von seiner menschenfreundlichen Wärme verloren, daß es mir nicht stark genug die fast religiöse Innerlichkeit und die freudige Verantwortlichkeit kennzeichnet, die wir, zum mindesten in den besten Stunden unserer Berufstätigkeit, dem Buche gegenüber erleben. Ich möchte daher, auf die Gefahr hin, von kulturkämpferischen Gemütern heimlichen Pfaffentums verdächtigt zu werden, lieber von dem Seelsorgerverhältnis sprechen. Für diesen Typ ist das Buch eine ihm anvertraute Quelle lebensteigernder, sinnspendender, gemeinschaftsbildender und darum beglückender Kräfte. Er wird sich aus der Wandlungsfähigkeit eines dienenden Herzens heraus („nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt") und mit wachstem Verstande an die Werte hingeben, die jeweils in dem stecken, was der Verfasser gekonnt und gewollt hat, und er wird den Weg zu ihren verschiedenen aufbauenden Wirkungsmöglichkeiten, d. h. aber zu den entsprechenden Lesern, unablässig suchen.

So weist uns diese Art der bibliothekarischen Berufsgesinnung deutlicher und unmittelbarer als jede andere darauf hin, daß zwischen dem Verhältnis des Bibliothekars zum Buche und seinem Verhältnis zum Leser ein vollkommener Einklang der Hingabe bestehen sollte. Wie steht es nun aber damit bei den verschiedenen Typen?

Der Registratorentyp wird im Hinblick auf sein Verhältnis zum Leser wohl meist noch treffender als die bürokratische Spielart des Bibliothekars bezeichnet werden können. Jene (nach Nietzsches ketzerischer Meinung) im „kategorischen Imperativ" und damit im landläufigen Pflichtbewußtsein enthaltene sublimierte Grausamkeit kann sich den Büchern gegenüber nicht recht ausleben, schon weil der Bürokrat an sich zu ihnen kein Verhältnis hat. So konzentriert sie sich auf den Leser und gewinnt dann zuweilen einen leichten sadistischen Beigeschmack. Da werden mit Wonne umständliche Formalitäten, vergebliche Gänge (namentlich in der Großstadt zu empfehlen!) und andere zeitfressende und demütigende Zweck-

losigkeiten von den Lesern verlangt. Mit Humor gewürzte Freundlichkeit und offenbare Hilfsbereitschaft den Lesern gegenüber gilt solchen strengen Hütern heiliger Bibliotheksordnungen als sträfliche „Verwöhnung des Publikums". Ihr geheimes Glaubensbekenntnis lautet: „Bibliotheksverwaltungen sind Behörden und Behörden sind nicht zum Vergnügen da. Wer sich ihnen naht, wappne sich mit Untertänigkeit und Geduld und danke seinem Herrgott, wenn er nicht unser Mißfallen erregt."

Der Archivartyp ist für den Leser minder gefährlich. Sofern dieser ein „ernsthafter Benutzer" (will sagen: ebenfalls ein Archivartyp) ist, wird er sogar in der Regel mit Wohlwollen betrachtet. Ein allzu heftiger Zulauf, namentlich von „Nichtfachleuten", wird freilich nicht geschätzt. Denn die kostbaren Sammelobjekte sind doch für „die Forschung" da, und der Bibliothekar ist oft selbst Forscher. Da kann es denn passieren, daß ein alter Bücherwurm, dem die Gabe der Selbstironie zu eigen ist, der also doch wieder mehr als ein Bücherwurm ist (denn die eigentlichen Bücherwürmer pflegen „streng sachlich" zu sein), in den komischen Stoßseufzer ausbricht: „Die Bibliotheken sind was Wunderschönes! Wenn bloß das verdammte Publikum nicht wäre!"

Am bedenklichsten ist das Verhältnis des Schulmeistertyps zum Leser. Denn hier drapiert sich, besonders bei der Verleihung von Schöner Literatur, die sublimierte Grausamkeit, die beim Büchereibürokraten so schmucklos in die Erscheinung tritt, mit einem modegerechten pädagogischen Mäntelchen. Zu deinem Besten, lieber Leser, wirst du zum Objekt geistiger Herrschsucht zurechtgemacht. Denn du bist unmündig, sofern du nicht etwa schon auf eigene Faust „goethereif" geworden bist. Solltest du noch auf der vorkünstlerischen Entwicklungsstufe stehen, so macht dich dieser Charakterfehler der Betreuung durch hochqualifizierte Büchereimeister unwürdig. Es sei denn, daß du genügend Talent zur Bildungsheuchelei hast und dich literarisch zwangsernähren lässest. Eine aristokratische Spielart dieses Typs rechtfertigt ihr System der „erziehlichen" Zwangswohltaten dem Leser gegenüber durch die Behauptung, es sei ganz verfehlt, sich den Leserindividualitäten hinzugeben in unendlicher Wandlungsfähigkeit; vielmehr sei es Pflicht der „starken bibliothekarischen Persönlichkeit", dem Leser ihren Stempel aufzuprägen. Als ob es sich hier um ein Stück totes Metall handelte und nicht um einen lebendigen Organismus, und als ob nicht jeder Organismus seine ureigenen Wachstumsgesetze hätte!*)

Beim bibliothekarischen Genießertyp ähnelt das Verhältnis zum Leser wieder dem des Archivartyps. Nur ist hier das bedauernde Begleitgefühl

---

*) Ich brauche wohl nicht ausführlich darzutun, daß ich — ganz unabhängig von der Zurückweisung der oben gekennzeichneten bibliothekarischen Berufsgesinnung — das Problem der autoritativen Erzeugung einer literarischen Konvention durch die Bücherei sehr wohl sehe. Ich bin sogar der Meinung, es sei eine der bedenkenswertesten Tatsachen, daß wir für viele unserer Leser nur eine höhere Konvention anstelle einer niederen setzen, nicht aber ein wirkliches Eigenverhältnis zur Literatur. Wie ja auch viele Leser (mehr oder weniger bewußt) zunächst nur danach verlangen, sich die literarische Konvention der Gesellschaftsschicht anzueignen, die ihnen höher als die ihrige erscheint.

bei der Ausgabe hochgeschätzter Bücher an das „große Publikum" ein wenig anders gefärbt. So etwas von den bekannten Perlen, die man nicht vor die Säue werfen soll, schwebt solchen literarischen Schatzmeistern vor. Jedenfalls mögen sie nicht Ernst machen mit dem Gedanken, daß die Verwaltung einer Bücherei zu der vertrauensvollen Aktivität eines Sämanns verpflichtet sei, der ausging zu säen.

Und so wären wir denn wieder beim Seelsorgertyp angelangt, der dienen will mit dem Buche, nichts als dienen, der auch zu Büchern und Lesern, die auf vorkünstlerischer Stufe stehen, sofern es sich nur überhaupt um gefühlsbildende Erlebnisse handelt, das Vertrauen hat, daß lebendige Kräfte im Sinne kultureller Wegbereitung vorhanden sind, die eine liebevolle Pflege verdienen. „Sind's Rosen — nun sie werden blüh'n!" Man muß nicht immer mit der Erreichung der eigentlichen Bildungshöhe in e i n e r Generation rechnen. Wer den geistigen Boden in den Eltern verwahrlosen läßt, weil sie ja doch über das Aufklärungsniveau einerseits und die vorkünstlerische Einstellung andererseits nicht hinausgelangen, der erschwert ihren Kindern den Weg zur vollen Bildung.

Wenn wir nun die besondere Nutzanwendung unserer bisherigen Betrachtungen auf die b i b l i o t h e k a r i s c h a r b e i t e n d e n F r a u e n machen, so dürfen wir wohl mit der allgemeinen Feststellung beginnen, daß unter den Kolleginnen, die aus inneren Gründen zu unserem Berufe kommen, nicht viele dem Schulmeistertyp, wenige dem Registratorentyp und nur ganz wenige dem Genießertyp und dem Archivartyp zuneigen, daß vielmehr die meisten ein — freilich oft verkümmertes oder verwahrlostes — Seelsorgerverhältnis zu Buch und Leser haben. Es ist gottlob, trotzdem es so oft in lobhudelnder Weise behauptet wird, immer noch wahr, daß solche Berufe, die an das mütterliche Grundwesen der Frau appellieren, die glücklichsten Frauenberufe sind. Und wenn dabei auch die Gefahr allzuweiblicher Parteilichkeit mit in Kauf genommen werden muß, so ist doch in der Tat die Betreuung des Lesers, nicht bloß des kindlichen Lesers, bei der weiblichen Vertreterin unseres Berufes besonders gut aufgehoben.*)

Aber zwei Mängel trüben dieses im ganzen so erfreuliche Bild. Der eine ist psychologisch grundsätzlicher, der andere historisch tatsächlicher Art.

Der erste besteht, ganz grob gesagt, darin, daß die meisten Mädchen schon damit ihren Beruf verfehlen, daß sie einen „Beruf" wählen. Es ist nun einmal nicht anders: der naturgemäße Frauenberuf ist für die meisten weiblichen Menschen, Gattin und Mutter zu werden. Im griechischen Götterhimmel gab es nur e i n e Pallas und auch unter den sterblichen Frauen werden die zur Jungfräulichkeit vorherbestimmten immer nur die seltenen Ausnahmen bilden. Und es ist daher meist ein Beweis hoher sittlicher und geistiger Zucht und seelischer Reife, wenn ein Mäd-

*) Die Karikatur der „Bemutterung" des Lesers ist dann freilich (beim weiblichen Schulmeistertyp) unsagbar peinlich, mag es sich nun um eine Auswirkung der Prüderie oder um das fanatische Werben für bestimmte Autoren oder um was sonst immer handeln.

chen in einem Berufe „ganz aufgeht". Bei vielen wird sich die Kompromißnatur ihrer Berufswahl, auch wo sie sich ihrer nicht bewußt sind oder werden, dem kundigen Blick oft und oft verraten. Und wir wollen uns freuen, daß in unserem Berufe die Heiratsquote so hoch ist (übrigens auch ein gutes Zeichen für die Männer, die eine höhere Geistesbildung, wie sie unser Beruf jedem seiner eifrigen Vertreterinnen ermöglicht, als gute Mitgift zu schätzen wissen!) und wollen es nicht allzu „moralisch nehmen", wenn da und dort einmal die weibliche Gefallsucht ihre Trägerin und deren Opfer ein wenig „ablenkt" von den eigentlichen Aufgaben der Ausleihe oder des Lesesaales. Womit ich aber nicht im mindesten empfohlen haben will, solche Dinge im Sinne der Betriebsführung leicht zu nehmen. Das Dienstliche versteht sich von selbst. Wir sollen nur nie vergessen, daß es sich hier im Grunde um natürliche Dinge handelt, deren allmähliche Zurückdrängung durch die Berufsdisziplin — meist nicht ganz schmerzlos — gelernt sein will.

Der andere Mangel ist dagegen „moralisch zu nehmen". Dafür ist er aber gottlob völlig überwindlich. Ich halte ihn im wesentlichen für eine Nachwirkung jenes patriarchalischen Familienzustandes, wie er vor dem Durchbruch des Bewußtseins der sozialen Notwendigkeit von Frauenberufen bestand. Wir Älteren zum mindesten erinnern uns noch wohl, wie vielen Pionieren der Frauenberufe mit dem patriarchalischen Dogma: „Die Frau gehört ins Haus!" das Leben sauer gemacht wurde. Nun kann man wohl im allgemeinen sagen, daß es glücklichere Zeiten waren (zum mindesten idyllischere), da noch jede Frau, auch die unverheiratete, ein familienhaftes Betätigungsfeld fand. (Immerhin: auch damals fehlte es nicht an Martyrien weiblichen Dienens!) Aber alles Wehmüteln ändert nichts an der Tatsache, daß jene Zeiten wenigstens für uns Deutsche vorbei sind, endgültig vorbei. Jetzt, nach der Geldentwertungszeit, wird — von einigen heraufgekommenen Schieberfamilien abgesehen, welche glauben und tun, als habe die Welt mit ihrem Reichtum neu angefangen — niemand mehr die törichte Behauptung wagen, die man früher nicht selten hörte: „Wir haben's eigentlich nicht nötig, unsere Tochter einen Beruf erlernen zu lassen." Aus dieser Sachlage zieht die berufstätige Frau (bezw. deren Eltern) jedoch nicht immer die vom sittlichen Standpunkte aus einzig mögliche Folgerung: daß sie, solange sie einen bürgerlichen Beruf bekleidet, diesen ganz ebenso als die über ihr Privatleben entscheidende Instanz*) ansieht, wie wir Männer es im Normalfall selbstverständlich tun. Ich nenne es einen Mangel an Berufsbewußtsein überhaupt, wenn sich z. B. eine junge Bibliothekarin auf den „Haustochter-Standpunkt" stellt: „Wenn ich hier in meiner Heimatstadt keine Stelle bekomme, sodaß ich bei meinen Eltern bleiben kann, dann setze ich eben vorerst aus."**) Was würde man von einem männlichen Be-

---

*) Damit meine ich natürlich nicht eine ihr Privatleben verschlingende Instanz!

**) Ich meine natürlich nicht jene verhältnismäßig seltenen Fälle, wo eine soziale Notwendigkeit besteht, daß eine Tochter bei der Mutter oder eine Schwester bei der Schwester bleibt und diese an den Ort gebunden sind. Ich sage auch

rufsanwärter sagen, der sich auf einen solchen Standpunkt stellte? Wir Männer sind schon so erzogen, daß uns ein solch wählerisches Verhältnis zum Beruf gar nicht in den Sinn kommen kann. Wo der Beruf uns hinführt, wo wir hoffen dürfen, beruflich unser Bestes geben zu können und dafür unseren Lebensunterhalt zu finden, da gehen wir eben hin. Unsere Berufsgenossinnen müssen sich darüber klar sein, daß auch für sie diese schicksalhafte Bindung an den Beruf eine unabweisliche sittliche Forderung geworden ist, deren Erfüllung freilich naturgemäß der Frau meist schwerer fallen wird als dem Manne.

Zu Beginn dieses Aufsatzes sprach ich davon, daß ein solcher Versuch, die Hauptspielarten bibliothekarischer Berufsgesinnung herauszustellen, eine Art Spektralanalyse sei. Dieses Bild ist insofern nicht ganz befriedigend, als dabei nicht das Berufsideal als solches dem weißen Lichte, das, kunstgerecht durchleuchtet, bei dem einen diese, bei dem andern jene Mischung der spektralen Bestandteile zeigt, zu vergleichen ist, sondern die jeweilige individuelle Berufsgesinnung des einzelnen Bibliothekars. Dafür ist dieses Bild jedoch in anderer Hinsicht sehr vergleichskräftig, nämlich indem es uns daran erinnert, daß wir alle bei der täglichen Ausübung unseres Berufes gelegentlich zu allen oben gekennzeichneten Typen neigen. Oder will jemand unter uns ernstlich behaupten, er habe auch in seinen Lehrjahren nie gegen die Versuchung anzukämpfen gehabt, sich als Bücherpolizist zu fühlen oder in jedem bedruckten Blatt Papier einen „Wert an sich" zu sehen oder seine Leser danach zu „klassifizieren", ob sie seine Lieblingsautoren oder seine Lieblingswissenschaften schätzen, oder sich an Büchern zu verschwelgen, wo der Dienst eigentlich etwas anderes von ihm forderte? Ich will es jedenfalls nicht behaupten. Oder glaubt jemand unter uns, es spüre nicht auch gelegentlich der verknöchertste bibliothekarische Registratorentyp eine Anwandlung der Liebe zum Buche, als zu einem Mittel geistiger Hilfe und Erquickung, und der Liebe zum Leser, als zu einem seiner Mittlerschaft bedürftigen Menschenbruder? Dann hat er die Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit menschlichen Wesens noch nicht erfahren.

Aber ich möchte — um so persönlich zu schließen, wie ich begann — bekennen, daß jenseits allen volksbildungsideologischen Geredes unser Beruf gottlob einer der (wenigen) Berufe ist, die gerade heute, in einer Zeit der äußersten Kulturproblematik, als ganz sinnvoll erlebt werden können, sofern eben das Verhältnis zum Buch und zum Leser im Sinne weltlicher Seelsorge auch unseren von Nöten bedrängten und von Mängeln gehemmten Berufsalltag durchdringt. Denn wo die Seele spricht, da ist stets auch verbindende Wirkung, da wird mitgewirkt an der Gottheit lebendigem Kleid.

---

andererseits gewiß nichts dagegen, daß namentlich gesundheitlich zarte Mädchen sich nach Abschluß der Berufsausbildung eine reichliche Freizeit gönnen. Ich wünschte im Gegenteil, daß sich auch mancher nervöse junge Mann eine solche Ruhepause vor dem Eintritt in die berufliche Tretmühle leisten könnte. Ich rede oben nicht von hygienischen Zweckmäßigkeits-, sondern von Gesinnungsfragen.

Volksbücherei oder Bildungsbücherei? *)

Von Dr. W. Winker, Düsseldorf.

Wir vom Beruf wissen es, müssen es aber denen von draußen immer wieder sagen, daß die moderne Volksbücherei nicht eine Angelegenheit ist, erfüllt durch eine Reihe von technischen Handlungen, daß sie vielmehr eine Gesinnungsangelegenheit ist, erfüllt durch das tatbereite Einsetzen einer ganzen Persönlichkeit. Freilich wissen wir auch, daß die Umrisse dieser mitten in die breite Masse gestellten und aus der Gegenwart geborenen Büchereien zerfließen, daß ihre Grenzsetzung schwankt und ihre Problemstellung noch immer im Streit der Meinungen sich verwirrt.

Fortschritt muß klare Zielsetzung und scharf gezogene Grenzen fordern. Drum ist immer wieder eine aus Skeptizismus geborene Kritik und ein Zweifel an letzten Vorbedingungen notwendig, um Klarheit zu schaffen.

Die moderne Volksbücherei mischt Elemente der wissenschaftlichen und Fachbibliothek, der amerikanischen Public Library und der Volksbücherei alten Stils in mannigfachen Spielarten und schält nur langsam eine eigene Gestalt heraus. Je mehr sie zum Eigenleben erwacht, je mehr wird sie sich ihrer Gegensätzlichkeit gegenüber den älteren festgefügten Bibliotheksformen klar. Da ist die wissenschaftliche Bibliothek, die das Schrifttum vergangener Zeiten wahrt und pflegt; die in möglichster Totalität des Buchbestandes ihren Sinn erfüllt; die dem Wissenschaftler und Forscher dient. Da ist die Fachbibliothek, die in festgesteckten Grenzen fachliche Einzelkenntnisse fördert. Da ist auf der anderen Seite die reine Leihbibliothek, die planlos Literatur verbreitet und die Wünsche des Publikums als oberstes Gesetz betrachtet. Zwischenhinein ist die Volksbücherei gestellt; all zu oft ohne feste Umrisse; bald mit der wissenschaftlichen Bibliothek nach Buchbestand und Ausleihformen sich schneidend, bald nicht viel mehr als eine Leihbibliothek mit amtlichem Aushängeschild.

In den letzten Jahren hat man die Gegensätzlichkeit zweier Formen der volkstümlichen Büchereien immer schärfer zu betonen versucht: die sogenannte „Bildungsbibliothek", die sich ausschließlich in den Dienst der Bildungsaufgabe stellt, und die eigentliche „Volksbücherei", die neben der Bildung der Aufklärung dient und hedonistische Ziele bewußt als Aufgabe anerkennt. Die reine Bildungsbibliothek muß an die Möglichkeit der Volksbildung als Weg zur Volkskulturgemeinschaft

*) Dem Wort Bildungsbibliothek wird in diesem Aufsatz ein neuer und ungewohnter Sinn gegeben. Obgleich das in diesem Zusammenhang wohlbegründet ist, würden wir doch empfehlen, im allgemeinen dem Worte seinen alten Sinn zu lassen und unter „Bildungsbücherei" also auch weiterhin — im Gegensatz zur kleineren und kleinsten, vorwiegend auf Belletristik gerichteten Volksbücherei — den Typus der größeren Stadtbücherei (Einheitsbücherei) zu verstehen, bei dem die Tendenzen der Belehrung und Aufklärung, der beruflichen Fortbildung und der fachlichen Ausbildung zu ihrem Rechte kommen neben denen der Bildung im eigentlichen (Goetheschen und romantischen) Sinne, der kulturellen, gemüthaften Bildung (vor allem durch Belletristik, Kunst und Lebensphilosophie). Die Herausgeber.

glauben; sie muß voraussetzen, daß das Buch als Mittel dienen kann, um „das Menschliche im Menschen zu bilden", d. h. zu Zwecken gebraucht wird, die von außen an das Buch herangebracht werden. Sie muß deshalb all die skeptischen Fragen beiseite lassen, ob durch Lesen überhaupt Bildung erzielt werden kann; oder vielmehr die Entwicklung „plastischer Triebe" — Rhythmus — Tanz — Naturverbundenheit — innere Schau und Hingebung an das tätige Leben wichtiger sind; ob nicht die Bildung durch die Tat am unmittelbaren Werk in schaffender Arbeit der Bildung durch Wort und Buch weit vorangeht. Sie muß voraussetzen, daß der Mensch von heute den Zusammenhang mit dem ewigen Stirb und Werde der einfach großen Natur meist verloren hat und im Buch den farbigen Abglanz des Lebens sucht. Sie muß den Optimismus haben, daß es in ihren Leserreihen genug Bildungswillige gibt, die sich durch die Bibliothek zu einem umfassenden geistigen Sein führen lassen wollen. Das sind alles Voraussetzungen, die, als These bejaht, die Notwendigkeit der Bildungsbibliothek ergeben könnten.

Was will die Bildungsbibliothek?

Sie will aus dem Schrifttum in schärfster Auswahl nehmen, was als Bildungsmittel dienen kann. Dahin gehören die Weltanschauungs- und Erkenntnisbücher, die eigentlichen Kunstbücher, die, aus der schöpferischen Auseinandersetzung des Ichs mit der Welt entstanden, seelengestaltend wirken können. Dahin gehören schließlich alle Bücher, die zum Arbeiten zwingen: nicht nur der adäquate Bildungsstoff, sondern ebenso sehr auch das Inadäquate, dessen Stoffremdheit durch Kampf und Energie überwunden werden muß. Denn die Arbeit ist Mittelpunkt der Erziehung. „Arbeitsbildung steht an der Pforte der Menschenbildung" (Kerschensteiner).

Die Bildungsbibliothek muß auch schärfste Auswahl unter den Lesern treffen. Wir haben die bunte Mannigfaltigkeit unserer Leserschaft, die da täglich mit ihren Forderungen an uns herantritt. Die meisten von ihnen sind sogenannte „aktive" Leser, die aus bestimmtem Wunsch und Willen bewußt das Einzelbuch fordern. Sie können ihre Wünsche ebenso in der wissenschaftlichen wie in der eigentlichen Volksbibliothek befriedigen. Da ist ferner die große Masse derer, die aus allgemeinem Spannungsbedürfnis heraus zur Bibliothek kommen und für die Entleihung eines Buches nicht viel mehr bedeutet als etwa der Besuch eines Kinos. Sie kleben am Stofflichen, suchen ihr Reiz- und Spannungsbedürfnis zu befriedigen und entziehen sich im allgemeinen erzieherischer Beeinflussung. Da ist schließlich ein Leserkreis, der sich über irgend eine Einzeltatsache, einen einzelnen Wissensstoff orientieren will und weder Lust noch Kraft hat, das Einzelwissen als Baustein zu einer allgemeinen Weltanschauung und zu einer philosophischen Betrachtungsweise zu erheben. Auch sie gehören nicht in die eigentliche Bildungsbücherei, da sie ihre Wünsche in jeder wissenschaftlichen und fachlichen Bibliothek befriedigen.

Bleibt ein verschwindender Teil von Bildungswilligen, die geleitet werden wollen. Die Bildungsbibliothek müßte mit ihnen eine Gemein-

schaft bilden können. Denn nur durch die erzieherische Kraft der Gemeinschaft kann sie ihren Zweck erfüllen. Damit würde sie sich in ihrer Methodik auf die gleiche Stufe mit Volkshochschule und Volkshaus stellen müssen. Aber selbst bei dieser Gemeinschaftsform bliebe es noch unendlich schwer, Bildungsaufgaben zu erfüllen.

Zwar hat man eine Reihe von bibliothekstechnischen Hilfsmitteln entwickelt, um sich an die Psyche des Einzelmenschen heranzutasten: das Leserheft, den Wunschzettel, die besprechenden Kataloge, den Präsenzapparat mit seinem Netz von Verweisungen, seinen Charakteristiken und Gruppenkarten. Dazu die Versuche, durch differenzierteste Statistik experimentelle Grundlagen zu schaffen. Aber das alles sind nur Vorstufen und bleibt am Typischen hängen. Denn „sie setzen Gemeinsamkeiten voraus, die nur selten vorhanden sind" (Herrigel). Der Einzelmensch ist jeweilig ein Ureinziges und entbehrt der Gesetzmäßigkeit. Die Erfassung des Geistigen wird immer eine Seltenheit bleiben, da das Metaphysische der Einzelpersönlichkeit immer ein Unwägbares ist. Nur in ganz seltenen Fällen also, da, wo der ausleihende Bibliothekar mit dem Leser eine „Erlebnisgemeinschaft" bildet, wird die Bildungsaufgabe erfüllt werden können. Unter diesen Gesichtspunkten könnte die reine Bildungsbücherei eine Notwendigkeit, ja höchste Zielsetzung werden, vorausgesetzt, daß sie den Mut und die wirtschaftliche Grundlage hätte, nur kleinstem Kreise dienen zu können.

Solche reine Bildungsbücherei als allgemein gültige Form der Volksbücherei fordern, hieße jedoch die Volksbücherei in sich selbst vernichten. Nur in realpolitischer Abwägung ihrer Wirkungsmöglichkeiten darf sie Grenzen setzen und Grenzen sprengen, Willen zur Totalität haben oder bescheiden Resignation üben. Als Volksbücherei kann sie nur dem ganzen Volke dienen und niemanden ausschließen. Sie wird wirtschaftlich von der Gemeinschaft getragen und muß deshalb allen geistigen Entwicklungsstufen und Spielarten dieser Gemeinschaft nach ihren Bedürfnissen dienen. Das ist ihre sozialethische und sozialpsychologische Voraussetzung. Sie kann niemanden ausschließen um eines Zieles willen, das nicht aus den Bedingungen der Volkspsyche heraus gefordert wird. Sie dient also auch dem, der nicht bildungsfähig ist. Aufklärung und Unterhaltung kann sich in den Dienst der Bildungsaufgabe stellen, hat aber auch ihre selbständige Bedeutung, des nur Freudebringens, des nur Aufklärenwollens. Die Totalaufgabe der Volksbücherei liegt in der Erweiterung, Vertiefung und Verklärung des Weltbildes, um so den drei Funktionen des Denkens, Fühlens und Wollens zu dienen. Das ist ihre positive Aufgabe. Auch da, wo sie diesen Forderungen nicht gerecht werden kann, leistet sie wertvolle Arbeit durch den Kampf gegen den Schund und gegen die „Entgeistigung der Massen". Darin beruht ihre negative Aufgabe. Ihre eigentliche Bildungsarbeit kann nur propädeutischer Natur sein. Der Empfängliche, bei dem sie ihre positive Aufgabe erreichen kann, löst sich oft von der Beinflussung seitens der Bibliothek los. Für die Volksbücherei ist der minder Empfängliche ein eben so wich-

tiges Objekt, weil sie mit ihm jedenfalls als Minimum ihre negative Aufgabe voll erfüllen kann. Diese Spannweite ihrer Aufgaben kann nicht erreicht werden durch planloses Ausleihen von Büchern jeder Art. Auch die Volksbücherei kann nur in der Buchauswahl ihren Sinn erfüllen. Aber freilich wird die Auswahl nicht diktiert sein können durch normative Gesetze und aprioristische Wertmaßstäbe. Bei ihr ergibt sich dieser Wertmaßstab für gute und schlechte Literatur aus ihrer natürlichen Zwecksetzung. Für einen großen Teil des Leserkreises ist die reine Unterhaltungsliteratur der entsprechende Ausdruck seelischer Erlebniskraft. Folglich wird die Volksbücherei ihrer nicht entraten können. Aber mit dem Leserbedürfnis als der einen Dominante kreuzt sich unser Erzieherwille als die zweite Dominante. Daraus formt sich eine untere Grenze und die Physiognomie der Volksbücherei. Diese untere Grenze jedoch wird sich zeitlich und örtlich verschieben.

Zeitlich! Die wahre Kunst wurzelt in der Ewigkeit, ragt vielleicht ins Zeitliche, behält aber ihren Ewigkeitswert auch nach Verfall des Zeitwertes. Anders die Unterhaltungsliteratur, die zeitgeboren und zeitgebunden ist. Form und Gehalt sind nur unter bestimmten seelischen oder sinnlichen Voraussetzungen zu genießen. Fallen diese fort, so wird das Werk überflüssig oder behält bestenfalls noch wissenschaftlichen Wert eines Zeitdokuments. So wandelt sich also der Wertmaßstab, wie sich das Antlitz der Zeit wandelt. Örtlich ferner variiert die untere Grenze durch die verschiedenartige psychische Disposition der jeweilig zu versorgenden Leser in den verschiedenen Kulturkreisen. Als dritte Komponente kommt noch die individuelle Einstellung des Bibliothekars und steigert die Relativität der Entscheidung über Wert und Unwert. Bei so wandelbaren und abhängigen Bedingungen kann die Skepsis, überhaupt Werturteile fällen zu können, durch die Forderung „kontrollierter Subjektivität" zwar gemildert, aber nicht aufgehoben werden.

Um zusammenzufassen: Die Volksbücherei stellt sich mitten in das Volk hinein und baut sich ohne Ideologie auf induktivem Wege ihr Haus; zwingt niemanden in schulmeisterlicher Aufdringlichkeit zu Bildungszielen hin, sondern dient — dient in Demut und schenkender Tugend.

„Versuche Du", sagt Bry, der Verfasser von „Verkappte Religionen" uns allen zur Warnung, „Deine Bücher nach dem, was Du lesen magst, selbständig zu wählen. Mit Selbständigkeit fängt alles Lesen an, das mehr als Gedächtnisbelastung ist; mit der Sehnsucht nach Rat und Weiterführung endet es." Und an anderer Stelle: „Kannst Du Bücher als „Lebensmittel" statt als „Bildungsmittel" gebrauchen, so werden sie Dir ihr letztes Geheimnis enthüllen, ihre innerste Kraft spenden, Dir den Weg zu Dir selbst zeigen." — Das allen bildungswütigen Volksbibliothekaren ins Stammbuch.

Ich meine also: Glück ist, hier und dort zu höherer geistiger Erkenntnis zu führen. Und doch wird die Freude darüber nicht größer sein, als wenn man durch gute Unterhaltung den trägen Schritt der Stunden

vergessen macht, durch einen Abenteurer-Roman Wagemut und Erfindungskraft beflügelt oder durch eine besinnliche Geschichte einsamen Stunden Leuchtkraft gibt.

Volksbücherei oder Bildungsbücherei?? ....

Ich meine, die These ist falsch gestellt. Korrigieren wir also den Irrtum!

Vom Theaterspielen.

Fortsetzung der Liste von Spielen für die schulpflichtige Dorfjugend.

Von Dr. Pirmin Biedermann (Guben).

III.

41.* Hans Jörg. Von F. Fulda. Enthalten in „Märchenspiele". Wolfenbüttel: Zwißler.

8 Pers. Wald. Wirtsstube. Königssaal. — Kürzer und schlichter kann man Grimms Märchen „Die goldene Gans" nicht dramatisieren. Leicht zu lernen (von einer Mutter für ihre Kinder geschrieben) und äußerst brauchbar für die Mimen der untersten Klassen. Verse. 1/4 Stunde.

42. Johann, der muntere Seifensieder. Von F. Fulda. Enthalten in „Märchenspiele" wie Nr. 41.

7 Pers. Zimmer. — Dramatisierung des Hagedornschen Gedichtes. Geeignet für ältere Schulkinder. Verse. Etwa 3/4 Stunde.

43. Das Wirtshaus im Spessart. 4 Akte von F. Fulda. Enthalten in „Märchenspiele" wie Nr. 41.

8 männliche und 4 weibliche Pers. Banditen, Volk. Wald, Wirtshaus, Räuberzelt, Schloßhof. — Dramatisierung von Hauffs Märchen, die besonders frische Jungens zwischen 13 und 15 ansprechen wird. Verlangt tüchtige Lerner. Verse. 1 1/2 Stunde.

44. St. Nikolaus' Einkehr. Von M. Hüttig. Unterhaltungsbühne† Jg. 1. H. 2. Warendorf i. W.: Wulf.

7 Pers. Wohnzimmer. — Es ist St. Nikolaustag. Die Kinder voll Unruhe. Allerliebstes Geplauder mit der Mutter. Hans glaubt den Schwindel nicht. Da kehrt Nikolaus ein. Aufsagen. Bescherung. Hans kriegt Hiebe und verspricht Besserung. Allgemeine Fröhlichkeit. Ein einfaches Spiel, dessen Reiz in der gefälligen Gestaltung einer „alltäglichen" Familienszene liegt. Für katholische Gegenden besonders geeignet. Verse. 20 Minuten.

45. Beim Weihnachtsmann. Von J. Hartmann. Unterhaltungsbühne Jg. 1. H. 3. Warendorf i. W.: Wulf.

3 Pers., beliebig viele Englein. Stube des Nikolaus. — Der Weihnachtsmann kommt müde und mürrisch von seiner Erdenfahrt zurück. Er hat diesmal in seinem Sack den ungläubigen Paul mitgebracht. Ein naseweises Englein befreit ihn, und Paul weiß es zu beschwatzen, daß es ihm wieder nach Hause verhilft: Paul verkriecht sich wieder in den Sack, den das Englein mit Paketen vollstopft. Nachher schleppt ihn Nikolaus ahnungslos zum Schlitten, der zur Weihnachtsbescherung auf die Erde fährt. Ein kleines leichtes Spiel, geeignet als Einleitung zu einer Kinderbescherung. Verse. 1/4 Stunde.

---

* Nr. 1—40 erschienen bei Arved Strauch, Leipzig. Von Nr. 41 ab verschiedene Verleger.

† Was von den bisher erschienenen Spielen in der (katholischen) Zeitschrift brauchbar, ist in dieser Liste aufgezählt. Es ist nicht viel!

46. Gretel Wunderhold. Weihnachtsmärchenspiel von A. Bernhardy. Unterhaltungsbühne Jg. 1. H. 3. Warendorf i. W.: Wulf.

8 Pers., beliebig viele Englein. Wald. Himmelstor. Spielzeugstube im Himmel. — Die kleine Gretel erlebt das Märchen von Hans Wundersam, der zum Dank für seine Barmherzigkeit von einem Englein in den Himmel geführt wurde. Auch sie rettet ein fast erfrorenes Englein und kommt in den Himmel, wo sie von den kleinen „Spielzeugfabrikanten" beschenkt wird. Daß alles ein Traum, wird nur dem erwachsenen Publikum zuletzt klar. Ein Spiel voll Kindlichkeit, besonders für Mädchen geeignet. Ein musikalischer Spielleiter hat Gelegenheit zu allerlei Improvisationen. Verse. 3/4 Stunde.

47. Lieschen im Märchenwald. Von Th. Heinz. Unterhaltungsbühne Jg. 1. H. 6. Warendorf i. W.: Wulf.

16 Pers. Darunter Rübezahl, Zwerge, Aschenbrödel, Rotkäppchen, Schneewittchen, Hänsel und Gretel. Wald. — Liesel hat sich in den Märchenwald verlaufen und trifft mit den Märchengestalten zusammen, mit denen sie sich unterhält oder die sie belauscht. Den Höhepunkt bildet die Huldigung der Zwerge vor Schneewittchen. Zuletzt gerät Liesel fast in die Hände der Knusperhexe, wird aber durch Rübezahl gerettet, der ihr den Weg nach Hause zeigt. Ein reizender, sinniger Einfall. Leichte Prosa. 1/2 Stunde.

48. Der Bauer und die drei Studenten. Von R. Peschke. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung.

5 männliche Pers. Gastzimmer. — Ein lustig Spiel, in dem ein von 3 Studenten betrogener Bauer an den Herrchen ergötzliche Rache nimmt. Gutes Gegenstück zu Nr. 34 „Das Wunderkäpplein". Verse. 40 Minuten.

49. Ein altdeutsch Schelmenspiel. Von H. Landgraf. Leipzig: Neulandhaus.

11 männliche, 1 weibliche Person. Bauernhof. Vor dem Schneiderladen. Gerichtshof. — Einem Bauern, der bisher seiner Frau Hab und Gut im Wirtshaus durchgebracht, wahrsagt ein Zigeuner Ruhm, Ansehen und Ehre, nur seien hübsche Kleider nötig. Der Knecht findet im Stall einen Beutel Gold, den die sparsame Bäuerin vor dem Manne dort versteckt hat. Schleunigst schickt der Bauer den Knecht nun in die Stadt, feines Tuch zu kaufen. Aber der Zigeuner überredet den Knecht zum Betrug: der Knecht holt das Tuch, ohne es zu bezahlen, und macht dem Bauern vor, er habe das Geld beim Schneider gelassen, aber kein Tuch mitgebracht, weil er die Farbe ja nicht gewußt. Nun, der Betrug kommt zu Tag und der Knecht vor das Gericht. Auf Rat des Zigeuners sagt er zu allem nichts als „Buh". Er wird dann auch freigesprochen. Als der Zigeuner seinen Lohn holen kommt, kriegt er nichts zu hören als „Buh" und schließlich Prügel. Ein Prolog und Epilog würzt das witzige Spiel noch moralisch. Geeignet für ältere Schuljungens, die zu charakterisieren vermögen. Knittelverse. 1 Stunde.

50. Heidezauber. Märchenspiel in 7 Bildern von F. Gebhardt. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung.

9 weibliche, 7 männliche Pers., beliebig viele Irrlichter, Immen, Elfen. Heide. Hütte. Beleuchtungswechsel. Reigen. — Ein schlichtes symbolisches Spiel, das Heimatliebe predigt, Heidezauber und Heidespuk (Birke, Wacholder, Lärche, Moorfrau, Mittagsgespenst) lebendig macht. Unruhige, mit einfachem Leben unzufriedene, in die Ferne schweifende Jugend findet ihren Untergang, heimattreues Gemüt sein Glück. Ohne besondere Anforderungen an die Spieler. Nur ist viel zu lernen. Erzieherisch wertvoll für ältere Schuljugend. Aufführung für Heidegegenden besonders empfehlenswert. Verse. 1 1/2 Stunde.

51.** Dornröschen. Tanz- und Märchenspiel von J. Blasche. Tänze von A. Helms. Ouvertüre und Lieder von W. Köhler-Wümbach. Kettwig (Ruhr): Lichtkampf-Verlag.

5 männliche, 7 weibliche Pers., beliebig viele Edelknaben und Tanzmädchen. Burghof mit Treppen. — Genaue Tanz- und Bühnenbauanweisung mit Zeichnungen ist beigegeben. Ebenso die ein- und zweistimmigen Gesänge mit Klavierbegleitung. — Szenisch, sprachlich, musikalisch ein Meisterstück, das ich allen Kinderbühnendichtern als Vorbild empfehlen möchte. Die Musik ist wirklich Ausdruck der Situation, der Tanz wirklich Gestaltung durch Bewegung und die Dramatisierung in Aufbau und Sprache wirklich künstlerisch schlicht, geschmackvoll und kindlicher Seele gerecht. Alles in allem nicht bloß ein wirkungsvolles, poesieerfülltes, sondern auch ein kunsterzieherisch wertvolles Spiel, das die Brücke zu Spielen von künstlerischem Niveau für alle jugendlichen Mimen sein sollte. Verse. 1½ Stunde.

52. Bruder Lustig. Von M. Gümbel-Seiling. Leipzig: Breitkopf & Härtel.

6 männliche, 3 weibliche Pers. Engelchor. Im Freien. Wirtsstube. Im Schloß. Vor dem Himmels- und Höllentor. — Wie der freche, dreiste, nie verlegene Bruder Lustig schließlich doch noch in den Himmel kommt, das ist mit viel ansteckender Laune in Szene gesetzt. Für Ernst sorgt der gütige St. Petrus. Ein Spiel so recht nach den Herzen älterer Schuljugend. Der Spielleiter hat zu musikalischen Improvisationen Gelegenheit. Z. B.: Am Schluß des einen Aufzuges holt ein Englein den Petrus ab in den Himmel. Um diesen ganz von Petrus beherrschten Aufzug stimmungsvoll ausklingen zu lassen, den Kontrast Erde und Himmel zu betonen und die Wanderung anzudeuten, haben wir einen 3stimmigen Engelchor erst hinter verschlossener, dann bei immer weiter geöffneter Tür in anwachsender Stärke in H-dur singen lassen: „Eja, seht St. Petrus kömmt von der Erde wieder. Laßt uns ihm entgegenziehn usw.". Die Hauptsache war nicht der Text, sondern das Glockengetön der Melodie mit ihren dynamischen Reizen. Ebenso ist im letzten Aufzug musikalische Ausschmückung möglich. — Die Szenerie macht vielleicht im letzten Aufzug einige Schwierigkeiten: Himmelstor! Höllentor! Laßt sie von den Kindern selbst lösen. Im Notfall bringt Tafeln an, wenn ihre und eure Phantasie versagt. — Verse. 1 Stunde.

53. Das Glückskind. Von M. Gümbel-Seiling. Leipzig: Breitkopf & Härtel.

7 männliche, 6 weibliche Pers. (Doppelrollen leicht möglich). Vor der Mühle. Vor der Räuberhütte. Im Königsschloß. In der Hölle (trübrotes Licht). — Die Szenen dieser schlichten, sehr geschickten Dramatisierung des Grimmschen Märchens „Der Teufel mit den drei Haaren" wirken wie treuherzige, lebendige Holzschnitte. Szenische Schwierigkeiten sind nicht vorhanden. Die Sprache bald gedrungen kräftig, bald volkstümlich bequem, bald treuherzig naiv, je nach dem Stimmungsgehalt der einzelnen Situationen. Vers und Prosa. 1½ Stunde

54. Das tapfere Schneiderlein. Von M. Gümbel-Seiling. Leipzig: Breitkopf & Härtel.

6 männliche, 2 weibliche Pers. Schneiderwerkstatt. Waldrand und Höhle. Schloßhof. Königssaal. — Hier kann sich Spiellaune austollen. Die Aufführung weckte überall helle Freude bei jung und alt. Natürlich muß, dem Geist des

---

**) Nr. 51 ff. besitzen künstlerische Qualitäten. Es sollte der Ehrgeiz jeder Schule sein, nach den „Gehversuchen" an der Hand von Spielen aus der Reihe 1—50 diese Stücke aufzuführen. Sie verlangen vor allem künstlerisch empfindende Spielleiter. Man wage sich aber nicht zu früh an diejenigen Spiele, für die nur ältere Schulkinder in Betracht kommen.

Spiels entsprechend, bei den einzelnen Gestalten (Riesen und Rittern) dick unterstrichen werden. Den alten König bloß nicht mit Ehrfurcht spielen! Übermütig alle Spieler vom ersten bis zum letzten Wort! Verse. 1 Stunde.

55. Der Schweinehirt. Von W. Blachetta. Frankfurt a. M.: Bühnenvolksbund-Verlag.

3 männliche, 2 weibliche Pers. Schloßhof. — Ein köstliches Spiel voll feinem Spott. Andersens Geist ist lebendig geblieben. Verlangt Spieler, die für feine Karikatur Gefühl haben. Nur kein derbes Unterstreichen. Also nicht so leicht zu spielen, aber der Dorfjugend doch nicht unzugänglich. Es kommt nur auf den Spielleiter an. Prosa. 3/4 Stunde.

56. Das Marienkind. Von M. Gümbel-Seiling. Leipzig: Breitkopf & Härtel.

7 männliche, 5 weibliche Spieler. Beliebig viele Engel. Wald. Himmelssaal. Königssaal. Scheiterhaufen. — Lichteffekte, Beleuchtungswechsel wesentlich! — Ein Engelchor singt Strophen eines alten Marienliedes (Zupfgeigenhansl). — Grimms Märchen ist unter Wahrung des innigen, goldgrundigen Märchentones in Szene gesetzt. Szenische Schwierigkeiten, außer dem Beleuchtungswechsel, sind nicht vorhanden. Die Wiedergabe verlangt von Spielleiter und Spielern Ergriffenheit und Sich-Versenken in den Stimmungsgehalt der Szenen. Es ist ratsam, an der Hand von Scholz' künstlerischem Märchenbuch „Das Marienkind" die Spieler zuerst mit dem Märchen bekannt zu machen. Das verzückt seufzende Ach! der Kinder vor dessen Bildern muß in Spiel und Sprechen bei der Aufführung noch nachklingen. Tunlichst ist Maria von einer zarten Erwachsenen zu spielen. Da zu Weihnachten des Marienkindes Leid ein Ende hat, eignet sich das Spiel am besten für eine Feier im Dezember, wo ja alt und jung für Himmlisches auch empfänglich sind. Mittelpunkt darf nur das Schicksal des Marienkindes sein. In allzu protestantischen Gegenden kann der Vorsicht halber die eine und andere Marienliedstrophe gestrichen oder durch sonstige geistliche Volksliedstrophen ersetzt werden. Verse. 2 Stunden.

57. Gevatter Tod. Von M. Gümbel-Seiling. Leipzig: Breitkopf & Härtel.

7 männliche, 3 weibliche Pers. Stube. Kreuzweg. Im Palast. Kerzensaal des Todes. Chor: „Es ist ein Schnitter ...". — Das Grimmsche Märchen liest man gewöhnlich mit Neugier. Die szenische Bearbeitung Gümbels weiß trotz oder gerade wegen ihrer Schlichtheit Ernst und Schauern zu wecken, so daß ich kein gehaltvolleres Jugendbühnenspiel für die Osterwoche oder den Totensonntag wüßte. Thema ist nicht: „Wie einer dem Tod ein Schnippchen schlägt, aber schließlich doch den Kürzeren zieht", sondern: „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod. Hat G'walt vom großen Gott." Spielleiter und Spieler müssen den wachsenden Mollton beachten, doch darf darunter die Frische des Arztes nicht leiden. Wirkungsvoll ist ein musikalisches Nachspiel, das in sphärischen Durklängen endet. Den Tod, der gedanklich die Hauptperson ist, spielt am besten der Spielleiter selbst. Er muß körperlich die andern überragen. Die kleine Rolle des lieben Gottes, den man am besten als Wanderer auftreten läßt, soll auch ein Erwachsener übernehmen. Dann liegt alles, was Mensch ist, ganz in Händen der Jugend, und Himmlisches und Irdisches tritt wirksam in Erscheinung. Vers und Prosa. 1 1/4 Stunde.

Die nächste Liste soll eine Auswahl von Spielen für die erwachsene Dorfjugend bringen.

Die Büchereiverhältnisse Finnlands.

Die Büchereiverhältnisse in Finnland sind in mancher Hinsicht von der politischen Geschichte des Landes beeinflußt worden, was ja auch sehr verständlich ist. Während der Unheilsjahre, der Zeit der böseſten Bedrückung, erwachte ein ziemlich großes Interesse für Volksbildungsarbeit überhaupt, denn man hatte eingesehen, daß für das Bewahren der Selbständigkeit des Staates ein auf hoher Bildungsstufe stehendes und von lebendigem Nationalgefühl beseeltes Volk die allerwichtigste Voraussetzung sei. Diese Volksbildungsarbeit war aber sehr zersplittert, und auf einem Gebiete, wie es das Büchereiwesen ist, beruht der Erfolg unzweifelhaft auf fester Organisation und planmäßig durchgeführter Zentralisierung. Staatsbeiträge scheinen, schon um das Interesse zu erwecken, ganz unentbehrlich zu sein. Da aber die russische Regierung kein Freund der Volksbildung war, wurde, bis das Land unabhängig geworden war, von Seiten des Staates so gut wie nichts für das Büchereiwesen getan. Unser Reichstag forderte wiederholt Staatsbeiträge für die Büchereien, jedes Mal aber wurde die erwünschte Anschlagssumme höheren Ortes gestrichen. Nach 1918 haben sich die Verhältnisse indessen ganz geändert, und wir hoffen, daß unser Büchereiwesen jetzt einer günstigen Entwicklung entgegengeht, denn an Lust zum Lesen und Studieren mangelt es dem finnischen Volke nicht.

Die erste Volksbücherei in Finnland wurde nach einer Angabe im Jahre 1802 vom Baron Rabbe Gottlieb Wrede auf dessen Herrengut in Anjala Kirchspiel, hauptsächlich zur Benutzung seiner Untergebenen, gegründet. Diese Bücherei blieb aber eine Zeitlang die einzige; ein größeres Interesse für die Büchereisache kommt erst in den vierziger und fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts zum Vorschein. Es waren die jungen begeisterten Anhänger der finnisch-nationalen Bewegung, die in ihrem hitzigen Eifer um das Wohl des finnischen Volkes und um die Entwicklung seiner Sprache und Literatur vor allem für Volksbildung eintraten, u. a. durch Begründung von K i r c h s p i e l b ü c h e r e i e n. Der Haushalt dieser Büchereien stützte sich im allgemeinen auf Einsammlungen, Lotterien und derartiges, und sie wurden meistens von dem Pfarrer oder irgend einer Standesperson des Kirchspiels verwaltet. Die Bücher bestanden hauptsächlich aus religiöser oder didaktischer Literatur. Durch sein großes Interesse für Büchereiwesen hat sich vor allem ein junger Kontorist in Wiborg, Juho Pynninen, bekannt gemacht. Sein Interesse zeigte sich in der Begründung einer Bücherei in Wiborg und in den Spalten einer in Wiborg erscheinenden Zeitung um das Jahr 1845. Manche Büchereien im östlichen Finnland verdanken Juho Pynninen ihre Entstehung. Auch in den von schwedischer Bevölkerung bewohnten Gegenden des Landes wurden um die Mitte des 19. Jahrhunderts Büchereien begründet, wie die finnischen hauptsächlich zwecks Wohltätigkeit. Zu derselben Zeit entstanden auch mehrere Stadtbüchereien: 1856 in Uleåborg, 1860 in Helsingfors, 1861 in Tammerfors und in Wasa im Jahre 1863.

In den neunziger Jahren macht sich in Finnland eine Beeinflussung durch die amerikanischen Büchereien bemerkbar, wodurch die Büchereibewegung ein anderes Gepräge erhält. Die Büchereien werden zu dieser Zeit allmählich von den Gemeinden oder Jugendvereinen übernommen. Ihre Verwaltung wird jetzt von den Bauern selbst ausgeübt, nicht, wie es früher der Fall war, von den Pfarrern und Beamten. An der Spitze des Büchereiwesens stehen zu dieser Zeit zwei Vereine: der „Verein für Volksaufklärung", der bald sein Streben nur auf das Wohl der finnischsprechenden Bevölkerung einrichtet, und der Verein „Die Freunde der schwedischen Volksschule", der auch freie Volksbildungsarbeit auf sein Programm geschrieben hat. Diese haben kleine Schriften der Büchereikunde herausgegeben, kleine Geldsummen aus zu diesem Zwecke gegründeten Fonds erteilt usw. Erst im Jahre 1910 wurde ein besonderer Verein für finnisches Büchereiwesen gestiftet (Finnlands Büchereiverein), der u. a. ein Büchereiblatt in finnischer Sprache herausgegeben hat, das aber jetzt mit der Zeitschrift des „Vereins für Volksaufklärung" vereinigt worden ist.

Die erwähnte eigenartige politische Stellung des Landes ist daran schuld gewesen, daß der Staat sich so spät erst mit den Büchereien direkt befaßt hat. Im

Jahre 1913 wurde ein staatlicher Ausschuß gebildet, um die Frage der eventuellen Gründung einer staatlichen Zentralbücherei zu untersuchen, die an der Spitze des Büchereiwesens unseres Landes stehen sollte. Im Sommer 1917 entschloß sich der Reichstag, den Vorschlag des Büchereiausschusses zu verwirklichen, aber aus politischen Gründen wurden die Beschlüsse dieses Reichstages nicht bestätigt.

Im Herbst 1920 wurde die Frage dem Reichstage wieder vorgelegt, der den vom Kulturausschusse ausgearbeiteten Entwurf zur Organisation des Büchereiwesens auch bewilligte. Laut dieses Beschlusses wurde die früher geplante Zentralbücherei nicht zur Wirklichkeit, sondern das Hauptinteresse wurde auf direkte Unterstützung der Büchereien und auf eine tatkräftige von Büchereikonsulenten*) ausgeübte Werbe- und Beratungstätigkeit gelegt. Für das Jahr 1921 bewilligte der Reichstag 495 000 Fmk., die der staatlichen Büchereiarbeit zugute kommen sollten. Die gleiche Summe erging für das Jahr 1922, im Jahre 1923 war die Anschlagssumme 642 000 und im Jahre 1924 850 000 Fmk. Für dieses Jahr sind 1 000 000 Fmk. bewilligt worden. Obwohl die Summe mit jedem Jahre erhöht worden ist, entsprechen die bewilligten Mittel dem Bedarfe nicht, denn die von den Büchereiverwaltungen selbst angewiesenen Summen, nach denen die Größe der Staatsbeiträge berechnet wird, sind schneller gestiegen. Die Schwierigkeiten beim Auswirken zureichender Anschläge haben eine gesetzmäßige Ordnung der Büchereiverhältnisse wünschenswert gemacht. Bisher hat sich das Büchereiwesen nur auf die vom Reichstage angewiesenen Mittel und die vom Kulturausschuß angezeigten Richtlinien gestützt. Da die staatliche Büchereiarbeit erst so spät, nämlich im Jahre 1921, aufgenommen wurde, ist es der Sache ganz gemäß, daß sich eine Menge von großen Aufgaben darbietet, und daß es eine längere Zeit dauern wird, ehe die Organisation beendigt ist. Die Leitung der staatlichen Büchereiarbeit gehört nach geltenden Satzungen der Büchereikommission des Staates, deren Vorsitzender ein Schulrat ist, und deren übrige Mitglieder von sechs Volksbildungsvereinen ernannt werden. In dieser Kommission sind die verschiedenen Parteien und Sprachgruppen vertreten. Die grundsätzlichen Beschlüsse der Kommission werden von den Beamten ausgeführt. An ihrer Spitze steht der Vorsteher des staatlichen Büchereibüros zu Helsingfors. Das Land ist in fünf Bezirke eingeteilt und jeder Bezirk hat seinen Büchereikonsulenten. Von diesen Bezirken umfaßt einer die schwedischen Büchereien des Landes. Die Aufgabe der Büchereikonsulenten ist, die verschiedenen Gemeinden und Büchereien zu besuchen, mit den Büchereiverwaltungen die Etats- und Raumfrage zu besprechen und den Bibliothekaren mit gutem Rate beizustehen. Die Zeit von drei Jahren, während der diese Konsulenten nunmehr gewirkt haben, hat schon vielfach erwiesen, wie wichtig ihre Wirksamkeit an den verschiedenen Orten gewesen ist, und wie schnell sich die Provinzbüchereien unter ihrer Aufsicht entwickelt haben.

Das Büchereibüro ist der Mittelpunkt der praktischen Büchereiarbeit des Staates; dort werden Fragen über die verschiedensten Büchereiangelegenheiten beantwortet, von dort werden Rundschreiben betreffs der Staatsbeiträge ausgesandt, dort die eingelieferten Anträge geprüft, nachdem die Büchereikonsulenten erst ihr Urteil gesprochen, dort Büchereistatistik und dort instruktive Büchereiliteratur ausgearbeitet usw. Auch ein besprechender Katalog über beinahe die gesamte in Finnland erscheinende Literatur wird vom Büchereibüro herausgegeben. Dieser Katalog erscheint auch als Beilage des Büchereiblattes. Eine Bearbeitung von Deweys Dezimalsystem für spezifisch finnländische Verhältnisse ist schon lange vorbereitet worden und dürfte bald, mit Noten und Register versehen, im Druck erscheinen. Dieser Bearbeitung hat das dänische Büchereisystem vielfach als Muster gedient. Die nächste technische Aufgabe wird die Ausarbeitung von Katalogisierungsregeln und eines Stichwortverzeichnisses sein.

Staatsbeiträge werden sowohl an die gemeindlichen Büchereien als an die der Vereine erteilt. Dabei nehmen die ersten jedoch eine bevorzugte Stellung ein. Die Staatsbeiträge werden teils als Literaturbeiträge, teils als

*) Hier hätte nun einmal der Ratstitel Sinn. Denn die nordischen Büchereikonsulenten sind wirklich Büchereiräte. (Die Schriftleitung.)

Zuschläge zu den Bibliothekargehältern verteilt, dazu sind noch kleinere Extrabeiträge für Neugründungen oder Umbildungen der Büchereien verteilt worden. Die Literaturbeiträge werden als eingebundene Bücher nach der Wahl der einzelnen Büchereien verteilt. Die Größe der Beiträge wird von der Größe der Summe bestimmt, welche die entsprechenden Büchereien im vorhergehenden Jahre zum Büchererwerb angewandt haben. Jedoch wird der wissenschaftlichen Literatur ein höherer Prozentsatz als der belletristischen angewiesen, so auch den Provinzbüchereien ein höherer Prozentsatz als den städtischen und den Gemeindebüchereien ein höherer als den Vereinsbüchereien. Der Höchstbetrag der Literaturbeiträge ist 3000 Fmk. an gemeindliche und städtische Büchereien, 500 Fmk. an Bezirks- und Vereinsbüchereien. Dazu können die Provinzgemeinden noch zur Besoldung des Bibliothekars Beiträge erhalten, welche sich auf die gleiche Summe belaufen, die von den Gemeinden selbst dazu aufgewandt worden ist. Der Höchstbetrag ist hier 5000 Fmk. Wie aus dem Gesagten hervorgeht, sind die Provinzbüchereien als das wichtigste Gebiet der staatlichen Büchereiwirksamkeit angesehen und deshalb in mancher Hinsicht bevorzugt worden. Dieses ist aber in allzu hohem Grade geschehen, da gute städtische Büchereien ja auch für die Provinz von großer Bedeutung sind.

Als Staatsbeiträge wurden im Jahre 1924 an 466 Büchereien in allem 477 000 Fmk. verteilt. Die Anzahl der Büchereien ist natürlich erheblich größer, vielleicht 2—3000; die meisten Büchereien aber haben entweder die aufgestellten Forderungen nicht erfüllt oder aus irgend einer Ursache die Nachsuchung der Staatsbeiträge versäumt. Die wichtigste dieser Bedingungen ist, daß die von der Gemeinde angewiesenen Mittel wenigstens 50 Pfg. pro Einwohner sein müssen, damit Staatsmittel bewilligt werden können. Beiträge zu den Gehältern der Bibliothekare werden nur in dem Falle bewilligt, wenn sie ein jährliches Gehalt von wenigstens 600 Fmk. genießen.

Zur fachlichen Ausbildung von Büchereibeamten sind in Finnland zwei Lehrgänge von drei bezw. vier Monaten veranstaltet worden; der erste aus Privatmitteln, nämlich aus dem Kordelin-Fonds, im Jahre 1920. Seit dem Anfang der staatlichen Büchereitätigkeit hat sich das Büchereibüro auch dieses Gebietes unseres Büchereiwesens angenommen. In den Frühjahrsferien 1924 wurde der zweite Kursus veranstaltet. Die Eintrittsforderungen waren: das Abitur oder Volksschullehrerexamen und eine Büchereipraxis von zwei Monaten. Die Einrichtung einer Büchereischule ist mehrfach zur Erörterung gestellt worden, jedoch ohne praktisches Ergebnis. Kürzere Lehrgänge sind während der letzten Jahrzehnte auch in den Provinzen dann und wann abgehalten worden, zuerst auf Veranlassung der Volksbildungsvereine, dann auf Veranlassung des Staates.

Unter den volkstümlichen Büchereien des Landes stehen die städtischen hinsichtlichkeit der Räumlichkeiten, des Bücherschatzes und der Ausleihe an erster Stelle. Die Hauptabteilung der Stadtbücherei zu Helsingfors hat schon seit 1880 ihr eigenes Gebäude (wie auch eine von ihren drei Zweigstellen). Auch die Büchereien zu Abo, Wiborg, Uleåborg und Björneborg haben eigene Gebäude, und zwar Abo und Björneborg durch Stiftung. In Tammerfors wird jetzt ein ganz modernes Büchereigebäude aufgeführt. Die Zahl der Ausleihen in Helsingfors war im Jahre 1923 593 666, was vier Ausleihen pro Person macht. Nachdem ein Anbau an die Hauptbücherei fertig geworden war, wurde hier das Freihandsystem eingeführt, was früher aus räumlichen Gründen nicht möglich war. Alle bedeutenderen Stadtbüchereien haben jetzt dieses System durchgeführt. Die Büchereien der kleinen Städte haben oft sehr ungünstige Raumverhältnisse; ihnen mangelt es auch in hohem Grade an sachverständiger Leitung, weil die Bibliothekare ihre Ämter nur zwecks Nebenverdienst innehaben. Jede Stadt hat aber doch ihre eigene Bücherei.

Eine Zentralbücherei für das ganze Land ist noch nicht vorhanden. Wie schon erwähnt worden ist, hat der Reichstag den Vorschlag, eine zentrale Bücherei für das ganze Land zu bilden, im Jahre 1920 nicht bewilligt. Von Landesbüchereien*) ist bei uns viel geredet worden, und einige städ-

*) Vgl. die dänischen Zentralbüchereien (S. 21 f. dieses Jahrgangs).

tische Büchereien haben für eine etwaige Umbildung zu einer Landesbücherei großes Interesse gezeigt. Da aber bisher auf weitere geldliche Unterstützung von Seiten des Staates oder der Gemeinde nicht gerechnet werden konnte, sind auch diese Pläne unverwirklicht geblieben. Da jedoch die Frage der Staatsbeiträge nächstens wieder aufgenommen werden soll, wird die Frage einer Zentralbücherei bald wieder aktuell werden, und es ist zu hoffen, daß sie einer günstigen Lösung entgegengeht.

Die meisten Landgemeinden haben auch eine oder mehrere Büchereien, deren Besitzer entweder die Gemeinde selbst oder irgend ein Kulturverein ist. Da die meisten Landgemeinden in Finnland von sehr großer Ausdehnung sind, kann eine einzige Bücherei für sie nur in seltenen Fällen als zureichend angesehen werden. Das nächste Ziel ist, die oft ganz isolierten Dorfbüchereien in engere Verbindung mit einer Hauptbücherei, einer sogenannten Stammbücherei, zu bringen. Das Gehalt des Stammbibliothekars sollte so groß sein, daß ihm außer der Verwaltung der Stammbücherei auch die Überwachung und Unterstützung der Bezirksbüchereien, besonders durch Vermittlung von Entleihungen aus der Stammbücherei, auferlegt werden könnte. Es ist der Vorschlag gemacht worden, die Bibliothekarstellen der Stammbücherei zu Ämtern mit gleichem Gehalt wie die der Volksschullehrer umzubilden. Dabei sollten die Bibliothekare auch durch Vorlesungen, Arbeitsgemeinschaften und andere freie Volksbildungsarbeit wirksam sein. Keine Gemeinde hat aber bisher einen solchen Bibliothekar anstellen können; die Bibliothekarstellen der Provinzbüchereien werden, wie gesagt, nur als Nebenverdienst gesucht.

Was die Büchereiräume betrifft, wird jetzt für jede gemeindliche Bücherei ein eigenes Zimmer angestrebt. Der große Wohnungsmangel im Lande hat auch in dieser Hinsicht die Erfüllung der Wünsche der verschiedenen Büchereien erschwert. Während der letzten Jahre ist aber eine erfreuliche Besserung eingetreten. Eine von den ländlichen Büchereien hat sogar ein eigenes Haus.

Der obenerwähnte finnische Büchereiverein „Suomen Kirjastoseura" hat, nachdem die Büchereitätigkeit des Staates begonnen hatte, weiterhin hauptsächlich als eine Fachverbindung von Büchereibeamten gewirkt. Dieser Verein hält u. a. größere und kleinere Versammlungen ab, unter denen besonders die Versammlung der städtischen Büchereibeamten zu erwähnen ist. Auf der letzten Zusammenkunft im Juni 1924 wurden bestimmte Einzelforderungen bezüglich der Zuständigkeit und der Gehälter der städtischen Büchereibeamten aufgestellt. Diese Fragen werden natürlich von den verschiedenen städtischen Behörden entschieden, es ist aber zu erhoffen, daß die Wünsche der Versammlung einen gewissen moralischen Einfluß haben werden. Die Entwicklung der Stadtbüchereien beruht ja im wesentlichen darauf, daß sie von sachverständigen, gründlich ausgebildeten und gut entlohnten Beamten verwaltet werden.

In Nordamerika wird die Schuljugend durch besondere Übungen zur Gewandtheit im Gebrauch der Bücher erzogen. Das Ergebnis, welches auf diesem Wege erreicht worden ist, verdient unsere Bewunderung. In Finnland kann auf diesem Gebiete kaum von dem Beginn die Rede sein. Im großen und ganzen haben die Lehrer dafür sehr wenig Interesse gezeigt, die meisten dürften kaum etwas von der Sache wissen. In finnischer Sprache ist ein Buch, welches diese Frage behandelt, herausgegeben worden. Bisher ist aber die Idee nur in einigen Volkshochschulen praktisch angewandt worden.

Wie aus dem Gesagten hervorgeht, gibt es in Finnland noch viele Aufgaben, die ihrer Lösung harren, ehe die erste Organisationsarbeit als einigermaßen beendigt angesehen werden kann. Trotz aller Schwierigkeiten und Mängel entwickelt sich jedoch das Büchereiwesen in Finnland dauernd und wir hoffen, daß jetzt, wo das Land unabhängig geworden ist und über seine eigenen Angelegenheiten bestimmen darf, auch dieser bedeutende Zweig des kulturellen Lebens die Stellung erreichen wird, die ihm gebührt.

Originalbericht des „Staatlichen Büchereibüros" (Helsingfors).

Aus der Beratungspraxis.

Rundschreiben der Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Pommern über Buchgemeinschaften.

An die pommerschen Volksbüchereien.

Wir sind in letzter Zeit wiederholt von Büchereileitern aus unserer Provinz schriftlich oder mündlich gefragt worden, wie wir über Buchgemeinschaften denken. Auch haben wir aus Jahresberichten ersehen, daß manche Büchereien einer der zahlreichen Buchgemeinschaften — es sind jetzt über ein halbes Dutzend, darunter einige konfessionell und parteipolitisch gebundene — als Mitglied beigetreten sind oder sich sogar als Werbestelle für sie aufgetan haben.

Es scheint uns daher an der Zeit, vorläufig erst ganz allgemein und grundsätzlich mitzuteilen, wie wir über Buchgemeinschaften denken. Ein ausführlicher Aufsatz in der „Bücherei und Bildungspflege", den wir im nächsten oder übernächsten Heft bringen zu können hoffen, wird dann auf die einzelnen Buchgemeinschaften eingehen und so die anschaulichen Belege für unsere Behauptungen nachliefern.

Zunächst ist festzustellen, daß der Grundgedanke der Buchgemeinschaften, nämlich durch Wohlfeilheit, hübsche Aufmachung und sachverständige Auswahl weite Kreise zu regelmäßigem Erwerb von Büchern anzureizen, bildungspfleglich entschieden ernst genommen werden muß. Es fragt sich für uns nur, ob jene Auswahl so wertvoll im Sinne unserer Büchereiarbeit ist, daß wir sie nicht durch eine bessere zu ersetzen imstande sind. Das Bessere ist des Guten Feind, sagt ein bekanntes Sprichwort. In der Tat ist die Auswahl, die wir Beratungsstellen auf Grund volksbüchereimäßiger Erfahrungen jeweils ratsuchenden Büchereien vorschlagen können, viel weniger schematisch und „großstädtisch" als die der Buchgemeinschaften. Vor allem aber ist sie frei von der Zwangsläufigkeit des Bezuges. Auch ist die Ausstattung der Buchgemeinschafts-Bände, so geschmackvoll sie meist ist, für den stark strapazierenden Büchereigebrauch nicht zweckmäßig (Halblederbände aus gespaltenem und imprägniertem Leder). Wir können daher wenigstens den kleineren Büchereien die Mitgliedschaft nicht empfehlen.

Ganz entschieden abraten müssen wir davon, den Buchgemeinschaften offiziell Mitglieder zu werben. Gewiß werden namentlich die Leiter größerer Büchereien und ihre Mitarbeiter den einen oder anderen Leser kennen, dem mit gutem Gewissen empfohlen werden kann, neben anderen Kaufgelegenheiten auch eine der Buchgemeinschaften zur Vermehrung seiner Eigenbücherei heranzuziehen. In der Regel wird die Bücherei jedoch Gefahr laufen, sich selbst — als die viel höher qualifizierte, weil individuell eingestellte Werbestelle für den Eigenbesitz von Büchern — auszuschalten, wenn sie ihre Leser den Buchgemeinschaften zuführt. Ja, sie kann dabei geradezu Anlaß geben zur Versorgung eines bestimmten Lesers mit Büchern, die für seine Bildung völlig unfruchtbar, ja, die für ihn irreführend und schädlich sind. Mit andern Worten: Die Leserschaft allgemein zum Eintritt in eine der Buchgemeinschaften auffordern, heißt, die Mehrzahl der Leser einer nicht abzusehenden Buchauswahl überantworten, von welcher die bildungspfleglichen Wirkungen, um die wir uns in den Volksbüchereien bemühen, zum Teil rückgängig gemacht werden können.

A.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Jakob Christoph Heer.

J. C. Heer, der Schweizer, ist ein Sohn des Kantons Zürich. Er hat aus der Enge seines Landlehrerlebens keinen leichten Weg gehabt, ehe er sich dem endgültigen Beruf hemmungslos zuwenden durfte. Immerhin sind die Zweifel des maschinenbauenden poesiefeindlichen Vaters an des dichtenden Dorfschulmeisters Lebenstüchtigkeit seinem künstlerischen Gewissen dienlicher gewesen als der nachfolgende Begeisterungsschwall der Zeitungen. Die Kurve seiner schriftstellerischen Entwicklung bewegt sich in einer merkwürdigen Zickzacklinie, bei der nicht zu verkennen ist, daß der Erfolg, — wie gewöhnlich, — keinen günstigen Einfluß auf das Schaffen Heers ausgeübt hat. Ist sein erstes und gelungenstes Werk, der Roman „An heiligen Wassern", im besten Sinne Heimatliteratur, so stempeln ihn seine späteren literarischen Erzeugnisse, mit einigen Ausnahmen, zum Modeschriftsteller. Es darf bei der Beurteilung seiner Schriften nicht außer Acht gelassen werden, daß außer seiner Seminarausbildung nur ein kurzer Aufenthalt in Paris, eine Ferienreise nach Südösterreich und in erster Linie seine zahlreichen Schweizwanderungen zur Erweiterung seines Blickes und Schulung seiner geistigen Kräfte beigetragen haben; daß er nicht zu den vom Schicksal Begünstigten gehört, die mit dem Gewinn einer langen studien- und erlebnisreichen Jugend beschenkt, von vornherein stofflich und sprachlich aus dem Vollen schöpfen können.

Treue und ein hochentwickeltes Ehrgefühl kennzeichnen die meisten Gestalten seiner Erzählungskunst, in denen uns, besonders unter den Männern, die nicht im Vordergrund der Handlung stehen, ganz prächtige Menschen, urwüchsig, unkompliziert und bodenständig, begegnen. Überhaupt ist Heer seiner engeren und weiteren Heimat das Preislied ihres Wertes nirgends schuldig geblieben. In allen Werken tritt die Schweizer Landschaft in ihrer Erhabenheit und Schönheit, freilich nicht überall mit der gleichen Anschaulichkeit, vor den Leser. Diese Aufgabe, einen angemessenen Hintergrund zu schaffen, hat er überall reiner zu lösen verstanden als die der folgerichtigen, widerspruchslosen Charakterzeichnung. Er stellt seine Helden mit ihren guten und schlechten Seiten gleich bei der Einführung wie mit der Kamera hin und beraubt damit den Leser der nicht zu unterschätzenden Entdeckerfreude, ihr anfangs nur angedeutetes körperliches und seelisches Bild durch ihr Tun und Lassen an Farbe, Wärme und Tiefe gewinnen zu sehen.

Der wiederholt betonten schwerblütigen Natur seiner Romangestalten widerspricht nicht nur der Mangel an einer gewissen Herbheit und Sprödigkeit der Sprache, ohne die man sich seine stolzen, freien Schweizer nicht denken mag, sondern auch das beunruhigende Tempo, mit dem diese so zurückhaltenden Männer und Frauen sich in Liebesangelegenheiten stürzen. Starke Leidenschaftlichkeit einerseits und unerbittliches Ehrgefühl andrerseits lassen viele an Aufgaben scheitern, denen Menschen mit ruhigerem Temperament sicherlich gewachsen wären. Charakterisch ohnehin ist an den von ihm geschaffenen Gestalten ein oft lange währendes Schwanken zwischen zwei verschiedenen Menschen ihrer Neigung, von denen der eine dem haltlos Liebenden gewöhnlich in unwandelbarer Treue ergeben ist.

Stilistische Wiederholungen — man denke an die immer wiederkehrenden „Silberschiffe der Wolken" — sind bei einem Schriftsteller, der mehr mit „Produktivität" als schöpferischer Kraft begabt ist, begreiflich. Weniger verzeihlich ist bei dem Schweizer ein Schwelgen in süßlichen Wortbildungen überhaupt — „wundergern", „herbstolz", „zartkräftig" —.

Aus diesen Eigentümlichkeiten Heerscher Erzählungskunst geht hervor, daß sie, mit einigen Ausnahmen, Leser mit künstlerischen Ansprüchen nicht befriedigen kann. Nicht zu entbehren ist sie dagegen für die große Menge der Unterhaltungsuchenden. Diesen bieten die Werke Heers bei weitem nicht die schlechteste

geistige Nahrung. Von den „heiligen Wassern“ und dem „langen Balthasar“, „Joggeli“ und „Tobias Heider“ darf gesagt werden, daß auch anspruchsvollere Gemüter Freude daran haben werden.

Für alle Büchereien.

An heiligen Wassern. Roman aus dem schweizerischen Hochgebirge. Stuttgart: Cotta 1898. 399 S. Hlw. 5,—.

Mit diesem Roman aus dem Wallis, der an natürlicher Schlichtheit des Ausdrucks und seiner von Übertreibungen freien, überzeugenden und lebendigen Menschendarstellung unter allen späteren Werken seinesgleichen sucht, hat Heer seinen Ruf als Schweizer Erzähler begründet. — In Segen und Fluch der „heiligen Wasser“, einer periodisch durch Lawinen zerstörten und unter Lebensgefahr wieder aufzubauenden Felsenwasserleitung, sind die Schicksale zweier Familien eines kleinen Alpendorfes verflochten, der des ehrgeizigen, feuerköpfigen Bärenwirtes und Gemeindeobersten und der eines tapferen, opferbereiten Wildheuers. Erlösung von den Menschenopfern der „heiligen Wasser“, denen das Tal seine Fruchtbarkeit verdankt, Befreiung des Dorfes von dem seinen Frieden und seine ländlichen Sitten zerfressenden Fremdenverkehr bringt nach Jahren der Sohn des Wildheuers durch den Bau einer modernen unzerstörbaren Wasserleitung. In der jahrelang alle Hindernisse überwindenden siegreichen Liebe des Wildheuersohnes und der Bärenwirtstochter singt Heer ein schönes einfaches Lied der Treue. — Der Roman wird rein stofflich alle Leser erwärmen und künstlerisch auch anspruchsvollere Leser zufriedenstellen.

Der lange Balthasar. Dorfroman. Stuttgart: Cotta 1915. 256 S. Geb. 4,50.

Ohne Umschweife und „literarische“ Entgleisungen erzählt diese Dorfgeschichte die innere Umwandlung eines Student gewordenen Bauernsohnes durch einen Dummejungenstreich. Der zugewanderte, durch eine entbehrungsreiche Jugend körperlich verunstaltete Bursche, welcher diesem törichten Streich fast mit seinem Leben zum Opfer fällt und durch seine tragikomischen Erlebnisse etwas Humor in die flotte Erzählung bringt, gibt dem Buch den Titel. An der anspruchslosen Geschichte ist nichts gekünstelt oder unecht. Dörfliche Menschen reden ohne blumige Ausschmückungen, auf die Heer so gern hereinfällt, frisch von der Leber weg.

Tobias Heider. Roman. Stuttgart: Cotta 1922. 386 S. Hlw. 5,—.

Was an seinem letzten Werk, der Selbstbiographie — das ist sie ohne Zweifel, allerdings in romanhaftes Gewand gekleidet — so wohltuend berührt, ist die unverblümte, gleichsam alltägliche Sprache, die Heer hier redet. Sicherlich sind frühere Tagebuchaufzeichnungen benutzt worden, die wirklich den Menschen Heer vor uns hinstellen. So ist es auch von den abenteuerlichen Bildern der Vergangenheit, die der „Wetterwart“ heraufbeschwor, bis zu diesen selten sorglosen Gedanken des ehemaligen Dorfschullehrers und späteren Journalisten ein weiter Schritt gewesen. Die Nöte und Freuden des Tobias Heider glaubt man ihm. Hier geht er in die Tiefe und packt uns mit wirklichem Erleben. So hat er also mit dem ersten und dem letzten Werk sein Bestes gegeben. Das Buch verlangt Menschen, die sich nicht unterhalten wollen, sondern mitleben und mitleiden können.

Für mittlere und große Büchereien.

Felix Notvest. Roman. Stuttgart: Cotta 1901. 385 S. Hlw. 5,—.

In der Lebensgeschichte dieses Pfarrers spielt der Kampf patriarchalischen Bauerntums mit dem modernen Fabrikwesen die Hauptrolle. Felix Notvest ist ein unbestechlicher und selbstloser Streiter für die Erhaltung der Volksgesundheit, auf welche die fortschreitende Industrialisierung schwere Angriffe macht. Gesundheit, Ansehen, den Frieden mit den Eltern, fast auch das Glück seines Herzens bringt der Pfarrer zum Opfer für das Gedeihen seiner Gemeinde und stirbt über der Verwirklichung seines liebsten Traumes, der Schaffung eines Landesmuseums zur

Erhaltung der Altertümer und Kunstschätze seines Kantons. — In dem Roman sind die einfachen, gesunden Lebensbedingungen der vorindustriellen Zeit und die sich von vielen Schlacken langsam reinigenden modernen Daseinsformen mit ihren typischen Vertretern unparteiisch und tendenzlos gegenübergestellt. Einzelne Charaktere leiden an Übertreibung nach irgend einer Seite, z. B. Sigune Hohspang, und in der Beschreibung der Menschen tut Heer zuviel des Guten. Der Roman ist aber fesselnd und lebendig genug geschrieben, um als Unterhaltungslektüre im besseren Sinne — bei vereinzelten Lesern vielleicht sogar als bescheidener Ruf an ihr soziales Bewußtsein! — zu dienen.

Joggeli. Die Geschichte einer Jugend. Stuttgart: Cotta 1902. 334 S. Hlw. 5,—.

Das mit Wärme und Herzlichkeit geschriebene Buch ist Heers Jugendgeschichte. Frei von Sentimentalität und Überheblichkeit, den beiden großen Gefahren der Selbstdarstellung, breitet Heer seine Kindheit und Jugend vor dem Leser aus. Der schaffensfreudige Vater, dessen ernste Tüchtigkeit und stete Hilfsbereitschaft dem Sohn bei vielen seiner kräftigen, unerschütterlichen Mannesgestalten vorgeschwebt haben mag, die unermüdliche, alles vergebende Mutter, das sanfte und scheue Friedli, seine kindliche Spielgefährtin und todgeweihte Jugendliebe, die drei stehen im Vordergrund der heimatlichen Menschen aus dem Kanton Zürich, die dem Joggeli zur Entfaltung und Klärung seines Wesens mit ihrem Einfluß geholfen haben. Die letzten Kapitel nehmen Heers spätere Entwicklung in einer kurzen Zusammenfassung voraus, deren Darstellung in größerer Breite er später dem „Tobias Heider" gewidmet hat.

Der Wetterwart. Roman. Stuttgart: Cotta 1905. 418 S. Hlw. 5,—.

„Unendlich größer als sein Zorn war seine Liebe." Der Roman ist das selbstgeschriebene Lebensbuch eines zu Unrecht von der Heimat Verstoßenen, der nach einem „Zugvogelleben" seine Tage unerkannt als Hüter des Observatoriums seiner heimatlichen Berge — es sind die Ötztaler Alpen — beschließt. Zwei Frauen, das treue, betrogene Duglörli und Abigail, die durch selbstsüchtige Liebe in Schuld Verstrickte, gestalten sein Schicksal und ernten nach Verdienst den Lohn ihrer Liebe, die eine im Gewinn vollsten seelischen Friedens, die andere in einem friedlosen Glück und selbstgewählten frühen Tode. — Durch die Ichform und die Verbindung von Vergangenheitserlebnissen und Betrachtungen des Schreibers über seine gegenwärtige Lage hat Heer der Erzählung ein gut Teil Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit mitgegeben. Die durch das Reiseleben bedingten Schilderungen fremder Länder scheinen freilich in ihrer Reichhaltigkeit gewollt. Die Charaktere sind gut herausgearbeitet. Nur Herr Konrad Balmer, des Wetterwarts ehemaliger Lehrherr, und Abigails anfängliches Verhalten in seiner maßlosen Schroffheit scheinen menschlich nicht ganz begreiflich.

Was die Schwalbe sang. Geschichten für jung und alt. Stuttgart: Cotta 1916. 311 S. Geb. 4,50.

Im wesentlichen ist das Buch lieben und fröhlichen Erinnerungen vergangener Jahre gewidmet. Erlebnisse mit mehr oder weniger lieben Heimatgenossen, auch einige traurige und tragikomische Kindheitseindrücke, hat Heer für seine zahlreichen Enkel hier festgehalten und sich auch der mahnenden Wiedergabe seiner eigenen Jugendstreiche vor den Jungen nicht gescheut. Nicht alle sind so aus einem Guß geschrieben wie der „Cholerasturm" oder die aus dem „Joggeli" schon wohlbekannte kostbar humorvolle „Baßgeige". Einigen, z. B. dem erschütternden Bild des „Mädchens aus der Fremde" fehlt doch wieder die nötige Einfachheit des Stils. Aber alle sind, je weiter sie zurückliegen, um so schöner überglänzt von der wehmütigen Freude des Erinnerns an eine ferngerückte Zeit kleiner Sorgen und kühner Hoffnungen. In den letzten Geschichten, die schon Bilder aus seinem Schriftstellerleben bringen, findet sich stellenweise eine leichte Satire. Die Kriegsbilder, aus denen man spürt, daß er das finsterste Gesicht jener Zeit nie gesehen hat, hätte man ihm lieber geschenkt. — Seines gemütvollen und herzlichen Tones wegen ist das Buch im großen und ganzen, besonders für bedächtige Leser, recht geeignet.

Für große Büchereien.

Der König der Bernina. Roman aus dem schweizerischen Hochgebirge. Stuttgart: Cotta 1900. 361 S. Geb. 5,—.

Die gegen den Schluß übermäßig bewegte Handlung und eine gewisse Überschwenglichkeit des Stils stellen den Roman, der in der Entstehung auf die „heiligen Wasser" folgt, gegen diese erheblich in den Schatten. Markus Paltram, der erst gehaßte und später verehrte, immer aber gefürchtete und bewunderte „König der Bernina", und Ciglia Premont, eine für menschliche Begriffe fast zu edle Frau, müssen ihr Glück an Paltrams, des großen Jägers, unbeherrschtem Temperament scheitern sehen und bauen jedes ihr Leben mit einem andern Gefährten auf, ohne bis zu ihrem Tode von ihrer Liebe zu einander lassen zu können. Den Rahmen zu dem doppelten Verhängnis gibt das Engadin um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts ab, dessen Bevölkerung unter der Leitung einiger weitblickender beharrlicher junger Führer mit Erfolg den Kampf gegen die wachsende Verarmung und die damit verknüpfte Auswanderungsgefahr aufnimmt. — In die Beschreibung der Menschen, ihres Äußeren, ihrer Bewegungen usw. drängt sich eine romanhafte Schwülstigkeit, während ihre Ausdrucksweise an Einfachheit noch nichts zu wünschen übrig läßt. Auch die große Natur dieser Bergwelt wird noch nicht durch literatenhafte Schlagworte verkleinert. Aber die Charaktere erscheinen z. T. zu stark idealisiert, und ein allzugroßer Aufwand an Nebenpersonen zersplittert einen starken Eindruck. Der Untergang von Paltrams Tochter wird als künstliche Verlängerung der Handlung empfunden. Der „König der Bernina" eignet sich für stoff- und idealhungrige Leser.

Da träumen sie von Lieb und Glück. Drei Schweizer Novellen. Stuttgart: Cotta 1911. 324 S. Hlw. 4,50.

Die letzte Geschichte, der „Bergführer", bietet zwar nichts Neues, sondern wiederholt in knapperer Form das Problem des „Königs der Bernina", ist aber psychologisch von den drei Novellen noch die glaubwürdigste. Die beiden andern leiden zu sehr an den Hauptfehlern Heerscher Gestalten, dem Wankelmut und der allzugroßen Bereitwilligkeit in Herzensangelegenheiten, um einen überzeugenden Eindruck zu hinterlassen. Im „Haus am See" ringt sich ein genial veranlagter junger Mediziner unter gleichzeitiger schmerzhafter Klärung seines inneren Menschen zu seiner wahren Bestimmung durch. In den „Luftfahrten des Herrn Walter Meiß", die Heer als Titelnovelle noch einem andern Bande einverleibt hat, verwertet er seine Erlebnisse als Luftballonfahrgast unter Hinzufügung einer nicht sehr geschmackvollen Handlung. Sämtliche Personen der drei Erzählungen reden Aufsatzdeutsch. Man zweifelt an ihrer Lebendigkeit. Der Wert des Buches für die Volksbücherei ist recht gering. Ganz abgelehnt zu werden verdient es immerhin nicht.

Für alle Büchereien ungeeignet sind:

Der Spruch der Fee. Novelle. Leipzig: Keil o. J. 110 S.

Die Handlung dieser halb ländlichen Liebes- und Schmugglergeschichte von der französisch-schweizerischen Grenze ist ganz hübsch erfunden. Aber der Stil ist fast so süßlich wie die Bilder, welche die typische Buchillustration der 90er Jahre in fürchterliche Erinnerung bringen.

Laubgewind. Roman. Stuttgart: Cotta 1908. 386 S.

Laubgewind ist ein Zugeständnis Heers an die Menge der Sensationslüsternen unter seinen Verehrern. Abgesehen von allen formalen Bedenklichkeiten ist die Lösung des Konflikts, der dieses Künstler- und Mädchenschicksal verhängnisvoll gestaltet, so gewaltsam und menschlich unbegreiflich zugespitzt, daß sie, statt zu überzeugen, beim Leser schärfsten inneren Protest erwecken muß. Der Roman hatte vielleicht zur Zeit seiner Entstehung einige Daseinsberechtigung, heute nicht mehr.

Die Luftfahrten des Herrn Walter Meiß u. a. Novellen. Stuttgart: Cotta 1912. 189 S.

Die unheimliche Geschwindigkeit, mit der in allen vier Erzählungen die Herzen zusammenfliegen, und die Poesie der „süßen Blicke und des rührenden Seelentons" lassen die kleine Sammlung allzudeutlich als Gelegenheitsware erkennen.

Heinrichs Romfahrt. (Roman. 1914 erschienen.)

Diese Romfahrt kommt aus nicht immer überzeugenden Gründen nicht zu Stande, sondern der junge Tübinger Student mit dem leicht entzündlichen Herzen strandet schon in der Schweiz an einer unglücklichen Liebe. Der Roman steht im Wert immer noch über „Laubgewind". Die ersten Abenteuer des um sein Reisegeld Geprellten sind sogar mit recht erfreulicher Frische erzählt. Schade, daß die flotte Einführung sich zu dieser tragischen und hochdramatischen Liebesgeschichte verbreitert.

Nick Tappoli. Roman. Stuttgart: Cotta 1920. 303 S.

Es handelt sich um die Lebensbeschreibungen eines Ehepaares, die Heer auf ihren Wunsch zu einem Roman verarbeitet hat. Es scheint aber, als habe seine Gestaltungskraft gegenüber einem so fertig dargebotenen Stoff versagt. Widersprüche in verschiedenen Charakteren und in ihrer Abenteuerlichkeit wenig glaubhafte Schicksalsläufte geben ein verzerrtes, wenig erquickliches Bild.

Zwei kleine Früchte seiner Reisen, „Ferien an der Adria", „Streifzüge im Engadin", und ein Bändchen Bilder vom Bodensee „Freiluft", kokettieren gar zu sehr mit Stimmungspoesie und sind nicht anschaulich genug, um als Reisebeschreibungen dem Volksbüchereipublikum Interesse abzugewinnen.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Kronenberg, M.: Die All-Einheit. Grundlinien der Welt- und Lebensanschauung im Geiste Goethes und Spinozas. Stuttgart: Strecker und Schröder 1924. XV, 103 S.

Der Verfasser hat in seinen Werken über Kant und den deutschen Idealismus gezeigt, daß er die Gabe besitzt, schwierige philosophische Gedankengänge gemeinverständlich darzustellen, ohne sie zu verflachen. Er beweist diese Kunst auch in dem vorliegenden Schriftchen, das die Grundlinien der Weltanschauung Goethes und Spinozas geben soll. Er verfolgt zuerst den Gedanken der All-Einheit im Objektiven, wie er in der Betrachtung, in der künstlerischen Anschauung Gestalt gewinnt, dann den subjektiven Ausdruck der All-Einheit, die Liebe in ihren verschiedenen Formen, und zuletzt in wenigen dem Geheimnisvollen angemessenen Worten die absolute All-Einheit. Das Werk ist hervorragend geeignet zur Einführung in die Weltanschauung, die man gewöhnlich Pantheismus nennt. Eine Ergänzung dazu, in der Spinoza und Goethe selbst zu Worte kommen werden, stellt der Verfasser in Aussicht.

K. Hartmann (Stettin).

Hessen, Johannes: Augustinus und seine Bedeutung für die Gegenwart. Stuttgart: Strecker und Schröder 1924. XI, 129 S. Kt. 1,70, Hlw. 2,50.

Die eigentliche Absicht des Buches ist, zu beweisen, daß der heilige Augustinus eine unmittelbare, mystisch-intuitive Gotteserkenntnis lehrt im Unter-

schied von der rational-diskursiven des heiligen Thomas. Der Verfasser zeichnet zu diesem Zwecke Augustinus als Menschen, Philosophen und Mystiker und setzt seine eigene Auffassung in Beziehung zu der Auffassung neuscholastischer Theologen, welche Augustinus nach Thomas auslegen und ihm nur die rationale Gotteserkenntnis zuerkennen. So interessant diese Auseinandersetzungen für den Kenner der Philosophie- und Dogmengeschichte sind, so führen sie doch von der eigentlichen Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, etwas ab. Für den unbefangenen Leser ist der erste Teil der wertvollste, der zweite ist ohne ziemlich eingehende philosophische und theologische Kenntnisse nicht völlig zu durchdringen. K. Hartmann (Stettin).

Jahrbuch der Charakterologie. Hrsg. von Emil Utitz. 1. Jahrg. 1. Bd. Berlin: Pan-Verlag Rolf Heise 1924. 375 S.

Es ist zweifellos ein Verdienst von Emil Utitz, dem bekannten Kunstwissenschaftler und Kulturpsychologen, hier auch für den Nichtfachmann einen Querschnitt durch die vielfältigen und oft widerspruchsvollen Bemühungen um eine Neuorientierung der Psychologie geboten zu haben, wie wir ihn bisher nicht besaßen. Denn um eine Neuorientierung der gesamten seelenkundlichen Forschung handelt es sich bei den meisten heutigen Vertretern einer Wissenschaft vom Charakter, und es ist kein Zufall, daß Ludwig Klages, der eigentliche Bahnbrecher und Meister einer lebenskundlich vertieften Psychologie, in jeder Hinsicht im Mittelpunkt dieses Bandes steht. Seine Abhandlung über „Nietzsches psychologische Errungenschaften“, von der zunächst nur der erste Teil geboten wird (der zweite soll im nächsten Jahresbande folgen), weist nach, daß „ohne Verwertung zentraler Befunde Nietzsches eine Wissenschaft von der Persönlichkeit niemals gelingen könne“ und daß Nietzsche zu diesen zentralen Befunden nur gelangen konnte durch seine neue, auch entwicklungsgeschichtlich grundstürzende und grundlegende Methode der Ent-Täuschung. Er habe „als erster mit nirgends abirrender Treffsicherheit betätigt, was selbst die größten unter den neueren Weisen nur zufällig auszuüben vermochten: eine Selbsterforschung, die ihre Probleme wie auch die Fingerzeige zu deren Lösung empfängt von der Zeichensprache der Charaktere des Fremdichs“. Mancher Leser wird es besonders dankenswert finden, daß Klages eindringlich untersucht, inwiefern Nietzsche sich hierbei grundsätzlich unterscheide von den Enttäuschungsphilosophen, die man als seine Vorläufer ansehen könnte (Stoiker, Epikuräer, französische Skeptiker, Stirner). So ist die Klagessche Abhandlung schon in ihrem ersten Teile ein Beitrag nicht nur zum Verständnis von Nietzsches geistesgeschichtlicher Sendung, sondern überhaupt zum Verständnis der methodischen Bedingtheit und der philosophischen Tragweite aller seelenkundlichen Forschung. Von den übrigen 12 Aufsätzen des Bandes kommt ihr keine an programmatischer Bedeutung gleich, weder die umfangreiche Skizze von A. Pfänder „Grundprobleme der Charakterologie“, die mit ihrer Lehre vom konstanten individuellen „Grundcharakter“ und ihrer Methode der „theoretischen Idealisierung“ und „Generalisierung“ offenbar den Anspruch macht, für die weitere Forschung maßgebend zu sein, noch das stoffverwandte Aufsätzchen von Kurt Schneider „Der triebhafte und der bewußte Mensch“, in welchem der metabiologische Klagessche Dualismus anklingt, noch der stoffverwandte, ebenfalls kurze und gedanklich recht dünne, aber dialektisch anspruchsvollere Aufsatz von Arthur Kronfeld „Der Verstandesmensch“, noch die geistreiche Abhandlung von Kurt Hildebrandt „Der Gelehrte“, die an dem Grundmangel leidet, daß sie zuerst den Gelehrten als eine Abart vom umfassenden Typ des wissenschaftlichen Forschers (im Sinne Goethes und der Vorsokratiker) absondert und ihn nachher doch als den Erkenntnismenschen par exellence gelten läßt. Als gute Referate seien hervorgehoben der sehr anregende und lebendige Aufsatz von Gerhard Gesemann „Grundlagen einer Charakterologie Gogols“, die eindringlich knappe Untersuchung von J. Lindworsky S. J. über „Die charakterologische Bedeutung der Exerzitien des Hl. Ignatius von Loyola“, die sorgfältige Studie von Rudolf Allers „Charakter als Ausdruck“, welche eine ausgezeichnete Durchleuchtung der methodischen Grundlagen und der welt-

anschaulichen Voraussetzungen der psychoanalytischen (Freudschen) und der individualpsychologischen (Adlerschen) Theorien gibt, und der kleine Beitrag von Franziska Baumgarten „Charakterologisches in dem Berufe des Regulierungsbeamten". Die umfangreiche Abhandlung von Arthur Liebert über „Immanuel Kants geistige Gestalt" scheint mir dagegen, soviel Scharfsinn sich in ihr kundgibt, hinsichtlich ihrer charakterkundlichen Ausbeute dürftig. Nur Feuilleton sind die paar Seiten über Wilhelm Busch und Adolf Oberländer, welche Karl Scheffler beigesteuert hat. Was er da um das Schlagwort „Der lachende Nihilist", mit dem er Wilhelm Busch charakterisieren will, herumgeschrieben hat, beruht offenbar nicht einmal auf einer vollständigen Kenntnis der Werke Buschs (Gedichtbände, „Eduards Traum"). Schließlich seien noch zwei an sich wertvolle Abhandlungen erwähnt, die jedoch ihrem Thema nach kaum in ein Jahrbuch der Charakterologie gehören: der namentlich auch durch seine Abbildungen, den Nichtfachmann bequem in die allgemeinsten Ergebnisse der vergleichenden Gehirnanatomie einführende, philosophisch freilich ziemlich primitive Aufsatz von Fr. K. Walter „Die materiellen Grundlagen der geistigen Persönlichkeit" und der ausführliche „Strafrechtstheorie und Praxis" betitelte Bericht Robert Heindls über seine Eindrücke in den französischen Strafkolonien (namentlich in Neukaledonien), der zwar infolge der munteren, vielfach sarkastischen Darstellungsweise des weitgereisten Verfassers höchst interessant zu lesen ist, in seiner literarischen Aufmachung jedoch (Kapitelüberschriften wie „Das Liebesleben in Bourail") wie in der Wahl seiner Abbildungen (Photographien grauenhaftester chinesischer Hinrichtungen, die gar nicht zum Thema gehören!) eines peinlichen sensationellen Beigeschmackes nicht entbehrt. Bemerkenswert oberflächlich ist, was über die Lektüre der Sträflinge mitgeteilt wird. — Größeren Büchereien sei der stattliche Band zur Anschaffung dringend empfohlen.

E. Ackerknecht.

Weigert, Joseph: Die Volksbildung auf dem Lande. Schriften des Zentralbildungsausschusses der katholischen Verbände Deutschlands Nr. 2. München-Gladbach: Volksvereins-Verlag 1922. 192 S.

Die katholische Volksbildungsarbeit ist sicher in vielen Fällen in der günstigen Lage, daß sie noch mit einigermaßen patriarchalischen Verhältnissen rechnen darf, andererseits liegt es in der ganzen Art des Katholizismus begründet, daß er diese leicht zu gewollt pflegt, auch wenn die Voraussetzungen dafür nicht mehr recht vorhanden sind. Immerhin hat aber diese Einstellung ein Gutes im Gefolge, sie bewahrt den Bildungspfleger davor, seine Arbeit als eine intellektualistische Angelegenheit zu betrachten, und führt ihn dazu, seelsorgerisch an die gemütlichen Bedürfnisse des Menschen anzuknüpfen. Diese Einstellung ist — auch mit ihren leichten Schattenseiten — bei Weigert deutlich spürbar und gibt dem Buch eine schöne Wärme, sowohl in den ersten einleitenden Abschnitten, worin die Rede ist von der Bildung des Bauern, ihrer Zersetzung und der Schwierigkeit, sie wieder aufzubauen, als auch in dem Hauptteil „die Bildungsmittel auf dem Lande" und „die Volksbücherei und das Lesen". Wo der Verfasser allgemein Grundsätzliches geben will — wie namentlich im ersten Teil des Buches —, wird er leicht etwas breit und bleibt eben „allgemein". Auch gelangt er häufig über ein ausgiebiges Zitieren nicht hinaus, wobei es denn auch hin und wieder geschieht, daß die Zitate ihre Beweiskraft verlieren, weil sie, da älteren Schriftstellern entnommen, das Gegenwartsleben nicht treffen. Recht gut ist die Notwendigkeit hervorgehoben, bei der Bildungsarbeit auf dem Lande an die Berufsausbildung anzuknüpfen. Aus eigenen Erfahrungen schöpft Weigert in dem interessanten Teil „die Volksbücherei und das Lesen". Über ländliches Büchereiwesen erfahren wir allerdings so gut wie nichts, aber doch recht viel über das Verhältnis des Bauern zum Buch, wie es sich Weigert bei seiner eigenen Arbeit dargestellt hat. Namentlich um dieses Abschnittes willen kann das Buch den Volksbildnern auf dem Lande empfohlen werden.

F. Schriewer (Flensburg).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Wells, H. G.: Die Grundlinien der Weltgeschichte. Eine einfache Schilderung des Lebens und der Menschheit. Mit vielen Bildern und Karten. Berlin: Verlag für Sozialwissenschaften 1925. 670 S. Lw. 20,—.

H. G. Wells, bekannt als Dichter von Utopien, als Soziologe und Kulturphilosoph mit sozialistischen Ideen, hat 1920 das jetzt in deutscher Übersetzung vorliegende Werk zuerst veröffentlicht. Die Entstehungszeit wie die Person des Autors ist charakteristisch für die Tendenz des Buches: die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines Weltbundes der ganzen Menschheit auf Grund gleicher sittlicher Anschauung zu verbreiten. Dieser Gedanke ergibt sich ihm aus dem Studium der Weltgeschichte. Er leitet die kurze historische Zeit von 8—10 000 Jahren ein durch einen Überblick über die Entstehung der Erde, die Entwicklung der Pflanzen- und Tierwelt und zuletzt des Menschen. Er zieht dann nicht nur die Völker Vorderasiens, des Mittelmeerbeckens und Europas in seine Betrachtungen, sondern schildert auch außerordentlich lebendig die Geschichte Chinas, Indiens und der alten mexikanischen und peruanischen Kulturen. In der ganzen frühen Geschichte sieht er den Kampf der „Gemeinschaften des Willens", verkörpert durch die gesunden nomadischen Völker, auf der Grundlage persönlichen Selbstvertrauens und persönlicher Selbstbehauptung gegen die „Gemeinwesen des Glaubens und des Gehorsams", die ersten Zivilisationen, die sich „auf der Grundlage von Anbetung und persönlicher Unterwerfung" entwickeln, erstarren, durch jene unterworfen und aufgefrischt werden und bis zu einer neuen Eroberung wieder verfallen. So geschah es nachmals in Mesopotamien, in Ägypten, Indien und China; die ägäische Kultur wurde von den arischen Griechen, das römische Reich von den Germanen überrannt. Dieser zyklische Wechsel ist der „Rhythmus der Geschichte". Das Gemeinwesen des Gehorsams wird in der sogenannten Neuzeit vertreten durch das machiavellistische Prinzip in der Politik der absoluten Herrscher und der Großmächte. Vermehrt werden die Schwierigkeiten durch die große „mechanische Revolution" des 19. Jahrhunderts und die sich daraus ergebende soziale Umschichtung. Die Katastrophe der in alten Gleisen sich bewegenden Politik ist der Weltkrieg (von Wells in Ursprung und Verlauf nach offenbar unzureichenden einseitigen Quellen dargestellt!), sein Abschluß der heftig verurteilte Versailler Friede, der aber nicht der „Anfang einer neuen notwendigen aufbauenden Bewegung in sozialer, ökonomischer und politischer Beziehung" ist. Deren Ziel heißt Weltfrieden und Gerechtigkeit, der „Weltbund der Menschheit", von dem Wells im Schlußkapitel („Das nächste Stadium der Geschichte") eine Vorstellung zu geben sucht. Doch verfolgt er nicht nur die politische Geschichte, sondern läßt sich eben so sehr die Entwicklung der Wirtschaftsformen, der Religionen, des geistigen und sozialen Lebens angelegen sein.

Man mag dies demokratisch-pazifistische Ideal von Wells ablehnen, seine Urteile über manche Persönlichkeiten und Zusammenhänge z. B. der deutschen Geschichte mit Recht anfechten: dem starken Gesamteindruck dieses außerordentlich geschickt, ja künstlerisch aufgebauten Werkes, das trotz der Mitarbeit verschiedener Gelehrter ein vollkommen einheitliches Gepräge zeigt, wird man sich schwer entziehen. Praktisch gerichtet, fast utilitaristisch ist die Geschichtsauffassung dieses Engländers, die sich auf dem Positivismus gründet. Und wie praktisch sind auch die Zwecke, die er mit dieser Arbeit verfolgt, dieselben, die auch E. Troeltsch in einer Rede 1922 formulierte, als er die „Rückkehr zu universalgeschichtlichem Denken und Lebensgefühl" forderte. So bedarf es keiner Frage, daß dieses Werk auch für die Büchereiarbeit nutzbar gemacht werden sollte. Es ist nicht schwer verständlich geschrieben, allerdings ist die Übersetzung teilweise recht schwerfällig und mit einigen Austriazismen („beiläufig") durchsetzt. Zahlreiche und anschauliche Kartenskizzen und einige Tabellen erhellen oft wesentlich die Darstellung; die anständige Ausstattung, klarer Antiqua-Druck auf gutem dünnen Papier, sei noch besonders hervorgehoben. Als Gegenstück zu Spenglers

„Untergang des Abendlandes“ sollte es überall, wo dieser vorhanden, eingestellt werden. Darüber hinaus sei das stofflich außerordentlich reichhaltige und trotz seiner Länge gleichbleibend interessante Buch allen größeren und mittleren Büchereien empfohlen, die Leser mit ernsthaftem Interesse für umfangreichere historische Werke haben. M. Thilo (Halle).

Poland, Franz, Ernst Reisinger, Richard Wagner: Die antike Kultur, in ihren Hauptzügen dargestellt. Mit 130 Abb., 6 Tafeln und 2 Plänen. 2. Aufl. Leipzig: Teubner 1925. 270 S. Lw. 9,—.

Schon beim Erscheinen der ersten Auflage vor drei Jahren konnte an dieser Stelle auf die hervorragende Eignung des Werkes für mittlere und große Volksbüchereien hingewiesen werden. Es bietet knappgehaltene Überblicke über alle Gebiete des griechisch-römischen Kulturkreises in allgemeinverständlicher Sprache (den angeführten Dichterstellen sind durchweg gute Übersetzungen beigegeben), steht inhaltlich auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung und enthält ein gut ausgewähltes vielseitiges Bildermaterial zur Unterstützung des Textes. Die neue Auflage zeigt in Wort und Bild manche Verbesserung und und Bereicherung, namentlich die für die Gegenwart bedeutsamen Züge und Beziehungen des Gesamtbildes sind noch klarer herausgearbeitet worden. Die Ausstattung ist wieder völlig friedensmäßig. Somit kann das Buch in seiner neuen Gestalt durchaus empfohlen werden. — Die allgemeine Brauchbarkeit des Werkes, das vor allem der Einführung und Orientierung im ganzen dienen will, würde durch Literaturangaben am Schlusse jedes Abschnittes unter vorzugsweiser Berücksichtigung volkstümlicher Werke und guter Übersetzungen noch erheblich gewinnen.
H. Heiligenstaedt (Goslar).

Kirkeby, Anker: Russisches Tagebuch. Einführung von Otto Flake. Berlin: E. Gottschalk 1924. XII, 171 S.

Der Däne Kirkeby gibt hier in einzelnen Skizzen, die von guter Beobachtung und novellistischem Talent zeugen, Eindrücke von seinem Aufenthalt in dem Rußland von 1922/23. Er ist, wie die meisten Berichterstatter über die Sowjetrepublik, nicht ein genauer Kenner Rußlands, aber er sucht mit anerkennenswerter Unvoreingenommenheit Verständnis für das neue Werden dort zu gewinnen, von dem er wenigstens Anfänge in seinem sechswöchentlichen Aufenthalt zu gewahren glaubt. Er schildert die verschiedenen Volksschichten, berichtet von Interviews mit Radek und Lunatscharski, und beschäftigt sich besonders mit den kulturellen und geistigen Kämpfen: der russischen Kirche und den Besboschniki, den „Gottlosen“, die alles tun, um die traditionelle russische Gläubigkeit umzustoßen, der Jugenderziehung — welcher Berichterstatter wird dort nicht in ein musterhaftes Erziehungsheim geleitet? —; bei den jetzt hier so oft stattfindenden Aufführungen russischer Schauspielertruppen werden seine anschaulichen Berichte über das russische und besonders über Meyerholds Revolutionstheater gewiß besonderem Interesse begegnen. Er sieht wohl die Schwächen und Fehler der Regierung, aber er kann sich nicht der Überzeugung verschließen, daß dort Kräfte am Werke sind, die nicht nur zerstören, sondern auch aufbauen und nach seiner Meinung Beweise für ihre Fähigkeit und Tatkraft gerade in der beginnenden Neuorientierung des schwerfälligen russischen Volkes auf geistigem Gebiet erbracht haben. — Da bei der schnellen Veränderung der russischen Zustände, der Unmöglichkeit, mehr als einen subjektiv erfaßten Ausschnitt zu geben, viele der mitgeteilten Tatsachen überholt sind, liegt der Hauptwert des Tagebuches in dem Bemühen, zu einem Verständnis der letzten Ursachen und geistig-seelischen Grundlagen dieses neuen Lebens zu gelangen. Es ist so nicht nur ein interessantes historisches Dokument, sondern in der Art, wie es die dort schwebenden Fragen behandelt, ein Buch von mehr als zeitgeschichtlichem Wert. Da ohnehin keine Bücherei, wenn sie nicht überhaupt darauf verzichten will, sich auf ein Buch über Sowjetrußland beschränken sollte, da notwendigerweise jedes mehr

oder weniger subjektiv gefärbt ist, sei das vorliegende mittleren und größeren Büchereien zur Ergänzung empfohlen. M. Thilo (Halle).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Schönemann, Friedrich: Die Kunst der Massenbeeinflussung in den Vereinigten Staaten. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1924. 212 S.

Der Deutsche hat immer noch eine unbegründete Abneigung gegen jegliche Propaganda. Schon das Wort allein ist ihm unangenehm und meistens erachtet er es für unter seiner Würde liegend, Propaganda zu treiben. Wie sehr uns diese falsche Einstellung geschadet hat, haben wir zur Genüge während des Krieges erfahren müssen. Gegen die Propaganda der Entente konnte unsere eigene, die völlig versagte, nicht ankämpfen. — Der Verfasser hat während des ganzen Weltkrieges in den Vereinigten Staaten gelebt und gibt ein anschauliches Bild von der dort üblichen Massenbeeinflussung, die mit Propaganda im amerikanischen Sinne gleichzusetzen ist, von dem „einheitlichen, planmäßigen und geordneten Verfahren der Gedankenvertretung und Gedankenausbreitung". Träger dieser Propaganda sind Schule, Kirche und Frauenbewegung, Presse, Kino und Geschäftswelt. Es handelt sich aber in diesem Buche nicht um eine „Spezialstudie", „sondern vielmehr um die Ausdeutung eines umfassenden Problems, das in die verschiedensten Seiten des großen öffentlichen Lebens der Vereinigten Staaten hineinstrahlt, ja eines der Grundprobleme amerikanischen Werdens und Wirkens". So gibt uns das Werk eine auf langen Studien und Erfahrungen gegründete Aufklärung über das amerikanische Volk und über die Massenpsyche. Für größere Büchereien. W. Klein (Essen).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Dauthendey, Max: Letzte Reise. Aus Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen. München: Langen 1925. 584 S. Lw. 10,—.

Max Dauthendey unternahm im Frühjahr 1914 eine Reise nach Indien und wurde durch den Ausbruch des Weltkrieges auf Sumatra und Java festgehalten, wo er im Sommer 1918 starb, in der Verbannung aufgezehrt vom Heimweh und der nie nachlassenden Sehnsucht nach seiner Frau, von der er schon Jahre vorher in seinem großen Reisegedicht „Die geflügelte Erde" so rührend geschrieben hatte. In diesen Auszügen aus Briefen und einem in fast vier Jahren in 30 Bänden geschriebenen Tagebuch erscheint als das wichtigste nicht die Schilderung von Land und Leuten und dem Leben in den Tropen, obwohl die Erzählung des stets aufnahmebereiten Dichters uns seltene Einblicke in das tägliche intime Leben gewährt. Das Wichtigste ist vielmehr das Bild dieses Menschen in seiner Reinheit und harmonischen Geschlossenheit, dieses vielgestaltigen und doch im tiefsten so einheitlichen Dichters, dieses Tierfreundes, der überall eher mit den Tieren als mit den Menschen Freundschaft zu schließen scheint und wie ein empfindliches Instrument alle Naturstimmungen mit seltener Reinheit wiedergibt. Überraschend und sehr befremdend ist im letzten Lebensjahr dieses „Weltfreundes" seine plötzliche Bekehrung, die blitzartig auftauchende „Erkenntnis, daß es einen persönlichen Gott gibt". Das widerspricht dem früheren Entwicklungsgang Dauthendeys so scharf, daß man zunächst versucht ist, an einen krankhaften Zusammenbruch zu denken. Vielleicht gibt das unter dem Eindruck dieses Erlebnisses geschriebene und noch nicht veröffentlichte „Lied der Weltfestlichkeit" darüber mehr Aufschluß. — Die „Letzte Reise" eignet sich besonders für große und mittlere Büchereien. Sie wird indes wegen ihrer allem Effekt abgewandten Innerlichkeit von den Lesern wenig begehrt werden; sie muß ihnen vielmehr nahe gebracht werden. H. J. Homann.

7. Naturwissenschaft, Technik.

Weyrauch, Robert: Die Technik. Ihr Wesen und ihre Beziehungen zu anderen Lebensgebieten. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1922. X, 280 S.

Das vorliegende Werk des Stuttgarter Hochschullehrers „ist wohl der erste Versuch, die Beziehungen der Technik zum ganzen Umkreis menschlicher Lebensäußerungen darzustellen". Der Verfasser zeigt, daß die Technik ein Kulturfaktor ist, daß sie mehr ist als nur eine „selbstverständliche Helferin in allen materiellen Nöten und Bedürfnissen des Lebens", und daß ihre Beziehungen zu allen anderen, auch den geistigen Lebensgebieten, mannigfaltig und eng sind. Nicht nur mit den Naturwissenschaften und der Wirtschaft, auch mit den Geisteswissenschaften und mit Kunst und Kultur ist die Technik verknüpft. Aber die Erkenntnis von der Bedeutung der Technik für Zivilisation und Kultur fehlt selbst vielen Technikern, die sich auf der Hochschule wohl Einzelkenntnisse erworben haben, jedoch für die Fragen „Was ist das Wesen und der Zweck des technischen Schaffens? Was sind die Beziehungen der Technik zu anderen Lebensgebieten?" keine Zeit hatten. So ist es kein Wunder, wenn auch der Laie in der Technik nur „die Anwendung der Naturwissenschaften" sieht und ihre kulturellen Einflußmöglichkeiten nicht erkennt. Dieses Mißverstehen und die daraus entspringende Geringschätzung der Technik zu beseitigen, ist der Zweck des Buches. Da es nicht nur für Ingenieure, sondern auch für weitere Kreise geschrieben ist und alle Formeln und technischen Spezialkenntnisse vermeidet, sollte jede größere Bücherei und jede Werksbücherhalle das Buch einstellen, denn „wie unauflöslich und eng unser ganzes Leben mit den Leistungen der Technik verknüpft ist, erkennen wir nicht zuletzt aus der Selbstverständlichkeit, mit der wir ihre Errungenschaften benützen." W. Klein (Essen).

Neudeck, G.: Geschichte der Technik. Mit 550 Abb. und Taf. Stuttgart: Seifert 1923. VIII, 490 S. Geb. 22,—.

Neudeck ist der Verfasser des bekannten, bereits in 40. Auflage erschienenen Werkes „Das kleine Buch der Technik", zu dem der vorliegende Band die Ergänzung bildet. Von den primitiven technischen Mitteln der Urzeit führt das Werk über das Altertum und Mittelalter bis zu den großen Erfindungen der Neuzeit. Der Leser erhält eine umfassende Übersicht über die Entwicklung der Technik, ohne daß er zum Verständnis dieser Materie wissenschaftliche und mathematische Vorkenntnisse nötig hätte. Die Technik der Kriegszeit wird in einem besonderen Kapitel behandelt. Ein ausgezeichnetes und zahlreiches Bildermaterial erleichtert das Eindringen in dieses große Gebiet menschlicher Kulturgeschichte und fördert das Verständnis für Technik, das selbst den meisten Gebildeten noch fehlt. Alle Büchereien, deren Etat die Anschaffung zuläßt, sollten das Buch einstellen. W. Klein (Essen).

8. Verschiedenes.

Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes. Hrsg. von Dr. Wilhelm Frels. Leipzig: Verlag des Börsenvereins der Buchhändler 1925. 1. Jahrg. Bd. 1—24.

Bekanntlich ist das „Literarische Zentralblatt" unter der neuen Leitung von Wilhelm Frels zu einem einzigartigen bücherkundlichen Arbeitsinstrument geworden für den deutschen Wissenschafter und damit erst recht für alle Bibliotheken mit bedeutendem wissenschaftlichem Zuwachs. Zum ersten Mal ist hier in großem Stile und mit Erfolg der Versuch gemacht worden, die bibliothekarische Berufstätigkeit (in diesem Falle der „Deutschen Bücherei" in Leipzig) planmäßig für die fachwissenschaftliche Forschungsarbeit auszuwerten. Und das ist eine orga-

nisatorische Leitung, die wir besonders im Interesse der Herausbildung einer öffentlichen Meinung über das gesamte deutsche Bibliothekswesen (einschließlich des volkstümlichen Büchereiwesens) freudig begrüßen. Die vorliegende Sammlung bedeutet nun eine weitere Nutzbarmachung der im „Literarischen Zentralblatt" geleisteten Arbeit: Das dort auf die 21 Hefte des Jahrganges 1924 zerstreute Material an Referaten und Notizen über deutsche Bücher und Zeitschriftenaufsätze wird hier in weitgehender systematischer Gliederung (und mit einigen Ergänzungen) in 24 Einzelbändchen, von denen jedes ein größeres Wissensgebiet umschließt, dargeboten. Jedem Bändchen ist eine allgemein orientierende Einleitung seines Sonderbearbeiters und ein Register der Autoren beigegeben. — Die Auswahl, besonders aus der Zeitschriftenliteratur ist in diesem ersten Jahrgange begreiflicherweise noch etwas lückenhaft (z. B. in dem Bändchen „Technik") und auch nicht ganz gleichmäßig verarbeitet (da bisweilen die Bearbeiter gewechselt haben). Wer das „Literarische Zentralblatt" selbst zu lesen pflegt, weiß jedoch, daß sich die Arbeitsüberlieferung dort immer mehr verbessert, und es ist bei der organisatorischen Rührigkeit des Herausgebers sicher zu erwarten, daß sich schon in wenigen Jahren auch diese Jahresberichte zu einem Arbeitsinstrument von internationaler Bedeutung ausgewachsen haben werden. — In ihrer Gesamtheit kommen die „Jahresberichte" nur für große Büchereien zur Anschaffung in Betracht, doch wird sich wohl manche mittlere Bücherei, welche das „Literarische Zentralblatt" selbst nicht hält, wenigstens die Bändchen über „Buch- und Schriftwesen und Bibliothekskunde", über „Philosophie und Psychologie" und vielleicht auch noch über „Geschichte" anschaffen.

E. Ackerknecht.

Hielscher, Kurt: Deutschland. Baukunst und Landschaft. Mit einem Geleitwort von Gerhart Hauptmann. Berlin: Wasmuth 1924. XVII, 304 S. 4⁰. Lw. 24,—.

— Das unbekannte Spanien. Baukunst, Landschaft, Volksleben. Ebenda 1922. XXIV, 304 S. 4⁰. Lw. 24,—.

Kurt Hielscher widmet sein Bilderwerk „Deutschland" Hans Thoma, „dem treuen Künder deutscher Wesensart". Wenn Hielscher als Photograph — hier sollte man einmal „Lichtbildner" sagen! — nicht der Schüler Meister Thomas ist, so ist er doch sicher sein Jünger. Wie Thoma von dem lithographischen Handwerk herkam, so nahm Hielscher seinen Ausgang von der photographischen Technik und zwang sie, einer künstlerischen Absicht zu dienen. Ihm ist wie Thoma gegeben, ergriffen zu sein vom deutschen Wesen in den Werken unserer Baukunst, abzulesen aus der Gestaltung der deutschen Landschaft die Grundrichtung des deutschen Gemüts und schließlich schmerzhaft wach werden zu lassen in unserer Empfindung das deutsche Schicksal.

Das Wesentliche des Deutschlandwerkes Hielschers liegt schon in dem, was er in strengster Selbstzucht aus seinen Tausenden von Aufnahmen ausgewählt hat: Das Bergnest am Neckar oder im Altmühltal, die köstlichen Winkel an der Mosel, an der Lahn, am Inn, die malerischen Wasserburgen in Westfalen, das Schwarzwaldhaus, die ehrwürdigen Rathäuser und die grauen Dome, die Dielen und Beischläge in Danzig, die Wanderdünen der Kurischen Nehrung, unsere Bergseen und unsre Inseln, unsere deutschen Alpen im winterlichen Kleide: Alles Dinge, die zum Gesamtantlitz Deutschlands gehören. Vieles davon lebt in uns als verblassende Erinnerung, anderes in vagen Formvorstellungen ohne überzeugende Kraft. Hielscher aber stellt ein Bild unseres Vaterlandes in Ausschnitten von quellender Lebensfülle anschaulich und unverlierbar vor uns hin, daß es uns warm ums Herz wird und wir mit immer neuem Entzücken diese Blätter wenden. Als Hausbuch und als Erziehungsbuch für das heranwachsende Geschlecht gehört Hielschers „Deutschland" in jede kulturbewußte deutsche Familie. Auch im Auslande vermöchte es mehr für deutsche Lande und deutsches Wesen zu werben als alle Verkehrsvereine und Werbeartikel zusammen genommen; denn in diesen unvergleichlichen Tiefdrucken vereinigen sich einmal echt deutsche

zielsichere Beharrlichkeit und sichtender Geschmack, hochentwickelte Technik und verlegerischer Wagemut zu einem buchgewerblichen Erzeugnis ersten Ranges, und zum andern steht ersichtlich hinter dem allen als treibende und wegweisende Kraft die Persönlichkeit eines echt deutschen Mannes.

Tritt nun Hielscher in seinem Deutschlandwerk bereits als unerreichter Meister photographischer Darstellung vor uns hin, so sehen wir in seinem Spanienwerk, wie er es geworden ist. So gut wie mittellos überrascht ihn der Ausbruch des Weltkrieges auf einer Studienreise in Spanien. Zum Aufbau einer Existenz in einem fremden Lande bleiben ihm ein paar Peseten und seine Kamera. Und damit zieht er als bedürfnisloser und glücklicher Abenteurer durch das liebenswerte Sonnenland, das im währsten Sinne des Wortes „unbekannte" Spanien, fünf Jahre lang kreuz und quer: von Andalusien zu den Pyrenäen und wieder zurück, über die versengten Hochflächen und zu den einsam verfallenden Felsenneстern, von den stolzen Schlössern zu den vorgeschichtlich anmutenden Höhlenwohnungen und den dürftigen Schenken. Er findet den Weg in die königliche Familie und in die Herzen jener kindhaft fröhlichen und in Armut heiteren Menschen, wie sie nur im südlichen Spanien zu finden sind. Nie bleibt sein prüfendes Auge und sein forschender Sinn an der Oberfläche der Dinge und Menschen hängen, sondern er ruht nicht, bis er zum Wesentlichen vorgedrungen ist, bis er das Kennzeichnende einer Berglandschaft, eines Palmenhains, eines Stiergefechts, hier im Glanz der Hauptstadt, dort in Selbstbescheidung und Naivität des kleinen Provinznestes, bildhaft erfaßt und in seinem Kern ebenso überraschend wie überzeugend herausgestellt hat. So ist bei Hielscher die Wahl des Bildausschnittes nie gleichgültig oder dem Zufall überlassen, sondern das Ergebnis vielfacher Versuche und unermüdlichen Standortwechsels. Wie ein Jäger paßt er den Augenblick der reizvollsten Beleuchtung ab, umwandert und überlistet sein Objekt, bis es ihm seine adligste Form enthüllt.

Infolgedessen erscheinen in dem Spanienwerke die köstlichen Baudenkmäler der maurischen Hochkultur in einer fast märchenhaften Verklärung. Wie ein Dom wölbt sich der Himmel über diesen Blütenparadiesen und Schloßzinnen. Fast fühlbar von tiefen Schatten gekühlt erscheinen uns die Säulengänge um die Brunnen und Gärten der Alhambra, menschlich nahe gebracht die schlichten weißen Treppenhöfe, in die sich das häusliche Leben des Spaniers so gern zurückzieht.

Wir merken, daß hier im Sonnenlande Hielscher die photographischen Probleme des Lichts und des Dunkels, der Schrägbeleuchtung und des Halbschattens aufgegangen sind. Hier in den rein räumlichen Hindernissen der verkehrsarmen Hochflächen Innerspaniens hat sich sein unbeirrbarer Wille entwickelt, seinen Vorwurf nicht aus dem Bereich der Linse zu entlassen, bis er ihn gesegnet hat. Hier hat er so sehen gelernt, daß er sehen zu lehren vermag.

Schenkt er uns Deutschen mit seinem Spanienwerk eine wehmütig beglückende Anschauung von einer verlorenen Kultur, so legt er zugleich damit vor aller Welt — am meisten natürlich bemerkt in den Ländern spanischer Zunge — ein Zeugnis ab einer Hingabefähigkeit und Eindringlichkeit, wie sie eben nur dem deutschen Forscher eigen ist. Darauf aber beruht die hohe Werbekraft seines Werkes.

Der Bildungspfleger aber kann an diesen beiden Büchern nicht vorübergehen, ohne sie als Vorbild methodischer Arbeitsweise und als erzieherisch wirkendes Erbauungsmittel ersten Ranges zu empfehlen. Wenn die beiden Werke infolge ihres Preises auch nur in wenigen Büchereien als Verbrauchsstücke der Ausleihe eingestellt werden können, so sollten sie doch aus bildungspfleglichen Gründen im Lesesaal jeder größeren Bücherei stehen.

F. Plage (Frankfurt a. d. Oder).

C. Schöne Literatur.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Berend, Alice: Betrachtungen eines Spießbürgers. München: Langen 1924. 116 S. Lw. 4,—.

— Der Schlangenmensch. Roman. Berlin: S. Fischer 1925. 262 S. Lw. 6,50.

Die Betrachtungen über Welt und Menschen, die bei Alice Berend meist das wesentliche ausmachen, überwiegen in dem ersten dieser Bücher, das sich als das Alterstagebuch eines biederen Großkaufmannes a. D. ausgibt, noch mehr als sonst; ein harmloser Familien- und Liebesroman läuft nur nebenher. Alice Berend besitzt Menschenliebe ohne Illusion, ohne billige Selbsttäuschung; sie weiß, daß am Menschen meist nicht viel dran ist. Im Spießbürger findet sie die rechte, wenn auch bescheidene Art der Lebensklugheit, die alle kleinen und unschwer erreichbaren Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens hervorzuziehen weiß, ohne sich über die Kläglichkeit des Ganzen zu täuschen, nach dem Motto: „Heiterkeit ist Mut". — Dies liebenswürdigste unter allen Büchern der Berend ist für alle Büchereien gut geeignet, wird aber (besonders wegen seiner Handlungsarmut) nur unter Leuten mit ähnlich gestimmter ruhiger Lebensauffassung Leser finden.

Ihr neuster Roman „Schlangenmensch" ist Alice Berend weitaus schlechter gelungen. Das liegt zweifellos an seinem Gegenstand: sie will einen problematischen, ja fast dämonischen Menschen schildern. Aber so gewiß es auch falsch ist, Schriftsteller auf einen bestimmten Typus, der ihnen einmal gut gelungen ist, festzulegen, so gewiß hat Alice Berend schon öfter („Die zu Kittelsrode", „Bruders Bekenntnis", „Der Floh und der Geiger") gezeigt, daß jedes Heraustreten aus der ihr gemäßen Sphäre einen Mißerfolg bringt. Hier erzählt sie von dem vaterlosen Jungen, der eine ärmliche aber an innerem Glück reiche Jugend bei der Mutter in Florenz erlebt, nach deren Tode friedlos und haltlos im Kloster aufwächst, halb durch Zufall, halb durch geheimnisvollen Trieb zum Außerordentlichen gelockt, einem Zirkusunternehmer in die Hände fällt, schnell als Schlangenmensch zu einer schrankenlos bewunderten Weltberühmtheit wird und noch schneller, nach kurzem Aufflackern einer hoffnungslosen Liebe, sich vor der ihn bedrängenden, aber nie beglückenden Welt in sein stilles Kloster wieder zurückzieht. Es ist Alice Berend gar nicht gelungen, dieses außerordentliche Leben wahrscheinlich zu machen oder überzeugend darzustellen; überall spürt man viel zu deutlich Absicht und Überspannung der Möglichkeiten durch. Unsere Büchereien können diesen Band entbehren. H. J. Homann.

Blunck, Hans Friedrich: Stelling Rotkinnsohn. Die Geschichte eines Verkünders und seines Volkes. München: G. Müller 1924. 302 S.

— Hein Hoyer. Ein Roman von Herren, Hansen und Hagestolzen. Ebenda 1922. 248 S.

— Berend Fock. Die Mär vom gottabtrünnigen Schiffer. Ebenda 1923. 311 S.

Eine große Trilogie von niederdeutscher Geschichte und niederdeutscher Art liegt jetzt abgeschlossen vor uns. Stelling Rotkinnsohn lebt zur Zeit der Christianisierung der Sachsen. Als letzter verweigert er die Unterwerfung unter Pfaffen und Grafen, als letzter hält er fest am alten Glauben an die

überirdischen und an der ererbten Freiheit. Als „der witte Knecht", „der witte Herzog", „der Heilende" führt er den letzten Aufstand, wird aber zur Sehnsucht nach friedlicher Gemeinschaft der Menschen bezwungen, noch ehe der Tod ihn trifft. — Hein Hoyer ist Hamburgischer Feldhauptmann zur Zeit des Niederganges der Hansa. Der streitbare einsame Mann muß alle schweren Kämpfe seiner Zeit in der eigenen Brust ausfechten, den Kampf zwischen dem armen Mann und dem reichen Ratsherrn, zwischen religiöser Freiheit und Knechtung, zwischen Hingabe an die Volksgemeinschaft und Selbstbehauptung. Doch kommt er endlich zur Ruhe und findet sein Heim. — Das Buch von Berend Fock hat gar keine Handlung mehr, die sich umschreiben ließe. Es kreist um diese eine mythische Gestalt. Die Verfluchten Gottes: der Fliegende Holländer und der Ewige Jude und alle faustischen Gestalten leben in ihm, in diesem Schiffer, der Gott unerbittlichen Kampf angesagt hat, weil er sich nicht schauen und fassen läßt, und der nun ohne es zu wollen als der „Ohnerust" sein schlafloses Leben, dem kein Tod ein Ende setzt, in Sehnsucht und Suchen nach dem verhöhnten Gott hinbringt.

Soviel des Geschichtlichen diese Bücher auch enthalten, man darf doch kaum von geschichtlichen Romanen reden. Blunck hat eine neue Form gefunden. Er hat in drei Abwandlungen den niederdeutschen Menschen gestaltet in seiner Härte und Einsamkeit, in der Unerbittlichkeit seines Grübelns, in seiner Verstricktheit mit dem Jenseits. Im Hein Hoyer schloß sich Blunck noch am meisten an gewohnte Formen an, faßte den Handlungsverlauf aber schon scharf in Einzelbilder und Episoden zusammen, die teilweise geradezu balladenartigen Charakter haben. Im Stelling Rotkinnsohn ist das noch gesteigert, und besonders ist das Herauswachsen des ganzen Gehalts des Buches aus dem inneren Wesen dieses einen Menschen noch weit bedeutsamer geworden. Im Berend Fock endlich scheint das Ziel der Entwicklung ganz erreicht zu sein, eine über das Historische ins Mythische und Märchenhafte hinaufreichende Darstellung. Hier spielt in die irdische Welt der Menschen eine über- und unterirdische der Unholde, Trolle und Kobolde hinein, und überall ist Gott, der große Widerpart Berend Focks, faßbar-unfaßbar anwesend.

Die drei Bücher sind von größter Bedeutung und nicht nur für Büchereien im niederdeutschen Land. Aber sie stellen große Anforderungen an den Leser. Darum müssen kleinere Büchereien bei der Anschaffung immerhin vorsichtig sein. Die drei Bände hängen stofflich und auch gedanklich nicht unmittelbar miteinander zusammen. Trotzdem ist es ratsam, sie stets alle drei zusammen einzustellen, da nur so Sinn und Bedeutung dieses Werkes ganz deutlich gemacht werden kann. H. J. Homann.

Didring, Ernst: Hölle im Schnee. Roman. Braunschweig: Westermann 1924. 230 S. Lw. 5,—.

— Der Krater. Roman. Ebenda 1924. 264 S. Lw. 5,—.

Zwei Landschaftsromane aus dem nördlichsten Norwegen. Öde, riesenhafte, von ewigem Schnee bedeckte Berge, ein düsterer Himmel, der dem Lande nur einen kurzen, dafür um so heißeren und leidenschaftlicheren Sommer gönnt, diese Landschaft bildet die Umgebung für ein Häuflein Menschen, die in ewigem Kampf liegen gegen Eis und Kälte, Sturm und Unwetter. „Hölle im Schnee" schildert ihren Eisenbahnbau in der Einöde, der täglich von neuen Zerstörungen und Katastrophen bedroht ist. „Der Krater" ist das Nordlands-Bergwerk, das nach dem Eisenbahnbau errichtet wird. Neben dem Kampf des Menschen gegen die Elemente, der fast allein den Inhalt des ersten Romans bildete, kommt hier auch der Kampf von Mensch gegen Mensch zum Wort, der unter diesen durch zu hartes Leben verrohten Menschen wilde Formen annimmt. Beide Romane haben keine sorgfältig geführten Handlungen, sondern sie setzen sich aus einzelnen grell belichteten Bildern und scharf umrissenen Situationen zusammen. Die schroffen und herben Gestalten einiger Männer bilden den Mittelpunkt. Im

zweiten Roman nehmen wirtschaftspolitische Erörterungen unorganisch zu viel Raum ein. Sonst sind es durchweg lebensechte, starke und eigenartige Werke, die für jede Bücherei gut geeignet sind. H. J. Homann.

Die Chronik von Sankt Johann. München: Kurt Wolff 1925. 284 S. Lw. geb. 6,—.

Sechs junge Menschen beiderlei Geschlechts, deren Herkunft dunkel bleibt, erwerben sich von dem Erlös ihres Besitzes Haus und Garten von Sankt Johann, um dort in idealer Gemeinsamkeit und uneigennütziger Freundschaft Lebensarbeit und Lebensfreude zu teilen. Auf unbegrenztes Vertrauen und gegenseitige seelische Hingabe gründet sich ihr Zusammenleben. Die Chronik, die sie abwechselnd führen, nimmt ihre Bekenntnisse auf. Sie erzählt von ihrem mühevollen Tagewerk, von den kindhaften, ihrer Ideenwelt entsprechenden Freuden, die sie sich schaffen, und von den kleinen Sorgen und Streitigkeiten. Doch auch in diesem Paradies wächst ein Baum der Erkenntnis. Die natürlichen Instinkte der Zuneigung zwischen Mann und Weib erwachen und zerstören die Traumwelt, die die jungen Menschen erschaffen und fast ein Jahr erhalten haben. Jäh auseinandergerissen, zerstreuen sie sich alle wieder ins Unbekannte, aus dem sie kamen. — Dies Buch eines nicht genannten Verfassers ist wie ein Gedicht in Prosa, dem Geist der Zeit geweiht. Die Reinheit der Form und eine tiefe Einfühlung in die Natur wirken bestrickend. Der an sich wertvolle Band bietet Ansprüchen, die sich auf das Stoffliche richten, sehr wenig; deshalb ist seine Anschaffung nur großen Büchereien zu empfehlen.

Eva Burchardi (Charlottenburg).

Fleuron, Svend: Schnock. Ein Roman von See und Sümpfen. Jena: Diederichs 1924. 141 S.

„Andere zu verschlingen, selbst aber diesem Schicksal zu entgehen — das ist das Lebensziel.“ Nach diesem Motto lebt Schnock, der Hecht, und diese Lebensweisheit hilft ihm, sich zu einem Musterexemplar seiner Gattung zu entwickeln, obgleich seine unersättliche Freßgier ihn in immer neue Gefahren treibt. Doch er wird ein immer stärkerer und gewitzterer Räuber, erst in dem großen dänischen Binnensee, dann in den abgeschnittenen Wassertümpeln des Sumpfes, wo er sich beinahe zur Amphibie entwickelt, alle Konkurrenten verschlingt, für die Dörfler eine fast sagenhafte Figur wird, bis er doch schließlich durch die grotesken Angelgerätschaften des kleinen Rasmus ein tragikomisches Ende findet. — Fleuron hat auch diese gewiß besonders schwierige Aufgabe, ein Tier, das uns so viel ferner steht als etwa ein Fuchs oder Hase, uns nahezubringen, durch seine anschauliche Schilderung des Lebens in solchem See, der Begierden und Kämpfe, die seine Bewohner erfüllen, der mannigfachen Gefahren, die von den großen Raubfischen wie von den Sonntagsanglern und Fischern ihrer warten, mit seiner feinen Naturbeobachtung wie durch die stete Spannung in vollendeter Weise gelöst. Der „Schnock“ gehört als eines der besten Bücher des dänischen Dichters in jede Bücherei und wird auch jugendlichen Lesern gefallen.

M. Thilo (Halle).

Greinz, Rudolf: Gordian der Tyrann. Eine lustige Kleinstadtgeschichte. Leipzig: Staackmann 1924. 335 S.

Wieder ist es „der heilige Bürokrazius“, dem Greinz in dieser Geschichte aus dem Innsbruck der Metternichzeit eine satirische Schilderung zuteil werden läßt. Seine robuste Verkörperung, der k. k. wirkliche Gubernialrat Gordian von Schwingenbeutel, ein rechter Spießer, ist der Tyrann seiner Umgebung, besonders des jungen Konzepts-Praktikanten Ferdinand von Plank. Doch dessen Freund, der Schauspieler Silbernagel, bringt den alten Bürokraten, in dessen Gestalt er nächtlich allerlei dumme Streiche verübt, zur Strecke: Gordian wird pensioniert. Neben dieser in derb-komischer Art erzählten Handlung malt Greinz mit behaglicher Ironie die spießbürgerlich selbstzufriedene Gesellschaft und den be-

engten Geist der Restaurationszeit; einigen alten gut gezeichneten Originalen wie dem Doktor, dem Vogelhändler und den Stadtchronisten gehört seine besondere Anteilnahme. Die zum Schluß lose eingefügte Liebesgeschichte ist überflüssig. — Greinz hat uns in seinen Bauerngeschichten schon Besseres gegeben, manches wirkt hier unecht und gesucht; er läßt mehr Situationskomik als Humor walten. Doch bei dem großen und schwer zu befriedigenden Verlangen nach humoristischer Lektüre sollte man das ganz annehmbare Buch den Lesern nicht vorenthalten. Für mittlere und größere Büchereien. M. Thilo (Halle).

Hadina, Emil: Advent. Roman. Leipzig: Staackmann 1924. 264 S.

Das Buch erzählt von den bedeutsamen Wendepunkten in der Lebens- und Entwicklungsgeschichte seines Helden Hans Leidfried. Als Kind hatte man ihn, seiner verträumten Art gemäß, lange in dem Glauben an die liebenswürdigen Heiligen, die zu den Kindern kommen, erhalten und die plötzliche Erkenntnis, daß alles nur freundlicher Trug gewesen, wird für ihn zu dem ersten großen Schmerz. Nach einigen Jahren, in dem heißen Erkenntnisdrang der Entwicklungsjahre, lösen sich ihm die Rätsel des Daseins und seiner Entstehung und er sieht erschüttert häßlichste Wirklichkeit. Wieder fünf Jahre später steht er als Verbindungsstudent in einem Leben bunter und verwundender Tatsächlichkeiten und opfert viele seiner Ideale, um zuletzt als Mann, gescheitert an den Wirrnissen des Berufslebens und schwer geprüft durch den Lauf des Geschicks, seine dichterische Sendung zu erkennen. — Vom Selbsterlebnis ausgehend hat der Dichter den Roman gestaltet, der sich in der Lebensgeschichte jedes Mannes wiederfindet, soweit er zu seelischem Erleben fähig ist. Hadina erzählt plastisch und zwingend mit deutlichem lyrischen Unterton. Technisch ist das letzte Kapitel leider nicht mehr so vollkommen wie die ersten. — Für jede Bücherei ist das Buch gut geeignet, denn es kann bedenkenlos jedem erwachsenen Leser gegeben werden. Es wird allen Freude, den meisten auch Gewinn bringen.

Eva Burchardi (Charlottenburg).

Hamsun, Knut: Das letzte Kapitel. Roman. 2 Bde. Leipzig: Grethlein & Co. 1924. 309, 323 S. Lw. 12,—.

Hamsun bietet hier, wie schon oft, eine zerfahrene Handlung, die nicht das wesentliche ist und doch eine stetige innere Spannung enthält. Ein Bauer rodet sich einen Hof in der Wildnis, fern von seinem Dorf. In seiner Nachbarschaft wird ein großes Sanatorium gebaut. Dort findet sich ein Kreis sonderbarer Kranker und Gesunder zusammen: der unschlüssige ewige Selbstmörder, der kleine Hochstapler aus der Kopenhagener Bank, der sich vor dem Gesetz flüchtet, Eheleute, die ihre Ehelasten vergessen wollen, das Tippfräulein, das fern von der Stadt eine Rolle als große Dame spielen will. Das Tippfräulein, halb dumm und halb gerissen, halb verlogen, schwächlich und verdorben und halb instinktsicher und selbstbewußt, gerät zu seinem Pech an den Hochstapler. Als der verschwunden ist, sucht sie für ihr und sein Kind einen Vater und nimmt den benachbarten Bauern aufs Korn. Doch als sie nach der Rückkehr des Hochstaplers, der noch gerade am Gefängnis vorbeigerutscht ist, ihm wieder zufliegt, rührt sich — nach endlosem Geplänkel — in dem Bauern robuste, natürliche Wut. Er schießt den Rivalen nieder. — Die Fäden des vielfältigen Gewebes laufen oft durcheinander und sind schwer zu verfolgen. Doch dauernd packt die Kunst der Menschenschilderung. Scheinbar sind alle nur von außen gesehen, immer nur das gezeigt, was jeder an ihnen sehen könnte, und doch ist jeder mit unvergleichlicher Meisterschaft bis in die innerste Seele entblößt, in den allein wesentlichen Zügen geschildert. Scheinbar steht der Dichter kühl und unberührt neben allem, was er beschreibt, ohne Liebe und ohne Haß; und doch urteilt er unerbittlich über alles. Viel Gutes entdeckt er nicht an den Menschen in seinem „Letzten Kapitel“. Trotzdem ist es kein niederdrückendes Buch, weil diese in sich ruhende, absichtslose, durch nichts getrübte Wahrhaftigkeit, dieser ehrliche Wille, alles zu sehen und zu geben, wie es einmal ist, immer wieder ihre aufrichtende Kraft beweisen. — Für größere und mittlere Büchereien.

H. J. Homann.

Kurpium, Robert: Das Flammenhaus. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1924. 311 S.

Georg Hansen, aus dem Gefängnis entlassen, findet bei seiner vergeblichen Arbeitssuche die Leiche eines Ertrunkenen und eignet sich dessen Papiere an. Als der verabschiedete Feldwebel Reuter findet er bald eine Stelle als Fischmeister in Masuren. Aber weder strengste Pflichterfüllung noch die glückliche Ehe mit seinem verständnisvollen, durch Leid gereiften Weibe nehmen ihm das Bewußtsein, ein Betrüger zu sein. Als der Jugendfreund, durch dessen Schuld er einst die Gefängnisstrafe erhielt, ihn trifft und erkennt und ihn durch seine monatelange erpresserische Ausbeutung zur Verzweiflung treibt, will er mit ihm im Baltingsee den Tod suchen. Den falschen Freund erschlägt der Blitz, er selbst wird gerettet. Obgleich nun der einzige Mitwisser seiner Tat dahin ist, treibt ihn sein Gewissen zum Bekenntnis der schon zehn Jahre zurückliegenden Schuld und nach Verbüßung seiner milden Strafe beginnt er mit seinem treuen Weibe und Unterstützung hilfreicher Freunde ein neues Leben. — Diese etwas romanhafte Handlung wird in einem kunstlosen Stil, der alle Einzelheiten breit ausspinnt, erzählt. Einige zu weitschweifig geschilderte Szenen aus dem Leben in dem Honoratiorenkreise Orlowen, zu naiv anmutende mit etwas krampfigem Humor erfüllte Gespräche wirken zuweilen recht platt. Mehr Konzentration wäre besser gewesen. Das biedere und wohlgemeinte, wenn auch nicht hervorragende Werk, wird aber gerade einfachen Lesern gefallen. Es kann Büchereien, die ihren Bestand in dieser Hinsicht ergänzen wollen, empfohlen werden.

M. Thilo (Halle).

Lauber, Cäcilie: Die Versündigung an den Kindern. Leipzig: Grethlein & Co. 1924.

Das Problem der Elternpflicht, die Kinder in der Umgebung, in die sie hineingeboren sind, aufwachsen zu lassen, wird in dieser kleinen schlichten Erzählung mit Eindringlichkeit vor Augen geführt. Jean Baptiste, einer der ärmsten Bewohner eines Fischerdorfes am Vierwaldstätter See, versündigt sich an seinen Kindern, indem er sie alle drei der Mutter sofort nach der Geburt aus Sorge um deren schwache Lebenskraft entreißt und der Obhut einer Verwandten übergibt. Die Kinder entfremdet er dem Elternhause, läßt sie ohne Liebe aufwachsen, und das Mutterherz stumpft allmählich ab, da sie jedes Kind nur immer bis zur Geburt zärtlich behüten darf. Als er entdeckt, daß er durch sein Verschulden die Mutterliebe in ihr getötet hat, erfaßt Jean Baptiste ein Abscheu gegen die einst zu heiß geliebte Frau, und die Sehnsucht, die Kinder bei sich zu haben, wächst so mächtig in ihm, daß er auf Anraten der Nachbarn und Freunde vor dem ganzen Dorf als Zeugen ihre Entscheidung für oder gegen den Vater einholen will. Zu dem Entscheid läßt er es aus Furcht vor einer ihm ungünstigen Antwort nicht kommen, sondern fährt mit den drei Büblein im Sturm hinaus auf den See und sucht mit ihnen den Tod in den Wellen. — Die Kämpfe des Vaterherzens werden mit feinster psychologischer Einfühlung geschildert. Stimmungen aus der Natur, in seltenen zarten Farben gemalt, lassen das Vorbild, den Altmeister der Schweizer Erzählungskunst, Gottfried Keller, ahnen. — Das Buch ist zwar nicht für den Durchschnittsleser bestimmt, doch lohnt sich seine Einstellung für alle Büchereien. Johanna Kilian (Spandau).

Lawrence, D. H.: Der Regenbogen. Roman. Leipzig: Insel-Verlag 1922. 662 S. Pp. 5,—.

— Söhne und Liebhaber. Roman. Ebenda 1925. 631 S. Hlw. 6,50.

Lawrence schlägt in seinen großen Romanen einen Ton an, der bisher in der englischen Literatur nicht zu hören war. Er behandelt die Probleme der Ehe und Familie mit einer Unbefangenheit, Vorurteilslosigkeit und mit einem Freimut, der ganz ungewohnt ist. Er weiß nicht nur, daß in den Beziehungen zwischen Mann und Frau neben der ätherischen Seele der schwere irdische Körper

eine wichtige Rolle, wenn nicht gar die Hauptrolle spielt, sondern er spricht auch ganz ungeschminkt davon, und er scherzt nicht nur spielerisch darüber, sondern er gräbt sich mit dem ganzen schweren Ernst eines germanischen Menschen in diese Probleme hinein und ist zuletzt sogar ehrlich und stark genug, die ewige Unvermeidlichkeit dieses Kampfes zwischen Mann und Weib zuzugestehen. — In dem Roman „Der Regenbogen" zeigt er diesen Kampf in der Ehe und zwar in drei Generationen einer Familie. Die biederen, etwas phantasievollen und träumerischen Männer aus angelsächsischem Bauernblut verbinden sich mit starken temperamentvollen Frauen deutsch-polnischen Mischblutes. So endet der Kampf zweimal mit dem Siege der Frauen; doch tragen sie eigentlich keine Frucht des Sieges davon, denn mit der Unterwerfung des Mannes ist ihre seelische Aktivität verloren, und ihr Leben verblüht im Dämmer. Mit diesem Erlebnis ihrer Mütter im Blut vermeidet die dritte in der Reihe die feste Bindung an einen Mann, so schwer auch der Schmerz um den Verstoßenen ist, und sucht ihrem Leben die stetig wiederkehrende Spannung zu erhalten. Hier endet das Buch. Die Frage nach der Erfüllbarkeit dieses Wunsches wird nur andeutungsweise am Schluß durch das Symbol des hoffnungerweckenden, ewig wiederkehrenden Regenbogens beantwortet. — Enger ist der Kreis des anderen Romans „Söhne und Liebhaber". Es ist die traurige Geschichte von dem Sohn, den seine Mutter nicht verlieren, nicht seinem Mädchen abtreten will, der nach langem quälendem Hin und Her von seinem Mädchen aufgegeben wird und nach dem Tode seiner Mutter haltlos und hoffnungslos zurückbleibt. — Lawrences Darstellungsweise ist etwas schwerfällig und breit, aber sehr eindrucksvoll und gesättigt. Der Ernst seiner Denkweise äußert sich darin, daß er ähnliche Gedankengänge häufig von verschiedenen Ausgangspunkten her darstellt, daß er alle seelischen Abläufe ausführlich und möglichst lückenlos zu schildern versucht. Daraus ergeben sich gelegentlich etwas ermüdende Längen. Daneben besitzt er aber doch jene nicht zu definierende Kraft des echten Dichters, in jedem Satz unmittelbar zu überzeugen und zu packen. Von besonderem Reiz ist die lyrisch-weiche Einbettung der Handlung in stets neue schöne Landschaftsstimmungsbilder. — Die Bücher sind immerhin nicht leicht zu lesen und eignen sich nur für größere und mittlere Büchereien. H. J. Homann.

Lewis, Sinclair: Babbitt. Roman. (Amerikanische Bücher) München: K. Wolff 1924. 601 S. Lw. 6,50.

— Herr Fettwanst. Eine amerikanische Autobiographie. (Amerikanische Bücher) Ebenda 1924. 262 S. Lw. 6,50.

Diese beiden Bände eröffnen eine Reihe amerikanischer Romane. Sie gehören einer sehr jungen Gruppe amerikanischer Literatur an, die sich eine schonungslose Kritik der gesellschaftlichen und sozialen Verhältnisse zum Ziel gesetzt zu haben scheint, ohne doch ganz aus der Sphäre des Gesellschaftlichen herausfallen und zur demagogischen Anklage in der Art Upton Sinclairs greifen zu wollen. Gute Kenner Amerikas sehen in dieser literarischen Bewegung ein Symptom dafür, daß die schlimmste Zeit der geistigen Nivellierung, der kulturellen und gesellschaftlichen Uniformierung in Amerika ihrem Ende zugehe. Allerdings läßt sich eine schonungslosere Kritik, als sie im „Babbitt" am amerikanischen Durchschnittsbürger geübt wird, schlechterdings nicht denken. Einige Jahre aus dem Leben des kleinen Grundstücks- und Wohnungsmaklers Babbitt, der mit seinem kleinen Häuschen und dem billigen Auto gerade zur untersten Schicht der „Gesellschaft" gehört, wird geschildert, gemächlich, geruhsam, in sorgfältigster, nüchternster Sachlichkeit, ohne ein Wort direkter Ironie. Aber gerade diese unbeirrbare Sachlichkeit bei der Darstellung eines alltäglichen Lebens, in dem so gut wie nichts Ungewöhnliches vorgeht, bringt die vernichtende Entlarvung der ganzen Leerheit und Jämmerlichkeit, Phrasenhaftigkeit und Verlogenheit dieses Lebens.

„Herr Fettwanst" wird als Autobiographie ausgegeben. Man möchte es zwar kaum glauben, daß das Emporkommen des Arbeitersohnes Mayer Hirsch

aus New Yorks Eastside, dem Judenviertel, zum Richter eines obersten Gerichtes durch einen solchen Morast von Korruption und Verkommenheit geführt hat, man möchte dies alles für dichterische Zuspitzung halten, und muß im ganzen doch wohl an eine, wenn auch nicht buchstäbliche Wahrheit der Schilderung glauben.

Den „Babbitt" muß jede größere Bücherei einstellen. Dies Buch vermittelt mehr Kenntnis des heutigen Amerika als viele dicke Reisewerke. Außerdem aber zeigt es einen ganz neuen Typus der Darstellung alltäglichen Lebens, von einer bisher wohl unerreichten Wahrhaftigkeit. — „Herr Fettwanst" ist weniger wichtig, kann aber als quellenartiges Dokument zur Amerikakunde verwandt werden.

H. J. Homann.

Ljeßkow, Nikolai: Altchristliche Legenden. Deutsch von J. v. Günther. München: Georg Müller 1923. 314 S.

— Psychopathen von dazumal. Deutsch von J. v. Günther. Ebenda 1923. 333 S.

— Der Alexandrit. Deutsch von J. v. Günther. Ebenda 1923. 345 S.

Ljesskow (1831—1895), der große russische Dichter, wird erst heute so gewürdigt, wie es sein Talent verdient. Die deutsche Volksbücherei hat zwar kein Interesse daran, die übliche Überschätzung der russischen Literatur durch allzureichliche Einstellung russischer Autoren noch zu stärken, wird aber auch nicht allzu ängstlich sein dürfen, wo es sich wirklich um bedeutende Manifestationen des russischen Geistes handelt. Die hier in ansprechender Verdeutschung (einige Russizismen wären noch auszumerzen) gebotene Auswahl aus Ljesskows reicher Erzählkunst mag also immerhin ihren Platz in größeren Büchereien finden, wo genügend Leser mit östlich orientierten Interessen sich finden, denn diese Novellen geben vor allem einen sehr guten Einblick in die altrussische patriarchalische Welt vor der Leibeigenenbefreiung, deren Vertreter allerdings mitunter, wie der Titel des zweiten Bandes andeutet, „ein Schräubchen locker sitzen hatten!" „Die Epopoe von Wischnewski und seinen Angehörigen" in diesem Band ist eine Charakterstudie aus dem kleinrussischen Adelsleben: dieser Wischnewski, der mit Unterstützung der eigenen Frau einen Harem hält, ist Grandseigneur trotz aller Laster, und aus der liebevollen Schilderung seiner Art klingt so etwas wie Heimweh des Dichters nach solchen Zeiten und Männern auf, ähnlich wie in der Erzählung „Anziehende Männer", die sich, neben ihrem Wert als Sittenschilderung, zu einer regelrechten spannenden Kriminalgeschichte auswächst. „Pawlin", das dritte Stück des Bandes, steht künstlerisch wohl am höchsten: wieder ein eindringliches Charaktergemälde eines Manikers des Pflichtgefühls. — Im „Alexandriten" sind sechs Novellen vereinigt, die das Genie des Dichters von den verschiedensten Seiten beleuchten. In den beiden ersten („Der Alexandrit" und „Der weiße Adler") erweist er sich als Meister der unheimlichen Geschichte etwa in der Art E. Th. A. Hoffmanns; „Lady Macbeth aus Minsk" ist die grausige Geschichte einer Erotomanin, „Platzhalter" eine harmlosere, humoristisch gefärbte Erzählung aus der Beamtenwelt. Die beiden letzten Stücke des Bandes sind die stärksten: „Der Toupetkünstler" handelt von zwei Leibeigenen, einem Friseur und einer kleinen Schauspielerin, beide in Diensten eines tyrannischen Herrn. Wundervoll ist „Das Tier": ein hartherziger Gutsherr wird zu christlicher Sanftmut bekehrt durch ein Jagderlebnis — ein junger Bursche, der einen Bären aufgezogen, schützt diesen bei einer Bärenhetze, obgleich er schlimmer Strafe für seinen Ungehorsam gewärtig sein muß. — Was dann noch die „Altchristlichen Legenden" betrifft, so ist die erste „Der Berg" entschieden zu breit geraten und verliert sich zu sehr in Zustands- und Kulturschilderung. Es handelt sich um eine Christenverfolgung im römisch-ägyptischen Alexandrien, die von einer durch einen Christen in ihrer Eitelkeit verletzten, weil verschmähten Frau, inszeniert wird. Die Christen sollen alle ausgerottet werden, wenn sie nicht durch ihr Gebet einen Berg von der Stelle bewegen können, um den Nil zu stauen; infolge eines Naturereignisses (Gewitter und Bergrutsch) geht das Gebet in Erfüllung, jene eitle Frau bekehrt

sich zum christlichen Glauben und der sie einst verschmäht, holt sie nun zur Gattin. — Sehr fein und ethisch tief ist die andere Legende „Der Gaukler Pamphalon“, deren Moral man so wiedergeben kann: „Diene selbstlos deinem Nächsten, das ist Gott wohlgefälliger denn ein Leben als Säulenheiliger.“

K. Fuß (Essen).

London, Jack: Südseegeschichten. Berlin: Gyldendal 1924. 264 S. Lw. 5,—.

— Abenteurer des Schienenstranges. Trampfahrten durch Nordamerika. Ebenda 1924. 268 S. Lw. 5,—.

— In den Wäldern des Nordens. Aus der Goldgräberzeit in Klondike. Ebenda 1925. 267 S. Lw. 5,—.

Diese drei Bände bilden den Anfang einer großen deutschen Ausgabe der Werke Jack Londons, die in der amerikanischen Originalausgabe 49 Bände umfassen. Jack London war einer der Schöpfer und Meister der Short Stories (Kurzgeschichten), jener typisch amerikanischen Erzählungsform, die in Amerika den literarischen Markt seit Jahrzehnten beherrscht und neuerdings leider auch in Deutschland in den vielen „Magazinen“ sich wie eine epidemische Krankheit auszubreiten beginnt. Aber wenn andere das Kurzgeschichten-Schreiben als ein recht oder schlecht gelerntes Handwerk betreiben, so ist Jack London diese Form sozusagen angeboren. Auch seine Erzählungen zeigen oft genug die Mängel dieser eigentlich unliterarischen Form: das Interessantseinwollen um jeden Preis, den Hang zum Sensationellen, die Planlosigkeit des Aufbaus, die Abschweifungen und Irrwege der mündlichen Erzählungsweise. Aber auch ihre Vorzüge weiß er aufs höchste zu steigern: wie weiß er überall da, wo es ihm darauf ankommt, seine Mittel zusammenzuraffen, ohne Künstelei greifbar anschaulich zu schildern, an den Höhepunkten mit einfachsten Mitteln schlagendste Wirkungen zu erreichen. Und was das wichtigste ist und die schlechthin überzeugende Echtheit dieser oft ganz unglaublichen Geschichten ausmacht, — mag auch nur ein noch so kleiner Bruchteil buchstäblich wahr sein —, das ist, daß diese Abenteurergeschichten ein Mensch schrieb, dessen Leben übervoll von Abenteuern war, dem das Leben als Tramp, als Jäger, als Südseefahrer, als Abenteurer überhaupt Notwendigkeit, das Schreiben darüber nur eine vorübergehende angenehme Zugabe war, ein Mensch, der sein Leben lang gewohnt war, die eigene Kraft und Persönlichkeit jede Stunde ganz einzusetzen, und der die Freiheit und Frische, die er stets atmete, in jedem Wort uns spüren läßt.

Seine Erzählungen sind für alle unsre Büchereien, große wie kleine, von hohem Wert, besonders als Gegengewichte gegen die unechte und formlose Abenteuerliteratur. Allerdings wird man sich stets bewußt bleiben müssen, daß man mit ihnen nun auch nicht zu sehr dem reinen Stoffhunger dienen darf, der stets eine Gefahr für die Bildung durch das Buch bedeutet. (Auch bei Vorlesestunden, für die viele von den Geschichten sich vortrefflich eignen, ist das zu bedenken.) Zuerst und am meisten stelle man die „Abenteurer des Schienenstranges“ ein. Der Band bringt lauter Ich-Erzählungen, die am lebendigsten und stärksten sind, und enthält am meisten eigene Erlebnisse Londons. In einigem Abstand mögen die stofflich sehr reizvollen „Südseegeschichten“ folgen und in noch weiterem Abstand der Band „In den Wäldern des Nordens“. Er bringt Geschichten von den zurückgedrängten und aussterbenden Indianerstämmen im hohen Norden Amerikas. Hier sind doch öfter Fragen angerührt, die Jack London mit seiner frischen Lebenstüchtigkeit nicht ganz bewältigte, auch stört uns gelegentlich ein Beiklang amerikanischer Sentimentalität. H. J. Homann.

Meyer-Eckhardt, Victor: Die Möbel des Herrn Berthélemy. Roman. Jena: Diederichs 1924. 319 S. Lw. 7,50.

Meyer-Eckhardt, bisher fast nur aus lyrischen Dichtungen bekannt, tritt hier mit einer meisterlichen Romanschöpfung hervor. Das Thema der großen französischen Revolution verbindet er mit einem individuell-menschlichen. Der

Archivar Berthélemy besitzt im Temple sein mit erlesenem Luxus ausgestattetes Heim, dessen Herstellung nach feinstem Geschmack dem verwöhnten genießerischen Nichtstuer Lebensinhalt bedeutet. Aus dieser Behausung wird er über Nacht vertrieben, als man den König im Temple einkerkert. Während der Herrschaft der Guillotine gelingt es ihm, sich unerkannt zu verkriechen. Alle großen und furchtbaren Ereignisse der Zeit ziehen fast unbemerkt an ihm vorüber. Erst als er die Zeit gekommen glaubt, einen Rechtsstreit um seine geraubten Möbel führen zu können, erwacht er wieder zum Leben. Diese Herzenshärtigkeit bringt ihn in Konflikt mit Jacqueline Valder, seinem erst spielerisch-oberflächlich, dann immer tiefer geliebten Mündel aus alter Zeit, einer einsam zurückgebliebenen Tochter adligen Hauses, die sich mit warmem Herzen dem empörten Volke zugesellt und sich ein neues Leben geschaffen hat. Der Konflikt dieser beiden und eine allmähliche Wandlung Berthélemys, nicht aber volle Bekehrung, die weise vermieden wird, bilden den Inhalt. — Die zarte Hand des Dichters bei der Zeichnung von Seelenstimmungen und Wandlungen, die erstaunliche Sicherheit im Aufbau und der Durchführung der Schilderung kompliziertester innerer Erlebnisse, die stets überzeugende Kraft der Darstellung haben ein durchaus eigenartiges Werk von hoher Bedeutung geschaffen. — Für mittlere und größe Büchereien und für gebildetere Leser geeignet. H. J. Homann.

Puttkammer, Annemarie von: Die Schwestern. Roman. München: Kurt Wolff 1923. 316 S.

Die Geschichte dreier Schwestern aus pommerschem Adel (mit russischem Einschlag) von aufgewühlter Jugend an bis zum „Baum der Erkenntnis“: Die älteste macht eine herkömmliche Standesheirat, die zweite, die ihr Selbständigkeitsdrang nach München getrieben, verschenkt sich in großer Liebe einem Professor mit viel „Laubgewind“-Einschlag, und die dritte, auf einer Nachkriegssiedlung arbeitend, verliert sich in einer Sommernacht an einen hübschen Abenteurer. — Der Waschzettel besagt: in diesen drei Geschicken spiegelt sich der tiefe Wandel im Weltgefühl der letzten 20 Jahre. Das ist entschieden zu viel gesagt. Sondern: es liegt hier ein im Grunde recht harmloser Roman vor, beinahe ein „Engelhorn“. Vieles ist nicht ohne Reiz erzählt, besonders ansprechend sind die Schilderungen aus der von idealistischen Dilettanten geschaffenen Siedlung. Aber irgendwie zwingend durch Größe des Vorwurfs oder Kraft der Gestaltung ist das Buch keineswegs, fast sämtliche Typen sind bekannte Romanschablonen. Kurz: im Grunde so harmlos, wie man es einem Werk dieses Verlags nicht zugetraut hätte! Man mag es einstellen oder nicht — Frauen werden gerne zu ihm greifen, in einigen Jahren wird es verschollen sein.

K. Fuß (Essen).

Schaeffer, Albrecht: Das Prisma. Novellen und Erzählungen. Leipzig: Insel-Verlag 1925. 514 S. Lw. 7,—.

In diesem Bande sind 13 von den Novellen und Erzählungen vereinigt, die Albrecht Schaeffer in den letzten Jahren an den verschiedensten, oft schwer zugänglichen Stellen veröffentlicht hat. Wir dürfen also nicht einen wohlgefügten Kranz erwarten, sondern nur eine Reihe bunter Bilder, in die das Prisma den leuchtenden Strahl der einzigartigen, aber in ihrem Reichtum und ihrer Eigenart zunächst mit Worten kaum festzuhaltenden Dichtkunst Schaeffers zerteilt. Hier ist nicht wie im „Helianth“ die geistige Bedeutung des Werkes, der festgefügte Bau einer Weltanschauung das, was uns zuerst und zumeist packt, sondern hier ist es die eminente Wortkunst, die uns immer wieder überrascht und entzückt, vor allem in der sanften Musik der Liebesgeschichte in Briefen „Lux in tenebris“, in der schillernden „Treibjagd“ oder im „Triumph der Empfindsamkeit“, einer virtuos zugespitzten Novelle im eigentlichsten Sinn des Wortes, die den hohen Reiz wertherisch-lyrischer Stimmungsschwelgerei aufs köstlichste mit einer feinen Ironie würzt. Daneben sei noch besonders die wundervolle mittelalterliche Erzählung „Der Reiter mit dem Mandelbaum“ erwähnt, sowie die wohl schon bekannteren: „Fidelio“, „Das Gitter“, „Regula Kreuzfeind“. Einige Stücke,

das muß auch noch gesagt werden, enttäuschen und befremden, so besonders die allzu absichtlich absonderliche Irrenhauserzählung „Lene Stelling“ und die zu roh effektvolle Episode aus dem 30jährigen Krieg „Der Hund“. — Für größere Büchereien und gebildetere Leser. H. J. Homann.

Stevenson, Robert L.: Gesammelte Werke. Hrsg. von Marguerite und Curt Thesing. München: Buchenau & Reichert 1925. Je brosch. 3,50, kart. 4,50, Lw. 6,—.
Die Tollen Männer u. a. Erzählungen. 339 S.
Der Junker von Ballantrae. Eine Wintermär. 352 S.
Der Selbstmörderklub u. a. Geschichten. Moderne Märchen aus 1001 Nacht. 251 S.
In der Südsee. 2 Bde. 244, 231 S.
Die Schatzinsel. Roman. 325 S.

Hat man diese sechs ersten Bände der auf zwölf Bände angelegten großen Stevenson-Ausgabe gelesen, so muß man staunen, daß uns seine Werke erst jetzt in würdiger Form vorgelegt werden. Gerade Abenteuergeschichten romantisch-historischer und exotischer Art erleben seit Jahren eine neue Blüte. Doch mögen auch die neueren Werke denen Stevensons gegenüber in den Einzelheiten der Erfindung und Darstellung oft moderner sein und uns näher liegen, so bleiben diese doch als Gesamtwerke zum größten Teil unvergleichlich. Und das nicht nur durch die überaus sorgfältige Formgebung, die manche von ihnen geradezu zu Kunstwerken, mindestens im artistischen Sinne, macht, sondern durch die echte, heiße Leidenschaftlichkeit, mit der der Dichter sich seinen Gegenständen hingibt, und die weit über der rationalen, konstruktiven Art steht, mit der man heute Abenteurerromane zu schreiben pflegt. Erstaunlich ist daneben vor allem Stevensons Vielseitigkeit. — Gleich der erste Band dieser Ausgabe bringt Erzählungen aus drei verschiedenen Sphären. Die „Tollen Männer“ sind ein Werk der Seeromantik. Hier liegt wohl Stevensons stärkste dichterische Begabung, in der Schilderung aller Schrecken und alles Grauens vor dem übermächtigen Element, dem sich der Seefahrer fatalistisch anvertrauen muß. Bei den „Tollen Männern“ ist es besonders zu bewundern, wie das Naturspiel einer sonderbaren Klippenbildung ganz unmittelbar die Grundlage gegeben hat zur Konzeption eines kleinen Kunstwerkes von höchstem Stimmungswert. Weiter enthält der Band Kriminalnovellen, in denen Stevenson stets neben geistreicher Erfindung die Fähigkeit beweist, ohne plumpe Effekte eine stetige Spannung zu erhalten. Daneben steht dann noch „Der Strand von Falesa“, eine packende Südseegeschichte mit durchaus moderner Rassenpsychologie. — Der zweite Band bringt den „Junker von Ballantrae“, den düsteren, in Schottland und Amerika spielenden Roman eines lebenslangen Bruderzwistes. — Der dritte Band, „Der Selbstmörderklub“, enthält lauter kleinere, zum Teil untereinander zusammenhängende Kriminalgeschichten der eben charakterisierten Art. Bei dem empfindlichen Mangel an einwandfreien, gut geschriebenen Kriminalgeschichten und der unausrottbaren natürlichen Leidenschaft primitiver Leser für diese Gattung verdienen sie unser besonderes Interesse. — Band 4 und 5 enthalten das umfangreiche Werk über die Südsee, das bald nur schildernd, bald auch in erzählender episodischer Form eine Darstellung der glücklichen Inseln der Südsee gibt, auf denen Stevenson nach langem friedlichem Aufenthalt sein Leben beschloß. Das Werk genügt wohl, besonders in seinen geschichtlichen Teilen, nicht allen heutigen Ansprüchen an wissenschaftliche Objektivität, ist aber durch seine liebevolle Wärme und seine Anschaulichkeit immerhin brauchbar. — Der sechste Band endlich bringt die „Schatzinsel“, das unentbehrliche Urbild der See- und Abenteuerromane, mit der Nachschrift „Mein erstes Buch“, die sehr interessante Aufschlüsse über Stevensons Schaffensweise gibt. — Die Bände sind sehr geschmackvoll gedruckt und ausgestattet, doch dürfte die zwar schöne und klare, aber ziemlich kleine lateinische Drucktype der Verbreitung etwas im Wege stehen. Für unsere Büchereien be-

deutet die Ausgabe einen sehr erfreulichen Zuwachs. Kleinere Büchereien sollten vor allem die „Schatzinsel“ und die „Tollen Männer“, vielleicht auch noch den „Junker von Ballantrae“ anschaffen, mittlere den „Selbstmörderklub“ hinzunehmen und größere die ganze Reihe einstellen. H. J. Homann.

Viebig, Clara: Der einsame Mann. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1925. 289 S.

Freiherr von Rettberg, ein pensionierter Oberst, findet an dem Sohn seiner verwitweten Wirtin, durch dessen kindliche Zutraulichkeit er erst zum Bleiben in dem abgelegenen Hause einer Kleinstadt an der Mosel bewogen wird, einen jungen Menschen, dem sich der Einsame anschließt, und den er als väterlicher Freund zu einem lebenstüchtigen Mann zu bilden sucht. Doch den engen Zusammenhang lockert der Aufenthalt Hans Helmuts in Bonn und Berlin; eine Jugendirrung treibt ihn in den Tod, am Sterbetage seiner Mutter. Wieder ist der nun fast siebzigjährige Oberst vereinsamt, sinn- und zwecklos erscheint ihm sein Leben, bis er in der Erziehung von Hans Helmuts vaterlosem Kinde eine lebenswerte Aufgabe sieht. Als die Mutter, das frühere Mädchen im Hause der Doktorin, den Jungen nicht hergeben will, gibt er ihr, die er mißachtet, seinen Namen um des Kindes willen. — Klara Viebig zeigt wieder in manchen lebendigen und bildhaften Szenen, in der Charakterisierung der Nebenfiguren — besonders echt mutet die lebenshungrige, vorwärts drängende Marie Kaspers an, — ihre alte, kräftig und lebenswahr zeichnende und doch sich nicht in Einzelheiten verlierende Kunst. Doch die Hauptperson, der alte Oberst, ist zu sentimental, zu weiblich dargestellt. Die Versuche, ihn durch Reflexion zu charakterisieren, wirken nicht überzeugend, höchstens das Mitgefühl der Verfasserin. Der Schlußabschnitt mit dem Beginn des Weltkrieges ist abgeschmackt. Doch mögen Büchereien, die „den neuesten Viebig“ ihren Lesern gönnen wollen, diesen Roman, der noch nicht ihr schlechtester ist, getrost einstellen. M. Thilo (Halle).

Voigt, Bernhard: Du meine Heimat Deutschsüdwest. Ein afrikanisches Farmerleben. Berlin: Safari-Verlag 1925. 345 S. Hlw. 7,—.

Aus tiefster, schmerzlichster Sehnsucht nach der südafrikanischen Wahlheimat ist dieses treffliche Buch erwachsen. Das spürt ihm jeder Leser an. Voll kräftiger Tatenfreude, aber ohne Schönfärberei, werden die Jahre des Friedens geschildert. Keine der vielen Schwierigkeiten, welche die deutschen Ansiedler zu überwinden hatten, wird verschwiegen. Und all das Elend der Kriegs- und Nachkriegszeit, zu dem im letzten Kriegsjahre eine fürchterliche Grippeepidemie hinzukam, wird in wuchtiger Knappheit berichtet. Von besonderem Wert ist die im Vorwort hervorgehobene Tatsache, daß alle Begebenheiten, die in dem Buche so lebendig erzählt werden, „im Einzelnen wahr sind“. („Nur die Orte, Zeiten und Personen habe ich verändert“.) Im Mittelpunkt der Erzählung steht ein junger deutscher Farmer, dessen wohlverdienten Aufstieg und tragischen Tod (an der Grippe) wir miterleben. Er wird sicher vielen jugendlichen Lesern als ein begeisterndes Vorbild erscheinen und mit Recht. Schade, daß das Buch in so maßloser Bitterkeit endigt. Die Ausweisung der deutschen „Verbrecher“ ist doch — auch schon von heute aus gesehen — nicht das letzte Wort über das Deutschtum in Südwest. Noch haben dort Tausende von Deutschen eine deutsche Heimat und Tausende werden sie haben, hoffentlich auch wieder im staatlichen Sinne. — Das Voigtsche Erinnerungsbuch sollte schon von kleineren Büchereien, sofern es ihre Mittel erlauben, eingestellt werden. E. Ackerknecht.

Kleine Mitteilungen.

Bekanntmachung betr. Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst usw.

Die nächste Prüfung findet Donnerstag, den 8. Oktober 1925 und an den folgenden Tagen in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin statt.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Papieren (Prüfungsordnung vom 24. März 1916, § 5) spätestens am 10. September d. J. dem unterzeichneten Vorsitzenden, Berlin NW. 7, Unter den Linden 38, einzureichen.

In den Gesuchen ist auch anzugeben, auf welche Art von Schreibmaschinen der Bewerber eingeübt ist. Für die Prüfung können nur einige Adler-Maschinen (Universaltastatur) zur Verfügung gestellt werden. Bewerber, die eine andere Maschine benutzen wollen, haben sich diese auf ihre Kosten selbst zu beschaffen.

Der Herr Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hat durch Erlaß vom 19. Mai 1925 sich dahin ausgesprochen, daß bei den Prüfungen mehr als bisher auf besondere Leistungen in Stenographie und Maschinenschrift Wert gelegt werden soll.

Berlin, den 8. Juli 1925.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission
Kaiser.

Bekanntmachung

über die Prüfungen I. für den mittleren, II. für den höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken Sachsens.

Es finden in Leipzig statt die Prüfungen

I. für den mittleren Dienst am Montag, den 21. September 1925 und den folgenden Tagen,

II. für den höheren Dienst am Montag, den 28. September 1925.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Papieren (Bekanntmachung des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts vom 24. September 1917 im Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen 1917 Stück 15, Seite 92 ff., und Bekanntmachung über die Prüfungen für den höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken vom 20. August 1919 im Gesetz- und Verordnungsblatt für den Freistaat Sachsen 1919 Stück 20 Seite 226 ff.) für die unter I genannte Prüfung bis Sonnabend, den 8. August 1925, für die unter II genannte Prüfung bis Sonnabend, den 15. August 1925 an den Vorsitzenden des Prüfungsamtes, Bibliotheksdirektor Professor Dr. Glauning, Leipzig, Universitätsbibliothek, Beethovenstraße 6, einzureichen.

Sächsisches Prüfungsamt für Bibliothekswesen.

Stadtbücherei Spandau. Der Ausbau der Spandauer Stadtbücherei, die im Jahre 1920 gegründet wurde, 1923 das erste Stockwerk des alten Rathauses bezog, ist weiter fortgeschritten. Im Frühjahr dieses Jahres wurde den Räumen der Stadtbücherei das ganze zweite Stockwerk angegliedert. Auf diese Weise ermöglichte sich die Erweiterung der Magazinräume und der Arbeitsräume, konnte vor allem ein geräumiger Lesesaal geschaffen werden. Für den Umbau war nur die Anlage einer Treppe notwendig, ferner die Entfernung einiger Wände und der Neuanstrich sämtlicher Räume. Ohne erhebliche Kosten wurde aus dem alten Stadtverordnetensitzungssaal, in dem bis dahin die Kriegs- und Nachkriegsbüros ihre Bretterverschläge errichtet hatten, ein schmucker Leseraum hergestellt, der im Winter auch zu Vortragszwecken dient. Der bisherige kleine Leseraum wurde in einen Katalograum umgewandelt, die Buchbinderei wurde auch räumlich mit der Bücherei vereint. Demnächst soll nun auch das Erdgeschoß von dem Arbeitsnachweis geräumt werden, so daß damit das ganze alte Rathaus in seiner Gesamtheit für die Stadtbücherei und die mit ihr zusammenhängenden Arbeiten (Einrichtung einer Musikalien-Bücherei, Erweiterung der Jugendbücherei u. dgl.) frei wird.

In der Gartenstadt Staaken, die zum Bezirk Spandau gehört, wurde der Bodenraum der Schule für Büchereizwecke ausgebaut und eine Filiale der Spandauer Stadtbücherei geschaffen.

Um das bislang vielfach auseinanderstrebende Volksbüchereiwesen der Rheinprovinz besser als bisher zusammenzufassen, ist von der Düsseldorfer Beratungsstelle an das Ministerium der Antrag gerichtet, einen **Provinzialausschuß für volkstümliches Büchereiwesen der Rheinprovinz** bilden zu wollen.

Das Volksbildungsministerium hat dazu seine Genehmigung erteilt.

Unter Vorsitz des Herrn Dezernenten vom Oberpräsidium Coblenz fand am Freitag, den 1. Mai die konstituierende Sitzung des Provinzialausschusses in der Zentralbücherei, Düsseldorf, statt. Als wichtige Ergebnisse der Beratungen können registriert werden:

1. Unbeschadet der unterschiedlichen büchereipolitischen Ansichten der 3 provinziellen Beratungsstellen, Düsseldorf, Köln und Bonn (Borromäus-Verein) sollen alle gemeinsamen Fragen ohne Polemik und dogmatische Einstellung in vertrauensvoller Zusammenarbeit geregelt und etwaige Differenzen angegliederter Stellen von Zentrale zu Zentrale behandelt und tunlichst beigelegt werden.
2. Die Verteilung der staatlichen Mittel erfolgt nach der Bevölkerungszahl durch die beiden staatlichen Stellen in Köln und Düsseldorf, die wiederum in Sonderverhandlungen sich mit der Borromäuszentrale jeweilig auseinandersetzen. Um die Autorität der Beratungsstellen zu stärken, soll den Leitern der Beratungsstellen möglichste Freiheit in der Verteilung der Mittel gelassen werden.

   Minderheitsgruppen (Sozialistische Vereinsbüchereien etc.), soweit sie nur an Mitglieder Bücher ausleihen, tragen keinen öffentlichen Charakter, unterstehen deshalb nicht den Beratungsstellen und haben keinen Sitz im Provinzialausschuß.
3. Um genaue Unterlagen über das gesamte rheinische Büchereiwesen zu bekommen, wird der Herr Oberpräsident auf Grund eines einheitlichen Fragebogens statistische Erhebungen für die ganze Provinz anordnen, durch die auch die Borromäus-Bibliotheken usw. erfaßt werden.
4. Um für die gesamte Provinz ein geschlossenes Netz von Büchereien zu bekommen, wird der Ausbau des Kreiswanderbüchereiwesens mit einer Landeswanderbücherei als Zentrale für wünschenswert erachtet. Mit dem Ausbau soll von unten begonnen und die Kreiswanderbüchereien zunächst allgemein ausgebaut werden. Seitens der Beratungsstellen soll an den Herrn Landeshauptmann eine Denkschrift eingereicht werden mit der Bitte, für das provinzielle Kreiswanderbüchereiwesen eine größere Summe zu bewilligen.

   In gemischt konfessionellen Gegenden wird die sogenannte „geschlossene Form“ der Kreiswanderbüchereien empfohlen, sodaß freieste Buchauswahl des jeweiligen Büchereileiters der kleineren Büchereien gewährleistet wird.
5. Da beim Schundkampf die positive Aufgabe, d. h. die Erziehung zum guten Buch an erster Stelle steht, gehört der Schundkampf mit zu den Belangen der staatlichen Beratungsstellen. Sie sollen als Sammelstellen für das gesamte Material, als Auskunftstelle für Jugendbuchwochen, Schundkampfveranstaltungen usw., als Zentrale für Bearbeitung und Verbreitung von Schundheftreihen in Frage kommen. — Die neuerdings durch Verfügung des Herrn Ministers für Volkswohlfahrt geforderte Zentralstelle für Schundkampf kann zweckmäßig mit der Büchereiberatungsstelle verbunden werden.

Winker.

Im kommenden Jahr findet unter weitgehender Beteiligung des Reichs und der Länder in **Düsseldorf** eine große **Ausstellung** für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen statt. Hierbei soll auch dem Volksbüchereiwesen ein größerer Ausstellungsraum zur Verfügung gestellt werden.

Die Ausstellung ist etwa in folgender Weise gedacht:

1. Aufstellung von Modellbüchereien als Beispiel für Buchaufstellung, Systematisierung, Signierung, Bucheinband; zugleich als Darstellung verschiedener Ausleihsysteme der modernen Volksbücherei.
2. Zusammenstellung von Katalogen für Buchverwaltung und Buchvermittlung.
3. Eine Materialienausstellung der modernen Volksbücherei.
4. Eine Sammlung von Fachliteratur.
5. Eine Sammlung von Druckkatalogen, Festschriften, Tätigkeitsberichten usw. bedeutender Volksbüchereien.
6. Graphische Darstellung der Volksbüchereibewegung; statistische Darstellungen

(Summenstatistik, Entleihung innerhalb bestimmter Stoffgruppen. Verhältnis bestimmter Bevölkerungsschichten zu bestimmten Stoffgruppen und einzelnen Büchern).

7. Ausstellung von Bildern. (Bibliotheksgebäuden, Ausleihräumen, Lesesälen, Magazin usw.)
8. Darstellung der Arbeit staatlicher Beratungsstellen und sonstiger Zentralen. (Kartotheken, provinzielle Statistiken. Kartenmäßige Darstellung des provinziellen Büchereiwesens; Buchberatung und Materialienvermittlung, Einkaufshäuser usw.)
9. Das Landes- und Kreiswanderbüchereiwesen. (Musterbüchereien, Tauschkästen, Buchungsverfahren usw.)
10. Privates Volksbüchereiwesen. (Werkbüchereien, Borromäusvereinsbüchereien, evangelisches und sozialistisches usw. Büchereiwesen.)
11. Leseabende, Volksunterhaltungsabende, Zusammenarbeit mit der Volkshochschule usw.
12. Buchherstellung, Bucheinband, Buchpflege, bibliothekarische Hygiene usw.
13. Vergleiche mit dem amerikanischen Bibliothekswesen.

Die für den bibliothekarischen Bedarf arbeitende Industrie soll in weitem Umfange zur Ausstellung herangezogen werden.

Eine Beteiligung aller in Frage kommenden Volksbüchereien ist dringend erwünscht, damit die Ausstellung ein umfassendes Bild des gegenwärtigen Standes des Volksbüchereiwesens bietet.

Anfragen aller Art und Anmeldungen für Beteiligung werden an die staatliche Büchereiberatungsstelle, Düsseldorf, Jägerhofstr. 1 erbeten. Wkr.

Hauptversammlung der Bezirksgruppe Rheinland-Westfalen. Die am 27. und 28. Juni erfolgte Zusammenkunft der Bibliothekarinnen brachte für alle Teilnehmer sehr erfreuliche Anregung und einen engeren Zusammenschluß. Vor allem war es sehr wertvoll, daß die Tagung im Rahmen der Kölner Frauenwoche abgehalten wurde, wodurch die Öffentlichkeit mehr als sonst auf unsern Beruf hingewiesen wurde.

Der Samstag vereinigte die Bibliothekarinnen zu einer Besprechung, wobei ein Vortrag von Fräulein Peiser (die im letzten Augenblick verhindert war zu kommen) „Ist der bibliothekarische Beruf ein Frauenberuf?" nur vorgelesen und besprochen werden konnte. Ein Zusammenschluß mit den Sozialbeamtinnen ermöglichte es, an den sozialen Vorträgen des Frauenberufstages teilzunehmen. Die Ausführungen von Frau Ministerialrätin Weber über Wohlfahrtspflege als Aufbauarbeit rheinischer Kultur und über „Familie, Volk, Vaterland" berührten auch stark unsere Berufsgebiete.

Am folgenden Tage fand die Hauptversammlung unter reger Beteiligung statt. Die verschiedenen Berichte gaben einen erfreulichen Überblick über die geleistete Arbeit. Ein Referat über die Berliner Tagung gab Anlaß zu reger Aussprache über die dort angeregte Gründung von Bezirksgruppen und über andere Vorschläge.

Der um 11 Uhr stattfindende Vortrag von Herrn Privatdozent Dr. Frenken über „Rheinische Bibliotheken und rheinische Kultur" sollte auch die Allgemeinheit von dem Wert der bibliothekarischen Arbeit überzeugen.

Eine Bootfahrt auf dem Rhein gab Gelegenheit zu einem gemütlichen Beisammensein der Teilnehmerinnen.

Wir begrüßen es mit Freuden, daß dieser erste Versuch eines Bekanntwerdens in der Öffentlichkeit wohlgelungen ist und hoffen, daß bei allen sich bietenden Gelegenheiten dieser Weg weiter beschritten werden wird.

Burchard (Uerdingen).

Zum Direktor der neu eingerichteten **Stadtbücherei in Solingen** wurde zum 15. Juni Stadtbüchereidirektor Dr. Kemp-Memel gewählt. Mit der vorläufigen Verwaltung der Memeler Stadtbücherei wurde die Bibliothekssekretärin Fräulein Elsa Hamann betraut, der als wissenschaftlicher Berater Oberstudiendirektor Dr. Schmitt beigegeben ist; die baldige Neubesetzung der Stelle ist in Aussicht genommen.

Berichtigung. In Heft 3 ist versehentlich der Ladenpreis der besprochenen Schrift: Schriewer, Vorleseabende auf dem Lande, Bordesholm, Nord. Heimatverlag H. H. Nölke, falsch angegeben worden. Er beträgt M. 0,40. Ebenso ist fortgelassen worden: „wegen Großbezuges zu verbilligtem Preise wende man sich an die „Zentrale für Nordmarkbüchereien" in Flensburg."

Lesefrüchte.

Berthold Otto, der vielen unserer Leser als ein unermüdlicher Vorkämpfer pädagogischer und gesellschaftlicher Neuorientierung bekannt sein dürfte, gibt gegenwärtig im Verlage des Hauslehrers, Berlin-Lichterfelde, ein großes Werk in Lieferungen heraus, das er „Volksorganisches Denken, Vorübungen zur Neubegründung der Geisteswissenschaften" betitelt hat. Wir kommen auf das ungemein anregende und gedankenreiche Buch, wenn es abgeschlossen vorliegt, im Besprechungsteil unserer Zeitschrift zurück, möchten aber einstweilen schon die folgenden Ausführungen über die kulturpsychologische und soziologische Bedeutung vielgelesener Belletristik dem Nachdenken aller Volksbildner dringend empfehlen. Wer unsere Bemühungen um eine wahrhaft volkserziehliche Auswertung der Schönen Literatur verfolgt hat, der wird nicht verkennen, wie hier ein Führer zu neuen deutschen Gemeinschaftswerten, der stets seine ganz eigenen Wege gegangen ist, zu derselben psychologischen Auffassung von der Bedeutung der Belletristik gelangt ist, die wir der so viel flacheren rationalistisch-ästhetischen Betrachtungsweise gegenüber durchzusetzen versuchen, da wir überzeugt sind, daß so erst eine sichere, weil lebensgerechte Grundlage auch für alle literarische Erziehung im Sinne der Geschmacksbildung gewonnen werden kann. Wir unterstreichen besonders, was Berthold Otto über die kulturkritische Bedeutung der Marlitt sagt. Wer nie etwas von der vielgeschmähten und von ihren meisten Verurteilern nicht gekannten Schriftstellerin gelesen hat, dem empfehlen wir, sofern er sich ein eigenes Urteil über die folgenden Ausführungen bilden will, „Das Geheimnis der alten Mamsell" zu lesen. Vergnügen ist das freilich vom ästhetischen Standpunkte aus keines; aber wer auch nur ein wenig historisch und „volksorganisch" denken kann, der wird dabei Gelegenheit finden zu manchen für den Volksbildner wesentlichen Einsichten in die gemütliche Kraft, mit der altmodische und neumodische Kitscherzähler auf die weltanschauliche Einstellung der ihrer Entwicklungsstufe zugeordneten Leser (der „vorkünstlerischen Leser") wirken.

„Ich möchte da einmal aufmerksam machen, daß man die Modegedanken am reinsten bei den beliebtesten Schriftstellern der Zeit findet. Und zwar nicht etwa bei denen, deren Werke als künstlerisch wertvoll anerkannt werden, sondern durchaus bei den vielgelesenen Vielschreibern. So ist mir die Marlitt eine ganz unerschöpfliche Quelle für das Modedenken und Modefühlen meiner Jugendzeit. Alle Backfische und frühreifen Knaben, die damals schwärmten, die sich Lebensbilder und Zukunftsbilder selbst ausdachten und in erträumten herrlichen Erlebnissen alle die Kräfte spielen ließen, die sie zu haben glaubten oder zu haben wünschten, alle die fanden ihre Träume in der Marlitt wieder und standen vielfach unter dem Eindruck, daß sie dort noch schöner herausgekommen wären als in ihrem eigenen träumenden Denken.

Aber Ähnliches muß schon die nächst vorhergehende Generation geträumt und gedacht haben; denn sie stand auch ganz und gar unter dem Banne der Marlitt; und das erklärt die ungeheure Auflageziffer dieser Romane. Wer also den Gesamtgeist einer bestimmten Bevölkerungsschicht der sechziger, siebziger und des Anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kennen lernen will, für den bietet die Marlitt eine vorzügliche Quelle dar. Aber — ich fürchte, daß doch nicht jeder daraus wird schöpfen können. Der vorwiegend ästhetisch Gebildete, der beim Lesen vor allen Dingen künstlerisch wertet, findet zuviel, was ihn abstößt. Die mitunter lächerliche Unmöglichkeit der Charaktere und ihre Schablonisierung, die uns immer wieder dieselben in anderen Trachten und Umgebungen vorführt, erregen dann zu starken Widerwillen.

Dann aber fehlt diesen Kritikern die zur Ausdeutung nötige Selbstbeobachtung. Denn die, namentlich die später geboren sind, haben ganz anders geträumt, nicht so wie die Marlitt. Ihnen ist diese Art der Träumerei vollständig fremd. Und so glauben sie etwas Ausgeklünsteltes und verrückt Erdachtes vor sich zu sehen. Darum handelt es sich aber durchaus nicht, sondern um Gestalten, die für die damals lebenden Menschen genau so lebendig waren, wie etwa für uns alle die Gestalten in Goethes Faust. Das Edle, was die Leute bei der Marlitt sprechen, ist just das, was damals als kühnes Neudenken galt und sich angeblich veraltetem Denken gegenüber mit größtem Freimut durchzusetzen suchte. Und dieses Alte wird nicht nur mit Schonungslosigkeit bekämpft, sondern um dieser Bekämpfung willen auch meistens scharf karikiert dargestellt.

Wie stark aber gerade diese karikierte Darstellung aus dem damaligen Gesamtdenken der literarisch Gebildeten hervorging, das weiß man natürlich nur, wenn man es selber miterlebt hat. Aber wie stark es überhaupt im Volke wurzelt, das kann man gerade in der Zeit, wo dieses hier niedergeschrieben wird, also gegen Ende des zweiten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts, bemerken, wo die ganze Gedankenwelt, die damals durch die Reichsgründung und das soziale Kaisertum endgültig verdrängt zu sein schien, auf einmal wieder zur Regierung gelangt und die Leitartikel aller Regierungsblätter der jetzt regierenden Reichstagsmehrheit füllt. Was „Berliner Tageblatt" und „Vorwärts" in diesen Tagen über Adel, Hof und Monarchie als neue Weisheit zu Markte bringen, das kann man alles von den Personen in den Marlittschen Romanen hören. Ja, für mein Gefühl lebt es dort erheblich frischer und natürlicher; denn damals wurde es mit Überzeugung vorgetragen. Heute dienen aber alle diese Redewendungn doch nur dazu, um den Leser gegen die Geldherrschaft und den Götzendienst des Geldes blind zu machen.

Der geneigte Leser wird vielleicht erstaunt darüber gewesen sein, in den vorigen Abschnitten etwas zu finden, was beinahe wie irgendein Paragraph aus einem Kapitel der Literaturgeschichte aussah. Das läßt sich nicht ändern. Die gewöhnlichen Grenzen, die zwischen den herkömmlichen Geisteswissenschaften gezogen sind, bestehen für unsere Betrachtungsweise überhaupt nicht. Ich meine, das müßte auch auf unseren bisherigen gemeinsamen Gängen schon klar geworden sein. Und wenn man aus dem, was wir zuletzt gemeinsam besprachen, irgendeinen Schluß auf die Literaturgeschichte ziehen wollte, so scheint es vielleicht zunächst der zu sein, daß die Literaturgeschichte eigentlich von jedem Buche die Zahl und die Stärke der Auflagen und die Zeit, über die diese sich verteilen, angeben müßte.

Und das wäre ein Gedanke, der mir wirklich ernstlicher Erwägung wert erscheint. Man müßte von jedem Schriftsteller, ja von jedem Buche wenigstens einigermaßen wissen, wieweit seine Wirkung sich über das Volk ausgebreitet hat; und dazu wäre die eben vorgeschlagene Maßnahme wirklich eines der Hilfsmittel. Ausreichend wäre es noch nicht, gerade bei der Marlitt und ihresgleichen nicht. Da würde man vielmehr noch die Ausleihezifffern der Leihbibliotheken mit in Betracht ziehen müssen. Und das ist auch schon ein Gedanke, der kaum noch ausführbar erscheint.

Denen aber, die etwa der Marlitt überhaupt keine Stelle in der Literaturgeschichte gönnen wollen, muß ich doch noch sagen, daß ich bei den Ausführungen des vorigen Abschnittes keineswegs nur solche Schriftsteller im Auge hatte, die von der herkömmlichen Kritik so stark verurteilt werden; sondern daß das dort Gesagte auch solche trifft, deren Platz in der Literaturgeschichte gegen alle Zweifel gesichert ist. Ich will auch da nur ein Beispiel herausgreifen, das beliebig erscheinen mag, für mich aber ebenso wenig wie die Marlitt beliebig ist. Ich meine einen Mann, der auch seinerzeit Modeschriftsteller recht weiter Kreise war, der von einem Teil der sachverständigsten Kritik damals auf das Entschiedenste abgelehnt wurde und sich dennoch seinen Platz in der deutschen, ja in der Weltliteratur gewahrt hat. Das ist Friedrich Richter, der unter dem Namen Jean Paul schrieb.

Die Leute, die für diesen Mann und seine Schriften schwärmten, genießen in der Literaturgeschichte ein ganz anderes Ansehen als die Marlittschwärmer. Leider lebt niemand mehr, der uns Kunde geben könnte, inwieweit das, was

Jean Paul schreibt, seinem eigenen und etwa seiner Bekannten Traumdenken entsprach. Mir scheint aber, wir müssen aus der großen Verbreitung dieser Schriften schließen, daß die Übereinstimmung sehr groß gewesen ist und sich ziemlich weit erstreckt hat. Wir müssen es um so mehr schließen, als jetzt und fast noch mehr in meiner Jugendzeit dieselben damals mit schwärmerischer Begeisterung begrüßten und allgemein verschlungenen Schriften den meisten Lesern, die sich aus irgendeinem Grunde herangetrauen, im höchsten Maße unangenehm sind. Sie können sich mit Goethe trösten, dem nach seinem eigenen Ausspruch übel wurde, wenn er ein paar Seiten davon las.

Die gefühlsselige Empfindungsschwärmerei Jean Pauls mit ihrer ungeheuerlichen bildgestaltenden Kraft, zu der sich sofort immer wieder seelenkundliche Beobachtung gesellt, aber auch diese wieder von Empfindungsschwelgerei getragen und auch zu den oft wunderlichsten Bildern weitergesponnen — ja, es muß doch eine erstaunliche Zeit gewesen sein, in der solche Seelenbewegungen sich über Zehntausende unserer Volksgenossen hinüber erstrecken konnten. Ganz sind diese Bewegungen in unserer Volksseele noch immer nicht erloschen, aber nur bei wenigen werden sie so stark, daß sie wirklich bei der Lesung Jean Pauls standhalten. Wo das jedoch der Fall ist, da wirkt er auch jetzt noch ganz gewaltig. Ich habe auch in der Jugend meine Zeit gehabt, wo er mich packte und erschütterte, und muß ihn entschieden auch zu denen zählen, die mich auf den Weg zum volksorganischen Denken geführt haben.

Es wird meinen Lesern nicht weiter überraschend sein, wenn ich bekenne, daß mich insbesondere alle Spuren des Mammonismus in unserem volksorganischen Denken zur Beobachtung anreizen. Man sagt, wie mir scheint, ziemlich meinem Buch „Mammonismus, Militarismus, Krieg und Frieden“ nach, daß es die Gedankengänge des Mammonismus recht lebendig wiedergibt, sodaß im Anfang wiederholt Leser ins Stutzen geraten sind, wie stark mammonistisch das Denken in meinem Buche wäre, bis sie merkten, daß es nur der eine Gedankengang war, dem dann regelmäßig der andere entgegengesetzt wurde. Ja, es ist sogar vorgekommen, daß Leser stellenweise den mammonistischen Gedankengang als den endgültigen ansahen und mich in entrüsteten Briefen zur Rede stellten, so daß ich wiederum brieflich erst auf den entgegengesetzten Gedanken hinweisen mußte, der wenige Seiten, ja mitunter auch wenige Zeilen später seinen Anfang nahm.

Ich bekenne nun offen, daß ich sehr vieles von dieser Darstellung der Lesung unserer Modeschriftsteller verdanke, allerdings keineswegs lediglich der unserer letzten Jahrzehnte. Die erste Einführung in kaufmännisches Denken habe ich, soweit die literarische Seite in Betracht kommt, Gustav Freytags „Soll und Haben“ zu verdanken, wo wir von Traugott Schröter erfahren, was die Sünde wider den heiligen Geist des Wirtschaftslebens ist. Sie ist nämlich das Bestreben, irgend etwas unverkäuflich zu machen. Der Freiherr von Rotsattel will sein Gut in ein Majorat verwandeln, das gilt dem ehrenwerten Traugott Schröter als eine Nichtswürdigkeit. Der Freiherr von Rotsattel hat kein Glück mit seiner Bestrebung. Sein Gut bleibt verkäuflich und wird ihm nun nach den Naturgesetzen des Wirtschaftslebens von Hirsch Ehrenthal und Veitel Itzig aus den Händen gespielt; er selbst wird bis zum Selbstmordversuch getrieben. Der mystische Unterricht im geschäftlichen Gebrauch von Rechtsformen, den Veitel Itzig bei einem trunkfälligen Rechtsanwalt erhält, gibt einen angenehm gräulichen Hintergrund zu den helleuchtenden Gestalten der eigentlichen Handlung.

Nun, für mich sind Traugott Schröter, Hirsch Ehrenthal und Veitel Itzig drei Spielarten derselben Gesinnung, die noble, die zweifelhafte und die unnoble Spielart; aber der Grundzug ist in allen derselbe: Für Geld muß alles zu haben sein. Unterscheidungen werden also nur in der Frage gemacht, mit wie viel oder mit wie wenig Anstand man dabei auskommen kann.

Auch daß der Handel ein Kampf ist, bei dem die Täuschung innerhalb gewisser Anstandsgrenzen erlaubt ist, findet man dort in Freytags „Soll und Haben“. Traugott Schröter bekommt die Nachricht, daß in Russisch-Polen eine Revolution ausgebrochen ist; und die bedeutet für ihn eine ernste Gefahr, weil dort erhebliche Warenvorräte für ihn unterwegs sind. Er verliert aber keinen

Augenblick die Selbstbeherrschung und behandelt die ganze Nachricht mit einer Gleichgültigkeit, daß die anderen daraus schließen, er habe es vorher gewußt und sich in irgendeiner Weise gesichert. Durch dieses Benehmen täuscht er also unzweifelhaft die Leute, die das glauben, und sichert so seinen Kredit, der sonst vielleicht etwas ins Wanken geraten wäre.

Selbstverständlich ist er dabei auch meiner Überzeugung nach im vollen Rechte, weil er eben in der Notwehr ist. Diese Leute würden ihn mitleidslos in den Bankerott treiben, wenn sie die Befürchtung hegten, sonst noch eine größere Summe an ihn zu verlieren, als sie beim Bankerott noch herausbekommen können. Darum täuscht er sie mit Recht. Und wenn ihm das kühne Unternehmen, durch das er schließlich seine Waren selber rettet, nicht gelungen wäre, so hätte er eben die Gläubiger um ihr Geld gebracht. Er selber hätte dann durch den Bankerott für eine Zeitlang seine bürgerliche Ehre verloren.

Denn das ist ja der neue Ehrbegriff, der als Ablösung des mittelalterlichen Offiziersehrbegriffes dienen soll. Die neue Ehre besteht darin, daß man seine Schulden genau am verabredeten Tage bezahlt. Schon eine Zivilklage ist ein leichter Flecken auf der Ehre, denn sie beweist, daß man bei Einlösung dieser Verpflichtungen nachlässig gewesen ist; eine Zwangsvollstreckung ist schon ein stärkerer Schmutzfleck und Bankerott bedeutet, wie gesagt, zeitweisen Ehrverlust.

Damit sind in der Praxis Ehre und Geldbesitz vollkommen gleichgesetzt. So lange einer Geld hat, kann er nicht in Unehre kommen, sobald es ihm ausgeht, kann ihn die höchste persönliche Rechtschaffenheit nicht vor Unehre schützen. Bis zu einer gewissen Höhe des Geldbesitzes müssen auch die Schranken des Strafgesetzbuches geachtet werden; geht er über diese Höhe hinaus, so binden auch diese Schranken nicht mehr. Der amerikanische Milliardär steht praktisch über jedem Gesetz.

Aber das erzähle ich nur als Überleitung zu dem Beispiel, das ich eigentlich anführen wollte. Ich denke da an einen Roman, der in Hunderttausenden von Exemplaren verkauft, also zweifellos millionenmal gelesen worden ist, sich demnach zweifellos der Billigung eines sehr großen Teiles der deutschen Leserwelt erfreut. Der Verfasser ist ein Modeschriftsteller ersten Ranges, Rudolf Herzog, und der Roman heißt „Die Hanseaten". Da wird das Urbild des edlen Geschäftsmannes unserer Zeit geschildert und — das Urbild der nächstfolgenden Zeit.

Der Kaufmann Twersten leitet mit eiserner glücklicher Hand seine Reederei und versteht es vorzüglich, die Notlage der spanischen Regierung, die zum Kriege gegen Amerika notwendig Schiffe gebraucht, bei der Preisstellung auszunützen. Unser Kriegswucheramt würde vielleicht nicht ganz mit ihm einverstanden gewesen sein, Verfasser und Leser sind es um so mehr. Noch größeren Beifall aber erringt der Sohn, der erst als etwas schwieriger Fall erscheint, dann aber doch durch richtige Erziehung den richtigen kaufmännischen Geist in sich entwickelt und nun gleich zu einer höheren Stufe emporsteigt. Er verkauft mit noch viel größerem Vorteil ein Schiff an die russische Regierung, und statt eine Notlage auszunützen, bedient er sich des noch moderneren Kulturmittels der Bestechung, und zwar in doppelter Weise, einmal durch bestechende Liebenswürdigkeit, indem er sich an Vergnügungen sogar in den übelsten Lokalen Hamburgs vorurteilslos beteiligt, und dann in der allgemein üblichen und allgemein verständlichen Weise der Barzahlung.

Das ist also nach der Empfindung des Verfassers und der ihm begeistert anhängenden Leser die nächst höhere Stufe geschäftlicher Tüchtigkeit, durch die der Sohn sich über den Vater emporhebt. Wie mag dann erst die Stufe aussehen, die der Enkel erringt? Nun, das liegt jetzt noch außerhalb der unterhaltenden Erzählung, die sich einen großen Leserkreis erobert. Dafür gibt es bisher nur die nüchtern statistische Darstellung, wie sie etwa Gustavus Myers in der „Geschichte der großen amerikanischen Vermögen" angibt."

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 5 1925 Heft 5

Zur Methodik des Leserkatalogs.

Von Dr. Franz Schriewer, Flensburg.

Im Jahrgang 1923 der „Bücherei und Bildungspflege" Seite 197ff. hat Rosin die „Besprechenden Bücherverzeichnisse der Schönen Literatur" kritisch betrachtet. Es ergab sich ein im Verhältnis zur Wichtigkeit und Dringlichkeit dieser Arbeit sehr ungünstiges Bild. Dies ist auch bis heute noch nicht viel besser geworden. Wenn das nun auch zur Hauptsache zweifellos daran liegt, daß die der bibliothekarischen Fachleute hier harrenden Aufgaben viel Zeit und Kraft erfordern und der dafür notwendige Zusammenschluß zu einer Art Arbeitsgemeinschaft noch nicht eingetreten ist, so ist doch andrerseits nicht zu verkennen, daß die bisher unternommenen Versuche methodisch noch zu weit voneinander abstehen, als daß man von einem solchen Zusammenschluß schon allzu viel erwarten dürfte. Es ist darum vielleicht nicht unangebracht, diese sehr wichtige Frage erneut zur Verhandlung zu stellen, obwohl in dem erwähnten Aufsatz schon wichtige methodische Forderungen aufgestellt und begründet worden sind. Vorausgeschickt sei, daß für die folgende Darstellung die Belehrende Literatur beiseite gelassen ist, da sie gegenüber der Schönen Literatur, abgesehen von Gliederungsfragen, methodisch nahezu problemlos ist.

Zunächst ist ein ganz scharfer Unterschied zu setzen zwischen einem besprechenden Verzeichnis für Büchereileiter, wie es etwa eine Beratungs- oder Einkaufsstelle für Büchereien herausbringt, und einem solchen für die Leser einer Bücherei. Daß man an diese beiden Arten grundsätzlich verschiedene methodische Forderungen stellen muß, sollte sich eigentlich von selbst verstehen, wird aber in der Praxis nicht immer hinreichend beachtet. So ist der neuerdings von Maximilian Meyer herausgegebene „Österreichische Volksbücherei-Katalog" ein büchereipädagogischer Widersinn, da er nach der Meinung des Verfassers nicht bloß dem Büchereileiter, sondern auch dem Leser dienen kann.*) Es soll noch ganz davon abgesehen werden, daß die Einzeldurchführung völlig unzulänglich ist. Daraus braucht dem Verfasser kein Vorwurf gemacht zu werden, da es unmöglich ist, annähernd 1500 Bücher in wenigen Monaten für Besprechungszwecke durchzuarbeiten. Jemand, der tiefer in das Büchereiwesen eingedrungen ist, wird eine solche Aufgabe gar nicht erst anfangen. Es nimmt aber doch wunder, daß diese Walter Hofmann sozusagen gewidmete Arbeit den erwähnten grundsätzlichen Unterschied nicht scharf erkannt hat, da er doch in Leipzig gemäß der Unterscheidung in

---

*) „Volksbildung", Zeitschrift für die Förderung des Volksbildungswesens in Österreich. Jg. 5, Heft 2 u. 3.

Grund- und Lesercharakteristiken deutlich genug betont zu sein scheint. Dieser Katalog von Meyer ist in Schlagworten nach dem Rezept der „Eselsbrücken“ auf den Buchkarten hergestellt, bleibt daher völlig blaß und beweist damit zugleich, wie unangebracht solche „Eselsbrücken“ sind.

Wenn man zunächst einmal die Grundunterschiede zwischen den beiden Katalogarten ganz allgemein bezeichnen will, so muß also das für die Hand des Büchereileiters bestimmte Verzeichnis kritische Aufklärung und pädagogische Beratung bieten. Der Büchereileiter muß durch die Würdigung aus berufener Feder ein richtiges Bild vom Buch und Winke bekommen, für welche Lesertypen das Buch etwa in Frage oder nicht in Frage kommt. Der Leserkatalog dagegen muß zur Hauptsache aufklärend, werbend und führend sein und zwar aus der Leserpsyche heraus. Es gibt für den ersteren sehr viele Fälle, wo man aus kritischen Gründen manche Einschränkung macht, die man bei dem zweiten aus erziehlichen Gründen einfach unterdrücken muß. Und so wird der erste immer sehr viel mehr objektiv abwägend, analysierend sein können, der zweite dagegen bleibt immer bewußt subjektiv werbend und zusammenfassend.

Die beiden Katalogen in gewisser Weise gemeinsame Forderung ist die, daß die Besprechung ein anschauliches Bild von dem Wesen des Buches oder Autors geben muß. Dazu gehört nun zweifellos eine Schilderung des Inhaltes, also gewisse konkrete Angaben über Ort, Zeit und Handlung. Diese Inhaltsangabe ist eine der Hauptfragen des Leserkatalogs. Wie weit soll man den Inhalt geben? In diesem Punkt bestehen ganz erhebliche Unterschiede der Auffassungen. Walter Hofmann fordert möglichst wenig Handlung, ebenso wie Maximilian Mayer. In der Einleitung zu den „Büchern des Lebens“*), die bisher als einzig wirkliches Leipziger Beispiel eines besprechenden Leserkataloges der Schönen Literatur gelten können, fordert Hofmann:

> „Von der Handlung des einzelnen Buches soll möglichst wenig gegeben werden. Wiedererzählung soll ausgeschlossen sein. Bei dem Leser soll nicht das Gefühl entstehen, nach der Lektüre der Charakteristik das Buch eigentlich schon kennen gelernt zu haben. Dafür soll aber der geistige und seelische Habitus des Verfassers und sein weltanschaulicher Standort so klar als nur möglich herausgearbeitet werden. Es sollen Dichtergestalten, geistige Köpfe, seelische Naturen vor den Augen des Benutzers des Verzeichnisses erstehen, so weit erstehen, daß durch die Charakteristik etwas Ähnliches erreicht wird, wie durch die Gliederung (gemeint ist hier die Gliederung der Sachkataloge), daß der Leser einen „Bezugspunkt“ in sich kräftig (!) angesprochen fühlt.“

Und Mayer sagt von seinen Charakteristiken:

> „Sie wollten möglichst kurz sein und im Schlagwort kein Werturteil, sondern immer nur grundlegende Buchkenntnis (!) vermitteln, ohne im allgemeinen Konflikte und Handlung zu verraten. Sie wollen in vielen Fällen absichtlich so gehalten sein, daß sie das Interesse nicht

*) Hefte für Büchereiwesen. Bd. 7, Abt. A, S. 77 ff.; Abt. B, S. 69 ff.

zerstören, sondern wecken, und zwar gerade bei besonders wertvollen, formenden, wegweisenden, zur Selbstkritik und Besinnung führenden Werken, die Erlebnis werden können, wenn es entsprechend vorbereitet wurde."

Ohne die auf Grund dieser Forderungen entstandenen praktischen Beispiele zu kennen, wird man sich bei geringem Nachdenken sagen können, daß hier zwei Klippen für die besprechenden Kataloge auftauchen. Führt man das Prinzip nämlich rein durch, wie Mayer und Hofmann es versucht haben, so ist man auf der einen Seite in Gefahr, an dem blassen, abstrakten, nichtssagenden Schlagwort hängen zu bleiben, andrerseits aber in waschzetteliges, hymnenartiges Gerede zu verfallen. Für die erste Gefahr liefert Mayer Proben über Proben. Eine genüge:

„Kolbenheyer: Die Kindheit des Paracelsus.
Übergangszeit des Mittelalters in das Zeitalter der Reformation. Im Knaben Theaphrastus bereits ein geniales Entgegenstreben der neuen Zeit. Seine Entwicklung, erste Betätigung außerordentlicher geistiger Regsamkeit und Tiefe. Bewegter Zeithintergrund. Symbolischer Gehalt für unsere Übergangszeit. Im Mittelpunkt der Lebensprobleme der Mut zum eigenen Leben."

Die andere Gefahr zeigt sich an vielen Beispielen der „Bücher des Lebens", z. B.:

„Claude Tillier: Mein Onkel Benjamin. Heiterer Roman.
Aus tiefer Weisheit und Lebensphilosophie quillt oft unermüdlicher Frohsinn. Es braucht durchaus nicht Oberflächlichkeit zu sein, wenn ein Mensch gefeit ist gegen die Angriffe des Schicksals und seine Seele in höheren Regionen von ewiger Ruhe und Heiterkeit schwebt, während sein Leib sich mit diesen und jenen Widerwärtigkeiten des Alltags herumschlägt. Aus solcher Stimmung heraus gelangt ein junger Arzt in einer französischen Kleinstadt zu wunderbarstem Lebensgenuß. Durch die tollen Streiche, die sein Übermut anstellt, durch sein stürmisches Lachen hindurch spürt man das großmütige Herz und den aufrechten Stolz einer mannhaften Persönlichkeit."

Man könnte die Beanstandungen, die an dieser — fast kitschigen — Besprechung zu machen sind, daß sie eben Waschzettel darstellt, mit der Beschwichtigung zu entkräften versuchen, daß diese Einzelbesprechung verunglückt sei. Dem ist entgegen zu halten: Hätte man die Aufgabe so gestellt, das Buch aus dem Inhalt heraus konkret lebendig zu machen, dann wäre nicht ein solches leeres Gerede entstanden. Und so ist das von Hofmann aufgestellte Prinzip, gleichsam ein weltanschaulich-literarisches, allgemein gehaltenes Porträt der Bücher oder des Autors zu entwerfen, der Verderber dieser Besprechung gewesen.*) Sehen wir uns aber ein Beispiel an, welches als gelungen ausgegeben wird.

---

*) Angemerkt sei doch noch, daß schon der Titel „Bücher des Lebens" alles andere als geschmackvoll ist.

„Gottfried Keller:

In der Klarheit des goldenen Herbsttages liegt die Welt. Auf dem weiten Plane unter der blauen Glocke des Himmels, scharf umrissen, greifbar deutlich, tummeln sich Männlein und Weiblein, unseres Herrgotts seltsame Kostgänger. Und indem des Dichters Auge fest und ruhig auf ihnen ruht, indem er jetzt diese, jetzt jene Gestalt mit feiner und sicherer Hand ergreift und heraufhebt ins Licht, wird jedes kleine Menschlein und jedes winzige Menschenschicksal Symbol menschlichen Wollens und menschlichen Wähnens, menschlicher Klugheit und menschlicher Torheit. Frau Regel Amrain und ihr Jüngster, die drei gerechten Kammacher, Kleider machen Leute, der Schmied seines Glückes, der Landvogt vom Greifensee, das Fähnlein der sieben Aufrechten — das sind die Namen einiger dieser Symbole, in denen Kleines groß, Zeitliches zum Ewigen wird ..... Der grüne Heinrich, ein Entwicklungs- und Erziehungsbuch, setzt besinnliche und ausdauernde Leser voraus; diese aber wird er, wie kaum ein anderes deutsches Erzählungsbuch, mit einem unerschöpflichen Reichtum an sinnlichen und seelischen Schönheiten beschenken."

Der Glaube, daß man Gottfried Keller auf diese Weise den Lesern einer volkstümlichen Bücherei nahe bringen kann, ist glatte Selbsttäuschung. Eine begrifflich verdünnte Nachdichtung, worauf letzten Endes diese „synthetischen Charakteristiken" hinauslaufen, wird für den Normalleser der volkstümlichen Bücherei unverständlich bleiben. Und es kann wirklich nicht der Zweck besprechender Leserkataloge sein, daß sie sich nur an die „Intellektuellen" wenden. Wenn man etwa 10 Seiten der Besprechungen der „Bücher des Lebens" hintereinander gelesen hat, dann widersteht einem diese schillernde literatenhafte Methode. Der einfache Leser der Volksbücherei aber hat das besprechende Verzeichnis der „Bücher des Lebens" schon vorher entmutigt aus der Hand gelegt, weil ihm alle „Bezugspunkte" verloren gegangen sind.

Der naive Leser ist konkret in seinem Vorstellen und kann mit abstrakten Dunstgebilden nichts anfangen. Man braucht ihn, um das festzustellen, nur einmal genau zu beobachten. Wenn der eine Leser dem anderen ein Buch empfiehlt und der Empfehlende nur Zeit und Lust hat, auch hinreichend mit seinem Partner persönlich vertraut ist, so wird er der allgemeinen Empfehlung, das Buch ist schön usw., eine Schilderung von der Geschichte, d. h. der Handlung, beifügen. Und man kann ganz sicher sein, daß bei seinem Zuhörer, wenn ihn eben der Stoff und die Handlung anspricht, das Interesse nicht zerstört ist. Der Büchereimann kann in allen diesen Dingen gar nicht einfach genug denken. Luthers Wort, man müsse auf die Gassen gehen und dem gemeinen Mann aufs Maul schauen, gilt auch für die Psychologie der Bücherei. Kataloge, wie die „Bücher des Lebens" sind just geeignet, den literarischen Snobismus zu fördern, indem nämlich der Leser, wenn er von den empfohlenen Büchern gelesen hat, bei späterem nochmaligen Lesen der Besprechungen zu dem Glauben kommt, so müsse man über ein Buch sprechen können.

So entsteht die „Afterliterarkritik". Schon Rosin hat es ausgesprochen, daß man auf die Fortsetzung des Verzeichnisses einigermaßen gespannt sein dürfe. Und daß bis heute noch kein weiterer Versuch vorliegt, beweist schlagend, wie man in Leipzig mit der Schönen Literatur trotz aller schönen Erkenntnisse und trotz des Besprechungsstabes noch genau so festsitzt wie die Büchereileute anderswo. Wir haben aber, da Leipzig uns mit so harten Worten abzustrafen pflegt, das Recht, gerade hier Großes zu erwarten und zu verlangen.

Es ist überhaupt bei vielen Verfassern ein mißlich Ding, nur ihr „Gesamtporträt" zu geben. Der Normalleser der volkstümlichen Bücherei sucht zunächst das einzelne Buch, nicht die literarischen Gesamtgrößen, womit nicht gesagt sein soll, daß dies kein Erziehungsziel für den Büchereileiter wäre. Man wird aber viele Verfasser erst erschließen müssen. Nun wird aber keiner behaupten können, daß man mit der in den „Büchern des Lebens" gepflogenen Methode etwa Wilhelm Raabe erschließen könne. Auch bei Timm Kröger ist dieses nicht statthaft, und gerade hier ausdrücklich, „Wie mein Ohm Minister wurde", zum Einlesen zu empfehlen, ist ein pädagogischer Mißgriff und ein weiterer Beweis, daß die Pädagogik dieses Verzeichnisses von der Literatur herkommt und nicht vom Menschen.

Der einfache Leser will also etwas Positives über das einzelne Buch wissen, daran kann gar kein Zweifel sein. Es fragt sich also, wie ist es mit der Zerstörung des Interesses, wenn der Inhalt gegeben wird? Es darf doch nicht vergessen werden, daß es sich bei solchen Inhaltsangaben nicht um seitenlange Wiedergaben handelt, die allein imstande wären, ein genaueres Bild der Handlung und der Verknüpfung der einzelnen Momente und Motive zu geben, sondern nur um einen ganz knappen Umriß in wenigen Zeilen, worin nur die allerwichtigsten Hauptlinien der Handlung enthalten sind. Man macht sich über die plastische Schärfe, mit der solche kurzen Angaben in das Bewußtsein des Lesers treten, zumal des naiveren, meist falsche Vorstellungen. Für den Durchschnittsleser bleiben auch solche ziemlich konkrete Angaben immer noch allgemein. Er besitzt ja nicht wie der Literaturbeflissene auf Grund vielen Vergleichsmaterials die Fähigkeit, aus einer kurzen Besprechung sich gleichsam das Buch zu erschaffen. So wird der schlichtere Leser trotz der konkreten Angaben in der Regel nur ein allgemeines Anklingen in sich spüren, und darin liegt die werbende Kraft der richtigen Inhaltsangabe.

Der Leser ist erst, wenn er das Buch gelesen hat, imstande, es aus den Grundelementen der Inhaltsangabe wieder aufzubauen. Und das ist allerdings eine ganz wesentliche Aufgabe des Leserkataloges, daß der Leser sich an Hand der Besprechungen nach langer Zeit nicht nur des Buches erinnern, sondern es wieder zu greifbarer Gestalt erwecken kann, damit es erneut seine bildende Kraft ausströmt. Da offenbar der normale Leser von dem Buch am ehesten die Handlung behält, so kann auch aus diesem Grunde der Leserkatalog auf eine gewisse Inhaltsangabe nicht verzichten.

Wenn man dann weiter bedenkt, daß der Büchereimann ja sozusagen die Pflicht hat, von dem bloß stofflichen Lesen abzuführen, was ganz hervorragend erreicht werden würde, wenn man die Spannungsreize schon vorwegnehmen könnte, so ließe sich bei übertriebener Forderung sogar folgern, man müsse in der Besprechung den Inhalt geben, damit der Leser nicht bloß das Was, sondern mehr noch das Wie liest. Diese Forderung wäre als Dogma natürlich pädagogisch falsch und ihre Befolgung praktisch gar nicht so sehr wirksam. Denn man muß sich die Benutzung des Leserkataloges doch so vorstellen, daß der Leser eine ganze Reihe von Besprechungen liest, die Titel auf seinen Wunschzettel schreibt und dann vielleicht nach Wochen das Buch erhält. Die Besprechung ist längst in ihm verklungen. Eine unmittelbare Einwirkung der Besprechung auf die Lektüre werden wir also kaum erwarten dürfen. Auch diese Erwägung spricht jedenfalls nicht gegen die Inhaltsangabe. Es wird sich aber doch zeigen, daß in der Vorwegnahme des Inhalts, wenn dies mit maßvoller Berechnung geschieht, dem Leserkatalog ein wichtiges Führungsmittel in die Hand gegeben ist.

Man wird im allgemeinen, und damit kommen wir zu dem methodischen Kernpunkt dieser Frage, darauf zu achten haben, daß man bei der Inhaltsangabe möglichst mit dem Stoffreiz auskommt und den Spannungsreiz vor der Zerstörung bewahrt. Praktisch ist dies gar nicht so leicht auszuführen, wie es sich theoretisch ausspricht. Eingeschaltet sei doch der Vorsicht halber, daß man daraus niemals folgern kann, die Methode der Schlagworte (Mayer), in denen das Stoffliche sich ganz gut einfangen läßt, wäre die richtige, sondern es ist durchaus daran festzuhalten, daß für den naiven Leser zum Stoff in gewisser Weise der Gang der Handlung gehört. Und man braucht bei der Inhaltsangabe in der Tat nicht so ängstlich mit der Wiedergabe desselben zu sein, denn wenn sie kurz gehalten ist, kann sie niemals die Spannungsreize auch nur andeuten, die der Dichter in seine Erzählung, oder was es denn sei, hineinlegt. Der unverdorbene Leser der volkstümlichen Bücherei wird dies sehr schnell spüren und sich dann selbst an einer etwas ausgeführteren Inhaltsangabe nicht stoßen. Es wird sich also meistens darum handeln, daß man vermeidet, das Ziel der Handlung, also, um mit dem Leser zu sprechen, das Ende der Geschichte, allzu deutlich zu geben.

Zur Beurteilung dieser Frage ist aber auch nicht zu vergessen, daß die einzelnen Leserschichten sich zu dem besprechenden Katalog durchaus verschieden verhalten. Der primitive, rein stofflich eingestellte Leser, oder die Leserin, die 10 Seiten anliest, und dann die letzten 10 Seiten, um zu sehen, „ob sie sich kriegen", werden durch einen Leserkatalog kaum zu führen sein, jedenfalls nicht im Anfang ihrer Entwicklung. Für sie besteht die Bücherwelt aus den schönen und interessanten Büchern, den Romanen, und den anderen, die sie nicht mögen oder verstehen. Solche Leser sind zum großen Teil gar nicht fähig, aus den knappen Angaben einer Besprechung ein Bild zu gewinnen. Gerade aber bei diesen würde man ja durch Inhaltsangaben etwas vorwegnehmen, was sie sich nicht gern nehmen lassen mögen. So wird man für die methodisch-psychologischen

Grundforderungen, die man an den Leſerkatalog ſtellt, nicht in erſter Linie von ganz primitiven Leſertypen ausgehen können.*)

Damit iſt aber immer noch nicht die große, bereits von Roſin angedeutete Schwierigkeit behoben, daß die Beſprechungen für den einfachen wie für den gebildeten Leſer paſſen müſſen, nicht bloß ſprachlich, ſondern in der ganzen Anlage, alſo pſychologiſch. Hofmann hat in den „Büchern des Lebens" dieſe Schwierigkeit kühn überſprungen, indem er ſich an den Gebildeten wendet. Dieſe Schwierigkeit wäre gar nicht zu beheben, wenn wir die Beſprechungen alle über einen Leiſten ſchlagen müßten. Man muß ſich die für das Buch in Frage kommenden oder zu erwartenden oder zu wünſchenden Leſertypen klar machen und jeweils von hier aus die Beſprechung formulieren. Die Beſprechungsmethode für den Leſerkatalog kann alſo nicht normiert werden, ſondern muß durchaus ſinngemäß abgewandelt werden, und daraus folgt, daß auch die Inhaltsangabe variabel ſein muß.

Nunmehr rücken wir erſt den eigentlichen methodiſchen Fragen des Leſerkataloges auf den Leib. Die Spezialfrage nach der Inhaltsangabe darf gar nicht allzuſehr als die Hauptfrage in den Vordergrund gezogen werden, denn ſie iſt ja nicht das einzige Mittel des Leſerkataloges, ſondern die Beſprechungen haben ſozuſagen drei Seiten: 1. die Aufklärung (das Buch muß ſo konkret umriſſen werden, daß ein einigermaßen klares Bild in dem Leſer entſteht), 2. die Werbung (die Beſprechung muß charakteriſieren), 3. die Führung (die Beſprechungen müſſen geſtuft und möglichſt untereinander verbunden ſein).

Ausſchlaggebender nämlich für die Wirkung einer Beſprechung als die Inhaltsangabe ſind zweifellos die charakteriſierenden Zuſätze, alſo alle ſtimmungs- und werturteilsmäßigen Angaben. Dieſe dürfen aber zur Hauptſache nur von dem Leſer her geſehen werden. Dabei iſt zu bedenken, daß die Urteile unſerer Normalleſer in der Bücherei nicht ſo differenziert ſind, wie ſie ſich in der literar-äſthetiſchen Begriffswelt herausgebildet haben. Der Leſer kommt mit ganz einfachen Urteilen, wie ſpannend, gemütvoll, ausgezeichnet, ſchön uſw. aus. Daß das Ausdrucksvermögen allerdings nicht ohne weiteres einen Rückſchluß auf das Eindrucksvermögen geſtattet, iſt bekannt. Dies muß jedoch ein Wink ſein, die Werbung für das Buch in ähnlich einfachen Formen zu halten. Ganz ausgeſchloſſen iſt es, daß man überhaupt auf ſolche Zuſätze verzichtet. Davon, daß keine noch ſo geſchickte Inhaltsangabe ein werbekräftiges Prädikat zu erſetzen vermag, kann ſich jeder ſehr ſchnell in der Praxis überzeugen. (Etwas anders liegt die Sache bei belehrenden Büchern.) Die pſychologiſche Richtigkeit dieſer Methode wird ja auch durch das Werbeverfahren des Buchhandels bewieſen, das ſich allerdings zu ſehr auf dieſe Seite legt.

*) Daß das Verhalten zum beſprechenden Katalog auf dem Lande ein anderes iſt als in der Stadt, ſei doch noch hervorgehoben. Die Zahl der Leſer auf dem Lande, die den Katalog nicht benutzt, wird im Verhältnis zur Geſamtleſerſchaft eine größere ſein als in der Stadt. Es können hier nun nicht erſt die Folgerungen gezogen werden, die ſich daraus für die beſondere Methodik des Leſerkataloges auf dem Lande ergeben.

Wenn man nun die mehr stimmungsmäßigen Attribute und die Werbungen mit der Inhaltsangabe verbinden will, dann kann man dies offenbar meist nur mit einiger Treffsicherheit aus der unmittelbaren Lektüre des Buches heraus und indem man sich in die Seele des Lesers hineinversetzt. Diese Feststellung bedeutet aber für die praktische Arbeit an einem Besprechungskatalog sehr viel. Es ist nicht geraten, die Lesercharakteristik an Hand einer Grundcharakteristik irgendwann später zu machen. Gerade dadurch entsteht die Gefahr des allgemeinen Herumredens, weil die Einzelheiten in dem Bearbeiter nicht mehr lebendig genug sind, als daß er die Inhaltsangabe konkret machen und im Ton die Färbung des Buches richtig treffen könnte.

Die Werbung wird man nun je nach dem Lesertyp in verschiedenen Stärkegraden anbringen dürfen. Es liegt auf der Hand, daß ein naiver Mensch sozusagen eine stärkere Werbung und Führung verträgt als der fortgebildete. Dabei ist die Stellung der werbenden Werturteile innerhalb der ganzen Besprechung nicht ganz gleichgültig. Sicher wirken sie mit besonderer Nachdrücklichkeit am Anfang. Aber dann besteht die Gefahr, daß die darauf folgenden eigentlichen Besprechungen gar nicht erst gelesen werden, sondern immer nur die Anfänge. Einen ganz leichten Auftakt werbender Art wird man häufig in den Anfang verlegen können, und nur in ganz besonderen Fällen, wo es einem um das Buch zu tun ist, den ganzen Nachdruck der Werbung voranstellen. Bei der Werbung für das Buch darf sich die Besprechung gern etwas moralpädagogisch einstellen, d. h. den Leser hin und wieder bei seinem Ehrgeiz zu fassen suchen. Wenn das Buch einige mehr äußere Schwierigkeiten bietet, z. B. Eingänge älterer geschichtlicher Romane, wird man durch geeignete Hinweise den Stein des Anstoßes zu beheben versuchen.

In einfacheren Verhältnissen wird man eine Normalisierung der Bücher in Romane, Erzählungen, Novellen, Gedichte und Dramen vornehmen. Das sind die literarischen Begriffe, mit denen man — auch noch nicht einmal immer — wird rechnen können. Rein aus äußerlich methodischen Gründen empfiehlt es sich, Untertitel dadurch zum Verschwinden zu bringen, daß sie irgendwie in die Besprechung hineingezogen werden. Den Dichter- oder Verfassernamen soll man auch aus erziehlichen Gründen mitanzubringen versuchen, allerdings nicht pedantisch. Für die Leser kleiner Büchereien ist es zwar ziemlich belanglos, ob ein Werk eine Übersetzung aus fremder Literatur ist, man wird dies aber doch, und zwar in der Besprechung, nicht im Titel angeben.

Alle Werbungen müssen sehr behutsam angebracht werden. Wenn sie auch so kräftig wie möglich sein sollen, so dürfen sie doch nicht zu einer Enttäuschung des Lesers führen, sonst verliert der Leserkatalog seine geistige Autorität. Man wird daher auch bisweilen eine leichte Warnung geben müssen. Es ist sehr schwer zu sagen, wo hier im einzelnen Fall die Grenze liegt. Es wird gut sein, alle charakterisierenden Zusätze in möglichst einfachen, fast könnte man sagen, formelhaften Wendungen zu machen. (Also etwa: spannend, fesselnd, lebendig, anschaulich, erschütternd, packend, ernst, humorvoll, leicht usw.). Die mögliche Reihe der Prädikate

und Attribute ist natürlich groß und an und für sich wohl reich an Nuancen. Diese laufen aber doch immer auf wenige Grundbegriffe hinaus. Sie sollten auch nicht allzu differenzierte Verbindungen eingehen. Ein Gegenbeispiel, bei dem die Differenzierung begründet ist, folgt weiter unten. Wenn man die Aussagen über das Buch allzu nuancenreich anlegt, faßt der einfache Leser sie nicht leicht. Hat man aber eine gewisse Kategorie solcher Werturteile, an die sich auch der Leser nach und nach gewöhnt, so wird er sich, nach der Lektüre mehrerer Bücher, die er nach einem bestimmten Werturteil ausgesucht hat, leicht ein neues mit ähnlichem Werturteil heraussuchen können. Der Einwand, daß durch die Gleichmäßigkeit dann die Lektüre der Besprechungen ermüdend wirke, ist nicht so schwer zu nehmen, da man doch nicht damit rechnen darf, daß sich ein Leser hinsetzt und *eine* Besprechung nach der andern liest, um das ihm Gemäße zu finden. Er wird es in der Regel nur von Zeit zu Zeit und zwar in kleinen Abschnitten je nach Bedarf tun.

Eine solche, in einfachen Formen gehaltene, wiederkehrende und somit für den Leser leicht durchsichtige Stufung der Werturteile und stimmungsmäßigen Attribute ist im Grunde schon das Hauptstück der Führung innerhalb des Leserkatalogs, Führung in dem Sinne, daß der Leser an die ihm gemäßen oder möglichen Werte herangeführt wird. Gute Führungsmöglichkeiten liegen aber noch in anderen Dingen, hauptsächlich in der schon vorher angedeuteten Abwandlung der Inhaltsangabe. Man wird also etwa einem Modebuch ohne Gewissensbisse seine Spannungsreize nehmen dürfen, überhaupt die Besprechung nicht so sehr werbend zu halten brauchen, wenn man das Buch nicht noch fördern will. Dagegen wird man Bücher, die sich lediglich infolge mangelnder Propagierung der Kenntnis der Leserschaft bisher entzogen haben, etwas weiter ausführen, ohne daß man dabei zu sehr in die Breite geht. Ausführlicher wird man jedoch bei Werken mit stark problematischem Gehalt werden, diesen sucht man zweckmäßig für den Leser herauszuholen, indem man mehr die innere als die äußere Handlung gibt. So kann er an Hand der Besprechung auch sein eigenes Eindringen in das Buch prüfen. Hier wird man auch die charakterisierenden Zusätze feiner spalten und zusammensetzen. Als Beispiel kann etwa dienen die Besprechung von Nabl: „Das Grab des Lebendigen“:

> Die unansehnliche Josefine Ortlieb wird, indem sich ihre Herrschsucht schließlich fast zu einer Art Hysterie entwickelt, ihren jüngeren Geschwistern, der ehrlichen geraden Anna und vor allem dem guten, auch körperlich zarten Walter, ein furchtbarer Tyrann. Sie zerstört ihnen jedes Lebensglück außerhalb der Familie, sobald sie aus ihrer Dumpfheit heraus in eine lichte andere Welt streben. Schließlich aber büßt sie ihre schwere Schuld im selbstgesuchten Tode, und es gelingt den sich immer enger aneinander schließenden Geschwistern, sich in der Großstadt Wien ein anspruchsloses Leben zu schaffen. Hier ist mit großartiger Einfachheit und doch letzter Tiefe geschildert, wie die kleinbürgerliche Beschränkung und immer zunehmende Abschließung der Familie nach außen zur seelischen Verkümmerung und schließlich zur

Selbstvernichtung führt. Der ernste und nachdenkliche Leser weiß nicht, was er mehr bewundern soll, die überaus feine Seelenkenntnis des Dichters, seine unendliche Geduld, feine und feinste Züge zusammenzufügen, um ein farbiges Bild äußeren und inneren Lebens zu malen, die großartige, Spannung erweckende Steigerung von Abschnitt zu Abschnitt oder die einfache anspruchslose, stille Weise, die eigenartig schlichte Wärme und tiefe Menschlichkeit des Erzählers. Wer aus den Büchern O. Enkings das Problem der seelischen Verholzung, wie sie häufig das Kennzeichen eines stumpfen Kleinbürgertums ist, in sich aufgenommen hat, wird für die von Nabl geschilderte Welt ein offenes Auge haben.

Eine solche mehr differenzierte Besprechung ist zu gleicher Zeit auch eine kleine Schranke für diejenigen Leser, die mit dem Buch noch nicht ohne weiteres fertig werden würden. Bei schwereren Büchern wird man die Besprechung in der Regel auch sprachlich etwas schwerer halten. Wenn man also etwa Lienhards „Oberlin" für den Leserkatalog besprechen will und sich darüber klar wird, daß Schwierigkeiten des Buches in der darin enthaltenen Gedankenwelt des deutschen Idealismus liegen, so wird eine Wendung wie: „Goethesches Humanitätsideal" die Schranke sein, vor der eine ganze Reihe von Lesern freiwillig Halt macht. Eine der Grundregeln für das besprechende Leserverzeichnis ist also etwa so zu fassen: die Besprechung muß sprachlich einigermaßen auf den Schwierigkeitsgrad des Buches eingestellt sein. Man darf diese Forderung selbstverständlich nicht pressen, und sie ist auch hier mehr deshalb prägnant herausgehoben, damit der Grundsatz der Abwandlung noch klarer beleuchtet wird. Sonst versteht es sich von selbst, daß man, je einfachere Leser man im Auge hat, den Stil im ganzen umso einfacher nimmt. Das gilt nicht bloß für den Satzbau, sondern bis in die Einzelheiten hinein. Man darf nicht zuviel Substantiva voneinander abhängig machen, überhaupt mit einem Wort, nicht zu sehr konzentrieren. Beachtet man, daß die Besprechungen variabel sein müssen und hält den Stil im übrigen einfach, so dürfte man vielleicht die erwähnte Schwierigkeit, die Besprechungen dem einfachen wie dem gebildeten Leser anzupassen, überwunden haben.

Bei geschichtlichen Erzählungen oder Romanen wird es im einzelnen Falle der Überlegung bedürfen, ob man den Helden in den Mittelpunkt rückt oder das Kulturgeschichtliche. Werbender für den einfachen Leser ist natürlich das große Einzelschicksal. Als Beispiel könnte etwa dienen: Sienkiewicz: „Quo vadis?" Noch klarer wird die Notwendigkeit einer ähnlichen Überlegung etwa bei Wilhelm Schäfers „Lebenstag". Hier ist die Frage, soll man das menschlich ergreifende Schicksal Pestalozzis als das Kernstück der Besprechung nehmen oder mehr das Ideengeschichtliche. Ist man nun davon überzeugt, daß das Buch von zwar einfachen, aber doch reiferen Lesern wird gelesen werden können, dann wird man wahrscheinlich aus werbenden Gründen das Persönliche zum Ausgangspunkt nehmen und von hier das Ideengeschichtliche beleuchten. Ist man aber der Meinung, daß das Buch nur für gebildete Leser in Frage kommt, dann

braucht man keine Bedenken zu haben, den geistesgeschichtlichen Wert des Buches zum Kern der Besprechung zu machen.

Den Schwierigkeitsgrad eines Buches wird man auch durch Vergleiche andeuten können (dies Buch sei leichter oder schwerer als jenes). Eine ganz wichtige Forderung ist die, daß man eine Führung schafft, indem man die Einzelheiten des Katalogs möglichst in einander verzahnt, Verweisungen auf verwandte und ergänzende Bücher werden möglichst viel anzubringen sein. Hierher gehört auch, daß man auf besonders zu propagierende Werke immer wieder hinzielt, z. B. von den historischen Romanen auf Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit". Die Reihenfolge mehrerer Werke eines Verfassers ist sehr zu überlegen; als Grundregel darf man wohl aufstellen, daß die leichteren Werke vorangehen müssen.

Ganz besonders schwer ist aber der Hinweis, für welche Lesertypen etwa das Buch in Frage kommt. Hier muß man sich außerordentlich hüten, daß man nicht bevormundend wird, sonst hat man sofort den Kredit verloren. Und darum werden Wendungen wie „der reife Leser" oder überhaupt solche, die zu gleicher Zeit eine Art moralisches Werturteil enthalten können, sehr mit Vorsicht anzuwenden sein, immer aber so, daß letzten Endes die Entscheidung, zu welcher Kategorie er gehöre, bei dem Leser bleibt. Warnungszeichen, z. B. vor erotischen Büchern, sind außerordentlich gefährlich. Man wird besser versuchen, dem Buch einige Hemmungen allgemeinerer Art zu bereiten. Hier ist dann auch einmal das Wort vom „reifen Leser" am Platze, schon damit der Verfasser des Leserkatalogs eine Art Sicherung vor dem Vorwurfe hat, er sei ein „Verderber der Jugend".

Es ist anzuraten, das eine oder andere Buch mit der vollen Besprechung an mehreren Stellen aufzuführen, wenn es dort stofflich hingehört. Man wird also etwa den Werken Storms seine Lebensbeschreibung anhängen und diese außerdem in der entsprechenden Abteilung aufführen. Ganz besonders wichtig aber ist es, daß man in den Abteilungen, die für die erwachsenen Leser bestimmt sind, auch Jugendbücher und zwar ohne sie als solche kenntlich zu machen, mit aufnimmt und bespricht. Die Abneigung des Erwachsenen gegen das Jugendbuch ist ja in der Regel auf äußeres Vorurteil gegründet. Da die einfachen Spannungsbücher für den naiven Leser bekanntlich sehr knapp sind, so hat die Bücherei in den Jugendbüchern eine außerordentlich wichtige Ergänzung dazu. Will man nun Bücher kenntlich machen, die für die Jugend in Frage kommen, so bleibt wohl kein anderer Ausweg als die Wendung „Jung und Alt".

Halten wir es also fest, erst die abgestuften Werbungen für das Buch, die abgewandelten Besprechungen und die Verzahnungen innerhalb des Leserkatalogs ergeben planmäßige Führung. Wenn man ohne Überlegung eine Reihe von Besprechungen einfach an einander hängt, so hat man noch nicht gerade ein Hilfsmittel von pädagogischer Qualität. Wenn man aber dem so durchgestalteten besprechenden Bücherverzeichnis noch einführende und anregende Vorworte mitgibt, hat man soviel für die Führung zum Buch getan, wie man viel-

leicht vorderhand tun kann. Der Rest gehört in die Ausleihe, die selbstverständlich niemals durch „Hilfsmittel“ zu ersetzen ist. Ein solcher Besprechungskatalog wird aber dem Ausleihebeamten auch eine bessere Möglichkeit bieten, seine Leser-Individualitäten klar zu erkennen, denn jetzt bekommt der Wunschzettel des Lesers, da er auf Grund der Anschauung von den Büchern wirklich nach seinen Neigungen aussuchen kann, ein anderes Gesicht als vorher, wo die Mißgriffe auf Grund der Titel das Bild sehr häufig trübten.

Es wären nun noch einige minder wichtige Punkte zu erörtern. Da diese Darstellung sich zur Hauptsache mit dem Problem der einzelnen Besprechung befassen sollte, braucht die Frage, ob man die Schöne Literatur alphabetisch oder stofflich und innerhalb der Stoffgruppen alphabetisch oder wieder nach feineren sachlichen Zusammenhängen ordnen soll, nur ganz kurz gestreift zu werden. Es ist klar, daß man diese Frage für die verschiedenen Größentypen des Katalogs verschieden zu beantworten hat. Der größere wird weiter gliedern müssen, und man darf dann nicht vergessen, ein Autorenregister, und zwar ohne Titel, hinzuzufügen, damit nicht die Leser doch wieder anfangen, den zugkräftigen Titel zu suchen. Eine völlige Auflösung des Bücherbestandes nach Bezugspunkten, Stoffkreisen usw. hat wohl kaum den Erfolg, den man sich davon verspricht. Man wird also die Gruppen nicht allzu klein machen und dann ruhig innerhalb derselben alphabetisch vorgehen. Ganz sicher wird man dies tun, wenn man nur einige hundert Bände zu bearbeiten hat. Wir dürfen uns nicht einbilden, daß unsere Leser sich in den Rubriken halten, die wir in den Katalogen als wünschenswert für sie aufstellen. Sie werden sich immer wieder auf Entdeckungsfahrten begeben. Das Recht dazu und die Freude daran soll man ihnen nicht nehmen. Wir wissen nicht, wann das Saatkorn in eine Seele fällt, das aufgeht und Frucht bringt, die noch am jüngsten Tag gewertet wird.

Es darf aber nicht vergessen werden, daß die Durcharbeitung eines Leserkataloges von bodenständigen Gesichtspunkten her geschehen muß. Das soll hier an Einzelheiten nicht erst nachgewiesen werden. Es ist aber völlig ungesund, wenn etwa eine schwäbische Kleinstadt einige Schablonen aus der Leipziger Zentrale holt und sie in einen sonst nicht besprechend durchgeführten Katalog einflickt. Wenn ein Büchereileiter Funktionär eines zentralistischen Bildungsgedankens ist, dessen weltanschauliche und menschliche Begrenztheit in mehr als einer Hinsicht zu Tage tritt, erwachsen seiner Arbeit schwere innere Gefahren. Geht aber eine Büchereizentrale darauf aus, ihre Einflußsphäre bildungs- und machtpolitisch durch solche und andere Mittel zu erweitern, dann werden wir in Deutschland nicht einen Büchereiorganismus bekommen, sondern nur eine „Organisation“. Vor „Organisationen“ zu warnen, sollte aber heute nicht mehr nötig sein.

Staatswissenschaft.

Eine Gliederung für den systematischen Sachkatalog*).

Von Dr. Max Wieser, Spandau.

I. Allgemeines.

1. Einführungen: Bürgerkunden.
2. Zur Geschichte der Staatswissenschaften.
   a) Im allgemeinen.
   b) Einzelne Männer und ihre Werke.
3. Hilfsmittel.
   a) Wörterbücher.
   b) Statistik (Allgemeines, Einzelfragen).
4. Gesamtdarstellungen.
   a) Gesamtdarstellungen. Nachschlagewerke.
   b) Mehrere Gebiete der Staatswissenschaft.

II. Staatskunde.

A. Allgemeine Staatskunde.

1. Der Staat im allgemeinen: Wesen des Staates (Treitschke).
2. Staatsformen.
3. Auf historischer Grundlage: Der Staat im Wandel der Zeiten (Gesamtdarstellungen, im Altertum, im Mittelalter, in der Neuzeit).
4. Auf philosophischer Grundlage (Humboldt, Saitschik u. a.).
5. Auf kultureller Grundlage (Kjellen).
6. Auf rechtlicher Grundlage (Hertling).
7. Staat und Gesellschaft (Vierkandt).
8. Staat und Wirtschaft (Rathenau).
9. Staat und Politik: s. Politik.
10. Allgemeine Staatskunde auf geographischer Grundlage (Supan, Kjellen).
11. Auf naturwissenschaftlicher Grundlage (Oscar Hertwig).

B. Deutsche Staatskunde.

1. Im allgemeinen: „Der deutsche Staatsgedanke".
2. Auf geschichtlicher Grundlage (Rapp).

---

*) Diese Gliederung bildet einen Teil des Schemas für den systematischen Sachkatalog, das Dr. Wieser für die von ihm geleitete Stadtbücherei Spandau ausgearbeitet und in mehreren Jahren praktisch erprobt hat. Das gesamte Schema eignet sich seiner Anlage nach für Einheitsbüchereien wie für größere und (nach Streichung der kleinsten Unterabteilungen) auch schon für mittlere Volksbüchereien. Es umfaßt rund 2000 Abteilungen. Es ist verwendbar für alle Arten von sachlich gegliederten Katalogen: Buchkartenapparat, Gesamt-Realkatalog, Abteilungs- und Sonderverzeichnisse. Wir beabsichtigen, das gesamte Schema, mit einer ausführlichen Einleitung von Dr. Wieser über seine Entstehung und seine Verwendungsmöglichkeiten, im kommenden Monat als Beiheft der B. und B. erscheinen zu lassen, müssen aber vorher feststellen, ob wir eine genügende Anzahl von Abnehmern dafür finden werden. Wir bitten daher alle, die sich für das Unternehmen interessieren, ihre Bestellung auf dem im Anzeigenteil abgedruckten Bestellschein bis zum 10. November 1925 spätestens der Vertriebsstelle der B. und B. zuzusenden. Voraussichtlich wird das Beiheft Mk. 3,— kosten. Die Schriftleitung.

3. Auf philosophischer Grundlage (Fichte).
4. Auf erzieherischer Grundlage (staatsbürgerliche Erziehung).
5. Auf kultureller Grundlage (Breysig).
6. Auf politischer Grundlage (Stein, Spahn).
7. Auf wirtschaftlicher Grundlage (Rathenau).
8. Auf gesellschaftlicher Grundlage (Justus Möser).
9. Auf geographischer Grundlage s. auch Grenzlandschaftskunde.
10. Einzelne deutsche Staatsmänner und ihre Staatslehre.

C. Außerdeutsche Staatskunde.

III. Staatsverfassung und Staatsverwaltung.

1. Allgemeines: Hilfsmittel der Verwaltung.
2. Das Gesamtgebiet.
   a) Einführungen.
   b) Staatsverfassungen
   c) Allgemeine Staatsverwaltungslehre.
3. Deutsche Staatsverfassung und -verwaltung.
   a) Im allgemeinen.
   b) Deutsche Verfassungsgeschichte im allgemeinen.
   c) Ältere deutsche Verfassungsformen.
   d) Die neue deutsche Reichsverfassung.
   e) Einzelne Zweige der deutschen Staatsverwaltung: Haushaltwesen s. auch Geldwesen: Steuerwesen, Polizei u. dgl.
   f) Verfassungen einzelner deutscher Länder (Preußen, Bayern u.a.).
4. Außerdeutsche Staatsverfassung und -verwaltung.

Anhang: Heer und Flotte.

1. Allgemeines.
   a) Gesamtdarstellungen der Kriegswissenschaft.
   b) Wesen und Bedeutung des Krieges.
   c) Zur Geschichte des Krieges.
   d) Einzelne Probleme des Krieges (Krieg und Frieden).
2. Kriegführung und Kriegstechnik.
   a) Kriegführung.
   b) Zur Technik des Krieges.
   c) Männer des Kriegswesens, militärische Schriftsteller.
3. Heerwesen.
   a) Heereswesen im allgemeinen; Heeresformen u. dgl.
   b) Zur Geschichte des Heeres und einzelne Truppenteile besonders Deutschlands und Preußens.
   c) Der militärische Beruf, seine Geschichte, sein Schicksal.
   d) Fremdenlegionär.
   e) Beschreibung einzelner Feldzüge. Schilderungen von Kämpfen.
4. Marinewesen.
   a) Die Seemacht im allgemeinen.
   b) Der Seesoldat, seine Geschichte, sein Schicksal.
   c) Zur Geschichte des Seekrieges.

d) Die Seekriegsführung.
e) Einzelne Mittel der Seekriegsführung und ihre Geschichte.
f) Schilderungen von Kämpfen zur See.

5. Luftflotte.

IV. Gesellschaftskunde (Soziologie).

1. Allgemeines.
a) Einführung.
b) Zeitschriften.

2. Grundprobleme der Soziologie. Gesamtdarstellungen.
a) Grundprobleme der Soziologie (Individuum und Gemeinschaft).
b) Gesamtdarstellungen.

3. Einzelne Probleme der Gesellschaftskunde.

4. Zur Geschichte der Gesellschaft in ihren Urformen, in Klassen und Ständen der verschiedenen Länder.

5. Einzelne Gesellschaftslehren und ihre Geschichte.

V. Sozialismus, Kommunismus, Anarchismus. Kritik der Gesellschafts- und Wirtschaftsformen.

A. Sozialismus.

1. Grundlagen des Sozialismus.
a) Die rein geistigen und seelischen Grundlagen des Sozialismus.
b) Sozialismus und soziale Frage.

2. Sozialistische Lehre.
a) Zur Theorie des Sozialismus.
b) Der Sozialismus in Theorie und Praxis.
c) Sozialistische Programme.

3. Einzelne Probleme des Sozialismus: Beziehungen des Sozialismus zu anderen Lebensformen.
a) Sozialismus und Religion.
b) Sozialismus und Politik.
c) Sozialismus und Staat.
d) Sozialismus und Wirtschaft.
e) Beziehungen des Sozialismus zu anderen Gesellschaftsformen.

4. Zur Kritik des Sozialismus.

5. Zur Geschichte des Sozialismus.
a) Im allgemeinen.
b) Im Altertum und Mittelalter.
c) Das Zeitalter des utopischen Sozialismus.
Im allgemeinen.
Einzelne Männer dieses Zeitabschnitts.
d) Das Zeitalter des theoretischen oder klassischen Sozialismus (19. Jahrhundert).
Im allgemeinen.
Einzelne Klassiker des Sozialismus (Marx, Engels, Lassalle u. a.).
e) Das Zeitalter des praktischen Sozialismus.
f) Geschichte der Internationale.

6. Sozialismus einzelner Länder und seine Geschichte.
   a) Deutschland.
   b) Frankreich.
   c) England und Amerika.
   d) Italien.
   e) Rußland.

B. Kommunismus.
1. Zur Geschichte des Kommunismus.
2. Die Theorie des Kommunismus.
3. Einzelne Probleme des Kommunismus.
4. Kommunismus der einzelnen Länder.

C. Anarchismus.

Anhang: Die Internationale und ihre Geschichte.

VI. Politik und öffentliches Leben.

1. Grundlagen der Politik.
   a) Geographische Grundlagen der Politik (Geopolitik).
   b) Geistig-seelische Grundlagen:
      Führerpsychologie.
      Massenpsychologie.
   c) Politik als Beruf.
2. Das Gesamtgebiet der Politik. Gesammelte und vermischte Schriften. Nachschlagewerke.
   a) Einführungen. Lebensformen der Politik.
   b) Gesamtdarstellungen.
   c) Politische Nachschlagewerke.
   d) Gesammelte Schriften.
   e) Politische Denkmäler.
   f) Politische Zeitschriften.
3. Verhältnis der Politik zu anderen Grundlebensformen.
   a) Politik und Ethik sowie Religion.
   b) Politik und Erziehung.
4. Weltpolitik.
   a) Allgemeines: Hilfsmittel zum Verständnis.
   b) Gesamtdarstellungen.
   c) Einzelne Probleme der Weltpolitik.
      Weltpolitik und Weltwirtschaft (Reparationsprobleme, Wirtschaftskongresse, Schulden- und Valutaprobleme).
      Weltpolitik und Technik (Zeppelin).
      Völkerbund (Weltvölkerbund).
   d) Politik einzelner Staatenverbände und Staatengruppen (Groß-Erdraum-Organismen).
      Pan-Amerika.
      Pan-Europa (Kontinentaler Völkerbund).
      Südafrika.
      Südamerika.

Ostasien (China—Japan).
Das britische Imperium: Indien u. dgl.

e) Geschichte der Weltpolitik.
Politik des Altertums.
Politik des Mittelalters und Spätmittelalters.
Die Zeit der modernen Staaten (1500—1870).
Weltpolitik vor dem Kriege.
Weltpolitik nach dem Kriege.
Meister der Politik: Sammelwerke von Politiker-Monographien u. dgl.

5. Deutsche Politik.
   a) Grundlagen deutscher Politik.
   b) Deutsches Nationalbewußtsein und seine Geschichte.
   c) Zur Geschichte der deutschen Politik im allgemeinen.
   d) Einzelne Zeitabschnitte deutscher Politik.
   e) Deutsche Politik vor und nach dem Kriege.
   f) Politik einzelner deutscher Politiker.
      in der Zeit vor dem 18. Jahrhundert.
      im 18. Jahrhundert.
      im 19. Jahrhundert.
      im 20. Jahrhundert.

6. Politik einzelner europäischer und außereuropäischer Staaten (außer Deutschland).
   a) Frankreich.
   b) England.
   c) Italien.
   d) Rußland.
   e) Amerika.
   f) Japan, China und Indien.

7. Einzelne Zweige der Politik.
   a) Staatspolitik: Außenpolitik und Innenpolitik. Grundsätzliches.
   b) Wirtschafts- und Handelspolitik.
   c) Verkehrspolitik.
   d) Kolonialpolitik (Deutsche — Außerdeutsche).
   e) Kulturpolitik (Deutsche — Außerdeutsche).
   f) Sozialpolitik.
   g) Finanzpolitik: siehe Geldwesen (Steuerwesen).

8. Parteiwesen.
   a) Sinn des Parteiwesens.
   b) Das deutsche Parteiwesen im allgemeinen, seine Geschichte.
   c) Einzelne deutsche Parteien, ihre Geschichte und ihre Programme.
      Rechtsparteien (Volkspartei — Deutschnationale — Völkische Partei).
      Mittelparteien (Demokratische Partei — Zentrum).
      Linksparteien (Sozialdemokraten, Kommunistische Partei).
   d) Deutsche Parteiführer.
   e) Die Parteien einzelner außerdeutscher Länder und ihre Führer.

VII. Wirtschaft.

1. Allgemeines.
   a) Geschichte der Volkswirtschaftslehre.
   b) Grundsätze und Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre.
   c) Vermischte Schriften.
   d) Sammelwerke.
   e) Hilfsmittel. Nachschlagewerke.
   f) Gesammelte Aufsätze u. dgl.
2. Das Gesamtgebiet der Volkswirtschaftslehre und Betriebswirtschaftslehre.
   a) Ganz leichte Einführungen in die Volkswirtschaftslehre.
   b) Sonstige Einführungen in die Volkswirtschaftslehre.
   c) Gesamtdarstellungen zum eingehenden Studium der Volkswirtschaftslehre.
   d) Betriebswirtschaftslehre.
3. Einzelne Probleme zum Gesamtwirtschaftsleben.
   a) Wirtschaftsphilosophie.
   b) Wirtschaftsethik: Wirtschaft und Religion (Christentum).
   c) Struktur der Wirtschaft.
   d) Wirtschaftspolitik: s. Politik.
4. Einzelne Zweige der Volkswirtschaftslehre: Betriebsformen (Wirtschaft und Technik).
   a) Landwirtschaft.
   b) Gewerbe.
   c) Handel.
   d) Industrie.
      Wesen und Allgemeines.
      Arten der Unternehmungen.
      Betriebssysteme: Taylorismus.
      Faktoren des industriellen Aufschwungs.
   e) Güterumlauf und Güterverteilung: s. Geldwesen.
   f) Haushaltungslehre.
5. Wirtschafts- und Verkehrsgeographie. Volkswirtschaft einzelner Erdteile und Länder (Wirtschaft und Boden).
   a) Im allgemeinen. Geoökonomie.
   b) Einzelner Länder.
      Deutschland.
      Außerdeutsche Länder.
6. Einzelne Männer der Wirtschaft (Wirtschaft und Mensch).
   a) Im allgemeinen.
   b) Theoretiker. Wirtschaftslehrer.
      Gründer.
      Die liberale Schule: Adam Smith, Malthus, Ricardo.
      Gegner des Liberalismus: Saint Simon, Friedrich List.
      Realisten: Rodbertus, Lassalle, Marx.

Die Modernen: Hedonisten (Menger), Anarchisten (Bakunin, Krapotkin), Bodenreformer (Mill, Henry George), Syndikalisten (Sorel u. a.).

c) Praktiker. Wirtschaftsführer.
Rathenau — Stinnes u. a.

7. Wirtschaftsformen (Wirtschaft und Gesellschaft).
a) Im allgemeinen.
b) Genossenschaftswesen
der Arbeitgeber — der Arbeitnehmer.
c) Freihandel.
d) Kapitalismus.
e) Sozialisierung und Verstaatlichung.
f) Mittelstandsbewegung.

8. Wirtschaftsgeschichte.
a) Im allgemeinen. Gesamtdarstellungen.
b) Einzelner Zeiten.
c) Einzelner Länder (außer Deutschland).
d) Deutsche Wirtschaftsgeschichte.

VIII. Geldwesen.

1. Allgemeines.
a) Begriff und Bedeutung des Geldes.
b) Geld und Persönlichkeit.
c) Geschichte des Geldes.
d) Gesamtdarstellungen.

2. Steuerwesen (Geld und Staat).
a) Im allgemeinen: Finanzwissenschaft.
b) Steuer-Geschichte.
c) Steuerwesen einzelner Länder.
Deutsche Steuerkunde.
Im allgemeinen.
Einzelne Steuern.
Sonstige Länder.
d) Zollwesen und Zollpolitik.

3. Bank- und Börsenwesen (Geld und Wirtschaft).
a) Allgemeines.
Zur Geschichte des Bank- und Börsenwesens.
Gesamtdarstellungen.
Zahlungsverkehr.
b) Bankwesen.
Im allgemeinen.
Praxis des Bankwesens.
Bankwesen einzelner Länder.
c) Börse.

4. Kreditwesen, Finanzierung.

5. Lohnwesen und Einkommen.

6. Versicherungswesen.
    a) Im allgemeinen.
    b) Sozialversicherung.
    c) Privatversicherung.
    d) Sparkassenwesen.

IX. Städtewesen. Gemeindeverfassung und Gemeinverwaltung.

1. Zur Geschichte der Stadt.
2. Das Stadtbild.
    a) Alte Stadtbaukunst.
    b) Moderne Stadtbaukunst.
    c) Die Gartenstadt (Bau und Anlage).
3. Städteverfassung und Städteverwaltung.
    a) Gesamtdarstellungen.
    b) Kommunaltätigkeit einzelner Städte.
4. Einzelne Zweige der Kommunaltätigkeit.
    a) Stadtrecht. Stellung der Gemeinden im Reiche.
    b) Kulturpolitik der Gemeinden.
    c) Kommunale Wirtschaftspflege.
    d) Kommunale Lebensmittelversorgung.
    e) Gemeindebetrieb. Gemeindesozialismus.
    f) Kommunales Wohnungswesen.
    g) Kommunale Gesundheitspflege.

X. Bevölkerungswesen.

1. Bevölkerungswissenschaft.
    a) Grundlagen der Bevölkerungsfrage.
    b) Bevölkerungslehre.
    c) Bevölkerungszahl. Statistik.
    d) Einzelne Probleme des Bevölkerungswesens.
    e) Bevölkerungspolitik.
2. Kolonisation.
    a) Innere Kolonisation Deutschlands: s. auch Siedlungswesen, Bodenreform.
    b) Äußere Kolonisation Deutschlands.
    c) Innere und äußere Kolonisation fremder Länder.
3. Auslandsdeutschtum.
4. Grenzlanddeutschtum.
5. Wohlfahrtspflege.
    a) Gesamtdarstellungen.
    b) Armenpflege, Hinterbliebenen- und Kriegsbeschädigtenfürsorge.
    c) Gesundheitsfürsorge.
    d) Säuglings- und Mutterschutz.
    e) Alkoholismus.
    f) Maßnahmen gegen Geschlechtskrankheiten.
    g) Sozialpädagogische Wohlfahrtspflege.
    h) Wohlfahrtspflege für Arbeits- und Berufsleben.

XI. Arbeiterfrage.

1. Allgemeines.
   a) Soziale Frage im allgemeinen.
   b) Physiologie und Psychologie der Arbeit.
   c) Gesamtdarstellungen.
   d) Allgemeine Sammelwerke. Vermischte Schriften.
2. Grundlagen der Arbeiterfrage.
   a) Entstehung der Arbeiterfrage.
   b) Die sozialen Zustände der Arbeiterklasse in Schilderungen aus Arbeiterkreisen.
   c) Arbeiterfrage und Arbeiterbewegung.
      Im allgemeinen.
      In Deutschland.
      In den übrigen Ländern (England, Amerika, Rußland).
   d) Einzelne Zweige der Arbeiterfrage.
3. Die soziale Reform: Arbeiterschutzgesetzgebung u. dgl.
   a) Staatlicher Arbeiterschutz: Arbeiterschutzgesetzgebung.
      Betriebsrätegesetz.
      Tarifverträge.
   b) Arbeiterselbstschutz (Arbeiterberufsvereine).
   c) Arbeiterversicherung.
4. Arbeiterfürsorge und -wohlfahrt.
   a) Im allgemeinen.
   b) Arbeitsvermittlung, Arbeitsnachweis.
   c) Arbeiter-Bildung: s. auch Pädagogik.

XII. Siedlungswesen.

1. Allgemeines.
   a) Zur Geschichte des Siedlungswesens.
   b) Siedlungswesen im allgemeinen (Schmude).
   c) Bodenreform.
   d) Gartenstadtbewegung.
2. Einzelne Gebiete des Siedlungswesens.
   a) Landschaft. Ihre Gestaltung durch den Menschen (Schultze-Naumburg).
   b) Dorf-Siedlung.
   c) Gartengestaltung — Kleingärtenanlage.
   d) Hausbau (s. auch Technik).
   e) Die Wohnung (ihre Kultur).
   f) Wohnungsausstattung.
   g) Friedhofsgestaltung.

XIII. Frauenfrage.

1. Allgemeines.
   a) Ursachen der Frauenbewegung.
   b) Zur Geschichte der Frauenbewegung.
   c) Gesamtdarstellungen der Frauenbewegung.

d) Gesammelte Aufsätze und vermischte Schriften zur Frauenfrage.
e) Gesamtdarstellungen zur Frauenfrage.

2. Einzelne Probleme zur Frauenfrage.
a) Die Frau und das geistige und ästhetische Leben.
b) Frau und Gesundheit.
c) Stellung der Frau im Staate und in der Gesellschaft.
d) Frauenarbeit.
e) Frauenorganisation.
f) Frauenrecht.

3. Die Frau in der Ehe (als Mutter und Gattin).
a) Die Frau als Mutter.
Zur Geschichte.
Aufgaben der Frau als Mutter.
b) Die Frau als Gattin.
Die körperlichen und seelischen Grundlagen der Ehe.
Das Ziel der Ehe: Ehekunst und Eheglück.

Bildungspflegliche Sonntagsfeiern auf dem Lande.

Von Chr. Kock in Bohnert, Kreis Eckernförde.

Auch im Winterhalbjahr 1924/25, dem sechsten für unsre Arbeit, ist es uns vergönnt gewesen, unsre „Sonntagsfeiern" zu gestalten. Wenn die Besucherzahl als maßgebend angesehen werden darf, so läßt sich sagen, daß in unserm örtlichen Kreise das Interesse für die Feiern noch gewachsen ist. Schwankte sie in den vorhergehenden Jahren zwischen 68 und 150, so im letzten Halbjahr zwischen 120 bis 170 bei einer Gesamteinwohnerzahl der Schulgemeinde von nicht ganz 300 Seelen. Allerdings erschienen jedesmal auch 10 bis 20 Besucher aus der weiteren Umgebung Bohnerts. Bei mehreren Feiern war der Andrang so stark, daß unser Schulzimmer mit rund 70 Quadratmetern Bodenfläche, das uns regelmäßig als Versammlungsraum dient, die Hörergemeinde, die sich aus allen Volksschichten bildet, kaum fassen konnte. Die einzelnen Veranstaltungen gewannen dadurch besonders Zugkraft und Wert, daß in selbstloser Hingabe sich bewährte auswärtige Kräfte in den Dienst unsrer schönen Aufgabe gestellt hatten, die Herren Studienrat Dr. Lehmann aus Eckernförde, Lehrer Alfred Lorenzen aus Eckernförde, Stadtbibliothekar Jungclaus aus Kiel, sowie Frau Adler aus Eckernförde. Ihnen allen gebührt unser Dank.

I.

Storm-Feier am 2. November 1924.

1. Lied: Brüder, reicht die Hand zum Bunde (gemeins. 2stimm. Sang).
2. Gedichte von Storm:
a) Abseits (junges Mädchen).
b) Abschied (Lehrling).
3. Lied: Heimat von Herm. Green (gemeins. 2stimm. Sang).
4. Vortrag: Theodor Storm (Studienrat Dr. Lehmann aus Eckernförde).
5. Lied: Ik wull wi weern noch kleen, Jehann (2stimm. Schülerchor).
6. Gedichte von Storm:
c) Im Herbste (51jähriger Bauer).
d) Die Zeit ist hin (Dienstmädchen).
e) Elisabeth (junges Mädchen).
7. Vorlesung: Immensee (Dr. Lehmann).
8. Lied: De Welt is rein so sachen (gemeins. 2stimm. Sang).

---

*) Vergl. „Bücherei und Bildungspflege" 1924, Heft 6, S. 273.

II.

Lichtbilder-Vortrag „Unser schöner Kreis“ (Eckernförde) am 30. November 1924.

1. Lied: Umrauschen auch Freuden und Glanz unsern Sinn von Freiligrath (2stimm. Schülerchor).
2. Gedicht: Fremde Heimat von Hans Anton Schütt (Dienstmädchen).
3. Lichtbilder-Vortrag (40 Bilder und Vortrag vom † Lehrer Alfred Lorenzen aus Eckernförde).
   a) Erste Abteilung: Die Stadt (Lageplan, Ansichten aus der Ferne).
   b) Zweite Abteilung: Geschichte.
      1. Hünengräber.
         Gedicht: Die Heidenschlacht von Aug. Freudenthal (Lehrling).
      2. Christian VIII.
         Gedicht: Füer gegen Füer! von Joh. Meyer (Schuhmachergehilfe).
      3. Das Rathaus.
         Gedicht: Un as de Rat to Rathus gohn von Joh. Meyer (junges Mädchen).
      4. Preußers Grab.
         Gedicht: Un weller gaht de Klocken von Joh. Meyer (junges Mädchen).
4. Lied: Schleswig-Holstein Nr. 1, 2 und 7 (gemeins. 2stimm. Sang).
5. Lichtbilder-Vortrag (Fortsetzung).
   c) Dritte Abteilung: Die Eckernförder Kirche.
   d) Vierte Abteilung: Fischerei und Fischindustrie.
      Lied: De Fischer von Klaus Groth (2stimm. Schülerchor).
   e) Fünfte Abteilung: Badeleben.
      Gedichte: Ostseelieder von Theodor Souchay (Schülerin).
   f) Sechste Abteilung: Ausflüge ins Land.
      1. Buchenwald.
         Lied: So scheiden wir mit Sang und Klang von Hoffmann v. Fallersleben (2stimm. Schülerchor).
      2. Herrensitze.
      3. Räucherkate.
         Gedicht: Min Stammhus von Müller-Suderberg (Jungbauer).
   g) Siebente Abteilung: Die Eckernförder Bucht.
      Gedicht: An de Seekant von Emanuel Gurlitt (Schüler).
   h) Achte Abteilung: Blick von den Hüttener Bergen.
      Lied: Klein sind deine Berge von Green (gemeins. 2stimm. Sang).

III.

Schleswig-Holstener Land un Lüd (25. Januar 1925). (Programm von Stadtbibliothekar Jungclaus-Kiel.)

1. Groth: Min Vaderland (gespr. von Stadtbibliothekar Jungclaus-Kiel).
2. Green: Heimat (2stimm. gesungen von jungen Mädchen).
3. Lau: Op'n Schönbarger Karktorn (Vorlesung, Jungclaus).
4. Groth: De Jäger (gemeins. 2stimm. Sang).
5. Groth: Dat Moor (Jungbauer).
6. Fehrs: De Heidblom (2stimm. Schülerchor).
7. Storm: Meeresstrand (Dienstmädchen).
8. Groth: Ol Büsum (Schüler).
9. Groth: De Fischer (2stimm. Schülerchor).
10. Frenssen: Lütte Witt, 1. Kapitel (Vorlesung, Jungclaus).
11. Fehrs: De Burlad, aus „Maren“ (Vorlesung, Jungclaus).
12. Wisser: De Bur un de Professor (Vorlesung, Jungclaus).
13. Fehrs: Sünnabend (Vorlesung, Jungclaus).
14. Groth: De Welt is rein so sachen (gemeins. 2stimm. Sang).

IV.

Das Volkslied (1. März 1925).

1. Lied: So viel Stern' am Himmel stehen (junge Mädchen, 2stimm.).
2. Lied: Zu Straßburg auf der Schanz' (2stimm. Schülerchor).
3. Gedicht: Deutsches Lied von v. Zedlitz (Lehrling).
4. Lied: Es waren zwei Königskinder (2stimm. Schülerchor).
5. Lied: Jetzt gang i ans Brünnele (junge Mädchen, 2stimm.).
6. Lied: Tränen hab' ich viele, viele geweint (2stimm. Schülerchor).
7. Vortrag: Das Volkslied (Lehrer Kock).
8. Lied: O Straßburg (2stimm. Schülerchor).
9. Lieder zur Laute (Frau Adler, Eckernförde).
   a) Lilofee.
   b) Schön Rotraut.
10. Lied: Morgen muß ich fort von hier (junge Mädchen, 2stimm.).
11. Lieder zur Laute (Frau Adler).
   c) Der Spielmann.
   d) Ich hab' die Nacht geträumet.
   e) Was hab' ich denn meinem Feinsliebchen getan.
12. Lied: Ein Jäger aus Kurpfalz (2stimm. Schülerchor).
13. Lied: Das Lieben bringt groß' Freud' (junge Mädchen, 2stimm.).
14. Lied: Es, es, es und es, es ist ein harter Schluß (2stimm. Schülerchor).
15. Lied: Muß i denn zum Städtele hinaus (junge Mädchen, 2stimm.).
16. Lieder zur Laute (Frau Adler).
   f) Anne Marie, kumm danz mit mi.
   g) De sware Kunst (Stinde).
   h) Lütt Anna Susanna.
   i) Un wenn min Hanne lopen kann (Groth).
   k) Tanzliedchen:
      Wenn hier en Pott mit Bohnen steiht.
      Grotvader-Danz.
      Kaffeekannen-Walzer.
   l) Spinn, min leeve Dochder.
   m) Nu lat uns singen dat Abendleed.

Aus dem belgischen Büchereiwesen.

Von Dr. Erwin Ackerknecht, Stettin.

Während in Holland eine moderne Büchereibewegung (nach amerikanischem Vorbild) schon vor dem Krieg im Gange war, kann man in Belgien von einer solchen erst seit Beginn dieses Jahrzehntes reden. Und wie in der Tschecho-Slowakei, so steht auch in Belgien gleich an ihrem Beginne eine gesetzliche Regelung der Büchereiverhältnisse (während in Dänemark und Schweden die Büchereigesetzgebung bekanntlich erst erfolgte, als sich das Büchereiwesen schon in der öffentlichen Meinung durchgesetzt hatte). Das ist eine nicht ganz ungefährliche Sachlage. Mindestens verpflichtet sie die Führer des Büchereiwesens dazu, rasch die nötigen Ausbildungsgelegenheiten und literarischen Hilfsmittel zu schaffen, um jedem nebenamtlichen Büchereiverwalter und den zahlreichen Büchereianwärtern die in anderen Ländern erarbeiteten fachmännischen Erfahrungen und die Ergebnisse eigenen Nachdenkens mitzuteilen und so eine treibhausmäßige Verwucherung des jungen Büchereiwesens zu verhüten.

Da ist es denn erfreulich, daß den belgischen Büchereibeflissenen unlängst ein Lehrbuch geschenkt worden ist, das unter referierender Heranziehung englisch-amerikanischer, holländischer und französischer Büchereierfahrungen eine bis ins

Einzelnste gehende Anweisung für die belgische Büchereipraxis darstellt.*). Sein Verfasser, J. van Meel, ist Büchereiinspektor und Sekretär der provinziellen Büchereikommission von Antwerpen, also bodenständiger Praktiker, was man dem ungemein fleißigen Buche zu seinem Vorteile überall anmerkt. Leider zeichnet sich weder die Auffassung noch die Darstellungsweise van Meels durch Eigenart aus, und so sind denn die ersten Kapitel, in denen er ohne Voraussetzung irgendwelcher Fachkenntnisse über die Grundfragen der Bibliographie, des Buchgewerbes, der Büchereiverwaltung und der bibliothekarischen Berufseignung spricht, nur für den Neuling ergiebig. Anders steht es mit den Kapiteln, in welchen van Meel die Einzelgebiete des Büchereiwesens bespricht. Da ist zwar auch das eine oder andere Kapitel ziemlich nichtssagend, aber die meisten bieten doch reiche Belehrung, für den deutschen Leser insbesondere interessante Einblicke in den gegenwärtigen Stand, die Entwicklungsgrundlagen und die Entwicklungstendenzen des belgischen Büchereiwesens. Es seien zunächst, um über Inhalt und Gliederung des gesamten Werkes einen Überblick zu bieten, die Kapitel namentlich aufgeführt: Einnahmequellen, behördliche Anerkennung von Büchereien, Räume und Mobiliar, Benutzungsordnung, Erziehung zum Lesen, Grundsätze der Bücherauswahl und Buchpflege, Inventarisierung der Bücher und des Mobiliars, Klassifikation und Signierung, Katalogisierungsregeln und Druckkatalog, historische und volkskundliche Sammlungen (wir würden sagen: heimatkundliche Abteilung), Leserkarten, Ausleihedienst und Statistik, sanitäre Maßnahmen, Reorganisation veralteter Büchereien (ein auffallend mageres Kapitel!), Archiv der Bücherei (Aktenbestand usw.), Statistik und Berichterstattung, Werbetätigkeit, Verbände von Büchereien und von Bibliothekaren, Feuerversicherung, technische und landwirtschaftliche Büchereien und Blindenbüchereien, Kinderlesehallen und Jugendbüchereien, Lese- und Arbeitssäle, Wanderbüchereien. Eine Liste der wichtigsten einheimischen und fremdländischen Schriftsteller, sowie eine Liste der für den Büchereimann wichtigsten Zeitschriftenredaktionen beschließen den Band, dem übrigens auch etwa zwei Dutzend an sich interessante, aber bemerkenswert schlecht wiedergegebene Photographien aus belgischen, amerikanischen, englischen und holländischen Büchereien auf besonderen Tafeln eingefügt sind.

Es dürfte für die Leser unserer Zeitschrift nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie man in Belgien die organisatorisch-technischen und pädagogischen Aufgaben angefaßt hat, mit denen wir in Deutschland seit Jahrzehnten in Praxis und Theorie ringen. Und da ist vorweg zu sagen, daß von der uns deutschen Volksbibliothekaren so gewohnten Volksbildungsproblematik hier nichts zu spüren ist. Es hängt gewiß mit der katholischen Grundlage des belgischen Geisteslebens zusammen, daß man in van Meels Buche alle pädagogischen Fragen der Büchereiarbeit durchaus konventionell — man möchte sagen: im Sinne kluger Herkömmlichkeit und ohne alle revolutionären Untertöne — behandelt findet. Wichtig und lehrreich sind dagegen, wie überall, wo eine gesetzliche Regelung des Büchereiwesens stattgefunden hat, die organisatorisch-technischen Gesichtspunkte, die bei der Darstellung einheimischer Büchereiverhältnisse zum Vorschein kommen.

Von den in van Meels Lehrbuch enthaltenen Büchereistatistiken der einzelnen (neun) belgischen Provinzen will ich hier aus räumlichen Gründen nichts wiedergeben. Es sei jedoch wenigstens aus den zusammenfassenden Angaben mitgeteilt, daß beim Inkrafttreten des Büchereigesetzes, im Sommer 1921, 1500 Gemeinden in Belgien noch keine öffentliche Bücherei hatten und daß unter den vorhandenen 1600 Büchereien „nur sehr wenige waren, die so ausgestattet, organisiert und verwaltet waren, wie es sich gehört". Mehr als 600 von ihnen hatten noch nicht 300 Bände, ungefähr 250 hatten deren mehr als 1000 und

---

*) Van Meel, J.: Bibliothèques, Salles de Lecture, Bibliothèque d'enfants, Bibliothèques techniques et circulantes. Traité théorique et pratique. Anvers: Veritas 1924. (XV, 288 S.) — In einer ersten, weniger umfangreichen Ausgabe ist das Werk schon 1921 erschienen und nach der Mitteilung seines Verfassers in wenigen Monaten vergriffen gewesen.

nur 46 Büchereien hatten mehr als 3000 Bände.*). Seither sind 200 Büchereien neu organisiert worden, 2092 Gesuche um Anerkennung sind eingereicht und von diesen wiederum sind 1370 genehmigt worden (nämlich 355 kommunale Büchereien, 68 adoptierte und 884 freie). Außerdem wurden in einem Dutzend der größten belgischen Städte Lesesäle eröffnet und in Antwerpen, Brüssel, Gent, Frameries und Tirlemont auch Kinderlesehallen. Staat und Provinzen wetteifern in der Gewährung von Unterstützungen. Jener hat allein schon im Jahre 1923 für Personalzuschüsse gegen 400 000 Franken, für Zuschüsse zu den Bücheranschaffungen, zur Einrichtung von Büchereiräumen, zur Unterhaltung von Lesesälen usw. fast 1 100 000 Franken, zusammen also fast 1½ Millionen Franken ausgegeben; von diesen hat z. B. die Provinz Antwerpen allein in demselben Jahre 110 000 Franken für Büchereizuschüsse aufgewandt.

Eingehende Beachtung durch den deutschen Leser verdient alles, was in dem Buche über die Büchereigesetzgebung in Belgien berichtet wird. Und das ist nicht wenig. Gibt doch van Meel nicht nur in einem besonderen Anhange das Büchereigesetz vom 27. Juni 1921 und die einschlägigen königlichen Erlasse vom 17. Oktober 1921, von denen gleich die Rede sein wird, in vollem Wortlaute wieder, sondern er spricht auch in mehreren Kapiteln des Textes einzelne Hauptbestimmungen durch, ergänzt sie durch ministerielle Ausführungsbestimmungen und macht Vorschläge zur Weiterentwicklung und Verbesserung der gesamten staatlichen Anordnungen auf dem Gebiete des Büchereiwesens.

Wenden wir uns also zunächst dem Büchereigesetz selbst zu.

Da wird erst festgestellt, daß die staatlichen Vorteile nur solchen öffentlichen Büchereien zugewendet werden können, die entweder von Gemeinden begründet und verwaltet (kurz „kommunale Büchereien" genannt) oder von Gemeinden übernommen worden sind (kurz „adoptierte Büchereien" genannt) oder sich in der Hand von Vereinen, Privatpersonen usw. befinden (kurz „freie Büchereien" genannt) und die den staatlichen Anforderungen genügen (s. unten). Es wird dann weiterhin verordnet, daß Gemeinden ohne öffentliche Büchereien (im Sinne des Gesetzes) verpflichtet sind, eine solche zu schaffen, sobald ein Fünftel der wahlberechtigten Einwohner es verlangt. (Eine spätere Ausführungsbestimmung schreibt überdies vor, daß die Bücherei drei Monate nach Einreichung der Forderung bei der Gemeindeverwaltung eröffnet sein müsse.) Wo die Errichtung je einer eigenen Bücherei nicht durch den Umfang des vorhandenen Bedürfnisses gerechtfertigt erscheint, können durch königlichen Erlaß mehrere Gemeinden zur Gründung oder Adoptierung einer gemeinsamen Bücherei (kurz „interkommunale Bücherei" genannt) berechtigt werden. Jede Gemeindeverwaltung muß zur Unterhaltung der von ihr verwalteten Büchereien mindestens 25 Centimes auf den Kopf der Bevölkerung aufwenden**). Auch darf keine Gemeindeverwaltung eine kommunale Bücherei eingehen lassen oder die Übernahme einer adoptierten Bücherei rückgängig machen, ohne daß der betreffende Gemeindebeschluß vom König bestätigt worden ist.

Als öffentliche Bücherei im Sinne des Gesetzes gilt eine Bücherei nur dann, wenn sie folgende Bedingungen erfüllt:

1. Sie muß in einem geeigneten Raum untergebracht sein.

---

*) Wenn man überdies berücksichtigt, wie bescheiden bei solchen Zahlenangaben in behördlichen Statistiken über provinzielle Büchereien der Prozentsatz der äußerlich und innerlich brauchbaren Bände zu sein pflegt, so muß man in der Tat sagen, daß es hohe Zeit war, diesem dicht besiedelten Industrielande wenigstens die wirtschaftlichen und organisatorischen Voraussetzungen für eine zeitgemäße Entwicklung seines Büchereiwesens von Staats wegen zu schaffen und damit den stärksten Anstoß für seine weitere bildungspflegliche Entwicklung zu geben.

**) Ein Mindestsatz, der nach der Meinung van Meels dringend der Erhöhung bedarf, besonders bei den Gemeinden zwischen 1000 und 10 000 Einwohnern.

2. Sie muß eine Mindestzahl von Büchern besitzen und eine Mindestzahl von Entleihungen geleistet haben. (Spätere Erlasse stufen folgendermaßen ab: Gemeinden bis zu 1000 Einwohner müssen mindestens 100 Bände Bestand und Jahresausleihe — diese beiden Bandzahlen sind immer gleichgesetzt — nachweisen, Gemeinden von 1000—10 000 Einwohnern*) mindestens 300 Bände, Gemeinden von mehr als 10 000 Einwohnern mindestens 800 Bände. Diese Mindestzahlen müssen sich jeweils spätestens fünf Jahre nach der staatlichen Anerkennung der Bücherei auf 300, 800 und 1500 Bände erhöht haben, sonst wird die Anerkennung rückgängig gemacht und die Bücherei gilt weiterhin nicht mehr als öffentliche Bücherei im Sinne des Gesetzes. Auf die genauen Bestimmungen über die Zählgrundlagen — was gilt als Band? — über die Nachprüfung der Richtigkeit dieser Zahlen durch die staatlichen Aufsichtsbehörden usw. kann ich hier aus Raummangel nicht eingehen.)
3. Sie muß allgemein zugänglich sein. (Was spätere Ausführungsbestimmungen ausdrücklich durch die Forderung ergänzen, daß sie die Aufschrift „Öffentliche Bücherei", nebst Angabe der Öffnungszeiten und mit dem Zusatz „Eintritt frei", tragen müsse.)
4. Sie muß kostenlos zugänglich sein, abgesehen von einer geringen Gebühr für Entleihungen nach Hause. (Spätere Ausführungsbestimmungen geben als Norm 10 Centimes für den Band an und verfügen, daß diese Einnahmen nur für die Vermehrung und Erhaltung des Bücherbestandes verwendet werden dürfen. Für teure Werke wird ausdrücklich eine höhere Leihgebühr erlaubt; sie muß aber von der Büchereiinspektion genehmigt und in der Bücherei angeschlagen sein.)
5. Sie muß in Orten von weniger als 3000 Einwohnern mindestens einmal, in Orten von 3000—20 000 Einwohnern mindestens zweimal, in allen übrigen mindestens dreimal in der Woche je zwei Stunden für die allgemeine Benutzung geöffnet sein. (Zwischen Öffnung des Lesesaales und Öffnung der Ausleihe wird hier nicht unterschieden.)
6. Sie muß sich der Inspektion durch den Staat unterwerfen. (Wenn sie auf Unterstützung seitens der Provinzialverwaltung rechnet, natürlich auch der Inspektion durch provinzielle Büchereiinspektoren, wovon wir aber weiterhin bei unserer Besprechung der Büchereiinspektion absehen.)
7. Sie muß von einem männlichen oder weiblichen Bibliothekar belgischer Nationalität verwaltet sein, der im Besitze eines Eignungsscheines (certificat d'aptitude, Näheres s. unten) ist, sofern er nicht durch Ministerialerlaß davon befreit wurde. Von rechtswegen befreit sind die Besitzer des Diploms für den Unterricht an höheren Lehranstalten und binnen drei Jahren nach der Bekanntmachung dieses Gesetzes auch die Besitzer eines Diploms für den Unterricht an Lehrerseminaren. (Spätere Erlasse verfügen, daß Bibliothekare, die nicht im Besitz eines Eignungsscheines sind und auch nicht Dispens erhalten haben, im Amte bleiben dürfen, aber nicht die volle Summe erhalten, welche der Staat zu den Bibliothekarsgehältern zuschießt. Neue Bibliothekare ohne Qualifikation im Sinne des Gesetzes sollen an anerkannten Büchereien künftig überhaupt nicht mehr angestellt werden.)

Am Schluß wird noch eine Regelung aller organisatorischer Einzelfragen durch besondere Erlasse angekündigt, bezüglich der Staatsunterstützungen aber bereits grundsätzlich festgestellt, daß sie teils in barem Gelde, teils in Büchersendungen geleistet werden sollen und daß dabei die Bücherauswahl im Einvernehmen mit der einzelnen Büchereiverwaltung vorgenommen werde.

Aus den Erlassen sei, in Ergänzung der oben schon beiläufig gemachten Angaben, wenigstens noch folgendes mitgeteilt:

---

*) Diese „zweite Kategorie" sollte nach van Meels Meinung aus praktischen Gründen geteilt werden in Gemeinden von 1000—5000 und von 5001 bis 10 000 Einwohnern.

Zur Erlangung des Eignungsscheines hat sich der Büchereianwärter einem Lehrgange mit abschließendem Examen zu unterziehen. Lehrgang und Examen werden vom Kultministerium (Ministère des Sience et des Arts) auf Antrag des Büchereirates (Conseil supérieure des Bibliothèques publiques) veranstaltet. Der Studien- und Prüfungsplan ist durch besonderen Ministerialerlaß festgelegt und bei van Meel in vollem Umfange abgedruckt. Die Lehrgänge finden in den Provinzialhauptstädten statt, und zwar ursprünglich an sechs Tagen während der Pfingstferien, neuerdings an den Freitag- und Sonnabend-Nachmittagen des Monats Juni, um „weder die Teilnehmer noch die Vortragenden zu überbürden". Van Meel meint mit Recht, daß die Zahl von insgesamt 12 Lehrgangsstunden, die dabei herauskommt, verdoppelt werden müsse, schon damit der Lehrplan um einige wesentliche Lehrgegenstände (besonders die sehr stiefmütterlich behandelte Literaturgeschichte) vermehrt werden könne. Ein Lehrgang wird nur dann abgehalten, wenn sich mindestens 30 Teilnehmer finden, welche die Einschreibegebühr von 10 Franken erlegen. Die Lehrgänge werden im französischen Sprachgebiet französisch, im flämischen flämisch, in Brüssel in beiden Sprachen gehalten. Das Mindestalter für die Zulassung zum Examen, das im Mai und im September in Brüssel abgehalten wird und übrigens auch ohne Besuch des Lehrganges gemacht werden darf, ist 19 Jahre. Van Meel schlägt dafür 21 Jahre vor und verlangt auch die Festsetzung einer Vorbereitungszeit, wohl nach Art unserer Praktikantenzeit. Auf die Zusammensetzung des Lehrerkollegiums der Kurse und der Examenskommission, auf die Frage ihrer Honorierung usw. gehen wir hier nicht weiter ein. Nur das eine sei noch erwähnt, daß außer dem Kultministerium auch das Justizministerium innerhalb seiner Ausbildungslehrgänge für den Wohlfahrtsdienst (service social) eine Möglichkeit zum Erwerb der Berechtigung für den Büchereidienst bietet, nämlich durch sein Diplom für sozialen Hilfsdienst (auxiliaire social), das eine Sondergruppe für Büchereidienst vorsieht. (Das interessante Ausbildungsprogramm dieser Gruppe ist ebenfalls bei van Meel abgedruckt.)

Zu den Gehältern der Bibliothekare — einerlei ob es sich um haupt- oder nebenamtliche Bibliothekare handelt — gibt der Staat Zuschüsse in folgender Höhe: Bei Büchereien mit einmaliger Öffnung der Ausleihe in der Woche gibt der Staat einem diplomierten Stelleninhaber 150 Franken im Jahre zu, einem undiplomierten 75 Franken, bei zweimaliger Öffnung 300 Franken bezw. 225 Franken und bei dreimaliger 450 Franken bezw. 375 Franken. Beim heutigen Wert des Franken ist das natürlich eine sehr geringe Summe, und es scheint, daß auch die anderweitige Vergütung der Bibliothekare (durch Gemeinde und Vereine) noch recht niedrig ist, wie das ja auch bei uns in der ersten Zeit der neuen Büchereibewegung der Fall war; wenigstens sagt van Meel ausdrücklich, daß es eine der nächsten Aufgaben sei, eine Erhöhung der Bezahlung des Büchereipersonales zu bewirken.

Bezüglich der sonstigen Aufwendungen, welche der Staat für die einzelnen Büchereien macht, wird bestimmt, daß mindestens die Hälfte der verfügbaren Mittel zur Vermehrung der Bücherbestände der anerkannten Büchereien zu verwenden sei.

Ferner wird verordnet, daß eine staatliche Büchereizeitschrift als Beilage zu dem amtlichen Publikationsorgan (Bulletin) des Kultministeriums erscheint. Sie soll nicht nur Nachrichten über die belgische Büchereibewegung bringen (Listen der anerkannten Büchereien, Statistiken, Inspektionsberichte, Katalogtypen usw.), sondern auch Bücherbesprechungen, Hinweise auf besonders beliebte Literatur und dergleichen.

Je ein besonderer Erlaß beschäftigt sich mit dem siebengliedrigen Büchereirate, dessen Aufgaben ungefähr denen entsprechen, die wir in dieser Zeitschrift wiederholt als Aufgaben einer „Zentrale für Volksbücherei" erörtert haben, und mit dem Inspektionsdienst. Dabei wird nicht nur die Zusammensetzung der beiden Körperschaften bestimmt, sondern es finden sich auch genaue Angaben über Gehälter, Reisevergütungen, Tagegelder usw. Bezüglich der staatlichen Büchereiinspektoren (es sind zurzeit ein Generalinspektor, ein Inspektor 1. Klasse und 4 Inspektoren 2. Klasse), denen übrigens jegliches Nebenamt untersagt ist, sei hier noch bemerkt, daß jeder sämtliche Büchereien seines Ressorts

jährlich mindestens einmal inspizieren und über das Ergebnis an das Kultministerium berichten muß. Darüberhinaus hat er als Berater bei Büchereigründungen und sonst als Vorkämpfer für das Büchereiwesen und seine zutreffende Beurteilung durch die öffentliche Meinung zu wirken. Van Meel gibt übrigens auch noch ein genaues Personalverzeichnis der gesamten gegenwärtigen staatlichen Büchereiverwaltung Belgiens (der Mitglieder des Büchereirates, der Büchereidezernenten und -referenten im Kultministerium und der Büchereiinspektoren).

Bezeichnend für die belgischen Büchereiverhältnisse sind weiterhin die Satzungen für örtliche Büchereikommissionen, die Satzungen des belgischen Büchereiverbandes in Ermeton-sur-Biert (Namur)*) und die Muster für Benutzungsordnungen und Formulare aller Art, welche van Meel mitteilt. Noch mehr als bei den gesetzlichen Bestimmungen hat man hier den Eindruck, daß das belgische Büchereiwesen vorerst noch reichlich umständlich und bürokratisch — wenigstens auf dem Papier — geregelt ist. (Wahrscheinlich, weil es an einer einheimischen modernen Büchereitradition fehlte,**) als man daran ging, organisatorische Richtlinien auszuarbeiten.) Besonders fällt uns das auf, wenn wir bedenken, daß das van Meelsche Buch doch ganz überwiegend für Verwalter mittlerer und kleinerer Büchereien — und solche, die es werden wollen — bestimmt ist. Am unheilvollsten scheint mir, daß man dem Büchereileiter, von dem van Meel mit Recht fordert, daß er „eine aktive Rolle, mit einem Wort ein wahres Apostolat ausüben soll", so wenig Selbständigkeit einräumt, wenigstens auf dem Papier. Ein tüchtiger Volksbibliothekar, ob haupt- oder nebenamtlich, ob männlich oder weiblich, wird sich niemals mit der Rolle eines Funktionärs irgendwelcher Kommissionen begnügen. Hier wird die Entwicklung hoffentlich in ein bis zwei Jahrzehnten die Notwendigkeit einer Akzentverschiebung zu Gunsten der Fachleute, welche die bodenständige Arbeit leisten, erweisen. Da, wo Bücher und Leser zusammenkommen, wird letzten Endes stets die Hauptverantwortung für das Büchereiwesen getragen, also auch die größte Freiheit des Handelns eingeräumt werden müssen — immer vorausgesetzt freilich, daß es sich um vollgültige, zeitgemäße Büchereiarbeit handelt.

Bemerkenswert ist schließlich, daß das Deweysche Klassifikationsschema als maßgebend angesehen, für die amtlichen Statistiken aber auf sechs Hauptabteilungen zusammengezogen wird; daß die Provinzialverwaltungen und der Staat namentlich die Einrichtung technischer und landwirtschaftlicher Fachbüchereien (mit Lesesaal) sowie die Beschaffung von Desinfektionsapparaten, von denen van Meel ausführlich spricht, durch Zuschüsse fördern; daß bei der Erörterung der Aufbewahrungsaufgabe der Bücherei (Heimatkunde, Kriegssammlungen) zwar sehr weitgehende Anforderungen gestellt, aber das Problem einer notgedrungenen Zweiteilung des Betriebes nach Erreichung eines gewissen Betriebsumfanges noch nicht geahnt wird; daß die Bedeutung besprechender Druckkataloge, trotz der sonst so häufigen Seitenblicke auf amerikanische Büchereiverhältnisse, nicht erkannt ist***); daß die Frage der Leihgebühr und ihrer Buchung sehr zu kurz kommt und daß schließlich die Wanderbüchereifrage rein empirisch, ohne grundsätzlich-problematische Einstellung behandelt wird.

Ich möchte nicht schließen, ohne den Lesern unserer Zeitschrift noch darüber zu berichten, wie nun in einem solchen Buche deutsche Büchereiverhältnisse und deutsche Büchereikunde sich spiegeln. Zunächst ist festzustellen, daß van Meel sich bemüht, deutsche Verhältnisse zum Vergleiche heranzuziehen (während er z. B. die skandinavischen ganz beiseite läßt). Aber es scheint ihm an eigener Anschauung von deutschen Büchereien und von

---

*) Interessant ist, wie hier fast als einziger kulturpolitischer Gesichtspunkt hervortritt die Verbreitung von Büchern, welche „der christlichen Moral gemäß sind", wie denn auch im Falle einer Auflösung des Verbandes der Erzbischof Primas von Belgien über die Verwendung des Nachlasses bestimmen soll.

**) Aus demselben Grunde wird vielleicht die starke Hervorhebung des Wohlfahrtscharakters und der werbenden Bedeutung der Lesesäle zu erklären sein.

***) Wie übrigens auch nicht die Sonderbedeutung alphabetischer Kataloge (neben den Standortskatalogen).

deutscher Buchliteratur durchaus zu fehlen,*) ja wahrscheinlich sogar an der Kenntnis der deutschen Sprache. Denn sonst wäre es unbegreiflich, warum in seinen (an Fachschriften in französischer, holländischer und englischer Sprache ziemlich reichen) Literaturnachweisen nicht nur die Auswahl deutscher Fachliteratur so lückenhaft und zufällig erscheint, sondern auch die Titel selbst fast alle ungenau, manche aber so entstellt sind, daß sie nur der Eingeweihte errät. Sehr merkwürdig ist ferner z. B., daß van Meel bei der Erwähnung der modernen deutschen Büchereibewegung sagt, es fänden sich „außer den beiden großen Bibliotheken von Berlin und von Bonn gut organisierte Einrichtungen in Bremen, Breslau, Charlottenburg, Darmstadt, Düsseldorf, Elberfeld, Frankfurt und anderwärts". Man sieht ordentlich, wie sich der Verfasser blindlings dem Alphabet anvertraute, wie ihm aber dann bald die Geduld des Abschreibens ausging. Von den bibliothekarischen Vereinigungen Deutschlands nennt er als einzige den Borromäus-Verein. Geradezu unfreiwillig komisch aber ist die Auswahl der besten deutschen Schriftsteller im Anhang, die ich in möglichst wortgetreuer Übersetzung wiederzugeben mir nicht versagen kann:**) „Auerbach, Novellen; Brentano, Gockel und Hinkel; Eichendorff und Freytag, Novellen; Goethe, Deutschlands größter Dichter und zugleich Gelehrter (18. Jahrhundert), Faust, Werther; Grimm, Ausgewählte Märchen für die Jugend; Herchenbach, Hoffmann, Keller, Romane und Novellen; Kaiser, Isabella; Humboldt (19. Jahrhundert), Reisen; Klopstock, Dichter (18. Jahrhundert), Die Messiade; Lessing (18. Jahrhundert), Die Dramaturgie; Ludwig, Otto, Dichter und Romanschriftsteller; Marlitt, Die zweite Frau; May, K., Raabe, Rosegger, Romane; Reuter, Novellen; Schiller, Dichter und Historiker (18. Jahrhundert), Wallenstein, Wilhelm Tell; von Arnim, Novellen; von Scheffel, Historische Romane; von Keppler, Mehr Freude; von Liliencron, Kriegsnovellen; von Münchhausen, Abenteuer; von Suttner, Bertha, Die Waffen nieder!; Weber, Dichter, Dreizehnlinden; Zahn, Romane; Zedlitz, Dichter, und viele andere."

Hoffentlich werden diese Einblicke in die belgischen Büchereiverhältnisse und in das zurzeit wichtigste Dokument belgischer Büchereikunde, die ich hier zu geben mich bemüht habe, wie früher die Berichte über schwedische, dänische, amerikanische und finnländische Büchereifragen, recht vielen unserer Leser zum Anlaß, über unsere eigenen Büchereiaufgaben nachzudenken. Wie ich schon so oft hier und an anderen Orten angedeutet und ausgeführt habe, stehen wir mit der Entwicklung unseres deutschen Büchereiwesens an der Stelle, wo die Schaffung zentraler Umschlagsstellen für unsere Erfahrungen, nebst angeschlossenen Beratungs- und Unterrichtseinrichtungen, aus Gründen der Arbeitsökonomie unabweislich ist. Da ist es denn notwendig — vor allem um einer Überzentralisierung, wie sie in der Leipziger Zentralstelle versucht worden ist, oder einer diktatorischen staatlichen Regelung vorzubauen — daß sich immer wieder alle, die am deutschen Büchereiwesen mitarbeiten, diese organisatorischen Grundfragen gründlich überlegen.

---

*) Auch unter den zahlreichen Bildern des Buches findet sich keines aus einer deutschen Bücherei.

**) Was die Zahl der erwähnten Schriftsteller betrifft, so können wir allerdings zufrieden sein, denn bei russischer Literatur ist als einziger Vertreter Tolstoi mit Anna Karenina aufgeführt, bei dänischer Literatur nur Andersen mit seinen Märchen und ein gewisser Jörgensen (nicht Jürgen Jürgensen) mit seinem „Reisebuch", bei der norwegischen „Björnson, Romane und Verschiedenes, Synnöve Solbaken, Ibsen, dramatischer Dichter, Die Gespenster, Nora" und bei schwedischer „Lagerlöf, Selma, Erzählungen; Nordenskiöld und Sven Hedin, Reisen; Runa (Elisabeth Beskow) Romane, Alles oder Nichts; Strindberg, Romane"!

Lehrgänge und Versammlungen.

Lehrgang der Zentrale für Nordmarkbüchereien.

Nicht theoretischen, sondern praktischen Bedürfnissen ist der achttägige Lehrgang entsprungen, den die Zentrale für Nordmarkbüchereien in Flensburg für die Leiter der ihr angeschlossenen Büchereien veranstaltete. Der Zweck dieser Tagung war vor allem, die Leiter der ländlichen Büchereien in längere persönliche Berührung mit der Zentrale zu bringen und sie tiefer in das Wesen ihrer Arbeit einzuführen, um so ein gemeinsames geistiges Band in der Büchereiarbeit herzustellen. Andererseits aber sollte auch den Kräften der Zentrale der Blick geschärft werden für die inneren und äußeren Schwierigkeiten, mit denen die Büchereiarbeit auf dem Lande zu kämpfen hat. Daß man in den Kreisen der Büchereileiter diese Lehrgänge als durchaus berechtigt erkannt hatte, bewiesen die zahlreichen Meldungen, die zu einer Wiederholung des Lehrganges führten. Bei der Eröffnung der ersten Tagung (27. 7.—1. 8.) waren 32 Teilnehmer anwesend. Der zweite Lehrgang fand anschließend statt; an ihm nahmen weitere 25 Büchereileiter teil.

Die Tagung selbst wurde am Montag, den 27. Juli, durch Landrat Wallroth, den Vorsitzenden des Wohlfahrts- und Schulvereins für Nordschleswig, eröffnet, der im Namen des Vereins die Kursusteilnehmer begrüßte und einen Überblick über die bisher von den Nordmarkbüchereien geleistete Arbeit und ihre Ziele mit dem Dank des Wohlfahrts- und Schulvereins für diese Arbeit verband. Ihm folgte der Leiter der Zentrale Dr. Schriewer. Er kennzeichnete in seinem Vortrage das Problem der Dorfbücherei als das Problem der Bodenständigkeit und sprach das Ziel der ländlichen Büchereiarbeit als ein Bildungsziel an. In unserer Zeit dringe der Geist der Stadt auch auf das Land vor; dieser Erkenntnis dürfe sich auch die Bücherei nicht verschließen, sondern sie müsse ihr Rechnung tragen und sich alle lebendigen Kräfte in dieser Bewegung zunutze machen. Darauf sprach Dr. Langfeldt über „Zwei Arten der Spannung in der Erzählung", indem er zwischen der Spannung durch Neugierde und der durch Sympathie unterschied. Er belegte seine Auffassung durch zwei ausführlich besprochene Beispiele „Der schwarze Kasten" von Erwin Rosen und „Krambambuli" von M. von Ebner-Eschenbach. Mit einer Darstellung des Büchereiwesens in England, Amerika, Dänemark, Schweden, Belgien und in der Tschechoslowakei, aus dem er für Deutschland Schlüsse zog, schloß Dr. Eggebrecht den ersten Tag ab.

Der zweite Tag wurde durch einen Vortrag Dr. Langfeldts über „Die Form der Bücherei als Ausdruck ihrer geistigen Absichten" eröffnet. Darin wurden die praktischen Einrichtungen der Bücherei zu ihrem Ziel, der Erziehung zum Buch, in Beziehung gesetzt. In der anschließenden Diskussion traten folgende Beschlüsse zutage: wo bisher Familienleserkarten gebraucht wurden, da soll zu Einzelleserkarten für aktive Leser, d. h. für Entleiher von wenigstens fünf Büchern im Jahr, übergegangen werden. Außerdem wurde zur Erleichterung der Ausleihe und zur besseren Ausnutzung des Leserkataloges die Herstellung von Wunschzetteln für die Leser angeregt. Dies soll demnächst geschehen. Am gleichen Tage sprach Dr. Schriewer unter Zugrundelegung der Erzählungen „Dat Gaarnmeß" von Timm Kröger und „Das verlorene Taschenmesser" von Hermann Hesse über den Gehalt in der erzählenden Dichtung und stellte die wahre Tiefe in der Krögerschen Erzählung der gewollten Symbolistik in der jüngsten Dichtung gegenüber. Am Nachmittag sprach Stadtbibliothekar Jungclaus-Kiel über die Arbeit mit Jugendlichen in der Bücherei. Unter Heranziehung von Sprangers „Psychologie des Jugendalters" entwickelte er zuerst die Vorbedingungen für die Arbeit mit Jugendlichen und gab dann Grundlinien für die Aufstellung eines Kataloges für eine Jugendbücherei.

Die Reihe der praktischen Vorträge setzte Dr. Schriewer mit Ausführungen über Statistik fort; er zeigte die Grenzen aller Statistik auf und warnte ebensosehr vor ihrer Überschätzung wie vor der Unterschätzung. Statistik sei, so führte Dr. Schriewer aus, sowohl für die Öffentlichkeit als Werbemittel als auch für

den einzelnen Büchereileiter als Maßstab der geleisteten Arbeit notwendig. Gerade für die Büchereiarbeit auf dem Lande sei eine zusammenfassende Statistik, wie die Zentrale sie übe, nicht zu entbehren, da sie bei richtiger Herstellung und Ausnutzung diene zur Klärung der geistigen Grundlagen. An diesen Vortrag schloß sich ebenfalls eine Aussprache an, in der noch vorhandene Unklarheiten klargestellt wurden.

Die Reihe der literarischen Themen setzte Dr. Eggebrecht mit einer Gegenüberstellung von Schäfers Anekdote „Das fremde Fräulein" und der den gleichen Stoff behandelnden Erzählung „Verschollen" von Hans Gäfgen fort. Die beiden Erzählungen wurden auf ihre Form hin betrachtet und daran die Fromgesetze des erzählenden Kunstwerks beleuchtet.

In einem „Gang durch den Leserkatalog" am Donnerstag hob Dr. Langfeldt besonders beachtenswerte Bücher aus den verschiedenen Abteilungen des Besprechungskataloges für die Nordmarkbüchereien heraus und legte ihre besondere Berücksichtigung bei der Ausleihe und Anschaffung nahe. Im Anschluß daran erörterte Dr. Schriewer die Methodik des Kataloges (s. den Aufsatz „Zur Methodik des Leserkatalogs" in diesem Heft).

Am Freitag sprach Dr. Schriewer dann über Vorlesen und Vorleseabende auf dem Lande; er beschäftigte sich vorwiegend mit den in seinem Vorleseheft nicht berücksichtigten Fragen nach der Art des Vorlesens und mit den äußeren Dingen, die bei einem Vorleseabend fördernd oder hemmend mitwirken, wie Zusammensetzung der Hörerschaft, Wahl des Lokals, Zusammenstellung der Programme usw. In der daran anschließenden Aussprache berichteten die Teilnehmer über ihre Erfahrungen bei der Arbeit mit Jugendlichen und bestätigten die Ausführungen Dr Schriewers, daß Vorlesestunden dem Bedürfnis der Jugendlichen weniger entsprechen als gemeinsame Lesung eines Buches mit darauffolgender Besprechung oder gemeinsame Durcharbeitung eines bestimmten Stoffes unter Leitung eines Erwachsenen. Am gleichen Tag sprach Dr. Eggebrecht über Büchereileiter und Buchhandel. Er behandelte die verschiedene Einstellung des Buchhändlers und des Bibliothekars zum Buch, besprach die verschiedenen Arten der Buchwerbung durch den Buchhandel sowie das Besprechungswesen und schilderte den Weg des Buches bis zum Verkauf an den Verbraucher. Im Anschluß an die täglichen, von ihr geleiteten freiwilligen Buchbindeübungen behandelte dann Frau Bibliothekarin Weber das Buch nach Material und Einband und teilte über Papierfabrikation und Einbandstoffe das Wissenswerte mit.

Eine von Dr. Schriewer und Dr. Eggebrecht gemeinsam gehaltene Vorlesestunde über das Thema „Erziehung" schloß am Sonnabend Vormittag die Tagung ab. Das Programm dieser Vorlesestunde sei hier noch angeführt: Schmitthenner: Das Geschenk der Patin; Supper: Der Laubfrosch als Erzieher; Boßhart: Das Pasquill; Hebbel: Höchstes Gebot; Supper: Der Zerlumpte; Schieber: Die Erfüllung; Keller: Erkenntnis.

Mit dem Gefühl der Befriedigung schieden die Veranstalter der Tagung und ihre Gäste von einander. Wenn irgend möglich, beabsichtigt die Zentrale noch in diesem Jahre einen weiteren Lehrgang zu veranstalten.

W. Eggebrecht.

Aus der Beratungspraxis.

Folgender Entwurf ist uns für Beratungszwecke zur Verfügung gestellt worden. Da namentlich Verwalter von kleinstädtischen Büchereien nicht selten zur Erziehung ihrer Leserschaft autoritative Worte heranziehen, glauben wir, mit dem Abdruck dieses Merkblattes manchem unserer Leser Anregung zu bieten. Der eine oder andere Spruch dürfte auch geeignet sein, in guter Zierschrift den Ausleiheraum größerer Büchereien zu schmücken.

Merkblatt fürs Lesen.

„Die guten Deutschen wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe kostet, um lesen zu lernen. Ich habe 80 Jahre dazu gebraucht und kann noch nicht sagen, daß ich am Ziel wäre.“ (Goethe.)

Beurteile kein Buch nach dem Titelblatt oder nach wenigen Seiten, sondern begegne jedem Buche mit Achtung. Vielleicht hat es ein edler Mensch mit Anspannung aller seiner Kräfte geschrieben, vielleicht ist es sein Lebenswerk.

Wenn ein Buch dir nicht gefällt, so denke nicht gleich, daß es nichts tauge. Die Ursache kann auch bei dir liegen. Nicht nur prüfst du das Buch, das Buch prüft auch dich. „Leser, wie gefall ich dir; Leser, wie gefällst du mir.“ (Logau.)

Hüte dich vor dem schnellen, flüchtigen Lesen, es macht alles Gelesene farblos und macht dich nicht wahrhaft froh. Du kommst so nicht dazu, nachsinnend eigene Gedanken aus der Berührung mit dem Geist eines Andern zu gewinnen, und dein Gemüt wird um die Möglichkeit, sich zu erbauen, betrogen.

Wie es die Höflichkeit fordert, daß man einen Menschen, der etwas zu sagen hat, zu Ende hört, so fordert wahre Bildung, daß man ein Buch von Wert ohne Auslassung zu Ende liest.

Lautes Lesen oder Vorlesen vertieft die Wirkung eines Buches. Mache ein Buch zum Mittelpunkt der Familie an langen Winterabenden; das ist gute, deutsche Pflege der Häuslichkeit.

Lies ein Buch auch mehr als einmal. „Was nicht zweimal lesenswert gewesen, das war nicht einmal lesenswert.“ (Rückert.)

„Ein sicheres Zeichen von einem guten Buch ist, wenn es einem immer besser gefällt, je älter man wird.“ (Lichtenberg.)

„Mancherlei Bücher (durcheinander) lesen, macht Verwirrung.“ (Luther.)

Sei darum wählerisch in dem, was du liest. „In Hinsicht auf unsere Lektüre (der sogenannten Modebücher) ist die Kunst, *nicht* zu lesen, höchst wichtig.“ (Schopenhauer.)

„Man muß die Bücher eigen haben, die man recht lesen will; namentlich die ganz guten Bücher, die unbestritten zum Geisteserbe der Menschheit gehören, wo immer möglich selbst zu besitzen, sollte man sich zur Pflicht und zur Ehre rechnen.“ (Hilty.)

L.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Die Schweiz im deutschen Geistesleben.

Unter diesem weitgreifenden Titel gibt der bekannte Berner Literarhistoriker Harry Maync im Verlag von Haessel seit einigen Jahren eine Monographiensammlung heraus,*) die zum größten Teil, trotz des ziemlich kleinen Formates, auch für Volksbüchereien in Betracht kommt. Ich möchte daher, nachdem ich die bisher erschienenen 38 Nummern gelesen habe, hier — nicht nach der zufälligen Nummernfolge, sondern in sinnvoller Gruppierung — aufführen, was für die verschiedenen Größentypen der Büchereien zur Anschaffung empfohlen werden kann. Zuvor aber möchte ich im Rückblick auf die Gesamtheit dessen, was diese Sammlung bietet, bemerken, daß wir es mit einer Schriftenreihe von hohem geistigen Niveau zu tun haben, durch deren Herausgabe sich alle Beteiligten, insbesondere auch der Verlag, ein erhebliches Verdienst um das deutsche Bildungswesen unserer Zeit erworben haben. Und sie kann wohl als glänzende Veranschaulichung der Tatsache dienen, daß die deutsche Schweiz eine der reichsten und glücklichsten deutschen Kulturprovinzen seit Jahrhunderten war und heute noch ist. Möchte die vorliegende Schriftenreihe auch weiterhin im Sinne des Wortes wirken, das Friedrich Nietzsche, ein gewiß allem Kantönli-Patriotismus fernstehender Zeuge schweizerdeutschen Geisteslebens, vor 50 Jahren geschrieben hat: „Immer wieder wachsen dort Alpen- und Alpentalpflanzen des Geistes, und wie man zur Zeit des jungen Goethe sich aus der Schweiz selbst seine hohen deutschen Antriebe holte, wie Voltaire, Gibbon und Byron dort ihren übernationalen Empfindungen nachzuhängen lernten, so ist auch jetzt eine zeitweilige Verschweizerung ein wirksames Mittel, um über die deutsche Augenblicklichkeitswirtschaft hinauszublicken."

Die meisten Bändchen der Sammlung beziehen sich auf das literarische Leben der deutschen Schweiz. Von diesen insgesamt 26 Nummern kommen für kleine Büchereien in Betracht:

Nr. 20. Harry Maync: Gottfried Keller. Sein Leben und seine Werke. Ein Abriß. 90 S.

Diese kleine Keller-Monographie des Herausgebers der Sammlung ist ein leicht überarbeiteter Wiederabdruck seiner Einleitung zu der sechsbändigen Kellerausgabe des Propyläen-Verlages. (Trotzdem werden auch die wenigen großen Büchereien, die im Besitz dieser teuren Ausgabe sind, wohl daran tun, das Bändchen anzuschaffen, um es für eine tiefere geistige Erfassung von Kellers Lebenswerk werben zu lassen.) Für kleine Büchereien, die noch keine Kellermonographie besitzen, dürfte die vorliegende als Ergänzung zu dem neuen biographischen Kellerband des Langewiesche-Verlages (vgl. den laufenden Jahrgang der B. u. B. Seite 128) in erster Linie in Betracht kommen. Besonders lobenswert sind die knappen Charakteristiken der einzelnen Werke Kellers. In einem Nachwort hat Maync einen gewiß jedem Büchereileiter willkommenen Überblick gegeben über neue Keller-Ausgaben und über die wichtigste Kellerliteratur. Unter dieser vermisse ich nur den Briefwechsel mit J. V. Widmann (vgl. 4. Jg. der B. u. B. S. 306).**)

---

*) Die Einzelnummer kostet broschiert 1,40, in Pappe gebunden (leider drahtgeheftet!) 2,— M. Die einzige Doppelnummer, die bisher erschienen ist, kostet broschiert 2,40, in Pappe 3,20 M. und die einzige dreifache Nummer 3,20 bezw. 4,— M.

**) Ich möchte bei dieser Gelegenheit nicht versäumen, als ein besonderes Verdienst des Herausgebers zu preisen, daß sich in allen Bändchen der Sammlung reichliche und sorgfältige Literaturnachweise finden.

Nr. 19. Gottfried Keller: Gedichte. Ausgew. und eingel. von Emil Sulzer-Gebing. 110 S.

Diese Auswahl kommt nur für solche Büchereien in Betracht, die außer dem eben erwähnten Langewiesche-Band noch eine zweite Auswahl Kellerscher Gedichte einstellen wollen. Als solche empfiehlt sie sich namentlich auch durch die Einleitung von Sulzer-Gebing, die das Eigenwüchsige der Kellerschen Lyrik gut hervorhebt. Die Zahl der Gedichte ist ungefähr dieselbe wie bei Langewiesche.

Nr. 36. Robert Faesi: Conrad Ferdinand Meyer. 146 S.

Diese ausgezeichnete Monographie sollte in keiner Bücherei fehlen. Sie gibt zunächst unter dem Titel „Der Dichter" eine Skizze vom äußeren und inneren Werdegang Meyers. „Ein Lebenstag herbstlichen Charakters", wie Faesi treffend zusammenfaßt, „bis in die Nachmittagsstunden in dichtem Nebel liegend und so spät sich lichtend, daß niemand mehr die Sonne erwartet, die glorreich aus den Wolken zu brechen vermag, — für wenige Stunden nur, denn neue Nebel verfrühen das Nachten". Und wir empfinden bei der Betrachtung des staunenswerten Ringens um die Meisterschaft aufs tiefste die Wahrheit des Wortes (aus Meyers „Hutten"):

„Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
je mächt'ger rührt er unsre Menschlichkeit."

In ergreifende Verse des Gebrochenen verklingt das erste Kapitel, das mit liebevollem Verständnis das Wesen unseres Dichters erschließt (wie treffend ist z. B. die Bemerkung über „seine Fernliebe zur großen Politik"!), aber nirgends „idealisiert", sodaß man begreift, warum Gottfried Keller dem Menschen Conrad Ferdinand Meyer nicht gerecht werden konnte. Den Hauptteil des Büchleins machen dann sehr eingehende Charakteristiken der einzelnen Werke Meyers aus, in denen die Zusammenhänge mit dem maskenbedürftigen, vornehm-zarten Grundwesen des Dichters klar aufgezeigt werden. Besonders gut gewählt scheinen mir die Beispiele für die formale Durcharbeitung, die Meyer seinen Gedichten zuteil werden ließ. Das letzte Kapitel „Das Gesamtwerk" gibt dann noch einmal einen eindrucksvollen Querschnitt.

Nr. 2. C. F. Meyer: Gedichte. Ausgew. u. eingel. von Eduard Korrodi. 113 S.

Diese reiche Auswahl (ungefähr 70 Gedichte), bei der die humanistischen Züge der Meyerschen Lyrik — nicht zu ihrem Nachteile — zurücktreten, wird namentlich kleineren Büchereien, denen die Gesamtausgabe zu teuer und (für ihre Leser) zu umfangreich ist, hochwillkommen sein. In den „Bemerkungen zu C. F. Meyers Gedichten", die Korrodi seiner Auswahl vorausgeschickt hat, wird mit Glück versucht, die neuerdings vielfach angefochtene Eigenart der Meyerschen Kunst tiefer zu erklären.

Nr. 6. Jakob Boßhart: Zwei Erzählungen. Ausgew. und eingel. von Hartwig Jeß. 106 S.

Jeß gibt einleitend ein Lebensbild des trefflichen Erzählers, der erst jetzt, nachdem sein an Leiden reiches Leben abgeschlossen ist, außerhalb seiner engeren Heimat bekannt zu werden beginnt. Es folgt dann die Meisternovelle „Das Pasquill", eine Schülertragödie, die namentlich auch zum Vorlesen geeignet ist. Die andere Geschichte „Der Böse" steht trotz ihrer erzählerischen Stärke und ihres erziehlichen Ernstes hinter der ersten Novelle zurück, da sie der letzten künstlerischen Überzeugungskraft in der Zeichnung der Personen (namentlich auch ihrer Gespräche) ermangelt.

Von den Bändchen der Sammlung, welche Themen aus der Geschichte und Kulturgeschichte der deutschen Schweiz behandeln, kommen für kleine Büchereien nur die beiden folgenden in Betracht:

Nr. 13/15. Johannes von Müller: Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft. Ausgew. u. eingel. von Friedrich Gundolf. 298 S.

Die 24 Seiten umfassende Einleitung Gundolfs ist „Johannes von Müllers schweizer Geschichte als Sprachdenkmal" betitelt und erweist überzeugend den

hohen schriftstellerischen Rang Müllers, des „Schweizer Tacitus", dessen aus Begeisterung geborene Geschichtsschreibung, wie bei Tacitus, eigentlich ein „versetztes Handeln" und darum stark rhetorisch gefärbt ist. Besonders fein ist, wie Gundolf den staatlich-tatlichen Charakter der Geschichtsschreibung Müllers und die prachtvolle Altertümlichkeit seiner Sprache aus seinem Schweizertum ableitet und die drangvolle Wucht und Farbigkeit seines Stils mit seinem Klassizismus in Zusammenhang bringt. Die Auswahl der mehr als 70 Stücke, die dann dargeboten werden, ist vorzüglich und wird jeden unverbildeten Leser mit historischem Sinn hinreißen durch die Lebendigkeit ihrer (ganz unmodern monumentalen) Bilder von Persönlichkeiten, historischen Schauplätzen und Vorgängen. Sie schließt äußerst wirkungsvoll ab mit den Charakterbildern von Bruder Claus, den ja neuerdings Federer zum Helden eines Romans gemacht hat, und von Hans Waldmann, dessen Schatten auf Kolbenheyers „Kindheit des Paracelsus" fällt.

Nr. 38. Eduard Ziehen: Friedrich der Große und die Schweiz. 107 S.

Dieses Bändchen bietet viel mehr Allgemein-Interessantes, als der Titel ahnen läßt. Es ist ein kulturgeschichtlicher Querschnitt von reizvollster Buntheit. Obwohl Friedrich der Große nie in der Schweiz war, sind seine Beziehungen zu diesem Lande, zu seinen Bewohnern und — zu seinem republikanischen Geiste erstaunlich mannigfaltig und — fritzisch. Freilich muß dabei vor allem auch als Verdienst des Verfassers gebucht werden, daß er sich keinen der Gesichtspunkte zur Betrachtung seines Themas entgehen ließ. Da sehen wir Friedrich als Landesherrn seinen schweizerischen Staat Neuenburg (heute Neuchâtel) „regieren", erleben seine zahlreichen Beziehungen zu dem von ihm in die Berliner Akademie berufenen Eidgenossen mit, die schon durch ihre Zweisprachigkeit bei ihm einiges voraus hatten, lernen seinen seltsamen Briefwechsel mit Rousseau kennen, der sich in Neuenburg seines Schutzes erfreute, und sind Zeugen seiner Begegnung mit Salomon Landolt, die ja schon Keller in seinen Züricher Novellen erwähnt. Auch die Kehrseite des fridericianischen Militarismus in Gestalt der Rekrutenwerbungen in der Schweiz (vgl. den Armen Mann im Toggenburg) bleibt uns nicht verborgen. Ziehen hat die Anschaulichkeit seiner Darstellung dadurch noch verstärkt, daß er anhangsweise einige literarische Urkunden wiedergegeben hat, von denen als die wichtigste erwähnt sei die Goethesche Übersetzung der prachtvollen, über alle nur-preußische oder gar nur-monarchistische Betrachtungsweise erhabenen Gedächtnisrede, die Johannes von Müller 1807 (in französischer Sprache) in der Akademie der Wissenschaften in Berlin hielt und die ihm bezeichnenderweise von Seiten „schlechter Europäer" (um das Nietzschewort vom „guten Europäer" zu parodieren) viele Anfeindungen eingetragen hat.

Mittlere Büchereien werden von den literarischen Bändchen vor allem noch folgende einstellen:

Nr. 4. Adolf Frey: Lieder und Gedichte. Ausgew. u. eingel. von Gottfried Bohnenblust. 78 S.

Adolf Frey, der Sohn des Volksschriftstellers Jakob Frey, ist in Reichsdeutschland fast nur durch das bekannt, was er zum Gedächtnis von Meyer und Keller geschrieben hat, deren väterliche Freundschaft er genießen durfte. Daß er selbst ein Künstler von Rang war, haben weite Kreise erst aus den wundervollen Ritornellen erfahren, die kurz nach seinem Tode mit Bildern von Kreidolf erschienen (vgl. 1. Jg. der B. u. B. S. 220). Die vorliegende Auswahl aus seinem lyrischen Gesamtwerk darf als glücklich bezeichnet werden. Sie gibt zugleich ein gutes Bild von seinem tiefernsten, gemütvoll-spröden Wesen. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen, abgesehen von den auch hier wiedergegebenen Blumen-Ritornellen, die Totentanzgedichte (Totentänze in Bild und Wort sind ja fast eine alemannische Spezialität, vgl. Holbein, Stauffer-Bern, Reinacher) und die mundartlichen Gedichte (Aargauer Dialekt), unter denen sich einige befinden, die es an Echtheit und künstlerischer Prägnanz mit Storms „Oewer de stillen Straten" aufnehmen können. Leider ist die pietätvolle Einleitung von Bohnenblust etwas zu wortreich, insbesondere durch Namen, biographische Einzelheiten und Polemik überlastet.

Nr. 12. Heinrich Leuthold: Lyrische Dichtungen. Ausgew. u. eingel. von Emil Sulzer-Gebing. 110 S.

Der Herausgeber hat aus dem umfangreichen Werk des problematischen Dichters „vor allem die rein lyrischen Klänge, die Bekenntnisgedichte, die Lieder der Schönheit, Sehnsucht und Schwermut und die Dichtungen, in denen seine starke Liebe zu Deutschland zum Ausdruck kommt, zusammengereiht". (Der Text ist nach der gereinigten Neuausgabe von Bohnenblust wiedergegeben.) Im Vergleich zu der Lyrik eines Adolf Frey erscheint vieles bei Leuthold künstlich, namentlich mancher Vergleich allzu geistreich. Am frischesten wirken seine Gaselen. Die Einleitung ist von lobenswerter Knappheit.

Nr. 32. Eduard Korrodi: Schweizer Dichtung der Gegenwart. 83 S.

Geistvoll und lebendig gibt hier der Leiter des Feuilletons der „Neuen Züricher Zeitung", der selbst ein wichtiger Faktor des heutigen Literaturlebens der deutschen Schweiz ist (was er aber bescheiden verschweigt), einen großzügigen Überblick über die Schweizer Dichtung der Gegenwart, nachdem er einleitend „die Macht und Grenzen der Väter", vor allem die Nachwirkung Gotthelfs, Kellers und Meyers, erörtert hat. Er charakterisiert zunächst in dem Kapitel „Kantone, Landschaften und Städte" die kulturgeographische Mannigfaltigkeit seines „Materials", wobei besonders aufschlußreich der genius loci des „offenen" Zürich dem des „charakterstolzen" Bern einerseits und dem des „skeptischen" Basel gegenübergestellt wird. Ein besonderes Kapitel ist dann dem „Roman der jüngeren Generation" gewidmet, in dem Jakob Schaffner als die zurzeit größte Erzählerpotenz ausgezeichnet wird. (Befremdlich ist, daß von Schibli überhaupt nicht die Rede ist, obwohl Korrodi in unverkennbarer Freude an der jüngsten schweizerischen Erzählergeneration zahlreiche Namen und Werke nennt.) In dem Kapitel „Die Lyrik" gibt er ziemlich viele interessante Zitate. Seine Hochwertung einzelner Erscheinungen hat mich jedoch nicht durchweg überzeugt. Zuletzt betrachtet er noch in einem ganz kurzen Kapitel „Die Tendenzen der Kritik", d. h. anstatt die nicht vorhandenen bedeutenden schweizerischen Dramatiker der Gegenwart zu preisen, preist er die Kritiker (Literarhistoriker und Essayisten).

Nr. 18. Das Berner Oberland im Lichte der deutschen Dichtung. Ausgew. u. eingel. von Otto Zürcher. 104 S.

Nr. 21. Graubünden in der deutschen Dichtung. Auswahl und Einleitung von Carl Camenisch. 96 S.

Beide Herausgeber geben eine gediegene kultur- und literarhistorische Einführung. Bei der lokalen Abgrenzung ihrer Auswahl sind sie ziemlich weitherzig verfahren, haben es aber verstanden, den Freunden der beiden Landschaften in zeitlicher Folge eine ansprechende Lese von Gedichten und dichterischen Prosastücken zu bieten, die ihnen nebenbei Gelegenheit gibt, manchen Dichter, von dem sie zuvor nichts gewußt haben, vorteilhaft kennen zu lernen. In dem Berner Bändchen werden wir von Haller, Baggesen und Waiblinger bis J. V. Widmann, Adolf Frey und Hesse geleitet, in dem Graubündener von den Landsknechtsliedern bis Scheffel, Meyer, Keller und Nietzsche. Bei diesem Bändchen ist dringend zu wünschen, daß der Herausgeber einer neuen Auflage Paquets wunderbare Schilderung des Rheinursprunges und des oberen Rheintales aus seinem „Rheinbuche" (vgl. 4. Jg. der B. u. B. S. 39 f.) hinzufügt.

Nr. 35. Schweizer Balladen. Ausgew. u. eingel. von Alfred Fischli. 107 S.

Nach einer kurz und gut und ohne „Kantönligeist" orientierenden Einleitung bietet der Herausgeber eine schöne, literarisch ziemlich hochstehende Auswahl von Balladen schweizerischer Dichter. Dabei ist er der Versuchung, Keller, Meyer und Spitteler allzusehr „auszuschlachten", nicht erlegen. Besonders erwähnt sei eine treffliche mundartliche Ballade von Meinrad Lienert. In Hans Rhyn, mit dessen Gedichten „Karl der Kühne" und „Rückzug von Meaux" die Sammlung schließt, lernen wir einen vielversprechenden neuen Balladendichter kennen. In dem Bändchen steht übrigens auch die Ballade „Zu St. Jacob an der Birs",

die einst den jungen Gottfried Keller so begeisterte, als er sie in München von ihrem Verfasser Johann Georg Müller vorlesen hörte.

Nr. 22. Klopstock in der Schweiz. Herausg. u. eingel. von Albert Köster. 68 S.

Nr. 31. Emil Ermatinger: Wieland und die Schweiz. 111 S.

Nr. 34. Cilli Haller: Julie Bondeli. 69 S.

Die beiden erstgenannten Bändchen sind in jeder Hinsicht Gegenstücke: Das Klopstock-Bändchen bleibt trotz aller neckischen Lichter, die aus der vorzüglichen Darstellung von Klopstocks denkwürdigem Züricher Besuch auf den guten Vater Bodmer hinüberspielen, schwärmerisch und feierlich schon dadurch, daß Köster bald Klopstock selbst und seinen Freunden (in Gestalt von Oden und Briefen) das Wort gibt. Das Wieland-Bändchen erzählt, nach einer kulturgeschichtlichen Einleitung, mit munterer Ironie, wie der strebsame junge Wieland, in dem Ermatinger lediglich einen Literaten von großer intellektueller Geschicklichkeit sieht, Bodmern besucht, ihm — im Unterschied von Klopstock — durch tugendsamen Wandel und epigonische „Dichtungen" zwei Jahre lang ein geschätzter Hausgenosse und Jünger zu sein sucht, zuletzt freilich nicht mehr mit vollem Erfolge, wie er dann Hauslehrer wird und einen platonischen Liebesgarten begründet, schließlich aber gerade zur rechten Zeit für seine literarische Karriere von dem Züricher Kreis sich löst und nach Bern übersiedelt, das für ihn nicht mehr eine Epoche wie Zürich, sondern trotz seiner Verlobung mit der geistvollen Julie Bondeli nur eine Episode bedeutet, und wie er schließlich in seine Heimatstadt Biberach entschwindet. Das Bändchen von Cilli Haller ergänzt dann das Wieland-Bändchen in sehr glücklicher Weise, indem sie den gelungenen Versuch macht, „den verblaßten oder auch gänzlich unbekannten Namen Julie Bondelis dem Ohre zugänglich und geläufig zu machen", „in den leeren Rahmen das menschlich vertiefte Bild einer Frau hineinzustellen, die zu den Fähigsten, Charaktervollsten ihres Geschlechts gehört". Wir lernen in ihr, die nicht nur eine Freundin Wielands war, sondern auch Rousseaus und Zimmermanns, auf dem Hintergrund „der Zeit der anmutig geistreichen Oberfläche und des großen verborgenen Ernstes", die zugleich „das goldene Zeitalter Berns" war, eine höchst originelle Persönlichkeit kennen. Dieses oft und lange kränkliche, früh abgestorbene Mädchen war fast eine europäische Berühmtheit, obwohl sie nur Briefe und nie ein Buch oder einen Essay geschrieben hat. Aber diese Briefe, aus denen Cilli Haller ihrer Lebensgeschichte zahlreiche Proben eingefügt hat, wirken auch heute noch als Denkmale einer grundgescheiten, lebendigen, innerlich freien Frau, die sich wundervoll klar auszudrücken verstand („durchsichtig, ohne Spielerei, aber auch nicht ohne Anmut und baulichen Schmuck"). Wie sie, entschieden und besonnen zugleich, zu den noch umstrittenen geistigen Werten ihrer Zeit, z. B. zu Goethes ersten Werken, Stellung nimmt, das ist bewunderungswürdig; und fast noch mehr, daß sich diese anima naturaliter christiana, diese heroische Seele voll Wohlwollen und ohne Bitterkeit, trotz ihrer vielen Leiden jeder religiösen Aussprache enthalten hat.

Von den allgemein-geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Bändchen der Sammlung kommen dann noch für mittlere Büchereien in Betracht:

Nr. 7. Josef Nadler: Von Art und Kunst der deutschen Schweiz. 96 S.

Nr. 29. Josef Nadler: Der geistige Aufbau der deutschen Schweiz (1798—1848). 100 S.

Das erstgenannte Bändchen ist vielleicht das glänzendste der ganzen Sammlung. Sein Verfasser setzt allerdings ein hohes Maß wirklicher Bildung und die Kenntnis der wichtigsten weltgeschichtlichen Ereignisse und Zusammenhänge voraus. Für den also ausgerüsteten Leser aber ist es ein Hochgenuß, die großzügige Skizze vom Werden der schweizerischen Kultur im Wandel der Staatsformen des Schweizervolkes (denn „es führt kein Weg zur Seele dieses Volkes, er ginge denn durch die Geschichte seiner staatlichen Wandlungen") zu betrachten. Nadler zeigt in meisterlichem Rhythmus der Darstellung, wie „ein lebendiges Glied deutschen Geisteslebens in dem vorgezeichneten und gegliederten Raume zwischen Jura,

Rhein und Alpen durch die formende Kraft eines Staatsgedankens zu einem selbstbewegten Organismus geworden ist". In welchem Sinne er aber in diesem Zusammenhang das Wesen der schweizerischen Kunst gefaßt hat, dafür möge der Satz zeugen: „Die abendländischen Strömungen mochten fließen, wie sie wollten, eine Kunst der Natur, des Tatsächlichen, dessen, was sich wirklich unter den Menschen begibt, eine männliche Kunst des Lebensverstandes, war immer das Einzige, was diesem Volke entsprach, das in unbeeinflußter Seelenlage zu rechnen verstand, das der Welt von je weder überschwänglich noch bedrückt gegenübertrat, sondern ihr fest und mit kühler Zuversicht ins Auge sah, einem Volke, das in gemessenen Abständen sein Abenteuer liebte, sich aber auf Wunder nie verließ."

Auch das andere Bändchen beweist, welch staunenswertes Verständnis der geborene Deutschböhme Nadler für alemannische Eigenart hat (wie sein Landsmann Kolbenheyer in seinem Paracelsus-Roman). Auch hier ist die Stoffkenntnis und -beherrschung außerordentlich. Auch hier kommt aber nur der historisch Gebildete überall mit. Nadler hat sein Büchlein energisch und bedeutungsvoll in drei Abschnitte gegliedert, sodaß er sozusagen in drei gewaltigen Sprüngen seine Bahn durchmißt: Unter dem Titel „Räume der stärksten Spannung" beschreibt er den Anteil von Solothurn und Luzern und von Graubünden am geistigen Aufbau der heutigen deutschen Schweiz, unter dem Titel „Räume der größten Verschiebung" den von St. Gallen und von Aargau und Thurgau und unter dem Titel „Räume der Stete" den von Bern, von Basel und von Zürich. Feiert hier schon Nadlers landschaftlich und stammestümlich eingestellte Betrachtungsweise und Darstellungskunst Triumphe, so erst recht in dem zusammenfassenden Schlußabschnitt. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Nadler den Anteil der Reichsdeutschen — nicht nur der politischen Flüchtlinge, denen die Schweiz eine Freistatt gewährte — an dem schweizer Geistesleben des beschriebenen Zeitraumes besonders verständnisvoll nachweist und am schönsten veranschaulicht an Gottfried Kellers Werden und Wirken. Gerade auch, wer einen tieferen Einblick in die schweizerische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts tun will, wird dieses Bändchen studieren müssen. („Die Natur verbrauchte viele Modelle und viel Stoff, bis sie mit Gottfried Keller den ersten großen Dichter der neuen, der radikalen Schweiz erzeugte.")

Nr. 17. Hans Bloesch: Kulturgeschichtliche Miniaturen aus dem alten Bern. 88 S.

Dieses Bändchen enthält neun artig erzählte, literarisch anspruchslose Skizzen aus der Feder eines Kenners und Liebhabers seiner Heimatgeschichte in zeitlicher Folge (vom 14. bis 19. Jahrhundert), ohne alles gelehrte Beiwerk, mit Daten, Namen und Ereignissen frei umspringend. Am eindrucksvollsten ist das letzte Stück „Ein Nachmittag in Lützelflüh", aus dem die knorrige Gestalt von Jeremias Gotthelf lebendig herausragt.

Nr. 27. Franz Strunz: Paracelsus. Eine Studie. 102 S.

Einer der besten Kenner der modernen Paracelsus-Forschung gibt hier ein ebenso verständnis- wie liebevolles „Gesamtbild des historischen Paracelsus und seines inneren Menschen". Besonders eindringlich wird, von Kolbenheyers Paracelsus-Trilogie ausgehend, der religiöse — um nicht zu sagen: theologische — Paracelsus dargestellt, ohne daß deshalb zu kurz käme seine Genialität als Naturbeobachter im Goetheschen Sinne. Jede Bücherei, die für den Kolbenheyerschen Paracelsus-Roman eine Leserschaft gewonnen hat, sollte für sie auch dieses trefflich orientierende Bändchen bereit halten.

Nr. 9. Walther Köhler: Huldreich Zwingli. 94 S.

In gediegener Weise, aber ohne besondere Originalität der Darstellung wird hier der Lebensgang des wehrhaften Reformators geschildert. Einem einleitenden Kapitel, in dem die Verfassung von Zürich in der vorreformatorischen Zeit und sein kirchliches Leben skizziert werden, folgt die Darstellung von Zwinglis bäuerlicher Kindheit, von seinen humanistischen Jungmannesjahren und von seiner religiösen, kulturellen, sozialen und politischen Reformtätigkeit. Merkwürdigerweise läßt sich der Verfasser beim Bericht von Zwinglis tapferem Schlachtentod die verklärte Stelle aus Kellers „Ursula" entgehen, in der ja auch der humanistische Grundzug seines Wesens sich herrlich spiegelt.

Nr. 5. Carl Albrecht Bernoulli: Nietzsche und die Schweiz. 108 S.

Dies ist zweifellos eines der wichtigsten Bändchen der Sammlung, und zum mindesten kein Freund von Nietzsches Person und Werken sollte sich seine Lesung entgehen lassen. Denn der bekannte Herausgeber des Buches über Overbeck und Nietzsche gibt hier viel mehr als eine Zusammenfassung der geistesgeschichtlichen Beziehungen Nietzsches zur Schweiz und ihrer biographischen Begleitumstände. Es ist hier ein Querschnitt durch Nietzsches gesamte Gedankenwelt und der Nachweis ihrer zeitlichen Struktur versucht. Man kann sogar sagen: Bernoulli zeigt einen freudig zu begrüßenden Ehrgeiz, neue Gesichtspunkte zur Beurteilung der philosophiegeschichtlichen Bedeutung Nietzsches — im Anschluß an die biozentrische Nietzsche-Auffassung von Klages — zu bieten, und dieser Ehrgeiz erscheint durch manche geistreich-anschauliche Formulierung voll gerechtfertigt. Kulturgeschichtlich ungemein ansprechend ist, was Bernoulli über Nietzsches Verhältnis zur Baseler Kultur im allgemeinen und zu Jakob Burckhardt, zu Rütimeyer und zu Bachofen im besonderen ausführt. Das Bild des „intimen Nietzsche", das Bernoulli um einige feine Züge bereichern konnte, ist auch hier wieder, obwohl auf alle Schönfärberei à la Förster-Nietzsche verzichtet wird, überaus anziehend, ja tief ergreifend.

Nr. 37. Carl Albrecht Bernoulli: Johann Jakob Bachofen als Religionsforscher. 120 S.

Nr. 30. J. J. Bachofen: Das lykische Volk und seine Bedeutung für die Entwicklung des Altertums. Hrsg. von Manfred Schröter. 110 S.

In nicht eben straff disponierter, aber anregender und perspektivenreicher Darstellung berichtet Bernoulli über Bachofens Leben, über seine Forschungsweise („romantische Symbolforschung") und über seine Hauptlehren, die sich im Grunde ausnahmslos um seine Intuition von der Muttergebundenheit alles organischen Lebens drehen (seine Lehre von der „pelasgischen Seele", an welche vor allem Klages angeknüpft hat mit seiner Theorie vom vorgeschichtlichen Bewußtseinszustand, seine Lehren von den erdengöttlichen Mächten der mütterlichen und schwesterlichen Güte, von den Erynnien, vom Eros, vom Frauengotte Dionysos, von der Gräbersymbolik usw.). Bernoulli verhehlt dabei nicht die ungewöhnlichen Schwierigkeiten und — den einzigartigen Gewinn, die sich für den Leser der Werke Bachofens daraus ergeben, daß „sich bei ihm plötzlich und im einzelnen Falle gar nicht ohne weiteres unterscheidbar die wissenschaftliche Erkenntnis in eine mystische Gewißheit umwechselt". „Es redet nun wirklich zu uns ein Eingeweihter, wobei es zunächst wenig verschlägt, ob auch wir ihn dafür halten. Die Grenze der Wissenschaft, die uns über Religion belehren sollte, ist überschritten: ein selbst Religiöser redet zu uns über Religion."

Das andere, von Manfred Schröter mit einer knapp und gut orientierenden Einleitung versehene Bändchen veranschaulicht Bachofens eigene Äußerung, es habe sich ihm eine Spezialdisziplin, nämlich die Erforschung der alten Gräberstätten und ihrer Kulturen, zu einer Universaldoktrin erweitert, zu einer Fundstelle allgemein philosophischer Einsichten, insofern da die letzten Aufschlüsse einer erschöpfenden Lebenserklärung zu finden seien. Der Herausgeber hat die Schrift gekürzt und vom rein philologischen Beiwerk entlastet, sodaß der edle Stil dieser „mystischen, gedankenübersättigten, tiefsinnig träumenden und ahnenden Geschichtsschau" noch deutlicher zu erkennen ist als in der Originalausgabe. Hier ist in der Tat schon vor Nietzsches „Geburt der Tragödie" ein tiefer Blick getan in die innerste Kammer antiken Lebensgefühles, die, wie die Cella des griechischen Tempels, das Bild des Gottes barg.

Für die große Bücherei bleiben schließlich noch als empfehlenswerte Neuerwerbungen zu erwähnen:

Nr. 2. Salomon Geßner: Dichtungen. Ausgew. u. eingel. von Hermann Hesse. 92 S.

Mit einer schönen und gedankenreichen Einleitung bietet hier Hermann Hesse eine knappe Auswahl aus den Idyllen des von Gottfried Keller (in

seinem „Landvogt von Greifensee") so meisterhaft porträtierten Rokokodichters. Wer Hesse folgt und „alle diese Quellen, Hirten und edelkomponierten Baumgruppen" aus den „Gesetzen der Oper und nicht aus denen der Wirklichkeit" zu verstehen sucht, der wird den zarten Reiz dieser vorgoetheschen Stimmungskunst auch heute noch spüren: „Ihr Ton und innerstes, bestimmendes Lebensgefühl ist ein stilles, heiter-resigniertes In-sich-hinein-Musizieren, ein genügsames Schwelgen des einsamen Schäfers im Wohllaut seiner kleinen, schilfenen Flöte, welche wenig Tonarten und keinerlei Polyphonie besitzt. Aber sie tönt entzückend in der Dämmerung."

Nr. 23/24. Albrecht von Haller: Gedichte. Kritisch durchgesehene Ausgabe nebst einer Abhandlung „Haller als Dichter" von Harry Maync. 235 S.

In seiner eileitenden Abhandlung gibt Maync ein packendes Lebensbild dieses merkwürdigen Mannes, der als Enzyklopädist, Naturwissenschaftler und Dichter die wohlverdiente Verehrung seiner Zeitgenossen erfahren durfte und an dessen Gedichten sich Klopstock, Lessing, Wieland, Herder und Schiller gebildet haben; zugleich legt er das Schweizertum Hallers auf dem Hintergrund seines Jahrhunderts überzeugend dar. Es folgt dann ein vollständiger und — einschließlich der sehr bezeichnenden Anmerkungen — wortgetreuer Abdruck des ursprünglich namenlos erschienenen und in späteren Auflagen allmählich auf 30 Stücke vermehrten Büchleins „Versuch schweizerischer Gedichte". Literaturgeschichtlich am bekanntesten sind daraus die Gedichte „Die Alpen" und „Doris" geworden.

Nr. 10. Walliser Sagen. Ausgew. u. eingel. von Johannes Jegerlehner. 119 S.

In seiner Einleitung, die er mit einem — ach nur zu berechtigten — Klagelied über das Absterben der Sagen eröffnet, berichtet Jegerlehner anschaulich von seiner eigenen Sammeltätigkeit und geht verschiedene Motivgruppen durch. Dann gibt er etwa 40 Sagen aus dem deutschen Wallis wieder, die meist auf Almen oder Gletschern spielen. Es sind echte Ausgeburten der Volksphantasie, voll von Teufeln, Gespenstern („armen Seelen"), Drachen, Wehrwölfen, Zwergen und Schätzen. Der Kenner der Weltliteratur wird sich freuen, darunter auch die Quelle zu Selma Lagerlöfs schöner Legende „Die alte Agneta" anzutreffen.

Interessant, aber für Büchereien außerhalb der schwäbisch-alemannischen Gaue entbehrlich, sind schließlich die Bändchen von Otto von Greyerz über „Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz" (eine geschichtliche Darstellung, welche die überreiche mundartliche Produktion lyrischer, episch-prosaischer und dramatischer Gattung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart behandelt und aus der die historische Erzählungskunst des Berners Rudolf von Tavel hervorgehoben sei), die ebenfalls von Otto von Greyerz herausgebene Sammlung der „Historischen Volkslieder der deutschen Schweiz" (sie beginnt mit dem alten Tellenlied aus dem 14. Jahrhundert und endigt mit Zwinglis Kappeler Lied; eine Untersuchung über die Blütezeit des historischen Volksliedes der Schweiz, über die Dichter dieser Lieder, über ihre Sänger und deren Zuhörerschaft, über ihre Versform, Singweise, Stil und Gehalt ist beigegeben), das sehr fachwissenschaftliche Bändchen von Samuel Singer über „Die Dichterschule von St. Gallen" (mit Notenbeispielen von Notkers Sequenzen und Textbeispielen von Versen und Prosastücken aller Großmeister der St. Galler Dichterschule, von denen auch kurze Lebensbilder geboten werden) und des reformatorisch gesinnten Berner Malers, Staatsmannes, Offiziers und Dichters Niklaus Manuel kräftiges Spiel „Die Totenfresser" (eine sehr eindrucksvolle Satire aus dem Jahre 1523 auf die hohe und niedere Pfaffheit jener Tage nebst ihrem ganzen Anhang, mit einer reichlich philologischen Einleitung von Ferdinand Vetter).

Ganz entbehren könnte man in der Sammlung die von Otto von Greyerz herausgegebene Auswahl aus den Gedichten von Dranmor (= Ludwig Ferdinand Schmid), obwohl sie das Gesamtbild einer weltmännisch vornehmen, schwermütig gehaltvollen Persönlichkeit vermitteln, den Wiederabdruck der dramatischen Schauer-

ballade „Der 24. Februar“ von Zacharias Werner, trotz der sachverständigen und liebevollen Einleitung von Eugen Kilian, die neuen Gedichte „Zwischen Aar und Rhein“ von Arnold Büchli, obwohl sie manch feine Landschaftsstimmung und einige sprachkräftige Balladen enthält, und das ebenso edle wie epigonenhafte und überflüssige Drama „Parzival und Condwiramur“ des begabten Balladendichters Franz Rhyn.

E. Ackerknecht.

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Nietzsche, Friedrich: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. Leipzig: Kröner 1924. VII, 105 S. Schulausgabe kart. 0,90, in Kröners Taschenausgabe 1,50.

— Schopenhauer als Erzieher. Leipzig: Kröner 1925. 111 S. 0,90 bezw. 1,50.

Es ist namentlich auch im Interesse unserer Volksbüchereien dankbar zu begrüßen, daß Kröner von diesen beiden wichtigsten „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ Einzelausgaben veranstaltet hat, die überdies so billig sind, daß sie mancher Leser, der sie in dem aus der Bücherei entliehenen Exemplar kennen gelernt hat, zu wiederholter Lesung gleich kaufen wird. Beide Bändchen sind mit je einem kurzen „Nachbericht“ des Herausgebers Max Oehler versehen, der unter geschickter Verwertung von eigenen Äußerungen Nietzsches (in Briefen oder im Ecce homo) über Entstehung, Absicht und Wirkung der Schrift unterrichtet. Es gibt im philosophischen Schrifttum unseres Volkes nur ganz wenige Werke, die sich an Schönheit, Klarheit, Kühnheit, edler Leidenschaftlichkeit und Weite des Gesichtskreises mit diesen beiden Unzeitgemäßen aufnehmen können, und es gibt unter ihnen wiederum keines, das es so wie sie verdiente, gerade jetzt von unserer Jugend zwischen 20 und 30 Jahren gelesen zu werden (vgl. auch 1. Jg. der B. u. B. S. 17). Denn auch heute noch gelten weithin Nietzsches düstere Sätze: „Die Gewässer der Religion fluten ab und lassen Sümpfe oder Weiher zurück. Die Nationen trennen sich wieder auf das feindseligste und begehren, sich zu zerfleischen. Die Wissenschaften, ohne jedes Maß und im blindesten laisser faire betrieben, zersplittern und lösen alles Festgeglaubte auf. Die gebildeten Stände und Staaten werden von einer großartig verächtlichen Geldwirtschaft fortgerissen. Niemals war die Welt mehr „Welt“, nie ärmer an Liebe und Güte. Die gelehrten Stände sind nicht mehr Leuchttürme oder Asyle inmitten aller dieser Unruhe der Verweltlichung; sie selbst werden täglich unruhiger, gedanken- und liebeloser. Alles dient der kommenden Barbarei, die jetzige Kunst und Wissenschaft miteinbegriffen. Der Gebildete ist zum größten Feinde der Bildung abgeartet, denn er will die allgemeine Krankheit weglügen und ist den Ärzten hinderlich. Sie werden verbittert, diese abkräftigen armen Schelme, wenn man von ihrer Schwäche spricht und ihrem schädlichen Lügengeiste widerstrebt. Sie möchten gar zu gerne glauben machen, daß sie allen Jahrhunderten den Preis abgelaufen hätten, und sie bewegen sich mit künstlicher Lustigkeit.“ E. Ackerknecht.

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Deutsches Biographisches Jahrbuch. Hrsg. vom Verbande der deutschen Akademien. Überleitungsband I: 1914—1916. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1925. 372 S.

Dieses neue biographische Nachschlagewerk füllt endlich die Lücke aus, die in allen größeren Büchereien schmerzlich empfunden wurde, seit das „Biographische Jahrbuch“ von Bettelheim sozusagen am Grabe Karl Mays einem Streit zwischen Herausgeber und Verleger aufgeopfert wurde. An die Stelle Bettel-

heims ist nun der Verband der Deutschen Akademien getreten und den Verlag hat die zur Zeit mächtigste deutsche buchhändlerische Großfirma übernommen, sodaß nun also nach menschlichem Ermessen dem Jahrbuche äußerste wissenschaftliche Leistungsfähigkeit und ein langes Leben gesichert sind. Zunächst sollen zwei „Überleitungsbände“ erscheinen (1914—1916 und 1917—1920), um den seit dem Eingehen des Bettelheimschen Jahrbuches vorübergezogenen Zug der Toten aufzuholen; dann soll die eigentliche Reihe des neuen Jahrbuches mit dem Jahresband 1921 beginnen. Dieser soll „neben der Totenliste eine breitere Fülle von Einzelaufsätzen liefern“, als es die Überleitungsbände tun. Von den 79 Einzelaufsätzen des vorliegenden Bandes beziehen sich neun auf literarische Persönlichkeiten, nämlich die biographischen Skizzen über Marie von Ebner-Eschenbach (von Bettelheim), Johann Hinrich Fehrs (von Fromme), Gorch Fock (von Borchling), Heinrich Hansjakob (von C. Bauer), Paul Heyse (von Petzet), Hermann Löns (von Stammler), Christian Morgenstern (von Kayßler), Julius Rodenberg (von Spiero) und Johannes Trojan (von Spiero). Außerdem dürften die Leser unserer Zeitschrift besonders interessieren die Aufsätze über Justus Brinckmann, Eduard Brockhaus, Ludwig Frank, Karl Theodor Heigel, Reinhold Koser, Karl Lamprecht, Alfred Lichtwark, Hugo Münsterberg, Paul Schlenther und Wilhelm Windelband. Die Literaturangaben, die nach dem schon bei der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ eingeführten Brauche, jedem Aufsatze folgen, sind durchweg reichlich und sorgfältig. Sie erstrecken sich gelegentlich sogar auf den handschriftlichen Nachlaß und auf Bildnisse (z. B. bei dem mehr als 15 Seiten umfassenden Nekrolog auf Heyse). Auch die etwa 1500 Personen umfassenden Totenlisten beschränken sich nicht auf die wichtigsten biographischen Daten, sondern geben überdies Literaturhinweise, besonders auch Hinweise auf solche Stellen, an denen Verzeichnisse von Werken des Verstorbenen zu finden sind.

E. Ackerknecht.

Conrad, Heinrich: Der Graf Cagliostro. Die Geschichte eines Mysterienschwindlers. Zur Warnung für unsere Zeit hrsg. Stuttgart: Lutz 1921. 270 S. 4,—, geb. 5,50.

Der Herausgeber hat nicht so unrecht, wenn er davon überzeugt ist, daß auch unsere heutige „aufgeklärte“ Zeit einem ähnlichen Schwindler wie Cagliostro folgen würde. Okkultismus, theosophischer Mystizismus und dergleichen lassen eine geistige Grippe aufkeimen, der viele erliegen werden. Nicht allein hysterische Weiber und gewöhnliche Dunstköpfe fallen herein, leider sind oft gerade die „besten, nach Erkenntnis strebsamsten, nach innerer Läuterung sehnsüchtigsten Menschen“ dabei. „Okkulte Hellseher werden kommen, ehrliche Narren, wie sie auch einem Cagliostro vorausgingen, und ihnen folgen dann die hellseherischen Dunkelmänner mit dem sicheren Blick für die Konjunktur und fürs Geschäft.“ Davor zu warnen — ob es hilft?? —, ist der Zweck des Buches. — Um von Cagliostro, dem größten, abenteuernden Betrüger der Weltgeschichte, dem berüchtigsten Mysterienschwindler, Wunderdoktor, Goldmacher und freimaurerischen Reformator, von seinen Methoden und seiner Zeit ein klares Bild zu geben, hat der Herausgeber aus den wichtigsten Quellen, besonders aus den Nachrichten der Elisa von der Recke, Altes wieder neu ans Licht gezogen. Wer die Figur Cagliostros im „Geisterseher“ von Schiller und im „Groß-Kophta“ von Goethe kennt, interessiert sich vielleicht für die vorliegende Geschichte dieses Abenteurers.

W. Klein (Essen).

Misch, Karl: Varnhagen von Ense in Beruf und Politik. Gotha: F. A. Perthes 1925.

Karl Misch macht es sich in diesem Buche zur Aufgabe, im Gegensatz zu den Darstellungen der romantischen Literarhistoriker Haym und Walzel zu zeigen, daß Varnhagen von Ense's Wesensart viel weniger zur Dichtkunst als zur Politik neigte. Um tief in der romantischen Schule verwurzelt zu sein, dazu war in ihm der Rationalismus zu stark. So steht er auf der Grenze zwischen

Politik und Literatur. Wenn er auch als aktiver Politiker nicht hervorragende Bedeutung hat, so kommt der historische Forscher doch immer auf ihn zurück, da seine Flugschriften und Sammlungen von politischen Nachrichten aus der Tagespresse von vier Jahrzehnten unentbehrliche Hilfsmittel für das Studium der Geschichte des jungen Deutschland geworden sind.

Johanna Kilian (Spandau).

Oppenheim, Moritz: Erinnerungen. Frankfurt a. M.: Frankfurter Verlags-Anstalt 1924. 127 S.

Als eine wertvolle Bereicherung der Memoirenliteratur aus der Goethe-Zeit wird der kultur- und kunstgeschichtlich interessierte Leser die Erinnerungen des Frankfurter Malers Moritz Oppenheim begrüßen, die, von dem Enkel Alfred Oppenheim herausgegeben, erschienen sind. — In runder, bildreicher Sprache, die teilweise mit jüdischen Ausdrücken durchsetzt ist, berichtet uns Oppenheim, „der Maler der Rothschilds", wie ihn die Zeitgenossen nannten, von seinen Jugendeindrücken im frommen und feingeistigen jüdischen Elternhause und seinen späteren Erlebnissen als Maler in Paris, Rom, München usw., wo uns viele wohlbekannte Künstlernamen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts begegnen. Man erhält interessante Einblicke in jüdische Wesensart und jüdische Religiosität, zu deren Verständnis die dem Buche zahlreich beigegebenen Offsetdrucke seiner zum großen Teil Szenen aus dem jüdischen Familien- und Glaubensleben darstellenden Bilder beitragen. — Für größere Büchereien.

Johanna Kilian (Spandau).

Hedin, Alma: Mein Bruder Sven. Nach Briefen und Erinnerungen. Mit 61 Abb. Leipzig: Brockhaus 1925. 410 S. Lw. 15,—.

Für restlos geglückt kann ich den guten Plan nicht halten, ein Lebensbild des großen schwedischen Forschers und Deutschenfreundes zu geben, dessen populäre Werke schon die kleinste Volksbücherei zieren. Die Schwester Hedins gibt hier Auszüge aus sehr vielen Briefen ihres Bruders, die besser für sich gesammelt erschienen, als wertvolle Ergänzung seiner Reisewerke, als Zeugnis eines prachtvollen Charakters. Aber die eintönige, mitunter etwas harmlose Art, wie die Briefe durch den Text der Schwester verbunden sind, kann nicht bestechen, sie ermüdet oft, manchmal langweilt sie auch. Mag die große Bücherei das Buch einstellen, die kleinere mag abwarten, bis eine knappe, anschauliche Lebensskizze Hedins aus anderer Feder vorliegt. K. Fuß (Essen).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Dovifat, Emil: Die Zeitungen. Schwedler, Wilhelm: Das Nachrichtenwesen. Die deutsche Wirtschaft und ihre Führer. Hrsg. von Kurt Wiedenfeld. Bd. 3. Gotha: Flamberg-Verlag 1925. 218 S. Lw. 5,—, geb. 6,—.

Dieser Band der Sammlung „Die deutsche Wirtschaft und ihre Führer" darf als vorzüglich nach Inhalt und Form bezeichnet werden. Sowohl Dovifat wie Schwedler haben es verstanden, ihr Berufsgebiet von innen heraus verständlich und reizvoll für den nichtfachmännischen Leser darzustellen. Sie haben es dabei glücklich vermieden, im Geschichtlichen aufzugehen oder im Grundsätzlichen stecken zu bleiben; vielmehr haben beide je aus der Sonderart ihres Stoffes heraus eine fruchtbare Einheit von historischer und systematischer Darstellung erzielt.

Dovifat beginnt mit zwei großzügigen Kapiteln über „Die Führerpersönlichkeit im Zeitungswesen" und über „Führungsprobleme im modernen Zeitungswesen", wobei gleich die heutige Tragweite des Dualismus Verlag und Redaktion, Geschäft und öffentliches Interesse deutlich umrissen wird. Die „Arbeitsgebiete für die Leistungen führender Persönlichkeiten im modernen Zeitungswesen" werden programmatisch zusammengefaßt in die beiden Sätze: „In der Ver-

legerarbeit geschäftliche Führung des Zeitungsbetriebes zum Massenabsatz bei billigstem Bezugspreis, aber größtmöglicher Ergiebigkeit zum Ausbau des Umfanges, der Qualität und der Schnelligkeit des Nachrichtendienstes. Seine Aufarbeitung, Kommentierung und Einordnung in ein im öffentlichen und allgemeinen Interesse vertretenes, mit dem Verleger vertraglich festgelegtes geistiges Programm stellt das Arbeitsgebiet dar, auf dem der Redakteur seine Spitzenleistung zu vollbringen hat." Sehr lebendig wird dann über „Die Anfänge der Gesinnungszeitung und ihre Pioniere" (Goerres und der „Rheinische Merkur", Dumont und die „Kölnische Zeitung", die Anfänge der „Vossischen" und der „Spenerschen Zeitung", Cotta und die „Augsburger Allgemeine Zeitung") und über die „Reife der Gesinnungszeitung" (Karl Marx und die „Rheinische Zeitung") berichtet und werden anschließend alle wichtigen deutschen Gesinnungszeitungen der Gegenwart — natürlich auch die bedeutendsten „Provinzzeitungen" — nebst den für ihre Entwicklung ausschlaggebenden Persönlichkeiten charakterisiert. Besonders wohltuend berührt dabei die freundliche Besonnenheit und Vorurteilslosigkeit, mit der Dovifat auch solche Männer würdigt, von denen sonst nur der Parteien Haß und Gunst tendenziöse „Charakterbilder" zu verbreiten pflegt. Ein ungemein lehrreiches Kapitel behandelt ergänzend „Die Geschäftszeitung" (Generalanzeiger-Presse, Scherl, Ullstein). Die letzten Kapitel beschäftigen sich dann mit der großen Gefahr, die dem deutschen Zeitungswesen droht, seiner Industrialisierung: Die „Interessentenzeitung" (nach amerikanischem Muster) wird skizziert und gezeigt, wie die Stinnes und Hugenberg dieser bedenklichen Entwicklung bereits Bahn gebrochen haben. Dovifat schließt mit einem sehr eindrucksvollen Kapitel, das die Wichtigkeit des redaktionellen Führerproblems gerade für die innere Krise, die dem deutschen Zeitungswesen der nächsten Zukunft bevorzustehen scheint, noch einmal klar hervortreten läßt.

Schwedler weist einleitend auf die eigenartige soziale und gewerbliche Struktur des Nachrichtenwesens hin und veranschaulicht sie dann durch eine Skizze des Lebenswerkes von Dr. Bernhard Wolff (dem in besonderen Kapiteln „Havas und Reuter" und „Das amerikanische Beispiel" gegenübergestellt werden) und anderer deutscher Vorkriegsgründungen. Dabei wird sehr klar, wie alle diese zunächst rein geschäftlichen Unternehmungen bald in den Einflußbereich staatlicher Nachrichtenpolitik gerieten. Ungemein interessant, ja man kann geradezu sagen spannend ist die Darstellung der unheilvollen Wirkungen des Krieges, namentlich die Kapitel „Die Pressekonferenz im Kriege", „Der drahtlose Kriegsnachrichtendienst", „Erzberger als Nachrichtenmann" und „Der mißverstandene Northcliffe". Das Nachrichtenwesen der Nachkriegszeit wird unter dem Gesichtspunkt der verschiedenen nachrichtenpolitisch interessierten Gruppen (Regierung, politische Parteien, Wirtschaftsgruppen) ebenso sachkundig wie kritisch erläutert. Es ist bezeichnend, daß dabei, ganz ähnlich wie beim Zeitungswesen der Gegenwart, freimütig auf schwere kulturelle Gefahren hingewiesen wird, die sich aus dem Machtstreben von gewissen Handels- und Wirtschaftskreisen ergeben. Der so wichtige Wiederaufbau unseres Nachrichtenwesens muß dieses „dem Kampf der Interessentengruppen entrücken und seinem wirklichen Zweck zuführen, nämlich dem, den Zeitungen diejenigen Nachrichten zuzuführen, durch deren Veröffentlichung die Presse den Lesern und dem Reich und Volk in seiner Gesamtheit gegenüber ihre Pflichten erfüllt".

Da es für alle planmäßige Bildungspflege von größter Bedeutung ist, ob die Presse ihren zivilisatorischen und kulturellen Pflichten ehrlich dient oder nicht, sollte sich jeder Volksbildner einen tieferen Einblick in das Zeitungs- und Nachrichtenwesen zu verschaffen suchen. Und dazu ist der vorliegende Band sehr geeignet. Schon deshalb sollten ihn alle mittleren und größeren Büchereien anschaffen.

E. Ackerknecht.

Ford, Henry: Mein Leben und Werk. Leipzig: List 1923. 328 S. 7,—, geb. 8,—, auf holzfr. Papier 8,50, geb. 9,50.

„Eine praktische Lösung der sozialen Frage" nennt eine Kritik dieses Buch. Wenn so die soziale Frage gelöst werden soll, dann wollen wir lieber auf diese

„Lösung“ verzichten. Gewiß: der Mindestlohn beträgt 6 Dollar für den 8stündigen Arbeitstag und dafür braucht der Mann „nur einen einzigen Handgriff lernen, den auch der Dümmste sich in zwei Tagen aneignen kann“. Nur einen einzigen Handgriff!! Diesen einzigen Handgriff muß der Arbeiter täglich 8 Stunden lang wiederholen, tagein tagaus, jahrein jahraus, vorausgesetzt, daß der Mann nicht trotz des hohen Lohnes bald davonläuft. Doch Ford behauptet, für die meisten Menschen sei das Denkenmüssen eine Strafe, sie seien mit dieser „repetitiven“ Arbeit zufrieden. Zugegeben, daß die meisten Handarbeiter nicht gern denken, so ist es doch ein großer Unterschied, ob die Handarbeit wenigstens etwas abwechslungsreich ist oder fortwährend ein und dieselbe geringe Körperbewegung erfordert. Und wenn von den 95 % der Ford-Arbeiter, deren Tätigkeit in dieser ständigen Wiederholung ein und derselben Bewegung in ein und derselben Weise besteht, auch nur die Hälfte Befriedigung in ihrer Beschäftigung findet, dann ist das ein schlagender Beweis dafür, daß die Ford-Werke große und sicher arbeitende Maschinen zur Abtötung aller Denktätigkeit sind. Nur vollkommen verblödete Menschen können mit dieser zum Stumpfsinn erhobenen Arbeit zufrieden sein. Wie Hohn muß es dann klingen, wenn Ford sagt: „Dem Arbeiter, der seinem Tagewerk nicht eine gewisse Befriedigung abgewinnt, geht der beste Teil seines Lohnes verloren. Denn es ist etwas Großes um unser Tagewerk — etwas ganz Großes! Die Arbeit ist der Eckstein, auf dem die Welt ruht, sie ist die Wurzel unserer Selbstachtung“ und „Der Mensch ist immer noch das höchste Wesen der Erde“. Glaubt Ford wirklich, daß ein solcher „homo mechanicus“ noch Mensch genannt werden kann? Ford hofft und wünscht, daß die in seinen Betrieben übliche Arbeitsweise auch in anderen Unternehmungen, in gewisser Weise sogar in der Landwirtschaft, eingeführt werden wird. Der Himmel bewahre uns vor Zeiten, in denen der größte Teil der Menschheit als lebendige Maschinen herumläuft! Für die vollständige Mechanisierung des Menschen sind auch 6 Dollar Mindestlohn kein Ersatz.

Doch wir würden diesem amerikanischen Automobilkönig unrecht tun, wollten wir nur die Schattenseiten seines Werkes hervorheben. Ford ist ein hervorragender Organisator mit klarem Blick für das Notwendige und Praktische; er ist auch ein vorurteilsfreier Mensch, der sich nicht um die Vergangenheit des Mannes, den er einstellt, kümmert, der bei der Besetzung leitender Stellen nicht nach Examina fragt und der sorgfältig auch die Ratschläge des geringsten Arbeiters prüft. Seine „Krüppelfürsorge“ könnte vorbildlich sein, er stellt die Blinden wie die Arm- oder Beinlosen, die Taubstummen wie die Tuberkulosekranken an solche Stellen, die sie voll ausfüllen können und wo sie denselben Lohn wie der Vollgesunde verdienen. Er ist endlich ein vorzüglicher praktischer Nationalökonom, wenn auch seine zahlreich vorgebrachten Weisheiten über theoretische Nationalökonomie zum größten Teil Binsenwahrheiten sind, die in jedem volkswirtschaftlichen Lehrbuch stehen.

Da Organisator, Ingenieur, Kaufmann und Nationalökonom manches Interessante in diesem Werk finden, und da augenblicklich die Nachfrage danach — dank einer guten Reklame — sehr groß ist, mögen es größere Büchereien einstellen. Mittlere und kleinere Bücherhallen sollten auf die Anschaffung verzichten, denn dieses Buch wird nur einen kurzen Augenblickswert haben und bald abgetan sein. W. Klein (Essen).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Pfuhl, Ernst: Meisterwerke griechischer Zeichnung und Malerei. München: F. Bruckmann 1924. 90 S., 160 Abb. Hlw. 14,50.

Aus seinem großen, rein wissenschaftlich gemeinten, dreibändigen Werk bietet Pfuhl hier eine erheblich gekürzte Auswahl, die auch dem weiteren Kreise von Freunden antiker Kunst willkommen sein wird. Einer auf wenige Seiten zusammengedrängten Einleitung über Wesen und Entwicklung der griechischen Malerei folgen ausführliche Erläuterungen zu den prachtvoll wiedergegebe-

nen Abbildungen, die den größeren Teil des Bandes füllen. Es wird immer merkwürdig sein, daß der Vorstellung des künstlerisch verständnisvollen und selbst des schon gut vorgebildeten Laien die antike Malerei fast ganz fremd geblieben ist. Das wenige, was aus zufällig gesehenen Vasenbildern und dem Alexandermosaik landläufig bekannt ist, reicht in keiner Weise aus, um entwicklungsgeschichtlich zu veranschaulichen, in welcher Weise sich der abendländische Mensch die zweidimensionale Darstellung des optischen Eindrucks erobert hat. So steht man vor der reichen Fülle größter malerischer Leistungen, die der vorliegende Band selbst in seiner knappen Auswahl vorführt, mit aufrichtigem Erstaunen. Freilich ist die antike Malerei keine Kunst, die sich dem Verständnis leicht erschließt. Aber wer die große Form sucht, die zu strenger Stilisierung hinstrebt, dem enthüllt sich hier eine fast zu idealer Höhe erhobene Gestaltung. Größeren Büchereien möge das Werk zur Anschaffung warm empfohlen sein, zumal wenn es möglich gemacht werden kann, durch sachkundige Beratung und den Anblick von Originalen seine Wirkung noch zu vertiefen. G. Kemp (Solingen).

Weisbach, Werner: Der Barock als Kunst der Gegenreformation. Mit 99 Abb. Berlin: P. Cassirer 1921. 232 S.

Weisbach unternimmt es, die weltanschaulichen Grundlagen aufzuhellen, die zur Lockerung und allmählichen formalen Auflösung der strengen klassischen Kunst geführt und damit die Herrschaft des Barock begründet haben. Seine Ableitung des Barock aus der geistigen Haltung der Gegenreformation vermag voll zu überzeugen. Er betont in den einzelnen Abschnitten seiner Darlegung als grundlegend für die barocke Kunst die Elemente des Heroischen, Mystischen, Erotischen, Asketischen, Grausamen und Heiligen, zu denen er die artverwandten Erscheinungen im religiösen Leben der Gegenreformation aufzeigt. So wird die barocke Kunst als eine Ausdruckskunst im eigentlichsten Sinne des Wortes deutlich. Da Weisbach Rembrandt nicht in seine Betrachtung einbezieht, sondern sich lediglich auf die Kunst der katholischen Länder beschränkt, kann allerdings leicht der Eindruck schiefer Einseitigkeit entstehen. Man tut deshalb gut, bei der Lektüre des Buches nicht aus dem Auge zu verlieren, daß die barocke Ausdrucksform letzten Endes aus grundsätzlichen Inhalten des künstlerischen Gestaltens überhaupt herauswächst. Für den, der den Stoff übersieht, deutet Weisbach auch klar genug an, daß bei der Betrachtung aller Verzweigungen des barocken Kunstgedankens auch die entsprechenden Beziehungen zum nordisch-protestantischen Religionsgefühl sichtbar geworden wären. In der Beziehung auf den religiösen Gehalt erweist sich der Barock als nicht beschränkt auf konfessionelle Bindungen. Er erfaßt das Religiöse als ein menschliches Grundelement, wie es im Augenblick und an der Stelle seines historischen Werdens am stärksten und triebhaftesten im Anschauungskreis der Gegenreformation zu finden war. — Für größere Büchereien und sachkundige Leser. G. Kemp (Solingen).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Hedin, Sven: Ossendowski und die Wahrheit. Leipzig: Brockhaus 1925. 111 S.

Man ist nachgerade gewohnt, „Tarzan“ und Ossendowski in einen Topf zu werfen. Der Ossendowski-Streit hat Formen und einen Umfang angenommen, die der Wichtigkeit der Sache nicht entsprechen. Was nun aus diesem Büchlein Hedins hervorgeht, das ist: 1. Ossendowskis „Tiere, Menschen und Götter“ ist wissenschaftlich in vielen Punkten verfehlt, enthält eine Menge falscher Angaben, ist romanhaft, was Ossendowski selbst inzwischen zugestanden hat. 2. Hedin hat Ossendowski des Plagiats an einem französischen Mystiker bezichtigt und seine Behauptung durch Textgegenüberstellungen bewiesen. Zwar liegt kein wörtliches Plagiat vor, aber doch ein inhaltliches. Damit mag Ossendowski als Mensch gerichtet sein — jedenfalls hätte er seine Quelle verraten müssen —, aber immer noch nicht als Romancier, denn beim Plagiat handelt es sich ja nur

um das ominöse 5. Kapitel: „Das Mysterium der Mysterien". Was nun die literarische Bewertung betrifft, so widerspricht sich Hedin hier selbst: einmal gibt er zu, das Buch sei, rein literarisch betrachtet, meisterhaft, ein ander Mal rechnet er es zur Schundliteratur, nennt es „einen ungewöhnlich dürftigen Abenteuerroman". Wie reimt sich das zusammen? Hedin wirft Ossendowski auch Blutrünstigkeit vor — aber eine von Blut und Mord und Schauerlichkeit tatsächlich so erfüllte Epoche wie die des sibirischen Bürgerkrieges in einem Roman zu gestalten, kann nicht zu einem Vorwurf gemacht werden. Ich kann nur aus Erfahrung bestätigen, daß leider die blutrünstigste Schilderung der Wahrheit am nächsten kommt. Einen kleinen Punkt bin ich zufällig in der Lage, richtigzustellen: Hedin behauptet, Baron Ungern-Sternberg, der bekanntlich in Ossendowskis Buch eine wichtige Rolle spielt, sei bei Koltschak, dem Haupt der Omsker Regierung, gewesen, was Ossendowski leugnet. Ossendowski hat recht: Ungern-Sternberg war Unterführer von Semjonow, dem „weißen" Ataman-Diktator von Ostsibirien, der lange Zeit mit Koltschak gar nicht harmonierte; zur Zeit der Handlung von „Tiere, Menschen und Götter" hatte Semjonow seine Machtstellung schon eingebüßt und war flüchtig, Ungern-Sternberg wirkte damals selbständig gegen die „Roten". (Wer sich näher über Einzelheiten unterrichten will, sei auf meinen Aufsatz „Der sibirische Bürgerkrieg" im „Geschichtsbüchlein 1925", Stuttgart: Franckhscher Verlag, hingewiesen.) — Was dann überhaupt den buddhistischen Mystizismus betrifft, so muß ich noch einmal, wie in meiner Besprechung von „Tiere, Menschen und Götter" in der „B. u. B." betonen, daß auch Hedin in seinem „Tsangpo Lama" okkultes Geschehen als möglich annimmt. Was dem einen recht, sei dem andern billig. Bei allem Respekt vor Hedins Forschereigenschaften habe ich doch den Eindruck, als habe er sich in diesem Ossendowski-Streit etwas übernommen. — Ich kann auch nach der Lektüre vorliegenden Büchleins nicht von meiner Überzeugung abgehen, daß „Tiere, Menschen und Götter" ein hervorragend spannend geschriebenes Reisewerk mit romanhaftem Einschlag ist, das ruhig an die Stoffleser der Volksbüchereien ausgegeben werden mag, und behaupte dasselbe von Ossendowskis anderem Buch „In den Dschungeln der Wälder und Menschen", das Hedin nach einigen Seiten Lektüre ärgerlich wegwarf! Ich habe auch den Verdacht, daß mancher gegen Ossendowski wettert, ohne ihn gelesen zu haben, nur weil das Buch in einem Verlag erschien, dessen sonstige politische Einstellung ihm ärgerlich ist (Frankfurter Sozietätsdruckerei). Solche Momente sollten aber keine Rolle spielen, wo es sich um rein literarische Dinge handelt. K. Fuß (Essen).

Herzog, Theodor: Bergfahrten in Südamerika. Mit 12 Kupfertiefdrucken, 32 Kunstdrucktafeln. Stuttgart: Strecker & Schröder. 240 S. Lw. 7,50.

„Ich bin ein Freund der Sonne, und nirgends fühle ich mich ihr, der gütigen Mutter alles Lebens, näher als auf den lichtumbrandeten Höhen." Das könnte man als Motto über das Buch schreiben, in dem Herzog von seinen Hochtouren im Grenzgebiet zwischen Chile und Argentinien in den Jahren 1907, 1908 und 1911 erzählt. Nicht die nur sportliche Lust am Überwinden der Bergriesen, sondern vielmehr die Freude an der Natur in ihrer Mannigfaltigkeit erfüllt diese bisweilen auch recht humorvollen Berichte, und gerade das macht sie so sympathisch. Auch von den Menschen des Landes weiß Herzog manches zu erzählen; fast noch mehr aber von seinen Maultieren, denen ein eigenes Kapitel in dem Buch gewidmet ist. — Die sehr guten Bilder teils in Kupfertiefdruck, teils in Kunstdruck, lassen eine wunderbare Welt vor unsern Augen erstehen; sie unterstützen wirkungsvoll die Berichte Herzogs und geben dem gut ausgestatteten Buch einen ganz besonderen Reiz. Größere Büchereien können es gern einstellen.
W. Eggebrecht (Flensburg).

Landenberger, Emil: Wanderjahre in Mexiko. Leipzig: Brockhaus 1925. 304 S., 1 Kte. Ill. Geb. 8,50.

Ein Buch, das auch solchen Lesern gefallen wird, die sonst nur nach leichten Romanen greifen. Flott und spannend, vielfach mit Humor gewürzt, im ganzen volkstümlich. Der Verfasser versteht es ausgezeichnet, den Leser zu fesseln und ihm fast greifbar anschaulich Land und Leute zu schildern. Keine weitschweifigen Beschreibungen, sondern wuchtig hingehauene Pinselstriche mit einer sicheren Erfassung des Charakteristischen; keine Forschungsreise eines Gelehrten, aber farbenprächtige Eindrücke eines sich unter das Volk mischenden, helläugigen Wandersmannes. Eine Fülle bunter Bilder: Banditen und Indianer, Kaufleute, Offiziere und Beamte, Kaktuswüsten des Hochlandes und fruchtbare Zuckerrohrplantagen, dichte Wälder und üppige Tropenpracht, Handel und Wirtschaft, Kultur, Kunst, Geschichte und Volksbräuche, großer Glanz in breiten Geschäftsstraßen und trostloses Elend in schmutzigen Gassen, alte Indianerweiber und blühende, schöne Mädchen. Ein Blick in das gute Register zeigt am besten die Reichhaltigkeit des verarbeiteten Stoffes. Interessant sind auch die 86 vom Verfasser selbst aufgenommenen Lichtbilder. — Für jede Bücherei geeignet. W. Klein (Essen).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Knottnerus-Meyer, Th.: Tiere im Zoo. Beobachtungen eines Tierfreundes. Leipzig: Klinkhardt 1924. 262 S. Geb. 12,—.

Der Direktor des zoologischen Gartens in Rom erzählt in diesem mit mehr als 40 ausgezeichneten Photographien geschmückten Großoktav-Bande eine Fülle von Beobachtungen, die er meist in den zoologischen Gärten von Hannover und Rom gemacht hat. Dabei versteht er es trefflich, diese an sich schon interessanten Dinge liebenswürdig darzustellen (und mit manchem passenden Buschzitat zu würzen), sodaß jeder Tierfreund viel Vergnügen an dem Buche haben wird. Es ist kein Zufall, daß Knottnerus-Meyer sein Vorwort mit einem Hinweis auf Alfred Brehms Verhältnis zur Tierwelt beginnt und daß er mit den Worten schließt: „Abgefaßt sind meine zwanglos hingeschriebenen Betrachtungen mit warmer und herzlicher Liebe für die Tierwelt, und wenn mir eine persönliche Bemerkung über mich gestattet ist, so sei es die, daß ich mich darin zu den wenigen Glücklichen dieser Welt zähle, daß ich zu denen gehöre, bei denen sich Beruf und Neigung voll decken.“ Auch darin ist Knottnerus-Meyer ein echter Erbe Brehms, daß er zwar besonders reizvoll und eingehend von Affen und von den großen Raubtieren, Elefanten, Flußpferden, Zebras usw. zu erzählen weiß, daß aber die kleinen Säugetiere und die Vögel darüber nicht zu kurz kommen. Die einzigen Tiergruppen, die bei ihm leider nicht vertreten sind, weil es sich hier eben nur um Beobachtungen in zoologischen Gärten handelt, sind die kleinen Nagetiere, sowie Reptilien, Amphibien und Fische. — Bei unserem volkserziehlichen Bestreben, „Liebe und Anteilnahme für das Tier zu wecken“, das wir mit Knottnerus-Meyer teilen, kann uns sein Buch ein wertvoller Bundesgenosse sein. Auch ist es eine gute Vorbereitung auf den Besuch zoologischer Gärten. Schon mittlere Büchereien sollten es anschaffen, sofern sie es erschwingen können. Insbesondere gehört es — neben dem „Großen Brehm“ — in Landeswanderbüchereien.

E. Ackerknecht.

8. Verschiedenes.

Ackerknecht, Erwin: Deutsche Büchereihandschrift. 2. Aufl. Berlin: Weidmann 1925. 39 S. 21 Taf. 3,—.

Sechs Jahre nach der ersten liegt nun die zweite Auflage der „Deutschen Büchereihandschrift“ vor — eine erfreuliche Tatsache, die ebensosehr das Bedürfnis nach einer zweckentsprechenden Katalogschrift, wie die gute Eignung der Ackerknechtschen beweist. Die Kenntnis dieser Schrift und ihre Anerkennung ist in

Fachkreisen so verbreitet, daß sich Auslassungen über ihre Entstehung und ihre Gestaltung an dieser Stelle erübrigen und ein Hinweis auf die Vorzüge der neuen Ausgabe des Buches gegenüber der ersten genügt. Dazu gehört zuerst und rein äußerlich die Ausstattung des Bändchens, auf dessen gutem Papier die Handschriftenproben ungleich klarer und eindeutiger stehen als auf dem Kriegspapier der Auflage von 1919, dann aber und besonders die Vermehrung der Tafeln von 13 auf 21. Es ist hierdurch ein Anschauungsmaterial geschaffen, das nicht nur zur Erlernung der Handschrift eine vollkommene Anleitung gibt, sondern darüber hinaus in den Proben einer alten „Schönschrift" und der amerikanischen „Joined Hand" gutes Vergleichsmaterial bietet und in den Tafeln mit den „Entwicklungsphasen von drei Schülerhandschriften" wertvolle Fingerzeige für alle die Fachgenossen, die das jüngere Büchereipersonal in die Geheimnisse der Büchereihandschrift einführen wollen. Der Text ist im wesentlichen unverändert geblieben, doch dienen häufige Vergleiche mit der „Joined Hand" und der Druck- und Maschinenschrift und ihren Ausdrucksmitteln einer stärkeren Anschaulichkeit, und den letztgenannten Tafeln entsprechen aus der Unterrichtspraxis entsprungene Anweisungen. Auf Kritik an einzelnen Buchstabenformen schließlich und die möglichen Abwandlungen dieser Schriftzeichen ist in Anmerkungen eingegangen.

Therese Krimmer (Berlin).

Kochmann, Adolf Armin: Was soll ich lesen? Ein Führer durch die Weltliteratur der Neuzeit (1825—1925). Leipzig: E. Oldenburg 1925. 157 S. Geh. 2,—, geb. 3,—.

Wieder ein Leseführer, der Hoffnungen erweckt und vor dem doch nicht dringend genug gewarnt werden kann. Kochmann gibt zunächst auf etwa 4 Seiten eine Anleitung: Wie lese ich am schnellsten die deutsche National-Literatur? Daß er so unbekümmert den Ton auf die Schnelligkeit legt, kennzeichnet sein ganzes Machwerk. Tatsächlich beschränkt sich allerdings diese Einleitung garnicht auf Wesentliches und Wichtiges, sondern gibt nur eine Aufzählung der bekanntesten deutschen Dichternamen ohne Überlegung und Ordnung. Was haben denn in einer solchen engsten Auswahl diese Namen zu suchen: Opitz, Logau, Gryphius, Hagedorn, Gellert, Musäus, J. H. Voß, Schlegels Lucinde, Körner, Gutzkow, Laube, Moser, Halm, Heyse? Ich kann es mir nicht versagen, für die Stilart dieser Aufzählung einige Proben zu geben: „Unser größter und universalster Dichter ist bekanntlich Goethe ...." „Schwere Kost bieten die Philosophen Fichte und Schelling. Von Tieck lassen sich Novellen und Märchen gut lesen. Interessanter ist Friedrich Schlegels Lucinde, ein eigenartiger Roman." „Ins Volk gedrungen sind die Erzählungen Peter Roseggers und Theodor Fontanes." — Den Hauptteil bildet dann eine alphabetische Liste der „Charakteristischen Dichterköpfe der Weltliteratur des 19. und 20. Jahrhunderts" mit Angabe der Lebensdaten und Aufzählung der bekanntesten und beliebtesten Werke im Rahmen einer allgemeinen Charakteristik. Über seine Auffassung von seiner Aufgabe mit Kochmann zu streiten, lohnt sich nicht und ist überhaupt kaum möglich, weil man von einer in irgend welchem Sinne ernstlichen Durcharbeitung der behandelten Literaturspanne nichts bemerken kann. Die Auswahl ist offenbar weithin durch Laune und die zufällige Zusammensetzung der benutzten Quellen bestimmt worden. (Das ist ja das übelste an dieser wie an vielen ähnlichen Listen, daß sie nicht nach eigener Bücherkenntnis zusammengestellt, sondern aus Literaturgeschichten und kritischen Zeitschriften zusammengeschneidert worden ist.) Charakteristisch für die im üblen Sinne „literatenhafte" Auffassung, die nicht ernstlich das irgendwie Wertvolle sucht, sondern nur das Interessante, was viel von sich hat reden machen, ist etwa, daß Hermann Hesse in sieben Zeilen abgetan, Bierbaum dagegen auf anderthalb Seiten breit behandelt wird. Im ersten Viertel dieser Liste, deren Kreis soweit gezogen ist, daß einerseits die Bloem, Ganghofer, Herzog, A. Harder und andererseits die Barlach, Edschmid, Scheerbarth noch Platz gefunden haben, fehlen etwa folgende Namen: Alexis, Andersen, Andreas-Salomé, G. Auer, Auerbach, Balzac, Berend, Binding, Boßdorf, Brachvogel, Bröger, Dörfler,

Droste-Hülshoff, van Eeden, Enking, Eyth, Fleuron, Ginzkey, Gotthelf, H. Grimm Hallström. Später fehlen etwa noch: Kolbenheyer, Schaeffer, Ina Seidel, Heinrich Wolfgang und Willy Seidel u. s. f. Als Probe der unvergleichlichen Charakterisierungskunst Kochmanns sei zum Schluß noch angegeben, was er über Hermann Hesse schreibt: „geb. 2. 7. 1877 zu Calw; Mechaniker, Buchhändler, widmete sich der Literatur; ward ein erfolgreicher Lyriker und Erzähler. Von seinen Hauptwerken seien genannt: „Gedichte", die Romane „Peter Camenzind", „Unterm Rad". In den beiden Romanen wird das Leben zweier junger Menschen geschildert, wobei H. im „Camenzind" eine fesselnde kulturkritische Betrachtung gibt." — Jedermann sei gewarnt, das Buch auch nur als Nachschlagewerk oder Gedächtnisstütze zu benutzen.

H. J. Homann.

Niedersachsenbuch 1923. Ein Jahrbuch für niederdeutsche Art. Hrsg. von Rich. Hermes und Albr. Janssen. 7. Jahrg. Hamburg: Hermes. 113 S.

Niedersachsenbuch 1924/25. 8. u. 9. Jahrg. Ebenda. 179 S.

Das Jahrbuch der niederdeutschen Vereinigung ist von seinen Herausgebern je länger desto reicher ausgestaltet und im letzten Jahrgang auch besser ausgestattet worden. Es bietet „Aufsätze zur niederdeutschen Literatur", „Proben niederdeutscher Dichtung", eine Übersicht über „Tote und Jubilare" und den „niederdeutschen Kürschner". Für Büchereien — nicht nur in niederdeutschem Sprachgebiet — stellt es ein wertvolles Nachschlagewerk dar.

K. Jungclaus (Kiel).

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Storm, Theodor: Am grauen Strand, am grauen Meer. Storm-Auswahl: Novellen, Gedichte, Briefe. Hrsg. von Franz Etzin. Berlin: Warneck 1925. 220 S. Hlw. 3,50.

Dieser geschmackvoll ausgestattete und mit einem Stormbildnis versehene Auswahlband gibt zunächst in einer ausführlichen Einleitung einen guten Überblick über den Lebensweg des Dichters und die Entwicklung seiner Dichtung und bietet dann mit bewußter Vermeidung der bekanntesten und einzeln oft gedruckten Novellen einige in späteren Lebensjahren des Dichters entstandene Charakternovellen, nämlich „Pole Poppenspäler", „Psyche", „Viola tricolor", „Eekenhof" und „Beim Vetter Christian". Es folgen 32 der besten Gedichte Storms, die ihn als Lyriker zeigen. Eine Reihe interessanter Briefe, die an die Eltern, an die Braut und Gattin, an die Kinder, an Mörike und Gottfried Keller gerichtet sind und uns den Dichter auch menschlich näherbringen, bilden den würdigen Abschluß des Buches. An den zum Schluß noch hinzugefügten Literatur-Hinweisen findet der Leser, der sich genauer mit Storm beschäftigen will, eine dankenswerte Hilfe. — Infolge der praktischen, sachgemäßen Zusammenstellung der Proben ist diese Storm-Auswahl bestens geeignet, neue anspruchslose Leser zu Storm hinzuführen und sie mit seiner lebensstarken Dichtung zu befreunden. Die Anschaffung des Buches sei mittleren und größeren Volksbüchereien empfohlen.

G. Metzmacher (Stettin).

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Die erneuerten Äsopischen Fabeln nebst den hiezu geeigneten Lehren, zusammengetragen zum wahren Nutzen und unterhaltenden

Vergnügen. Mit 20 handkolorierten Holzschnitten aus der Ausgabe des Joh. Zainer, Augsburg 1475. München: Holbein-Verlag 1923. 64 S. 4°. Geb. 6,—.

Geschichte von der wunderlichen Geduld der Gräfin Griseldis. Nach Boccaccios Novelle wiedererzählt von Gustav Schwab. Mit den handkolorierten Holzschnitten der Ausgabe von Joh. Zainer, Ulm 1473. München: Holbein-Verlag 1923. 36 S. 4°

Des Giovanni Boccaccio Buch: von den berühmten Frawen. Verteutscht von Hainrich Steinhöwel. Mit den Holzschnitten der Ausgabe von Joh. Zainer, Ulm 1473. München: Holbein-Verlag 1924. 43 Blatt. Geb. 10,—.

Es ist dankenswert, daß der Holbein-Verlag mit diesen drei wunderschön ausgestatteten Bänden auch solchen Büchereien, die keine Originalausgaben von Volksbüchern aus der ersten Zeit des Buchdruckes besitzen, die Möglichkeit bietet, ihren Lesern einen unmittelbaren Eindruck von der eigenartigen Ausdruckskraft und Treuherzigkeit zu verschaffen, mit der Wort und Bild dieser spät-mittelalterlichen Volksbücher auch heute noch zu jedem nicht verbildeten Gemüte sprechen. Am geschlossensten wirkt der dritte Band, weil dort auch der Text der alten Vorlage genau nachgebildet ist. Den meisten Benutzern werden aber die äsopischen Fabeln und die Geschichte von der Griseldis leichter zugänglich sein. Der zweite und dritte Band ist mit kurzen literaturgeschichtlichen Nachworten des Münchener Staatsbibliothekars Dr. S. Höpfl versehen. — Die Ausgabe der Äsopischen Fabeln könnten schon mittlere Büchereien für ihre geschichtlich interessierten Leser erwerben. E. Ackerknecht.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Dreyer, Max: Mein Drachenhaus und was es sich mit mir erzählt. Leipzig: Staackmann 1924. 173 S. Hlw. 3,—.

Auf der Höhe der pommerschen Küste steht das „Drachenhaus", ganz in unheimlicher Einsamkeit, die nur von „Menschen mit großem innern Reichtum ertragen werden kann." Der Dichter ist nicht einsam. Aus der Fülle seiner Gesichte gibt er uns sieben Erzählungen von kleinen und großen Menschen. So oder ähnlich sind die Bewohner unserer Ostseeküste in ihrer schwerfälligen Schweigsamkeit, ihrer Treue und Hingebung, ihrem Aberglauben und ihrer Heimatliebe. Wenn auch die Naivität und Biederkeit eines Dienstmädchens in der Humoreske unter den Erzählungen übertrieben erscheint, ist doch der hin und wieder durchklingende frohe Ton echt. Die letzte sehr ernste Erzählung („Das Geschenk") paßt in die Vorlesestunde für ein Weihnachtsprogramm, läßt sich als Vorlesestoff auch in anderm Zusammenhang gut verwenden. Für alle Büchereien.

K. Jungclaus (Kiel).

Heye, Arthur: Wanderer ohne Ziel. Von abenteuerlichem Zwei- und Vierbein. Mit Zeichnungen von Walter Rosch. Berlin: Safari-Verlag 1922. 318 S. Lw. 6,50.

Mit unübertrefflicher Frische sind hier zwei Dutzend Reiseabenteuer aus Nordamerika, Ägypten und Ostafrika, meist selbstbiographischer Art, wiedergegeben. Die Erlebnisse als Tramp (als nordamerikanischer Stromer) sind noch bedeutend besser — im künstlerisch-anekdotischen Sinne wie im Sinne epischer Spannung — erzählt wie bei Bertsch, Rosen oder Jack London. Abgebrühter

Humor, der nie in Frivolität umschlägt, und starkes soziales Empfinden erhöhen den volksbildnerischen Wert des Buches. Beim Vorlesen, zu dem sich diese Erzählungen besonders eignen (vgl. diesen Jg. der B. u. B. S. 93 u. 98), treten dann auch ausgesprochen dichterische Schönheiten, wie z. B. der erhebende Schluß der grausigen „Höllenfahrt", ergreifend hervor. — Heyes „Wanderer ohne Ziel" wird reine Spannungsleser so gut wie literarisch anspruchsvolle Leser entzücken. Er gehört daher in jede Bücherei. E. Ackerknecht.

Huch, Rudolf: Altmännersommer. Leipzig: Steffler 1925. 107 S.

Bei dem Mangel an „humoristischer" Literatur wird die Volksbücherei für dieses Büchlein dankbar sein, denn es ist doch mehr als nur eine lustige Geschichte von den Backfischstreichen des Geheimratstöchterleins Ilse, das den altmodischen Papa mit neuen Schlipsen versorgt, überhaupt „Leben in die Bude bringt". Denn: das Motiv von der Tragik des Alterns ist hier einmal von der anderen, der „jugendlichen" Seite her angepackt — so liegt ein heiter-gedämpftes Licht über der Geschichte von dem angejahrten „Geheimen Oberbibliothekar", der in seinem lustigen Mädel einen Duft vom Weine der Jugend ahnen darf, ehe auch dieser verfliegt. Ich denke: der auch nicht mehr junge Dichter hat hier eigene Resignation durch echten Humor überwunden. K. Fuß (Essen).

Inglin, Meinrad: Wendel von Euw. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. 215 S. Geb. 4,50.

Die Entwicklung des jungen Schweizers Wendel von Euw, der seine Schicksale in diesem Buche selbst erzählt, stellt Inglin dar. Wendel entwickelt sich vom planlos in den Tag hineinlebenden Menschen zu zielbewußter Tätigkeit und findet in Lydia, der Frau aus seinen Berliner Tagen und Nächten, „ein menschliches Herz". Unwahre Romantik und hohle Phrase geben dem Buch seinen Charakter; die Bücherei kann darum gern auf seine Einstellung verzichten. W. Eggebrecht (Flensburg).

Kinau, Rudolf: Hinnik Seehund. Een Stremel Störm. Hamburg: Quickborn-Verlag 1923. 169 S. Hlw. 3,—.

Kinau hat uns eine Reihe wertvoller, meisterhaft plattdeutsch gestalteter Kurzgeschichten geschenkt. Hier versucht er in einer längeren Erzählung mehr in die Tiefe allgemein menschlicher Seelenkämpfe zu dringen. Sein Held, Hinnik Seehund, kommt in schwerste Seelennot. Er wird mitschuldig am Tode des Schiffsjungen, der ein Bruder seiner Lisbeth ist. Nun steht die Gestalt des Toten drohend zwischen den beiden Liebenden. Hinnik aber vergißt seine Schuld und findet sein Glück in der Vereinigung mit Lisbeth, bis sein Bruder das Glück durch eine ruchlose Tat wieder zerstört. Den Schänder seiner Ehre aber läßt er ungestraft entkommen und findet doch den Hafen — „dat is Fro un Kind un een eegen Kök". Das ist beide Male keine Lösung ernster Konflikte. — Trotz dieses Mangels, der im Kunstmittel nicht begründet ist, hat das Buch viele schöne Einzelheiten; denn Kinau ist ganz in seinem Stoffgebiet: Niederelbe, Nordsee, Sturm und Seenot. Die Sturmschilderung „Käppen Kraft—up" (S. 93 bis 96) eignet sich gut zum Vorlesen. — Für alle Büchereien. K. Jungclaus (Kiel).

Krane, Anna Freiin von: Der Spielmann Gottes. Erzählung aus der Zeit des Heiligen von Assisi. Köln: Bachem. 292 S. 6,—, Hlw. 7,50.

Der heißblütige vornehme Jüngling Orlando wird durch eine Begegnung mit dem heiligen Franz in Assisi zu einem gottgefälligen Leben bekehrt, wodurch er seiner geliebten Jungfrau Isotta würdig wird und sie zur Frau erlangt. Das

gütige Wirken des heiligen Franz bildet den Hintergrund der Geschichte. — Anspruchsvollere Leser werden lieber zu den Quellen des Franziskus selber greifen, zu seinen wundervollen Legenden, in denen die köstliche Inbrunst des Heiligen uns unmittelbar ergreift; aber für einfachere Gemüter, die einer Vermittlung bedürfen, kann das Buch — namentlich in katholischen Gegenden — eingestellt werden. Frida Endell (Stettin).

Schmitt, Ernst: Die Heimkehrer. Roman. Jena: Diederichs 1924. 183 S. 3,—, geb. 4,—.

Man gewinnt den Eindruck, daß der Verfasser — allerdings ohne parteipolitische Einstellung — in diesem Roman ein Spiegelbild des Deutschlands nach dem Kriege geben will, wo das „Volk tat, als ob es sein Innerstes verloren habe" und wo „jeder prahlte, wie er den anderen betrog". Es ist die Zeit der Vielen, der Herrschaft der Masse, einer Masse, die alles und doch nichts weiß. Diese Masse läßt sich die Führung nur so lange gefallen, bis die Wege geebnet sind, dann aber schüttelt sie die ihr verhaßten Führer ab und vernichtet sie. — So ergeht es auch dem ehemaligen Hauptmann Ernst Uhrig, einer geborenen Führernatur von großer Willens- und Tatkraft. Erfüllt von einer übermächtigen Liebe zu der Heimat seines geschlagenen, haltlosen Volkes und zu diesem Volk selbst, sammelt er, aus dem Felde zurückkehrend, eine Schar arbeitsloser Heimkehrer. Mit diesen zieht er ins oberhessische Moor und bezwingt alle sich ihm entgegenstellenden Hindernisse mit seinem eisernen Willen, um ein Stau- und Kraftwerk zu errichten und den Heimgekehrten ein neues Dorf, eine neue Heimat, zu bauen. Nicht Vorgesetzter will er dabei sein, sondern Kamerad und Bruder, ein stiller Handarbeiter zwischen den anderen und nur ein heimlicher Führer, dessen einziges Gebot lautet: „Ihr sollt lachend schaffen". Doch das Volk, diese stumpfe Masse, versteht ihn nicht, sieht in ihm nur den Menschen von anderem Blut, den Vertreter einer anderen Kaste, der nie Fabrik- und Mietskasernenluft geatmet hat. Darum haßt es diesen „Herrn" und tötet ihn, als das Werk vollendet ist. — Die Sprache erinnert an Burtes Wiltfeber; anschaulich, herb und bisweilen schwer, aber im allgemeinen leichter lesbar als bei Burte. Auch hier wie dort: wenig Handlung, desto mehr Selbstgespräche von sozialem, religiösen und ethischem Inhalt. Und endlich mal wieder ein Roman, in dem das Geschlechtsleben keine Rolle spielt! — Für alle Büchereien geeignet.

W. Klein (Essen).

Schnackenberg, E.: Abseits. Niederdeutsche Novellen. Braunschweig: Westermann 1923. 155 S. Lw. 3,60.

Der Erzähler der „Männer der Rebekka Meinert" läßt seinem Erstlingsbuche, das von der Kritik überall freundlich aufgenommen wurde, zwei Novellen von gleicher Kraft und Schönheit folgen. In der ersten, „Hüsung", erwächst in räumlicher und zeitlicher Nähe aus den starren Satzungen einer noch 1866 im Lauenburgischen zu recht bestehenden Kirchenordnung, aus der unmenschlichen Unerbittlichkeit eines eifernden Pastors, inmitten einer geistig unfreien Dorfgemeinschaft ein Menschenschicksal von mittelalterlicher Grausigkeit. Zwei tüchtige, von der Natur für einander bestimmte junge Menschen, in treuer Liebe sich zugetan, können nicht Hüsung finden, darum will die Kirche ihren Bund nicht segnen; sie fordert aber von ihnen nach der Geburt eines Kindes die Kirchenbuße vor versammelter Gemeinde, das Eingeständnis „ihres verderbten Fleisches Unart". Dagegen lehnen sie sich auf. Da trifft sie, trotz vieler Demütigungen, der große Bann. Ausgestoßen aus der Kirche, werden sie bald auch von wohlwollenden Menschen verlassen. Die Macht der zürnenden Kirche treibt sie in den Tod; sie werden (im Bewußtsein ihrer Reinheit) zum Mörder an sich und dem Pastor. Die schlichte Erzählung ist voll echter Tragik. Der Dichter hat Fäden mündlicher Überlieferung zu künstlerischem Gewebe geschickt verknüpft. Nur die

Einführung hätten wir gern flüssiger. — Während in „Hüsung" nur der Dialog plattdeutsch ist, ist die zweite Novelle „De Bilöper", ganz plattdeutsch erzählt. Ein alter Bauer wird zum Mörder an dem vorehelich geborenen Sohn seiner Schwiegertochter, weil er verhindern will, daß der Hof an einen blutsfremden Erben kommt. Auch hier entwickelt sich die unselige Tat folgerichtig aus den scharf gezeichneten Charakteren. — Das Büchlein mit seiner kräftigen Sprache, die auch heikle Dinge mit rechtem Namen nennt, ist warm zu empfehlen, besonders für Büchereien in Niederdeutschland. K. Jungclaus (Kiel).

Schussen, Wilhelm: Medard Rombold, der Wirt zum Goldenen Anker. 4. Aufl. Kempten: Kösel & Pustet 1924. 170 S. Hlw. 3,60.

— Der abgebaute Osiander. Roman. München: Kösel & Pustet 1925. 190 S.

Alle Volksbüchereien seien darauf aufmerksam gemacht, daß nun endlich wieder Schussens „Medard Rombold", der schon seit dem Kriege vergriffen war, neu aufgelegt worden ist. Und zwar ist er jetzt in den Verlag von Kösel & Pustet übergegangen. Er ist zweifellos Schussens bedeutendstes Werk. An Vollblütigkeit des Fabulierens mag ihn der Dichter in manch anderer Erzählung übertroffen haben, in keiner erreicht er ihn an Sicherheit des Gestaltens von Landschaften und Menschen (insbesondere auch an Eindringlichkeit der Wiedergabe schwäbischer Stammesart), keine hat eine solche Sattheit und Fülle der Stimmung aufzuweisen, die da und dort durch volksliedartige Verse ungemein glücklich ornamentiert wird. Der „Medard Rombold" bildet mit dem „Engelwirt" von Emil Strauß und der „Jutta" von Albert Geiger zusammen (vgl. 4. Jahrg. der B. u. B. Seite 97) ein seltsames Dreiblatt schwäbischer Wirtsgeschichten edelster und zugleich volkstümlichster Art, das sowohl seines dichterischen wie seines volkserziehlichen Wertes wegen (sowohl im „Engelwirt" wie im „Medard Rombold" handelt es sich um die glaubhafte Läuterung eines Charakters) in keiner Volksbücherei auf die Dauer fehlen sollte.

Der neue Roman Schussens gibt auf dem Hintergrund der Nachkriegszeit die entscheidende Wendung eines etwas verspäteten Künstlerschicksales. Osiander, der Sohn eines bedeutenden Malers, ist gegen Ende seines vierten Lebensjahrzehntes aus einer großstädtischen Beamtentätigkeit, die er ohne innere Anteilnahme ausgeübt hatte, ausgeschieden, um Maler zu werden. Da stellt die Geldentwertung ihn und seine alte Mutter vor das Nichts, und er muß froh sein, daß er zunächst wieder in einer Beamtenstellung unterkriechen kann. Der Geldentwertung folgt der Beamtenabbau und Osiander ist einer der ersten unter denen, die daran glauben müssen; denn sein Vorgesetzter ist zugleich sein Mitbewerber um die Liebe einer schönen und reichen Witwe. Aber es wird schließlich doch alles gut, indem er in der kleinen Ruth, der er aus der Hauptstadt in eine ländliche Seeneinsamkeit nachzieht, die rechte Braut gewinnt, sodaß er Frau Martina wohl verschmerzen kann. Bei ihr findet auch seine arme Mutter eine Heimat, deren Geist sich aus der sorgenvollen Wirklichkeit hinübergeflüchtet hatte in ein Reich freundlichen Wahnes. — Der Eingeweihte erkennt leicht auch hier die beiden Lieblingsschauplätze Schussens wieder, das Stuttgarter Tal und seine oberschwäbische Heimat. Der Dichter hat eine erstaunliche Fähigkeit, sie — buchstäblich — immer neu ins rechte Licht zu setzen und so zeitbedingtes Geschehen im Elementarischen aufgehen zu lassen. Büchereien, die für Schussens „Rombold" und „Roten Berg" eine Leserschaft gewonnen haben, sollten auch den „Abgebauten Osiander" einstellen. E. Ackerknecht.

Speckmann, D.: Wolken und Sonne. Erzählungen. Berlin: Warneck 1924. 289 S. Lw. 4,50.

Blanke Sonne liegt auf niederdeutschen Dorfstraßen. Durch aufziehende

dunkle Wolken bricht sie immer wieder siegreich durch. „Gemütvoll" sind die vereinigten 14 Erzählungen, aber ohne Gefühlsüberschwang; warmherzig, aber ohne starke Leidenschaftlichkeit; voll ethischen Gehalts, aber nicht lehrhaft. Die meisten sind schlicht und echt, ein paar nur scheinen konstruiert. Trotz dieser Schlichtheit verhindert die konventionelle Glätte des Stils, daß sie wirken wie Volkserzählungen, die man einst auf der Diele am offenen Herdfeuer sich erzählte. — Für einfache Leser aller Büchereien, auch für Jugendliche vom 14. Jahr an, sofern sie nicht Abenteuer oder Problematik suchen.

K. Jungclaus (Kiel).

Tschechow, Anton: Die Tragödie auf der Jagd. Roman. Berlin: Zsolnay 1925. 283 S.

Dieser jetzt erst aufgefundene einzige Roman Tschechows, des Meisters der Kurzgeschichte, ist nun ganz und gar keine „literarische Sensation", wie der Verlagswaschzettel will. Aber es ist ein spannender Kriminalroman, der als anschauliches Gemälde russischen Lebens auch literarische Qualität besitzt, und daher für die Stoffleser der Volksbüchereien willkommen. Es handelt sich um die fingierten Aufzeichnungen eines Untersuchungsrichters über einen Mordfall, wobei sich schließlich der Richter als Mörder entpuppt. K. Fuß (Essen).

Kleine Mitteilungen.

Büchereiunterricht für Schüler. In der schwedischen Büchereizeitschrift „Biblioteksbladet" findet sich in Heft 4/5 des laufenden Jahrgangs ein hübscher Aufsatz von Helja Jacobson über die neue Kinderbibliothek („Barnbibliotek 10 År"), in dem auch über das Ergebnis eines nach amerikanischem Vorbild (vergleiche Jahrgang 1924 dieser Zeitschrift Seite 289 f.) angestellten Versuches, den Kindern Büchereiunterricht zu erteilen, berichtet wird. Wir setzen die Stelle in deutscher Übersetzung hierher, zu Nutz und Frommen aller derer, die auch unser deutsches Büchereiwesen in dieser Richtung ausbauen möchten:

„Der erste Versuch eines Büchereiunterrichts in der Kinderbücherei zu Malmö fiel gut aus. Alle Kinder von 13—16 Jahren hatten das Recht zur Teilnahme. Daher fanden sich Kinder von sehr verschiedenen Entwicklungsstufen und Kenntnissen ein. In der ersten Stunde hörten sie einiges von der Bücherei im allgemeinen, von Beschaffenheit und Pflege der Bücher und machten schließlich Übungen im alphabetischen Nachschlagen. Die Kinder von höheren Lehranstalten, die mit dem Wörterbuch umzugehen wußten, fanden schnell die diktierten Ortsnamen (als Übungsbuch diente „Sveriges Kommunikationer", das schwedische Kursbuch), aber für die Volksschulkinder wurde es eine schwere, wenn auch unterhaltsame Arbeit. In der nächsten Stunde wurden die Hauptgruppen des Einordnungssystems durchgenommen und das ganze System besprochen, soweit es sich der Kinderbücherei anpaßt. Dann mußten sie sich üben, Bücher herauszunehmen und einzustellen, und versuchen, vorgelegte unsignierte Bücher in Fachgruppen unterzubringen. In der dritten Stunde kamen die Kataloge heran, in der vierten die Nachschlagewerke. Beim letzten Mal hatten sie schon Fragen schriftlich mit Benutzung der besprochenen Bücher zu beantworten. Die Anteilnahme blieb die ganze Zeit lebhaft, und verschiedentlich wurde nachher angefragt, ob nicht noch mehr „Vorträge" gehalten würden."

Die **sächsische Landesstelle für freies Volksbildungswesen** hat im Freistaat Sachsen Kreisberatungsstellen für das volkstümliche Büchereiwesen errichtet, und zwar für die Kreishauptmannschaft Leipzig in Leipzig, und für die Kreishauptmannschaft Zwickau in Schwarzenberg (hier mit nebenamtlichem Bibliothekar als

Berater). Beide Berater sind Anhänger der Hofmannschen Richtung. Die hauptamtlichen Leiter der ausgebauten volkstümlichen Büchereien in Dresden, Chemnitz und Zwickau, die allerdings nicht bedingungslos zur Hofmannschen Richtung stehen, werden mit keiner Beratungsstelle betraut.

Der Kurs der sächsischen Landesstelle ist damit ohne viele Worte zur Genüge gekennzeichnet. Dr. Kleinebreil.

Über die **Ausbildung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken sowie für den Dienst an Volksbüchereien** berichtet das soeben erschienene Heft 1 der „Veröffentlichungen der Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek“, hrsg. von Prof. Dr. G. Fritz, das gegen Einsendung von 40 Pfg. durch die Stadtbibliothek zu beziehen ist. Das Heft enthält allgemeine Bemerkungen über die bibliothekarische Laufbahn, daran anschließend die Praktikantenordnung und die Diplomprüfungsordnung im vollen Wortlaut und zuletzt den Lehrplan der Bibliothekskurse, die seit April in der Berliner Stadtbibliothek stattfinden. Anhangsweise werden die Prüfungen für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an volkstümlichen Büchereien in Bayern, Hessen und Sachsen sowie die Kurse des Borromäus-Vereins nachgewiesen.

Lesefrüchte.

Deutsche Schriftsteller unserer Zeit in ihrem Verhältnis zur Jugendschriftenfrage. Im Maiheft der vorbildlich ausgestatteten Zeitschrift „Die Scholle“ (Blätter für Kunst und Leben in Erziehung und Unterricht, hrsg. von F. Fikenscher; Ansbach: Michael Prögel) wird unter dem Titel „Das lesende Kind“ das Ergebnis einer „Umfrage bei den Dichtern der Gegenwart“ wiedergegeben. Wer sich mit Jugendschriftenpsychologie eingehender zu befassen pflegt, wird jenen Aufsatz selbst studieren müssen. Hier merken wir nur einiges Wenige daraus an, was überzeugend gegen die ebenso bequeme wie ungerechte Theorie spricht, die in der Behauptung gipfelt: wer in seiner Jugend Wohlgefallen an Erzählern wie Chr. von Schmid einerseits und Karl May andererseits gefunden hat, könne nie zum wahren Verständnis unserer großen Dichter gelangen.

Wir geben noch vorweg den Wortlaut der Umfrage und stellen fest, daß sie von 34 zeitgenössischen Dichtern und Schriftstellern, zum Teil sehr ausführlich, beantwortet wurde, nämlich von Hermann Bahr, Hans Friedrich Blunck, Alfred Bock, Michael Georg Conrad, Alfred Döblin, Peter Dörfler, Paul Ernst, Emil Ertl, Ludwig Finckh, Wilhelm Fischer-Graz, Bruno Frank, Sophie Höchstetter, Bernd Isemann, Juliane Karwath, Ottokar Kernstock, Erwin Guido Kolbenheyer, Hermann Anders Krüger, Ernst Lissauer, Emil Ludwig, Agnes Miegel, Walter von Molo, Börries von Münchhausen, Josef Ponten, Hans Reyhing, Hugo Salus, Wilhelm Schäfer, Richard von Schaukal, Wilhelm Schussen, Ina Seidel, Lulu von Strauß und Torney, Frank Thieß, Will Vesper, Paul Zech und Heinrich Zerkaulen.

„Ein wertvolles Bild deutschen Kulturwillens und ein fördernder Wegweiser für die Bestrebungen im Dienst literarischer Kunsterziehung erstünde, wenn wir von den Dichtern der Gegenwart Zeugnisse über ihre Stellung zum guten Jugendbuch besäßen. Diesem Zweck soll folgende Umfrage dienen:

1. Welches Buch hat Ihnen in früher Jugend besonderen Eindruck gemacht?
2. Welche Bücher würden Sie heute Ihren Kindern am liebsten schenken und warum?

Sollten Sie sich zu einer grundsätzlichen Erwägung über die Jugendschriftenfrage gedrängt fühlen oder Hinweise auf Ihr eigenes Werk anfügen, so wäre uns dies ganz besonders willkommen."

Aus den Antworten:

Peter Dörfler: Die erste Frage: Welches Buch hat Ihnen in früher Jugend besonderen Eindruck gemacht? verpflichtet, wenn sie zu einem ernsthaften Ergebnis führen soll, zu einem aufrichtigen Bekenntnis. Diese Frage zielt nicht auf Bücher, die nach dem Urteil des Gereiften noch der Liebe wert erscheinen. Ich wuchs in einem lesewütigen Bauernhaus auf. Wir durchstöberten Dachkammern nach Büchern. Aber was uns auch immer in die Hand fiel, nichts hielt mit Christoph Schmid einen Vergleich aus. Mein erstes Buch war „Der gute Fridolin und der böse Dietrich". Ihm folgten all die andern: „Ostereier", „Blumenkörbchen" usw. Aus meiner Hand nahm sie der Vater und ich sah mit heiliger Scheu, wie der herbe Mann Tränen vergoß. Christoph Schmid hat uns mit echt epischer Überredung in seinen Bann gezogen; er verklärte unsere Feierabende, er ließ uns die Burgruinen der Heimat, die Wälder, die Vergangenheit lebendig werden und führte uns in die erhöhte Welt der Poesie ein. Ich war entsetzt, als ich später hörte, dieser Mann, dem mein Gemüt so viel verdankt wie der Mutter, sei sozusagen entlassen, in Pension geschickt und aus der deutschen Stube verbannt worden. Ich konnte mich nie entschließen, nachträglich das Urteil der Jugend zu prüfen. Nie mehr habe ich eine Zeile Christoph Schmid gelesen. Ich wollte nicht prüfend an Heiliges tasten. Und ich werde ihn allen Jugendbüchereiausschüssen zum Trotz weiter lieben. Denn wir waren doch, die Jungen wie die Alten, urgesunde, unverbildete Leute. Und wenn Schmid uns alle anderen Erzählungen ausstach, so war etwas an diesem Dichter.

Hans Reyhing: Welches Buch mir in meiner Jugend am besten gefallen habe? Da muß ich schon eine ganze Reihe nennen. Aber beginnen muß ich mit der „Rosa von Tannenburg" und dem „Heinrich von Eichenfels". Diese Geschichte habe ich allerdings nicht gelesen, sondern der Ahne hat sie mir an Winterabenden mit dem „Daniel in der Löwengrube" und den „Drei Männern im Feuerofen" erzählt, ist dabei in seinem einfachen Lehnsessel neben dem Ofen gesessen und der Ofen hat geglüht, die Katze hat behaglich geschnurrt und der Ofenhafen die schönsten Weisen gesungen. Das ist so schön gewesen, wie ich seither nichts mehr erlebt habe, im Theater nicht und im Leben nicht, auch nicht beim Lesen der allerschönsten Bücher. Als ich dann selbst lesen konnte, habe ich diese Geschichten selbst oft, sehr oft gelesen. Dazu kamen die historischen Erzählungen von Luise Pichler und ganz besonders der „Robinson" und der „Lichtenstein". Der „Lichtenstein" nicht deshalb, weil das Schloß Lichtenstein nur zwei Stunden von meiner Heimat entfernt war. Im Gegenteil, es dünkte mich beinahe unmöglich, daß so etwas Wunderbares, das mir eine ganze andere Welt war, mit diesem Lichtenstein verbunden gewesen sein könnte. Auch der „Schulmeister und sein Sohn" machte mir einen großen Eindruck, der heute noch lebendig ist.

Hans Friedrich Blunck: Ich habe in früher Jugend nicht viel zu lesen bekommen, bin mehr mit den mündlichen Überlieferungen und Märchen der Umwelt aufgewachsen. Ich erinnere mich lediglich eines alten „Jugendfreunds", in dem eine Geschichte von einer Schweizer Schriftstellerin stand — Johanna Spyri, glaub ich, „Wie Sanni mit den Vögeln singt". Die hab ich siebenmal gelesen. Für später kommen dann die Indianergeschichten aus dem „Guten Kameraden", danach einige Verherrlichungen von deutschen Stammesstreitigkeiten und Stammesfehden, die mich damals schon abgestoßen haben, die uns aber ein sehr törichtes Jugendschriftentum in Massen vorsetzte.

Bruno Frank: Als ich zehn Jahre alt war, gefiel mir Johanna Spyris „Heidi" ganz ausnehmend; als ich zwölf war, nahm Mays Winnetou Besitz von meinem Herzen und Denken, ein heldisches und erzieherisches Buch, man möge

sagen, was man will. Für das Kind, das noch nicht zur Schule geht, gibt es im Deutschen wohl nur ein vollkommenes Buch, den Struwelpeter; die Versgeschichten vom „Bösen Friedrich" und vom „Wilden Jäger" sind ebenso dichterisch geglückt, wie sie herzensanständig sind. Ich genoß das immer mit Begeisterung, auch als ich heranwuchs; ich finde es heute noch schön und würde es für Raub an einem Kinde halten, wollte man ihm dies Buch versagen.

Paul Zech: Meine Lieblingsbücher waren zuerst alle Bände von Karl May, später Stifter und Lenau.

Bernd Isemann: Es sind nur eigentlich zwei Bücher, die ich immer wieder las und auch heute noch hervorhole, wenn ich etwa krank oder übermüdet bin: der berühmte „Waldläufer" und eine Übersetzung des „Don Quichote". Das eine befriedigte vollkommen meine Abenteuerlust und zugleich das Verlangen nach edlem Menschentum, das andere erfüllte mein Bedürfnis nach tragischer Großartigkeit und Realistik des Lebens. Ich weiß, daß ich kaum dazu gelacht habe, in die rhetorische Größe der Selbstgespräche habe ich mich mit wahrem Genuß versenkt. Ohne diese beiden Bücher könnte ich mir meine Jugend nicht denken, sie waren die Vorbilder, nach denen ich allabendlich meinem jüngeren Bruder bis zum Einschlafen Geschichten erzählte. Alle anderen Bücher kommen erst in weitem Abstand.

Emil Ertl: Den größten Eindruck haben mir in der Jugend Coopers Lederstrumpferzählungen gemacht, besonders der „Letzte Mohikaner". Jahrelang identifizierte ich mich in meiner Einbildung mit dem Helden dieser Tragödie der roten Rasse und glaubte in eigener Person Unkas der flinke Hirsch zu sein. Ich erinnere mich noch gut daran und will nicht bestreiten, daß der Edelmut und die Vornehmheit, die in dieser Gestalt verkörpert sind, gerade wegen ihrer primitiven und leichtfaßlichen Art ein nützliches Vorbild abgeben können. Das Skalpieren nimmt der Knabe unbewußt als eine ethnologisch gegebene Absonderlichkeit hin, die er seinem Jugendideal nicht schwer anrechnet und die auf sein Empfinden auch nicht verrohend wirkt, weil in ihm nur haften bleibt, was nachahmungswürdig ist. Denn der kleine Mensch ist ein Äffchen, das in der geistigen Kost, die ihm verabreicht wird, triebmäßig die Werte sucht, die zum Leben stärken. Eine Gefahr kann ich deshalb in keinem Lesestoff erblicken, der, in welchem Zeitkostüm immer, sittliche Werte — selbst wenn sie durch Sitte, Gebrauch und völkische Bedingtheit eingeengt wären — hochhält.

Agnes Miegel: Für mich war das Buch der Robinson, später der Lederstrumpf, daneben im Gutbürgerlichen das „Tagebuch dreier Kinder" mit entzückend altmodischen Bildern von Hosemann.

Ina Seidel: Was meine eigene Kindheit angeht, so stehen mir aus den frühesten Jahren dieses Zeitraumes Märchenbücher am lebendigsten in Erinnerung und zwar Grimms Märchen und die Wintermärchen meines Onkels Heinrich Seidel. Etwas später kamen dann Hauffs Märchen dazu, die ich immer von Neuem gelesen habe. Hierher gehört auch das mir heute noch sehr kostbare „Hinkel, Gockel und Gackeleia" von Brentano. Vom achten Jahr an ungefähr las ich sehr gern im „Tagebuch dreier Kinder" von A. Stein*), jedoch gleichzeitig und mit weitaus größerem Vergnügen „Lederstrumpf" und „Robinson" in unverkürzten Ausgaben. Sehr früh gab mir auch mein Vater Brehms „Tierleben" in die Hand, ein Werk, das durch seinen Reichtum an anekdotischen Zügen ebenso unterhaltend wie belehrend ist. Leider bekam ich in diesen Jahren außer Schwabs Sammlung klassischer Sagen kein Sagenbuch in die Hand und blieb mit der germanischen Götter- und Heldenwelt unvertraut. Dieses Versäumnis suche ich nun bei meinen eigenen Kindern zu vermeiden, denen ich auch früh aus unsern schönen deutschen Volksbüchern vorgelesen habe. Nicht vergessen will ich die Schriften von Ottilie Wildermuth und zwei Bücher von Gerstäcker, nämlich „Der

*) noch im Handel in einer Ausgabe des Verlages Winckelmann u. Söhne, Berlin.

kleine Goldgräber“ und den „Christbaum“*); ich fürchte nur, daß die letzteren aus dem Handel verschwunden sind, ebenso wie ein mit Begeisterung verschlungenes Buch, das die Schicksale eines deutschen Knaben in Amerika schildert. Es hieß „Carl Scharnhorst“ und der Name des Verfassers ist mir entfallen**).

Zum Schluß seien zum Erstaunen und zur Aufmunterung allzu ängstlicher Jugendschriftenpädagogen die sehr abgebrühten Sätze angeführt, mit denen Alfred Döblin seinen Beitrag beschließt: „Man muß natürlich nicht schenken, was man will, sondern was das kleine Volk will. Man kann es nur ganz ungefähr dirigieren, aber im Rahmen der natürlichen Entwicklung. Was wäre damit geschehen, wenn ich meinem zehnjährigen Jungen Buddhas Reden schenkte? Ich schenke Busch, allerlei gemäßigte Räuberpistolen (die ungemäßigten besorgen sie sich schon allein), Reiseabenteuer mit möglichst viel haarsträubendem Blödsinn. Wenn wir Erwachsenen soviel Blödsinn lesen, warum sollen wir es den Kindern versagen? Jedes Alter will sein Recht. Es genügt, sie im gröbsten zu überwachen. Im übrigen werden Kinder sowohl mit ihren Krankheiten wie mit ihren Ärzten fertig.“

An den „Guten Kameraden“.

Guter Kamerad, den ich unter alten illustrierten Büchern aufgespürt,
dein herrlicher Titel hat mich heute so gerührt.

Guter Kamerad! — Ich schlug dich auf — was ich da alles sah:
Bilder, wie Schlacht bei Waterloo; dann wieder nützliche Ratschläge: „Wie baue ich mir eine Kamera?“

Geschichten: Die Buren, Ferienreise, Onkel Fritz, Kaiser Julian,
und vor allem von Franz Treller der trefflichste Seeroman.

Kleiner Schiffsjunge! Erich (hieß er nicht so?) mutig, gescheit, treu und sonnengebräunt.
Edler Lebensretter, tapferer Knabe, Kamerad und guter Freund!

Wir beide, wir wußten damals, in jener guten Zeit,
in Schiffstakelung, Windnamen und Matrosenliedern wohl Bescheid.

Auch ich sprach plattdeutsch, als ich noch am kleinen Flußhafen stand,
einen Dreimaster erträumend in diesem engen braunen Wasserband.

Und erst die Stelle! — Ich weiß noch die Seite — o Tränen, die ich hier niemals überwand,
wo Erich auf Lombok im dichtesten Feindesgewühl den alten gemütlichen Sachsen wiederfand.

Guter Kamerad! Ich war dir dankbar für all die Gaben, die ich von dir empfing,
und du wußtest es auch, denn mir war's, als ob eine leichte Brise
von Kindheit und Seeluft durch die bewegten Blätter ging.

Franz Werfel.

———————

*) Es handelt sich um „Georg, der kleine Goldgräber“, von dem es im Verlag Neufeld u. Henius (Berlin) eine Einzelausgabe gibt (z. Zt. vergriffen) und wahrscheinlich um „Wie der Christbaum entstand“ (Einzelausgabe im selben Verlage).

**) Es handelt sich um das Buch von K. Armand: Carl Scharnhorst. Köln: H. Schaffstein.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei
Verlag „Bücherei und Bildungspflege“, Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege
Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 5 — 1925 — Heft 6

Buchmarke und planmässige Gliederung des Bücherbestandes.

Von F. Plage, Frankfurt a. d. Oder.

Langfeldts d. J.=Flensburg äußerst dankenswerte Besprechung des „Klassifikationssystems für schwedische Büchereien" auf S. 169 in Heft 3 des laufenden Jahrgangs der „Bücherei und Bildungspflege" lenkt aufs neue die Aufmerksamkeit auf das in der Überschrift genannte Thema. Überdies beweist mir der Umstand, daß mir die letzten Stücke des Sonderdrucks der „Planmäßigen Gliederung des Bücherbestandes" (Bildungspflege 1920 S. 298ff.) in den letzten Monaten van anderen Büchereiverwaltungen abgefordert worden sind, daß Systemfragen zur Zeit eine größere Zahl von Büchereien beschäftigen. Eine abermalige Untersuchung erscheint mir daher geboten. Um mich nicht zu wiederholen, muß ich an dieser Stelle zunächst auf meinen oben genannten Aufsatz in der „Bildungspflege" von 1920 verweisen, und zwar besonders auf das dort in der Einleitung Gesagte.

Der Übereinstimmung halber wähle ich auch in der Folge für das Wort „Druckkatalog" die von mir dort vorgeschlagene Bezeichnung „Schlüssel", für „System" das Wort „Netz" und für „Signatur" die bereits eingebürgerte Bezeichnung „Buchmarke".

Die Wahl zweckentsprechender Buchmarken ist in der volkstümlichen Bücherei von weitragender Bedeutung. Der Geschäftsdrang der Bücherei erfordert kurze Buchmarken; denn die Buchungen dürfen nicht allzuviel Zeit rauben. Der in Zahlen ausgedrückte Teil der Buchmarke muß möglichst wenig Ziffernstellen enthalten, damit die Gefahr irrtümlicher Buchungen auf ein Mindestmaß beschränkt bleibt. Aus demselben Grunde sind Häufungen des gleichen Kleinbuchstabens (z. B. Gbbbc) tunlichst zu vermeiden. Endlich muß die Buchmarke einprägsam sein, damit sie das ausleihende Personal in kürzester Zeit als gedächtnismäßiges Eigentum aufnehmen kann und imstande ist, die Titel wenigstens der gangbaren Werke bei Nennung der Buchmarke zu reproduzieren, ohne in den betreffenden Verzeichnissen nachzuschlagen. Daraus geht hervor, daß eine nur aus Zahlen bestehende Buchmarke (Springende Nummern!) oder eine Buchmarke nach dem Deweyschen System für die volkstümliche Bücherei unbrauchbar ist.*)

Die Buchmarke muß ferner der planmäßigen (= systematischen) Gliederung und Aufstellung des Bücherbestandes entsprechen, damit jedes Buch schnell nach seiner Marke im Regal zu finden ist. Mancherlei wird vom Standpunkte der wissenschaftlichen Bücherei aus gegen das „Dogma

*) Es darf schon jetzt darauf hingewiesen werden, daß bei Gelegenheit eines Aufsatzes von Professor Steenberg im nächsten Heft die Frage der Dewey-Signaturen nochmals berührt wird. Die Herausgeber.

von der systematischen Aufstellung" der Bücher ins Feld geführt. Auch wird eine andre Aufstellung, die Aufstellung nach Formaten, aus Gründen der Raumersparnis befürwortet werden können. Dennoch wird die planmäßige Aufstellung nach Sachgebieten in der volkstümlichen Bücherei die Regel bilden und bei der dauernden Verjüngung des Personals jeder anderen vorzuziehen sein. Die planmäßige Gliederung des Bücherbestandes bildet also die Voraussetzung für alle hier angestellten Erwägungen. Daß sie nicht zum Dogma wird, dafür sorgen schon gewisse Einschränkungen und Ausnahmen, von denen noch zu reden sein wird.

Das „Klassifikationssystem der schwedischen Büchereien" weist nun offenbar dieselben Grundzüge auf, wie der von mir in der „Planmäßigen Gliederung (s. oben) vor fünf Jahren niedergelegte Vorschlag. Auch die Schweden suchen die Zahl der Glieder, aus denen die Buchmarke besteht, klein zu halten. Auch sie beziehen die Schöne Literatur in die Gesamtgliederung nicht ein. Auch sie gehen aus von einer Hauptgliederung des Gesamtbestandes nach Disziplinen, die in dem Großbuchstaben der Buchmarke in Erscheinung tritt, und entwickeln die weitergehende Gliederung aus der gröberen durch Aufnahme eines Kleinbuchstabens. Wenn sie nun gelegentlich weitere Unterstaffeln durch Einfügung mehrerer Kleinbuchstaben zum Ausdruck bringen, so vermag ich ihnen hierin aus praktischen Erwägungen heraus nicht zu folgen.

Es ist in der volkstümlichen Bücherei gar nicht nötig, daß der Kanon der Gliederung endlos weitergeführt wird. Hierfür möge mir ein Beispiel als Beweis dienen. Die Hauptabteilung „Technik" sei so in neunzehn Abschnitte geteilt worden, wie unten in der Übersicht auf Seite 328 angegeben. Danach erscheinen im Schlüssel die einzelnen Abschnitte der Technik in der Reihenfolge T, Tm, Te, Tb, Ta, Tz, Tn, Tg, Tc, Tp, Tl, Th, Tw, Tt, Tf, Tr, Ts, To, Tk. Die sachlichen Gründe dieser Anordnung werden unschwer zu erkennen sein. Im Regal stehen dieselben Abteilungen natürlich in der Reihenfolge T, Ta, Tb, Tc, Te u. s. f., damit das einzelne Buch nach der Buchmarke schnell auffindbar ist. Die Reihenfolge der Aufzählung im Schlüssel stimmt also bei den Unterabteilungen mit dem Standort nicht überein, weil es sich im einen Falle um die logische, im andern um die räumliche Übersicht handelt. Hier liegt also bereits eine der Einschränkungen vor, auf die oben verwiesen wurde.

Nehmen wir an, es habe sich nun die Notwendigkeit herausgestellt, den Abschnitt Te = Elektrotechnik abermals zu teilen, weil die Zahl der eingestellten Bände mit der Zeit so gewachsen ist, daß dieser Abschnitt im Schlüssel ohne Teilung zu lang und darum unübersichtlich geworden wäre. Nach dem schwedischen System würde man da vielleicht zu folgender Teilung gelangen: Tea = Wissenschaftliche Grundlagen der Elektrotechnik, Leitung, Schaltung, Umformung des Stroms; Teb = Starkstromanlagen, Licht und Wärme aus Elektrizität; Tec = Der Schwachstrom und seine Anwendungen; Ted = Elektrische Wellen, Radiotechnik; Tee = Elektrochemie, Galvanoplastik, Galvanostegie. Mit der Aufnahme des zweiten Kleinbuchstabens in die Buchmarke wäre eine Umsignierung

des ganzen Abschnitts Te und infolgedessen eine Umstellung im Regal erforderlich. Aber diese Umstellung und Umsignierung kann man sich sparen, wenn man einfach die Systemkarten des ganzen Abschnitts auf die fünf neugeschaffenen Unterabschnitte verteilt und im Schlüssel den Abschnitt Te nun in fünf Paragraphen zerlegt, ohne diese Unterteilung im Standort ebenfalls durchzuführen, so daß ein dritter Kleinbuchstabe nicht erforderlich wird. Der Schlüssel erfordert eben in vielen Fällen eine weitergehende Gliederung als der Standort; denn es ist für den Leser zeitraubender, einen Abschnitt mit 300 Titeln im Schlüssel durchzulesen als für den Magazinbeamten, ein Regal mit 300 Bänden nach einer gegebenen Nummer abzusuchen.

Nun können mit Hilfe eines Großbuchstabens in Verbindung mit einem Kleinbuchstaben als zweites Glied mathematisch 25 mal 25, praktisch immerhin schon etwa 500 Abschnitte gebildet werden. Diese ermöglichen schon eine ziemlich weitgehende Gliederung, und man wird um der wenigen Abschnitte willen, die eine Unterstaffelung nötig machen, keinen dritten Buchstaben als Gliederungsmerkmal aufnehmen, sondern sich mit der Teilung dieser Abschnitte in Paragraphen ohne Sondermerkmal behelfen, da sich Buchmarken mit mehr als drei Gliedern zu schwer einprägen. Es entsteht nun allerdings die Frage, ob man nicht bei wachsendem Betriebsumfang doch die Mehrzahl der Unterabschnitte weiter gliedern und die weitere Staffelung in neuen Gliedern der Buchmarke zum Ausdruck bringen muß. Diese Sorge darf man aber getrost den wenigen Büchereien überlassen, die über einen Bestand von 40 000 Bänden hinausgewachsen sind. Die volkstümlich gerichtete Einheitsbücherei kommt nämlich bei richtiger Auswahl und Anschaffungspolitik selbst in großstädtischen Verhältnissen mit einem Bestande von 40 000 Bänden wirklich belangvoller Literatur vollständig aus. Hiermit ist auch die arbeitsökonomische Grenze des Betriebs erreicht. Geht die Entwicklung darüber hinaus, so ist eine örtliche Teilung der Bücherei nach Stadtbezirken in gesonderte Verwaltungseinheiten angezeigt. Bei der Aufstellung der Buchmarken muß man sich nun entscheiden, ob man die einzelnen Abteilungen fortlaufend mit einem Buchstaben der alphabetischen Reihe A, B, C, D, E, F usw. bezeichnet, oder ob man für sie Buchstaben mit einer mnemotechnischen Beziehung wählt, z. B. N = Naturwissenschaften, G = Geschichte, P = Philosophie, E = Erdkunde u. s. f. Bei der Zerlegung des gesamten Bestandes in Hauptabteilungen spielt diese Frage keine entscheidende Rolle; denn selbst für den Fall, daß alle 25 Großbuchstaben zur Hauptgliederung verwandt worden sind, so sind die Anforderungen an das Gedächtnis kaum höher, wenn ich beispielsweise die Naturkunde = A, die Erdkunde = B, die Heimatkunde = C, das Verkehrswesen = D bezeichne, als wenn ich ihnen die Merkbuchstaben N, E, H, V gebe. Wichtiger für die Einprägsamkeit der Buchmarke ist das zweite Glied der Buchmarke, also der zur Kennzeichnung der zweiten Staffel gewählte Kleinbuchstabe. Ich merke mir leichter Ke = Kunst**e**rziehung und Kunstpflege, Ks = Kunst**s**tätten, Kw = Kunstge**w**erbe, Kb = **B**aukunst, Km = **M**alerei, Kp = **P**lastik, Kg = **G**raphische Künste, als wenn ich diese

Abschnitte etwa in derselben Reihenfolge mit Ka, Kb, Kc, Kd, Ke, Kf, Kg bezeichnen würde, zumal ja dann dieselben Kleinbuchstaben in jeder Hauptabteilung in derselben Wahl und Reihenfolge wiederkehren würden. Gewiß kann bei der mnemotechnischen Bezeichnung der Fall eintreten, daß ein passender Kleinbuchstabe nicht mehr zur Verfügung steht, die mnemotechnische Brücke sich also nicht bauen läßt. Nun dann wählt man eben getrost und unbedenklich einen andern Buchstaben ohne Beziehung; denn die mnemotechnische Bezeichnung ist ja nur ein Hilfsmittel, das man anwendet, wenn man kann, aber kein Evangelium. Ist nur der größte Teil der Abschnitte mnemotechnisch gekennzeichnet, so wird ein geringer Teil beim Kleinbuchstaben der Gedächtnisbrücke entraten dürfen, zumal ja auch die einzelnen Abschnitte nicht durchweg nach logischen Kategorien gebildet werden können, sondern auch zum Teil nach praktischen gebildet sind. So kann es ohne Schaden geschehen, wenn etwa ein technisches Gebiet wie „Tierzucht" mit einem ethischen wie „Tierschutz" unter derselben Bezeichnung Tz vereinigt wird. Wir müssen uns durchaus dem Zwang der Begriffe entziehen, wo immer der tatsächliche Bestand der Bücherei eine Zusammenfassung und elementare Gliederung erfordert.

Im großen und ganzen gebe ich der mnemotechnischen Buchmarke den Vorzug, will sie aber durchaus nicht als die alleinseligmachende hin stellen. Wenn nun Langfeldt an meinen früheren Vorschlägen bemängelt, daß ich (Bildungspflege 1920 S. 300) die Buchmarken von der kleineren zur mittleren Bücherei völlig wechseln lasse, so darf ich darauf hinweisen, daß das nicht anders zu verstehen ist, als daß ich bei der kleineren Bücherei (bis zu 1000 Bänden) als Beispiel einen Kennbuchstaben nach der alphabetischen Folge und bei der nächstgrößeren Stufe einen Merkbuchstaben nach mnemotechnischen Rücksichten gewählt habe, um anzudeuten, daß ich beide Wege für gangbar halte. Selbstverständlich beabsichtige ich nicht, beim Wachstum derselben Bücherei und dadurch bedingter weiterer Gliederung eine Umsignierung in diesem Umfange zu empfehlen. Wenn Langfeldt ferner als Mangel meiner Aufstellung empfindet, daß die von mir vorgeschlagene Gliederung der kleinsten Bücherei (bis zu 400 Bänden) zu wenig Abteilungen besitzt, so glaubte ich als naheliegend annehmen zu dürfen, daß die von mir gewählten Größenklassen eine Grenzverschiebung durchaus gestatten, und daß kein Hindernis vorhanden ist, die weitergehende Gliederung der nächsten Größenklasse (bis zu 1000 Bänden) schon bei einem Bestande von geringerem Umfange anzuwenden. Der Vorsicht halber werde ich aber in der unten folgenden Übersicht Bandzahlen zur Kennzeichnung der verschiedenen Größenklassen nicht mehr anwenden. Vielleicht darf ich auch hier einschalten, daß ich solche Vorschläge zwar gern in einer festen und bestimmten Form mache, daß ich aber damit nur die Erörterung zu eröffnen und nicht hirtenbrieflich zu schließen wünsche.

Bevor ich nun auf die Gliederung des Bücherbestandes genauer eingehe, möchte ich auf einige weiteren Fälle hinweisen, in denen es sich empfiehlt, die planmäßige Aufstellung der Bücher zu durchbrechen. In größeren Büchereien sammeln sich zahlreiche Flugschriften an, die

in Hinblick auf ihre seltenere Benutzung nicht fest gebunden, sondern nur leicht kartoniert werden. Nicht zu empfehlen ist der Ausweg, diese Heftchen etwa zu mehreren des gleichen Erscheinungsjahrs oder mit inhaltlich verwandten in einem Sammelband zu vereinigen, da sich hierdurch die Zahl der Fehlbestellungen außerordentlich vermehrt. Aber diese Heftchen bleiben die Schmerzenskinder des Magazins, da sie sich nur allzuleicht in der Reihe der stärkeren Bände verschieben oder hinter andre Buchstapel oder gar unter fremde Buchdeckel flüchten, um sich wochenlang der Erfassung zu entziehen. Darum werden Reihen fortlaufend erscheinender Flugschriften (z. B. „Meereskunde", „Sozialer Fortschritt") am besten im Regal zusammengestellt unter einer Sammelmarke mit fortlaufenden Nummern, die den aufgedruckten Reihennummern entsprechen. Im Schlüssel erscheinen sie nicht in zusammenhängender Folge; sondern jeder Titel wird in dem Paragraphen aufgeführt, zu dem er inhaltlich gehört. Der gleichen Behandlung unterliegen buchhändlerische Sammlungen wie „Göschen", „Wissenschaft und Bildung", „Natur und Geisteswelt", „Webers Katechismen" u. a. m., sofern die Bücherei die vollständigen Reihen oder doch ihren größten Teil einstellt. Für die anderen, nicht einer Reihe angehörenden Flugschriften werden am besten zwei bis drei Formatklassen gebildet, für deren jede eine Buchmarke festgesetzt wird, z. B. Xa, Xb, Xc; die neu hinzukommenden Bände der gleichen Formatklasse erhalten dann die fortlaufende Nummer. Da nun auf dem schmalen Rücken dieser dünnen Heftchen eine Buchmarke nicht geschrieben werden kann, so erhalten sie ein Deckelschild mit Buchmarke und Titel; im Regal wird hinter jedem zehnten Heft ein hervorstehender kräftiger Pappstreifen eingeschoben, von dem der Beginn einer neuen Zehnerreihe abzulesen ist.

Eine besondere Behandlung verlangen noch die außergewöhnlichen Formate, die auf dem Bord von Durchschnittshöhe (28 cm) keinen Platz finden können. Sie erhalten durchaus die ihnen nach dem Netz zukommende Buchmarke, werden aber in einem Abseitsregal mit großen Bordhöhen aufgestellt. An der Stelle, an der sie nach ihrer Buchmarke stehen müßten, wird ein leerer Schutzkarton eingeschoben, dessen Rücken ihre Buchmarke aufweist und darunter den besonderen Standort, in den sie ihres Formats wegen ausgesiedelt worden sind. In der Abteilung „Kunst" sind solche großen Formate (Mappen!) so häufig, daß sich hier die Einfügung eines besonderen Paragraphen für Kunstmappen = Km empfiehlt, dem ein besonderes Regal mit großen Bordhöhen (Großfolio) zugewiesen wird.

Seit der Aufstellung meiner „Planmäßigen Gliederung" (s. oben) sind nun inzwischen fünf Jahre vergangen, und in dieser Zeit ist die Brauchbarkeit der von mir vorgeschlagenen Netze in der Praxis nachgeprüft worden. Nach meinen letzten Erfahrungen muß nun in dem Netz für größere Büchereien die Gesamtzahl der s. Zt. aufgestellten Paragraphen vermehrt werden. Einige mußten aus ihrer bisherigen Verbindung gelöst und unter andre Oberabteilungen gebracht werden. Die Abteilung „Biographie" wurde von der Weltgeschichte abgetrennt und als neue Hauptabteilung unter einen besonderen Großbuchstaben gebracht.

Ebenso wurden die „Deutschen Kriege“ von der „Deutschen Geschichte“, die „Literaturgeschichte“ von der „Kunstgeschichte“ abgezweigt. Der Abschnitt „Selbsterziehung und Berufswahl“ wurde aus Gründen der besseren Netzbildung mit der Hauptabteilung „Spiel und Sport“ verbunden.

Ich glaube daher heute für eine „Planmäßige Gliederung des Bücherbestandes in größeren, mittleren und kleineren Büchereien“ die hier folgenden Netze vorschlagen zu können.

Die planmäßige Gliederung des Bücherbestandes in größeren, mittleren und kleineren Büchereien.

Die Paragrapheneinteilung der linken Spalte gilt für größere Büchereien. Für mittlere Büchereien gelten die mit arabischen Ziffern versehenen Abschnitte der rechten Spalte. Kleinere Büchereien werden aus den mit römischen Ziffern versehenen und gesperrt gedruckten Abteilungsüberschriften in der mittleren Spalte eine geeignete Gliederung zusammenstellen können durch Weglassung nicht inbetracht kommender Glieder oder durch Zusammenziehung der gegebenen.

	I. N = Naturwissenschaften und Gesundheitslehre.	
§ 1 N	Gesamtgebiet der Naturwissenschaften, Methoden und Geschichte der Naturforschung, naturwissenschaftliche Forschungsgebiete und -reisen.	1. Naturwissenschaften.
§ 2 Ne	Entwicklungs- und Vererbungslehre, Biologie und Physiologie.	
§ 3 Nm	Mathematik. Zahlenkunde, Meßkunst.	
§ 4 Np	Physik.	
§ 5 Ne	Chemie.	
§ 6 Na	Himmelskunde. Die Weltkörper und ihre Bewegungen.	
§ 7 Nw	Wetterkunde und Klimalehre.	
§ 8 Ng	Geologie. Erdgeschichte, Gesteinskunde, Erdbeben und Vulkane.	
§ 9 Nb	Botanik. Das Pflanzenreich. Die Pflanze und ihr Leben.	
§ 10 Nz	Zoologie. Das Tierreich. Die Tiere und ihre Verbreitung.	
§ 11 Nt	Anthropologie. Der Mensch, sein Körper und seine Entwicklung, Rassenkunde.	2. Der Mensch, sein Körper und dessen Pflege.
§ 12 Nh	Hygiene. Allgemeine Gesundheitslehre, Körperpflege und Heilmittel.	
§ 13 No	Pflege und Heilung einzelner Organe, Mutter und Kind.	
§ 14 Ns	Seuchenabwehr und öffentliches Gesundheitswesen, Alkoholfrage.	

	II. E = Erd- u. Völkerkunde.	
§ 15 E	Allgemeine Länder- und Völkerkunde.	3. Erd- und Völkerkunde
§ 16 Ea	Atlanten und Karten.	
§ 17 Er	Reisebeschreibungen, Reiseerlebnisse.	
§ 18 Ez	Ozeane. Meereskunde. Meeresströmungen.	
§ 19 Es	Asien und seine Völker.	
§ 20 Em	Nordamerika, einschließlich Mexiko.	
§ 21 Ec	Mittel- und Südamerika.	
§ 22 Ef	Afrika.	
§ 23 Eo	Ozeanien. Australien, Südseegebiete.	
§ 24 Ep	Polarländer und -völker.	
§ 25 Eu	Europa, seine Länder und Völker (ohne Deutschland).	
§ 26 Ed	Deutschland, Gesamtgebiet und Bevölkerung.	
§ 27 Ek	Deutsche Kolonien, Deutschtum im Auslande.	
	III. H = Heimmatkunde.	
§ 28 H	Heimatkunde deutscher Landschaften und Städte. Deutsche Stämme, Burgen, Gebäude.	4. Heimatkunde.
§ 29 Hp	Heimatprovinz, Heimatgau, heimatliche Landschaft.	
§ 30 Hv	Die Vaterstadt.	
	IV. Q = Verkehrswesen.	
§ 31 Q	Das Verkehrswesen als Gesamtheit. Ortskunde, Adreßbücher, Kursbücher.	5. Verkehrswesen.
§ 32 Qr	Führer und Vorbereitungswerke für die Reise.	
§ 33 Qp	Post und Eisenbahnen.	
§ 34 Qs	Schiffahrt, Wasserstraßen, Häfen.	
§ 35 Ql	Luftschiffahrt und Flugwesen.	

	V. T = Die Welt der Technik.	
§ 36 T	Gesamtgebiet der Technik und ihre Geschichte. Handwerk und Industrie, Erfindungen und Entdeckungen, technische Probleme.	6. Allgemeine Technik, Maschinen, Erfindungen, Elektrotechnik.
§ 37 Tm	Maschinenbau und Motorenkunde. Die Kraftquellen der Technik.	
§ 38 Te	Elektrotechnik.	
§ 39 Tb	Bergbau und Hüttenwesen. Erze, Kohle und Braunkohle.	7. Die Technik der Rohstoffgewinnung.
§ 40 Ta	Ackerbau und Gartenbau, Forstkultur, Balkon- und Zimmergärtnerei.	
§ 41 Tz	Tierzucht, Tierschutz, Fischfang, Bienenzucht, Seidenbau.	
§ 42 Tn	Nahrungs- und Genußmittel. Gährungsgewerbe, Molkerei, Stärkefabrikation, Kochkunst, Tabak.	
§ 43 Tg	Glas und Porzellan, Steine und Erden, Ziegel und Tonwaren.	8. Verarbeitung und Veredlung der Rohstoffe.
§ 44 Tc	Chemische Industrie, Farbengewinnung.	
§ 45 Tp	Die Photographie und ihre Anwendungen. Bildwerfer, Filmtechnik.	
§ 46 Tl	Die Technik des Eisens und der anderen Metalle.	
§ 47 Th	Die Verarbeitung des Holzes.	
§ 48 Tw	Weberei, Spinnerei, Färberei. Verarbeitung der Fasern und Gespinststoffe. Kleidung.	
§ 49 Tt	Verarbeitung der tierischen Stoffe. Leder und Pelzwerk, Borsten und Bürsten, Gerberei.	
§ 50 Tf	Verarbeitung der Fette, Öle und Harze. Seife und Klebmittel, Lacke und Anstriche.	
§ 51 Tr	Transportmittel, Fahr- und Hebezeuge.	9. Warenbewegung, Handel, Bauwesen.
§ 52 Ts	Straßenbau, Tiefbau, Brunnen, Kanäle, Brücken.	
§ 53 To	Hochbau. Baustoffkunde, Bauhandwerke, Baugewerbe.	
§ 54 Tk	Kaufmännische Wissenschaften. Technik des Handels, Warenkunde, Buchführung, Bürotechnik, Handelskorrespondenz.	

	VI. R = Gesetz und Recht.	
§ 55 R	Allgemeine Rechtskunde und Rechtsgeschichte.	10. Rechtskunde.
§ 56 Rv	Völkerrecht.	
§ 57 Rk	Kirchenrecht.	
§ 58 Rs	Staats- und Verwaltungsrecht.	
§ 59 Rr	Strafrecht.	
§ 60 Rw	Wasser-, See-, Bergrecht.	
§ 61 Rh	Handels-, Gewerbe-, Wechselrecht.	
§ 62 Rf	Familien- und Vermögensrecht. Recht am geistigen Eigentum.	
	VII. S = Staat und Gesellschaft.	
§ 63 S	Allgemeine Staatslehre und Statistik. Staats-, Reichs-, Gemeindeverfassung, Selbstverwaltung.	11. Allgemeine Staatslehre.
§ 64 Sh	Heer und Flotte. Wehrmacht, Krieg und Frieden.	
§ 65 Sp	Äußere und innere Politik, Parteiwesen.	
§ 66 Sw	Die Volkswirtschaft und ihre Geschichte.	12. Volkswirtschaft.
§ 67 St	Steuern und Finanzen. Geld und Währung, Banken und Börsen.	
§ 68 Sg	Genossenschafts- und Versicherungswesen.	
§ 69 Sl	Lohnkampf, Streik, Koalitionswesen, Arbeiterfürsorge, Arbeitsnachweis.	13. Volkswohlfahrt und Volksbildung.
§ 70 Sk	Kritik der Gesellschafts- und Wirtschaftsformen. Sozialismus, Kommunismus, Anarchismus.	
§ 71 So	Soziale Wohlfahrt.	
§ 72 Sa	Verarmung und Verbrechen, Arbeitsstätten, Gefängnisse.	
§ 73 Sb	Bodenreform und Städtebau, Siedlungen und Heimstätten, Wohnungswesen.	
§ 74 Sf	Frauenfrage, Familie, Ehe. Sittlichkeitsbestrebungen.	
§ 75 Sv	Außerschulmäßige Volksbildung. Vortragswesen, Volkshochschulen, Volksunterhaltung.	
§ 76 Su	Erziehung und Unterricht, Schulwesen.	

	VIII. G = Geschichte und Kulturgeschichte.	
§ 77 G	Vorgeschichtliche Forschung. Totenkult, Götter- und Heldensage.	14. Geschichte und Kulturgeschichte.
§ 78 Gh	Historische Hilfswissenschaften. Zeitrechnung, Münzen, Wappen, Siegel, Familienforschung.	
§ 79 Gw	Allgemeine Weltgeschichte im Zusammenhang, Geschichte von Staatengruppen und größeren Zeiträumen.	
§ 80 Gc	Allgemeine Kulturgeschichte.	
§ 81 Gk	Kirchengeschichte.	
§ 82 Ga	Geschichte und Kulturgeschichte des Altertums.	
§ 83 Gf	Geschichte Frankreichs.	
§ 84 Ge	Geschichte Englands, Hollands und Belgiens.	
§ 85 Gr	Geschichte Rußlands.	
§ 86 Gp	Geschichte Polens, Finnlands und des Baltikums.	
§ 87 Gb	Geschichte der Balkanländer und der Türkei.	
§ 88 Gm	Geschichte der Mittelmeerländer. Italien, Spanien, Nordafrika.	
§ 89 Gn	Geschichte der nordischen Staaten. Norwegen, Schweden, Dänemark, Island.	
§ 90 Gu	Geschichte der außereuropäischen Länder, Geschichte der amerikanischen Staaten.	

	IX. D = Deutsche Geschichte und Kulturgeschichte.	
§ 91 D	Gesamtdarstellungen aus der deutschen Geschichte und Kulturgeschichte.	15. Deutsche Geschichte u. Kulturgeschichte.
§ 92 Dr	Deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Reformation (1500).	
§ 93 Dp	Deutsche Geschichte von der Reformation bis zum Pariser Frieden (1815).	
§ 94 Dw	Deutsche Geschichte vom Pariser Frieden bis zum Ausbruch des Weltkrieges (1914).	

	IX. D = Deutsche Geschichte und Kulturgeschichte.	
§ 95 Du	Ursachen und Folgen des Weltkrieges, politische Geschichte Deutschlands während des Weltkrieges.	
§ 96 Dv	Geschichte des deutschen Volksstaates seit 1918.	
	X. C = Deutsche Kriege.	
§ 97 C	Allgemeine deutsche Kriegsgeschichte im Zusammenhang.	16. Deutsche Kriege.
§ 98 Cm	Deutsche Kriege in der Frühzeit und im Mittelalter bis zum Jahre 1600.	
§ 99 Cd	Der Dreißigjährige Krieg 1618—48.	
§ 100 Cs	Die Kriege von 1648—1763. Siebenjähriger Krieg.	
§ 101 Cb	Die Kriege von 1763—1815. Befreiungskriege.	
§ 103 Co	Die Kriege von 1815—66.	
§ 102 Cf	Der Deutsch-französische Krieg 1870 bis 71.	
§ 104 Ck	Die Kolonialkriege 1890—1906.	
§ 105 Cw	Der Weltkrieg 1914—18.	
	XI. B = Biographien, Erinnerungen, Briefwechsel, Gespräche, Reden.	
§ 106 B	Biographische Sammelwerke.	17. Lebensbeschreibungen Lebenserinnerungen.
§ 107 Ba-Bz	Einzelbiographien.	
	XII. O = Sport und Körperkultur, Selbsterziehung und Berufswahl.	
§ 108 O	Schulung und Kultur des Körpers. Leibesübungen, Athletik, Turnen.	18. Sport und Leibesübungen.
§ 109 Ob	Bergsport, Wintersport, Wandern.	
§ 110 Os	Wassersport. Schwimmen, Rudern, Segeln.	
§ 111 Of	Fahrsport, Rennsport, Reitsport, Radfahren und Automobilismus.	
§ 112 Oj	Jagd und verwandte Gebiete, Schießsport.	

	XII. O = Sport und Körperkultur, Selbsterziehung und Berufswahl.	
§ 113 Or	Rasenspiele, Ballspiele.	19. Lebenskunde, Selbsterziehung, Berufswahl.
§ 114 Oz	Zimmerspiele.	
§ 115 Ol	Lebenskunde, Lebensformen, Selbsterziehung.	
§ 116 Oa	Berufswahl und Berufsberatung.	
§ 117 Om	Männliche Berufe.	
§ 118 Ow	Weibliche Berufe.	
	XIII. P = Philosophie und Religionswissenschaft.	
§ 119 P	Geschichte der Philosophie, Philosophen und ihre Schulen.	20. Weltweisheit und Religion. Geist und Seele.
§ 120 Pm	Metaphysik, Erkenntnistheorie. Praktische Lebensweisheit, Essays.	
§ 121 Pw	Weltanschauung, Religionsphilosophie. Gott, Mensch und Seele. Allgemeine religiöse Fragen.	
§ 122 Pr	Allgemeine Religionsgeschichte. Die Religionen, ihre Stifter und ihre Quellen. Konfessionen.	
§ 123 Po	Erlebte Religion. Okkultismus, Spiritismus, Magie.	
§ 124 Pe	Ethik und Ästhetik. Sitten- und Kunstlehre.	
§ 125 Ps	Psychologie. Das Seelenleben und seine Gesetze. Charakter- und Schriftdeutung.	
§ 126 Pa	Pädagogik. Erziehungs- und Lehrkunst.	
	XIV. K = Die bildenden Künste und ihre Geschichte.	
§ 127 K	Allgemeine Geschichte der Kunst und deren Epochen.	21. Bildende Künste.
§ 128 Kz	Bilder- und Mappenwerke.	
§ 129 Ka	Allgemeine Kunstfragen. Stilkunde.	
§ 130 Ke	Kunsterziehung und Kunstpflege.	
§ 131 Ks	Kunststätten, Museen, Ausstellungen.	
§ 132 Kw	Kunstgewerbe und Liebhaberkünste.	
§ 133 Kb	Die Baukunst und ihre Meister.	

	XIV. K = Die bildenden Künste und ihre Geschichte.	
§ 134 Kp	Plastik und Erzguß, Bildhauer- und Schnitzkunst.	
§ 135 Km	Die Malerei. Maler und Zeichner.	
§ 136 Kg	Die graphischen Künste. Stein- und Kupferdruck, Radierung, Holzschnitt. Kunstschrift.	
	XV. L = Die Literatur und die darstellenden Künste.	
§ 137 L	Literarische Gattungen und Formen.	22. Darstellende Künste, Literatur.
§ 138 Lw	Die Weltliteratur. Literaturen fremder Völker.	
§ 139 Ld	Geschichte der deutschen Literatur.	
§ 140 Le	Einzelne Dichter, Schriftsteller und literarische Werke aller Literaturen.	
§ 141 Lt	Theater und Vortragskunst. Bildspielkunst.	
§ 142 Lz	Tanz und mimische Künste.	
	XVI. M = Die Musik.	
§ 143 M	Musikgeschichte, Musikkritik.	23. Die Musik.
§ 144 Ml	Musiklehre. Theorie und Technik der Musik. Musikinstrumente.	
§ 145 Mm	Musiker, Tonsetzer, musikalische Werke.	
§ 146 Mv	Volkslieder und volkstümliche Liedersammlungen mit Noten.	
§ 147 Mo	Operntexte.	
	XVII. W = Sprachwissenschaft. Wort und Schrift. Fremdsprachliche Unterrichtswerke, Wörterbücher.	
§ 148 W	Allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft.	24. Die Sprache.
§ 149 Wm	Mehrsprachige Werke.	
§ 150 Wa	Alte Sprachen.	
§ 151 Wf	Französisch.	
§ 152 Wi	Italienisch.	

	XVII. W = Sprachwissenschaft. Wort und Schrift. Fremdsprachliche Unterrichtswerke, Wörterbücher.	
§ 153 Wp	Spanisch und Portugiesisch.	
§ 154 We	Englisch.	
§ 155 Wn	Nordische Sprachen, Niederdeutsch, Holländisch.	
§ 156 Wl	Slawische und uralische Sprachen, Finnisch, Ungarisch.	
§ 157 Ws	Asiatische Sprachen.	
§ 158 Wd	Deutsche Sprache. Wortbildung und Wortwandlung, Rechtschreibung, Grammatik, Satzlehre, Stil.	
§ 159 Wh	Geschichte der Schrift.	25.
§ 160 Wo	Schriftarten, Alphabete.	Schrift und Kurzschrift.
§ 161 Wk	Lehrbücher der Kurzschrift. Reichskurzschrift.	
§ 162 Wg	Bücher in Kurzschrift Gabelsberger.	
§ 163 Wz	Bücher in Kurzschrift Stolze-Schrey.	
	XVIII. F = Fremdsprachliche Schriften in der Ursprache.	
§ 164 Ff	Französische Literatur.	26.
§ 165 Fi	Italienische Literatur.	Fremdsprachliche Schriften.
§ 166 Fs	Spanische und portugiesische Literatur.	
§ 167 Fh	Holländische und flämische Literatur.	
§ 168 Fn	Die nordischen Literaturen.	
§ 169 Fe	Englische und amerikanisch-englische Literatur.	
§ 170 Fr	Russische, polnische, tschechische Literatur.	
	XIX. A = Sammlungen.	
§ 171 Ag	Sammlung Göschen.	27.
§ 172 An	Aus Natur und Geisteswelt.	Sammlungen.
§ 173 Aq	Wissenschaft und Bildung.	
§ 174 Aw	Webers illustrierte Katechismen.	
§ 175 Ar	Reclams Universalbibliothek.	
§ 176 Ah	Hilgers Volksbücher.	
§ 177 Ab	Sammlung Bard, Marquardt & Co.	
§ 178 Ai	Inselbücherei (soweit nicht zur Schönen Literatur gehörig).	

	XX. Vermischte Schriften.	
§ 179 V	Vermischte Schriften desselben Verfassers.	28. Vermischte Schriften.
§ 180 Y	Jahrbücher, Kalender, Nachschlagewerke, Konversationslexika, Handbücher.	
§ 181 X	Flugschriften.	
§ 182 Z	Zeitschriften.	
	XXI. U = Buchwesen, Buchgewerbe, Zeitung, Bücherei.	
§ 183 U	Buchdruck und Buchgewerbe.	29. Druck- u. Buchwesen. Zeitung, Bücherei.
§ 184 Up	Papierkunde und Buchbinderei.	
§ 185 Uh	Buchhandel und gemeinnützige Buchverbreitung.	
§ 186 Ub	Bibliographische und buchkritische Hilfsmittel.	
§ 187 Ut	Technik und Verwaltung der Bücherei.	
§ 188 Uk	Büchereiberufskunde, Büchereipolitik.	
§ 189 Uv	Büchereiverzeichnisse, Fachkataloge, Verlagsberichte und -verzeichnisse, Antiquariatskataloge.	
§ 190 Uz	Die Zeitung, das Pressewesen.	
	XXII. J = Jugendschriften.	
§ 191 J	Erzählende Schriften für die Jugend.	30. Jugendschriften.
§ 192 Jg	Geschichtliche Erzählungen, Kriegsgeschichten.	
§ 193 Ja	Abenteuer, Seegeschichten, Indianergeschichten.	
§ 194 Je	Erd- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.	
§ 195 Jt	Tierbücher, Jagdgeschichten.	
§ 196 Jn	Naturkunde und Naturlehre für die Jugend.	
§ 197 Js	Sammeln, Bauen, Basteln.	
§ 198 Jm	Jungmädchengeschichten.	
§ 199 Jf	Fabeln, Sagen, Märchen.	
§ 200 Jb	Bilderbücher, Kinderreime, Kurzweil, Rätsel, Spiele.	

In der vorstehenden Gliederung des Bestandes größerer Büchereien ist der Versuch unternommen worden, die Gesamtheit der belehrenden Schriften unter Hinzunahme der Jugendschriften in 200 Paragraphen von annähernd gleicher Füllung unterzubringen. Die Möglichkeiten einer mnemotechnischen Bezeichnung mit nur zwei Buchstaben werden damit nahezu erschöpft sein, und es wird bei besonders gut ausgebauten Beständen schon hier die Notwendigkeit hervortreten, einzelne Paragraphen wie z. B. die Abschnitte § 9 Botanik, § 10 Zoologie, § 27 Deutsche Kolonien, § 38 Elektrotechnik, § 53 Hochbau u. a. zu teilen, was ohne Aufeines neuen Buchstabengliedes in der Weise geschehen kann, wie oben auf Seite 322 angedeutet wurde. Damit wären dann auch allerdings die Grenzen erreicht, innerhalb deren das vorgeschlagene Netz anwendbar bleibt. Andrerseits ist in einfacheren Verhältnissen sehr wohl eine Verminderung der Paragraphenzahl möglich, und es ist sogar wahrscheinlich, daß viele Büchereien nicht eine so weitgehende Zerlegung mancher Hauptabteilungen brauchen werden, wie ich sie vorgenommen habe.

In den einzelnen Paragraphen des Schlüssels erscheinen nun in der Regel die Buchtitel geordnet nach Verfassernamen in alphabetischer Folge. Hier werden folgende Ausnahmen angebracht sein: In den Paragraphen 107: Einzelbiographien, 119: Philosophen und ihre Schulen, 133: Die Baukunst und ihre Meister, 135: Maler und Zeichner, 140: Dichter und Schriftsteller, literarische Werke, 145: Musiker, Tonsetzer, musikalische Werke treten als Gegenstand der Darstellung Personennamen, Gruppenbezeichnungen, Namen von Kunstwerken auf, die oft von mehreren Verfassern behandelt sind und nicht unter den Verfassernamen gesucht werden, z. B. „Bismarck", „Die Vorsokratiker", „Messel als Architekt", „Raffael", „Die Nazarener", „Shakespeares Dramen", „Das Werk Richard Wagners". Man kann sich z. B. die verschiedenen Fausterklärungen nicht unter den verschiedenen Verfassernamen aus dem ganzen Paragraphen zusammensuchen; ebenso müssen alle biographischen Werke über „Napoleon" im Schlüssel untereinander stehen.

Hier tritt also anstelle der Anordnung nach der alphabetischen Folge der Verfassernamen eine Anordnung nach dem Objekt in alphabetisch geordneten Kennworten, die schon beim Schreiben der Netzkarten auszuwerfen sind. Eine solche Anordnung nach sachlichen Stichworten werden ferner zweckmäßig alle die Paragraphen aufweisen, in denen als Objekt der Darstellung verschiedene Gattungen auftreten, die man nicht in Rücksicht auf die Verfassernamen auseinander reißen möchte. Dazu gehören die Paragraphen: 9: Das Pflanzenreich, 10: Das Tierreich, 122: Religionen und Konfessionen, 132: Kunstgewerbe, Liebhaberkünste, 136: Graphische Künste, 137: Literarische Gattungen. Eine alphabetische Anordnung geographischer Kennworte anstelle der Verfassernamen werden folgende Paragraphen erfordern: 16: Karten, 25: Länder und Völker Europas, 27: Deutsche Kolonien, 28: Heimatkunde, 32: Reiseführer, 131: Kunststätten, Museen, 138: Literaturen fremder Völker.

Von einem guten Schlüssel ist zu fordern, daß in ihm jedes gesuchte Werk in kürzester Zeit für den Leser auffindbar ist. Es wird daher für

jeden einzelnen Paragraphen zu entscheiden sein, ob diese Auffindung leichter ist, wenn die Verfassernamen voranstehen oder ein Kennwort, das den Buchinhalt sachlich bezeichnet. Ja es kann sogar der Fall vorkommen, daß in einzelnen Paragraphen Verfassernamen und Sachtitel kreuzkatalogartig durcheinandergeordnet sind. In der volkstümlichen Bücherei ist nicht die Konsequenz der Netzbildung und der Anordnung des Schlüssels entscheidend, sondern seine praktische Brauchbarkeit. Damit wird der Schlüssel ein Abbild der Volksbildungsarbeit in der Bücherei, die nur Baustein an Baustein setzen kann in der jeweils möglichen Fuge, aber auf die streng wissenschaftlichen Methoden der Analyse verzichten muß.

Bildungsgemeinschaft und Polemik.

Ein neuer Versuch zur endlichen Liquidation der „alten und neuen Richtung".*)

Von Stadtbüchereidirektor Dr. Kemp-Solingen.

Einen Bericht über „Die Volksbüchereitagung auf Burg Lauenstein" (Volksbildung, Zeitschrift für die Förderung des Volksbildungswesens in Österreich, Jahrg. 5, Heft 6) meint Hofrat Univ.-Prof. Dr. Campa als erwünschten Anlaß zu einem neuerlichen Angriff auf die „alte Richtung" wahrnehmen zu müssen. Nach dem Versuch, die Ausleihziffern der Bücherei einer befremdenderweise nicht genannten „norddeutschen Millionenstadt" der „alten Richtung" als allgemein charakteristisch für ihre bildungswidrige Ausleihpraxis zu unterstellen, gelangt Dr. Campa zu einer Erörterung des „Kitsch"-Problems, der er einige Zitate aus meinem Aufsatz „Bildungspflege durch das Buch" (Bücherei und Bildungspflege Jahrg. 4, Heft 1) zu Grunde legt. Es kommt Dr. Campa darauf an, der „alten Richtung" zur Last zu legen, daß sie sich bei ihrer Auffassung des „Kitsch"-Problems lediglich von ästhetischen Gesichtspunkten leiten lasse. Um das zu „beweisen", führt er die beiden folgenden Sätze aus meinem Aufsatz an, denen seiner Meinung nach maßgebende Bedeutung für die von ihm bekämpfte Auffassung zukommt: „... die Volksbücherei ist nicht allein für die ästhetisch fortgeschrittenen, urteilsfesten Leser da, die schon gelernt haben, in literarischen Dingen selbständig zu denken, sondern erst recht für die große Masse derer, die sich nicht selbst zu helfen wissen und für die das Buch einen durchaus unliterarischen Sinn hat... Man sieht, daß gerade dieser Kitsch für die Hauptmasse des lesenden Publikums eine eigene, psychologisch wie pädagogisch nicht ernst genug zu würdigende Bedeutung einnimmt." Ist es schon überraschend, daß in diesen aus ihrem

*) Professor Fritz und ich haben schon vor Jahren einen solchen Versuch gemacht, und es war uns damals von dem Herrn Ministerialreferenten versprochen worden, daß der ebenso irreführende wie kränkende Sprachgebrauch künftig unterbleiben solle (vgl. auch meine Bemerkung im 1. Jahrgang der „Bücherei und Bildungspflege" S. 277 über das „nun glücklicherweise aufgegebene Schlagwort von der alten und neuen Richtung"). Leider ist dieses Versprechen ebenso wenig gehalten worden wie alle anderen, die sich auf Unterlassung der Diskreditierung unserer Volksbildungsarbeit bezogen. Ackerknecht.

Zusammenhang herausgerissenen Sätzen überhaupt eine Bestätigung der Behauptung liegen soll, daß für die „alte Richtung" der Begriff des Kitsches eben „von einem rein ästhetischen, oder besser von einem hyperästhetischen Standpunkt aus" gebildet ist, so wirkt die Verwendung dieser Zitate noch eigentümlicher, wenn man die Stellen aus meinem Aufsatz heranzieht, die Dr. Campa bei seiner Verdächtigung der „alten Richtung" klugerweise fortläßt. Meinen Ausführungen liegt, wenn man den Aufsatz selbst, nicht Dr. Campas willkürlich getroffene Auswahl abwägt, die Absicht zu Grunde, zu zeigen, daß der „Kitsch" gerade eben nicht mit literarischen, also ästhetischen, sondern mit bildungspfleglichen Maßstäben zu messen ist, wenn man der Frage näher treten will, wie einfachen Lesern ein erster Weg in das Schrifttum erschlossen werden kann. Ich habe auch durch den Hinweis auf Autoren wie Enking und Schröer ausdrücklich angedeutet, was ich sachlich unter „Kitsch" verstehe: eine Literatur, die ohne künstlerisch hochwertig zu sein, doch so viel Gefühlwerte enthält, daß sie dem einfachen Leser, der einer künstlerischen Würdigung noch nicht zugänglich ist, schon genügend Gefühls- und Lebensbereicherung bieten kann. Dr. Campa geht über diese zwar kurze, aber für die Beurteilung der Frage wesentliche Andeutung mit Stillschweigen hinweg, um sich den kostbaren Trumpf, durch das ausdrückliche Zeugnis eines Vertreters der „alten Richtung" deren bildungspflegliche Minderwertigkeit „beweisen" zu können, nicht aus der Hand nehmen zu lassen.

Das Unglück will es, daß die gleiche Zeitschrift, in der Dr. Campa seine hier in Rede stehende Polemik gegen die „alte Richtung" austrägt, wenige Hefte zuvor einen „Österreichischen Volksbüchereikatalog abdruckt, der als büchereiwürdig nicht nur Enking, sondern auch Burg, Bulcke, Diers, Otto Ernst, Ginzkey, Greinz, Heer und viele andere Autoren ähnlicher Art aufführt, für deren Einordnung keine anderen als die von mir vertretenen Gesichtspunkte maßgebend gewesen sein können. Diesem, in dem amtlichen oder halbamtlichen Organ des österreichischen Volksbildungswesens veröffentlichten Katalog muß doch wohl eine verbindliche Allgemeingültigkeit zugeschrieben werden, die z. B. jene von Dr. Campa angeführte Ausleihziffer der Bücherei „einer norddeutschen Millionenstadt" in keiner Weise in Anspruch nehmen kann. Es ist also ganz unverständlich, weshalb Dr. Campa gerade das „Kitsch"-Problem zum Anlaß einer Polemik gegen die „alte Richtung" nimmt. Seine Polemik, so anfechtbar, ja bedenklich sie in ihrer Methode ohnehin schon ist, wird durch solchen sich geradezu aufdrängenden Vergleich mit einer amtlich oder halbamtlich sanktionierten Praxis innerhalb der „neuen Richtung" vollkommen gegenstandslos. Und wenn Dr. Campa an andrer Stelle mit besonderer Emphase betont: „Der Ästhet wird die Hände über den Kopf zusammenschlagen, wenn er hört, daß die deutsche Volksbücherei der neuen Richtung die Werke eines Künstlers wie Maupassant ausschließt" — so kann ihn der jüngste unserer Büchereianwärter belehren, daß diese mit besonderem Geschick auf die „alte Richtung" gemünzte Unterstellung nichts als ein Schlag ins Wasser ist, an dem Dr. Campa in seinem kriegerischen Eifer sich ganz unnötig außer Atem gebracht hat. Über die Problematik eines

Künstlers wie Maupassant für die bildungspflegliche Praxis hat in Wahrheit eine gegensätzliche Auffassung zwischen „alter" und „neuer" Richtung nie bestanden. Wo Maupassant überhaupt im Bücherbestande erscheint — auch bei der „neuen Richtung" ist er zu finden, was Dr. Campa entgangen ist! — ist gerade er zum Prüfstein für eine richtig verstandene Leserberatung geworden.

Dr. Campa schließt diesen Teil seiner polemischen Ausführungen schwungvoll mit den Worten ab: „Die „neue Richtung" lehnt das unechte Buch ab, d. h. das Buch, das nicht aus einem inneren schöpferischen Antrieb geboren und das nicht lebenswahr (im allgemeinsten Sinne) ist." Diese Feststellung entspricht sehr erfreulich dem Gedankengange auch der „alten Richtung". Im letzten Teil meines Aufsatzes steht der folgende Satz: „ein langsames Fortschreiten wird den primitiven Leser dann den Niederungen des Kitsches entwachsen lassen, bis er auch im geschmacklichen Urteil soweit gelangt, das schicksalhaft erlebte und schöpferisch gestaltete Kunstwerk dem bestenfalls gut gemeinten und gewollten Machwerk vorzuziehen." Auch diesen Satz hat Dr. Campa seinen Lesern vorenthalten. Es hat in seiner Hand gelegen, wenn er sich durchaus auf mich als Gewährsmann der „alten Richtung" berufen wollte, gerade an dem Beispiel meiner Ausführungen das Gemeinsame in der Bildungsarbeit beider Richtungen in das richtige Licht zu stellen, statt durch das Unterstreichen methodischer Verschiedenheiten und den Gebrauch abgedroschener Schlagworte das Gegensätzliche in einer Weise zu betonen, die in einem Augenblick schwerster Krise des deutschen Kulturlebens der Sache schwerlich zum Vorteil sein kann.

Dr. Campa bringt es nicht übers Herz, Verzicht zu leisten auf die Schlagworte „alte" und „neue" Richtung, mit denen die Gefolgschaft der Leipziger Zentralstelle schon so viel Windmühlenkämpfe ausgefochten hat. Sie mögen für eine Polemik sehr bequem und zweckdienlich sein, sachlich kommt ihnen keine keine Bedeutung mehr zu, seitdem sie nicht mehr als Kennzeichen eines Entwicklungsvorganges, sondern als Werturteil angewandt werden. Wer, wie Dr. Campa es tut, das Wort „alte Richtung" auch auf die nach dem Kriege in die Bildungsarbeit eingetretene jüngere Generation anwendet, spricht entweder eine gedankenlose Phrase aus oder greift einer verrannten Polemik zu Liebe zu einer Verdächtigung: denn was soll „alte Richtung" heute anderes heißen als rückständig, überlebt, borniert? Während „neue Richtung" bedeutet: zeitgemäß, vorbildlich, kulturbewußt. Dr. Campa findet für das Wesen der „neuen Richtung" folgende Formel: „Die Volksbücherei der neuen Richtung will nicht das Lesebedürfnis befriedigen, sondern auf das Lesebedürfnis bauend mit dem Buch, als dem der Volksbücherei gemäßen Mittel, Volksbildungsarbeit treiben. Die neue Richtung faßt den Begriff der Volksbildungsarbeit nicht bloß in dem ursprünglichen Sinne, dem Volke Bildung zu bringen, sondern in dem höheren Sinne, Volk zu bilden, d. h. daran zu arbeiten, daß wieder ein einheitliches geschlossenes deutsches Volk erstehe, welches heute nicht vorhanden ist, mindestens in dem Sinne einer kulturellen Einheit nicht vorhanden ist. Sie faßt die Volksbildung im Sinne von Volkbildung und

gebraucht auch ſeit jüngerer Zeit den letzteren Ausdruck, um ihre Abſicht ſchon durch ein kennzeichnendes Wort deutlicher zum Bewußtſein zu bringen. Sie will alſo zur Bildung einer wirklichen Volksgemeinſchaft beitragen; dieſem Ziel ſtrebt ſie dadurch zu, daß ſie das nationale Schrifttum einzelnen Volksgenoſſen vermittelt. Dieſes Ziel kann durch einen mechaniſchen Betrieb niemals erreicht werden: die ungeheuren Verſchiedenheiten der geiſtigen Veranlagung und Ausbildung verlangen gebieteriſch Berückſichtigung. Dem angeſtrebten Ziel näher zu kommen, beſteht Ausſicht nur, wenn dem Einzelnen der ihm gemäße Zugang zu dem genannten Schrifttum eröffnet wird; es müſſen ihm die ſeinem Leben und Denken naheſtehenden, die ihm erlebnisnahen Bücher in die Hand gegeben werden. Um dieſe theoretiſche Forderung durchführen zu können, bedarf es entſprechender organiſatoriſcher Maßnahmen in der Bücherei und in dem Büchereidienſt. Die vornehmſte darunter iſt die perſönliche Beratung am Schalter: der Bibliothekar iſt berufen, den Leſer zu beraten und ihm bei der Ausfindigmachung der ihm erlebnisnahen Bücher behilflich zu ſein.“ Es wird auch innerhalb der „alten Richtung“ kaum jemand geben, der dieſe Ausführungen nicht Wort für Wort unterſchreiben könnte. Aber Dr. Campa liegt garnichts daran, ſeine Formel als verbindlich für die Bildungsarbeit beider Richtungen hingeſtellt zu ſehen. Er will mit ihr nicht zum Ausdruck bringen, was „alte“ und „neue“ Richtung verbindet, ſondern was ſie trennt. Was er in treffenden Worten vorträgt, ſoll geiſtiger Alleinbeſitz der „neuen Richtung“ ſein, und man kann ſich ohne viel Phantaſie vorſtellen — dazu ſoll ja auch das als allgemeingültig für die „alte Richtung“ herangezogene Beiſpiel der Bücherei jener „norddeutſchen Millionenſtadt“ dienen — welche kulturvergeſſene Beſchränktheit demnach in der Auffaſſung der „alten Richtung“ vom Weſen ihrer Bildungsarbeit liegen muß. Wiederum muß hier Dr. Campa der Vorwurf gemacht werden, daß er der Polemik zu Liebe Tatſachen verſchweigt, die ſeiner Scheidung der Richtungen widerſprochen hätten. Im letzten Abſatz meines Aufſatzes habe ich in aller Kürze noch ausdrücklich die Frage nach dem Weſen der Bildung berührt, in der Dr. Campa letzten Endes den eigentlichen Unterſchied zwiſchen beiden Richtungen erblicken will. Es heißt an dieſer Stelle: „Was heißt denn Bildung? Wenn wir es richtig verſtehen, heißt es doch auch heute wieder: Kräfte zu entwickeln, die imſtande ſind, Kultur zu ſchaffen. Und das bedeutet, wie Wilhelm Schäfer es in ſeinem Buche vom „Deutſchen Gott“ ſchön in das Wort gefaßt hat: das Ewige ſo in Geſtalt bringen, daß es unſer Daſein beſtimmt.“ Für den, der ſehen will, geht mit aller Deutlichkeit aus dieſen Worten hervor, daß die „alte Richtung“ über den Bildungsbegriff genau ſo denkt wie die „neue Richtung“. Dr. Campa weiß natürlich ſo gut wie ich, daß die Klärung des Bildungsbegriffs ſeit Jahrzehnten und ſeit Generationen die Geiſter beſchäftigt hat; er ſcheint vergeſſen zu haben, daß an der allmählichen Reifung des Begriffs, wie wir ihn heute endlich als eindeutig gewonnen betrachten, die verläſterte „alte Richtung“ — und gerade ſie! — ein unvergängliches Verdienſt trägt. Es heißt ſich gegen die hiſtoriſche Wahrheit vergehen, wenn aus polemiſchen Gründen

die „alte Richtung" mit den literarischen Suppenküchen früherer Jahrzehnte — die freilich heute noch nicht ausgestorben sind — zusammengeworfen wird. Wer die Entwicklung kennt, weiß, daß gerade der Abwehr einer lediglich von sozialpädagogischen Absichten geleiteten kurzsichtigen Büchereipolitik die mühevolle Arbeit von Nörrenberg und Fritz während der ersten Jahre der Bücherhallenbewegung gegolten hat. Aus diesen weit zurückreichenden grundlegenden Anfängen ist die „alte Richtung" hervorgegangen, wie ohne sie entwicklungsgeschichtlich auch die sogenannte „neue Richtung" garnicht zu denken ist. Es ist ein klar übersehbarer Entwicklungsvorgang, wenn heute der Gemeinschaftsgedanke, der Kulturbegriff, die Volk-Werdung im Mittelpunkt der Bildungsarbeit steht, ja wenn sich heute allenthalben die Erkenntnis durchgesetzt hat, daß damit überhaupt das einzig mögliche Ziel der deutschen Bildung angestrebt wird.

Wenn Dr. Campa unsre, bildungspolitisch jüngste Generation mit billigem Schematismus in das, was er gedankenlos und phrasenhaft „alte Richtung" nennt, eingruppieren und damit disqualifizieren will, so beweist er nur eine bedauerliche Unfähigkeit, sich in den Gedankengang einer ihm freilich schon Dutzende von Jahren fernstehenden Altersschicht einzufühlen. Wir haben alle im Kriege uns und unser Volk gefunden, wir wissen, da es unsre Generation gerade ist, die in Krieg und Zusammenbruch zur Reife heranwuchs, vielleicht am besten, was die Not des deutschen Menschen bedeutet und was Sorge um das Schicksal eines Volkes heißt, das einst Gemeinschaft war und schöpferische Kultur besaß. Es ist kein Wort der Abwehr scharf genug, um uns gegen die Verdächtigung zu wehren, als wüßten wir, da wir mit der „alten Richtung" gegangen seien, nicht, wo wahre Bildungsarbeit einzusetzen hat, um als treue Helfer dem deutschen Menschen und dem deutschen Volke einen Weg aus der augenblicklichen kulturellen Verelendung zu zeigen. Wir alle sind zur „alten Richtung" in einem Augenblick getreten, der in ihr als dem Träger der Entwicklung den Gemeinschaftsgedanken hatte reifen lassen, den auch wir als Ausdruck unsres Zeiterlebens in uns trugen. Und alle, die etwa damals durch Ackerknechts Schulung gegangen sind, wissen, daß sie aus ihr als wertvollsten geistigen Besitz die Erkenntnis des tiefen Zusammenhanges zwischen Volk und Kultur, Bildung und Gemeinschaft gewonnen haben, die wir als richtungweisend für unsre selbständige Arbeit mitnahmen. Aber wenn man Dr. Campa glauben will, sind alle diese Begriffe ganz allein der „neuen Richtung" vorbehalten, ja von ihr gewissermaßen erst entdeckt worden. Ich darf Dr. Campa, da er gerade mich mit seiner Polemik als Vertreter der „alten Richtung" beehrt, darauf hinweisen, daß meine Arbeit in Memel niemals zu kulturellen Erfolgen hätte führen können, wenn die Einsicht in die eine nur mögliche deutsche Bildungsaufgabe sie nicht bestimmt hätte; Dr. Campa, der Bewohner eines umstrittenen deutschen Grenzgebietes ist, wie ich es damals war, wird vielleicht Verständnis dafür haben. Ich will Dr. Campa auch nicht vorenthalten, daß die schlagende Gleichsetzung „Volksbildung = Volkbildung" von mir schon 1921 bei Vorträgen angewandt wurde, die der Ein-

führung in die für Memel neue Bildungsarbeit zu dienen hatten. Es liegt mir fern, damit in einen Prioritätsstreit mit der „neuen Richtung" einzutreten, es ist im Gegenteil meine Absicht, an einem solchen Beispiel zu zeigen, daß „alte" wie „neue" Richtung in selbstverständlicher Erkenntnis einem gemeinsamen Ziele zustreben. Sie mögen auf verschiedenen Wegen gehen — und es ist vielleicht gut, daß die Bewegung durch das lebendige Nebeneinander der Meinungen in Fluß gehalten wird —, aber es ist die Arbeit an dem gleichen Ideal, das sie sich zur Aufgabe gestellt haben.

Der Dienst am kulturellen Dasein des deutschen Volkes ist eine zu ernste Aufgabe, als daß sie immer wieder durch das Austragen polemischer Streitigkeiten gestört und gehemmt werden dürfte, zumal wenn es in so befremdlichen Formen geschieht, wie es Dr. Lampa beliebt hat. Es wird nachgerade Zeit, hinter das Gemeinsame alles Trennende, oft genug nur Mißverstandene, zurücktreten zu lassen. Was hat alles Reden von Gemeinschaft und Volkwerdung für Sinn, wenn der einfache und selbstverständliche Gedanke der Bildungsgemeinschaft, der allem voranzugehen hätte, immer wieder in einer den Gegner verunglimpfenden Polemik erstickt wird? Es heißt die deutsche Bildungsaufgabe garnicht sehen, wenn nur immer wieder von „alter" und „neuer" Richtung geredet und unermüdlich immer wieder von der Leipziger Zentralstelle aus der andern Seite das Recht auf ideale Zielsetzung abgesprochen wird. Damit wird der deutschen Kultur nicht gedient.

Aus der Beratungspraxis.

Zur Beratung beim Katalogdruck.

Folgendes Rundschreiben an die Städte und größeren Landgemeinden einer Preußischen Provinz sei auch den Beratungsstellen dargeboten, die in ihren allgemeinen Rundschreiben und Merkblättern ihren Büchereien ihre Beratung beim Katalogdruck schon zugesagt haben. Wir sind der Meinung, daß ein besonderes Rundschreiben über diese Frage dringendes Zeiterfordernis ist.

In den mageren Jahren der Kriegs- und Inflationszeit, unter denen unsere meist ohnehin schon mit nur kärglichen Mitteln ausgestatteten Volksbüchereien besonders arg zu leiden hatten, war die Drucklegung eines Bücherverzeichnisses — sei es, daß ein solches bisher überhaupt fehlte, sei es, daß es schließlich bis auf das letzte Stück vergriffen war — zur Unmöglichkeit geworden. Nachdem jetzt die wirtschaftlichen Verhältnisse der Büchereien sich dem vor dem Krieg erreichten Stande allerorts zum mindesten genähert, verschiedentlich sogar erfreulicherweise einen ganz erheblich besseren Stand erreicht haben, stehen zahlreiche Büchereileiter vor der Aufgabe, ein gedrucktes Bücherverzeichnis zu schaffen.

Ohne Zweifel kann das gedruckte Bücherverzeichnis ein hervorragendes Werkzeug, insbesondere ein sehr wirksames Werbemittel der Bücherei sein. Aber es kann dies auch nur sein; ein Verzeichnis, das gewissen Mindestanforderungen nicht entspricht, zeitigt Folgen, die für die Bücherei und ihre fernere Entwicklung verhängnisvoll sind.

Nicht jeder Bücherbestand ist reif für ein gedrucktes Bücherverzeichnis. Ganz abgesehen davon, daß für Zwergbüchereien mit wenig Büchern ein gedrucktes Verzeichnis als falsch angebrachte Luxusausgabe ab-

zulehnen ist — auch Kleinbüchereien mit einigen hundert Bänden werden gut ohne gedrucktes Bücherverzeichnis auskommen können. Immerhin wird für eine Bücherei mit mehr als 500 Bänden ein gedrucktes Verzeichnis schon wünschenswert sein. — Aber auch bei Büchereien dieses oder größeren Umfangs wird zu prüfen sein, ob der Bestand reif ist für ein gedrucktes Verzeichnis. Sobald der Bestand einer Bücherei in gedruckter Form vorliegt, erhebt die Bücherei Anspruch auf ein Mindestmaß von Abgerundetheit und Ausgeglichenheit des Bestandes (abgesehen von Fällen, in denen, wie bei einer Wanderbücherei auch im Stadium des Aufbaus ein Verzeichnis für die vom Sitz der Bücherei weit entfernt wohnenden Benutzer vorhanden sein muß). Vor der Inangriffnahme der Drucklegung wird — allerdings ohne Skrupelhaftigkeit — zu überlegen sein, ob der vorhandene Bücherbestand den Aufgaben genügen kann, die im Hinblick auf die bereits eingeschriebenen und die zu erwartenden Leser zu erfüllen sind. Diese Frage ist gerade in der gegenwärtigen Lage der Büchereiarbeit besonders ernst zu nehmen. Denn angesichts der nachgerade jedem, der Augen hat, offensichtlich gewordenen Gefahr völliger Atomisierung unseres Volkstums hat die Bücherei mehr denn je die Pflicht, sich in den Dienst des Volkstums, will heißen in den Dienst der Schaffung einer innigen volksmäßigen Verbundenheit zu stellen. Daraus folgt aber vor allem die Forderung, die älteren Bücherbestände sowohl im Hinblick auf ihren äußeren Zustand wie besonders auch auf ihren Inhalt gründlich zu sichten und durch Anschaffung von Ersatzstücken oder von Neuerscheinungen zu ergänzen.

Da vielen Büchereien die zu einer solchen planmäßigen Auffrischung des Bücherbestandes unentbehrlichen literarischen Hilfsmittel fehlen, empfiehlt die Beratungsstelle, ihr vor der Drucklegung ein Verzeichnis der vorhandenen Bücher einzusenden. Die Beratungsstelle wird in jedem Fall in der Lage sein, aus einer reichen Praxis heraus besonders wichtige Ergänzungen des Bestandes zur engeren Wahl zu empfehlen.

Bei Büchereien größeren Umfangs wird es zuweilen zweckmäßig sein, nur einen gut ausgewählten Teilbestand (Belletristik, belehrenden Bestand, Jugendbücher) durch ein neues Bücherverzeichnis den Lesern vorzuführen, zumal die Begrenztheit der Mittel und eine wohlangewendete Arbeitsökonomie unter Umständen es richtiger erscheinen lassen, einstweilen auch Ergänzungen nur für bestimmte Teile des Bestandes vorzunehmen.

Auch die Fragen der äußeren Gestaltung des Bücherverzeichnisses (Papier, Format, Type, Satzspiegel, Anordnung und Fassung der Buchtitel, Gestaltung des Umschlags, Auflagenhöhe, Anfügung etwaiger Anzeigen usw.) kann die Beratungsstelle, der neben eigener Erfahrung reiches Vergleichsmaterial aus unserer Provinz und aus anderen deutschen Landschaften zur Verfügung steht, schnell und sicher beantworten, und sie kann so dem einzelnen Büchereileiter zu einer technisch und geschmacklich besseren Lösung verhelfen, als wenn er auf die Vorschläge der Druckereien angewiesen bliebe.

Wenn das Bücherverzeichnis aus taktischen Gründen am Orte selbst gedruckt werden muß, empfiehlt es sich, der Anfrage bei der Beratungsstelle Schrift- und Papierproben der Druckerei beizufügen. Wenn der Druck außerhalb stattfinden kann, was trotz der damit verknüpften Unbequemlichkeit bei der Korrektur unter Umständen doch von Vorteil ist, weist die Beratungsstelle geeignete Druckereien nach und übernimmt erforderlichenfalles auch die Verhandlungen mit ihnen.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Jakob Boßhart.

Der im vergangenen Jahre verstorbene Schweizer Erzähler Jakob Boßhart wurzelt im Bauerntum seiner Heimat. Das Leben des Landmannes ist ihm als

Bauernsohn von Grund aus vertraut; sein täglicher harter Kampf mit dem Boden, seine Liebe zur Scholle, sein starrer Eigensinn, sein Festhalten am Überkommenen und die aus dem Gegensatz der patriarchalischen Verhältnisse zur neuzeitlichen Mechanisierung des Lebens sich ergebenden Konflikte bilden immer wieder den Stoff zu den Handlungen von Boßharts zahlreichen Erzählungen. Starke Natur- und Heimatliebe ist der Hintergrund, auf dem das menschliche Einzelschicksal sich abspielt. Boßharts Darstellungsweise ist realistisch, seine Sprache anschaulich und mit mundartlichen Ausdrücken durchsetzt, über welche zum besseren Verständnis jedem Bande ein Verzeichnis beigegeben ist. Manche seiner Erzählungen gehen ins Märchen- und Sagenhafte; in ihnen spielt der Aberglaube des einsam lebenden Menschen im Kampf mit den Naturkräften eine wichtige Rolle („Christoph", „Der Böse"). Mit besonderer Liebe und feiner Beobachtungsgabe versenkt er sich in die Kindesseele („Das Pasquill", „Salto mortale"). Eine gesunde Lebensweisheit, die jedoch nicht aufdringlich wirkt, kommt oft in den für Boßhart bezeichnenden philosophischen Ausklängen seiner Erzählungen zum Ausdruck. Seine Vorurteilslosigkeit und Wärme bei der Beurteilung menschlicher Irrungen, sein starker sozialer Sinn und seine erziehliche Einstellung machen seine Geschichten zu einer gesunden Kost gerade auch für den einfachen Leser. Die künstlerische Gestaltungskraft reicht leider nicht immer aus, um auch literarisch anspruchsvollere Leser zu befriedigen. So namentlich versagt er da, wo er Milieu und Problemstellung der Bauernwelt verläßt, wie im „Nimrod", „Professor Wendelin" und auch in Teilen seines Romanes „Der Rufer in der Wüste". Nur die historischen Erzählungen, namentlich die reizvolle „Barettlitochter", bilden eine Ausnahme hiervon. Immerhin können einzelne seiner Geschichten als kleine Kunstwerke angesehen werden, z. B. „Das Pasquill", an dessen Ausklang seine lebensgläubige Weltanschauung deutlich hervortritt: „. . . sie hätten die Schar derer vermehren sollen, die beide Füße fest auf die Wahrheit gestellt haben, und die einmal, dies ist mein Glaube, die andern höher tragen werden. Dannzumal wird man wieder Menschen finden, denen es in ihrer Haut und in der Gesellschaft, in der sie leben, wohl ist, die, vom Joch der Lüge und Heuchelei befreit, in allem der Klarheit zustreben und sich zu einer Weltanschauung bekennen, die gebaut ist wie der Mensch selber: die Füße sicher auf der Erde, das Haupt nicht über den Wolken, aber dem Staube abgewandt."

Für alle Büchereien.

Die im Verlage von Grethlein & Co. in Leipzig in guter Ausstattung erschienenen sechs Bände Erzählungen sind alle schon für die kleinsten Büchereien geeignet. Sie sind bei geringen Mitteln am besten in der angeführten Reihenfolge anzuschaffen. Außerdem sei auf die im Verlage von H. Haessel erschienene Einzelausgabe von „Zwei Erzählungen" („Das Pasquill", „Der Böse") hingewiesen (vgl. die Besprechung in Heft 5 der B. u. B. S. 295). Der aus dem literarischen Nachlaß kürzlich herausgegebene Band „Die Entscheidung und andere Erzählungen" (Verlag Grethlein & Co., Leipzig), Preis geb. 9,—, wird in einem der nächsten Hefte besprochen werden.

Durch Schmerzen empor. Zwei Novellen. 269 S. Hlw. 6,—.

„Die alte Salome" ist die Geschichte der aufs Altenteil gesetzten Großmutter, die von Sohn und Schwiegertochter schlecht behandelt und schließlich verstoßen wird und trotzdem aus Liebe zu Haus, Hof und Enkel selbstlos ihr Leben opfert, um das Heimwesen vor der Vernichtung durch eine Feuersbrunst zu bewahren. Ergreifend und doch nicht sentimental erzählt. Ebenso die zweite Erzählung „Durch Schmerzen empor". Sie spielt zwischen zwei Schwestern und einem jungen Burschen, der erst die eine in die Schande bringt und dann die andere heiratet. Das leidvolle Emporringen des verstoßenen Mädchens bildet den eigentlichen Inhalt.

Früh vollendet. Novellen. 243 S. Hlw. 6,—.

Im „Pasquill" wird das Martyrium eines tapferen Knaben erzählt, dem seine frühreife Charakterfestigkeit zum Verhängnis wird. Das Heldische im Verhalten des Kleinen der brutalen Gewalt des Lehrers gegenüber ist voll echter

Tragik. Eine der knappsten und besten Erzählungen Boßharts, die sich sehr gut zum Vorlesen eignet. Die andere Kindergeschichte "Salto mortale" ist weniger konzentriert, aber auch eindrucksvoll. Hier sind zwei Zirkuskinder, Brüder, die Hauptfiguren, von denen der begabte Kleine der Liebling aller, auch der Mutter, ist, während der schwerfälligere Große, der im wahrsten Sinne die Stufenleiter zum Ruhme seines auch von ihm geliebten Bruders abgeben muß, immer zurückgestellt wird. Als der Kleine infolge der übersteigerten Anforderungen, die an die Leistungsfähigkeit der Kinder gestellt werden, bei einem Salto verunglückt durch die vermeintliche Schuld des Großen, springt dieser, der von der Mutter zum Hüter seines Bruders bestellt war, in seiner Verzweiflung ins Wasser. Die letzte Erzählung „Jugendkönigin" ist die einfache Geschichte eines jungen Mädchens, das sich in den ersten Liebeswirren das Leben nimmt.

Vor dem Umsturz. Erzählungen aus dem alten Bern. 394 S. Geb. 6,—.

In der Geschichte der letzten „Barettlitochter", die traditionsgemäß einen Sitz im Rat der Stadt mit in die Ehe bringt, hat Boßhart in anmutiger Form und mit gütiger Menschenkenntnis ein kulturgeschichtlich wertvolles Bild des alten Bern zur napoleonischen Zeit entrollt, auf dessen Vordergrund ein Stück Familiengeschichte eines alten schweizerischen Adelsgeschlechtes sich abspielt. Die reizvolle Rahmenerzählung erhöht noch den Stimmungsgehalt. Das „Bergdorf" ist eine frisch und liebenswürdig erzählte bäuerliche Liebesgeschichte, zu der das Historische nur den Hintergrund abgibt.

Erdschollen. Novellen und Skizzen. 325 S. Hlw. 6,—.

Im Nebel. Erzählungen aus den schweizer Bergen. 371 S. Hlw. 6,—.

Opfer. Novellen. 417 S. Hlw. 6,—.

Der erste dieser Bände enthält viele kleinere Geschichten, in denen allen die Liebe zur Heimat das Grundmotiv bildet, einmal mit schwermütigem Unterton („Heimat"), ein andermal mit schalkhaftem („Man muß klug sein"), oder mit dämonischem („Der Richter"), oder auch mit sagenhaftem („Christoph"). Die Erzählung „Die Schützenbecher", die in ihrer erziehlichen Weisheit an Gottfried Keller erinnert, ist gut zum Vorlesen geeignet, ebenso die kurze rührende Vogelgeschichte „Die geblendete Schwalbe". Aus den andern beiden Bänden sind besonders hervorzuheben „Vom Golde", worin der unheilvolle Einfluß des Geldes auf die primitiven Bewohner eines entlegenen Hochgebirgsdorfes die Handlung ergibt, und „Ein Erbteil", die Geschichte eines mit einem bescholtenen Namen belasteten Jünglings, der trotz der daraus sich ergebenden Anfechtungen sich zu einem rechtschaffenen Leben durchringt. Leider sind die umfangreichsten Erzählungen dieser Bände „Professor Wendelin" und „Nimrod", die beide moderne Themen behandeln und in großstädtischen Verhältnissen spielen, nur schwach.

Ein Rufer in der Wüste. Roman. Leipzig: Grethlein & Co. 413 S. Lw. 8,—.

Boßharts einziger Roman spielt nicht unter Bauern, sondern in Zürich. Er bringt die Entwicklungsgeschichte des Reinhart Stapfer vom Abitur an. Als Sohn eines angesehenen Vaters, der ein wohlhabender Tuchfabrikant und einflußreicher Ratsherr und Politiker ist, muß er gegen seinen Willen in das väterliche Geschäft eintreten, anstatt zu studieren, wie es seinem sinnierenden Wesen entsprochen hätte. Er hat von dem geschäftstüchtigen, skrupellosen und gewalttätigen Wesen seines Vaters nichts geerbt und fühlt sich von der neuen Arbeit angewidert. Sein empfindliches soziales Gewissen regt sich früh, und er versucht unbewußt an den Arbeitern der Fabrik gutzumachen, was der Vater an ihnen verdirbt. Doch vermag er sich von dem Druck des Vaters erst zu befreien, als seine Mutter, die in Melancholie verfallen ist, sich im See ertränkt. Er versucht nun ernstlich als ersten Menschen seine Jugendgeliebte Jutta von Homberg aus den Fesseln des oberflächlichen Genußlebens zu befreien, da er sie eines inhaltsreicheren Lebens für wert hält; aber Jutta vermag ihm nicht zu folgen. Nach mancherlei Umwegen erkennt er die tätige Mitarbeit an der wirtschaftlichen Hebung des Proletariats als sein Lebensziel, für das er sich ganz einsetzen will Er zieht in eines der ärmsten Mietshäuser der Stadt, in eines der „Hundert-

seelenhäuser", und tritt der sozialdemokratischen Partei bei. Doch bald erscheint ihm das Ziel der Partei nicht mehr als letztes Heil für die Menschheit, denn er sieht, daß die Führer skrupellos zur Revolution drängen und keine unsauberen Mittel scheuen, ihr Ziel zu erreichen. Nun löst er sich mehr und mehr davon los, nicht ohne sich durch seine unbekümmerten Reden erbitterte Feinde gemacht zu haben. Von da an beschränkt er sich auf die praktische Betätigung der Menschenliebe im kleinen Bereich seiner Mietskaserne, trocknet Kindertränen, lindert Leiden, wird zum Gespött seiner früheren Genossen und sieht schließlich eine Erlösung von den Leiden der Vergroßstadtung nur noch in der Rückkehr zum Land, in der Arbeit auf der Scholle. Sein großväterlicher Bauernhof, der Golsterhof, ersteht vor ihm als das Ideal eines gesunden fruchtbringenden Lebens. Da bricht der Krieg aus, und in den Unruhen der ersten Tage erliegt er einem heimtückischen Angriff seiner Feinde, die ihn nachts überfallen. Er wird noch auf den Golsterhof gebracht und stirbt dort. — Der zweifellos gesunde Grundgedanke des Buches und der ungekünstelte Stil bewirken, daß der Roman gerade in unserer Zeit der unumschränkten Geldanbetung und Industrieherrschaft besonders für die heranwachsende Jugend Bedeutung gewinnt. Seine künstlerischen Schwächen, wie häufige Längen, peinliche Sentimentalitäten namentlich bei den Schilderungen des Mietshauslebens, bei denen man nur an Andersen-Nexös „Arche" im „Pelle der Eroberer" zu denken braucht, um zu wissen, wer hier der Meister ist —, fallen nicht so schwer ins Gewicht bei der Beurteilung der Verwendbarkeit des Romanes in öffentlichen Büchereien. Auch die warme Liebe zur schweizer Heimat, die überall hindurchleuchtet, erhöht den Wert des Buches.

Für mittlere und große Büchereien.

Träume der Wüste. Orientalische Novelletten und Märchen. Leipzig: Grethlein & Co. 235 S. Geb. 6,—.

Diese Träume der Wüste beruhen auf den Eindrücken, die Boßhart während eines mehrmonatigen Kuraufenthaltes in Ägypten gewann. Es sind nachdenkliche, anschaulich erzählte Märchen und Geschichten, in denen der Segen des Leidens zum Wohle der Mitmenschen gepriesen wird. Einige von ihnen sind besonders gelungen, so das „Märchen der Wüste" in seiner schönen Abgeklärtheit, „Prinz Tor und die Schlange Waga" mit seiner tiefen Symbolik und die rührend einfache Geschichte von den „Blutorangen".

Neben der Heerstraße. Erzählungen. Mit Holzschnitten von E. L. Kirchner. Leipzig: Grethlein & Co. 434 S. Hlw. 7,—.

Dieser zuletzt erschienene und umfangreichste Erzählungsband enthält leider recht ungleiche Stücke. Die meisten kranken an zu großer Breite und Gedankenbelastung. Man merkt den Geschichten an, daß sie unter dem Einfluß des Weltkrieges und der Nachkriegszeit entstanden sind, und daß es dem Verfasser Bedürfnis war, seine leidenschaftliche Friedensfreundschaft und seine Weltverbesserungsideen darin zum Ausdruck zu bringen. Er legt sie den handelnden Personen in den Mund, die meist Sonderlinge und Träumer sind und abseits vom Wege der Menge unbeachtet oder verachtet ihr kleines Leben zum Opfer bringen. Die beste Erzählung des Bandes ist „Altwinkel". Hier ist der zähe Kampf eines alten Bauern und seiner Schwester, den Letzten ihres Stammes, um ihr fünfhundertjahrelang der Familie gehöriges Bauerngut, den am Ende der Stadt gelegenen „Altwinkel", dargestellt, der vom Staat in Baugelände umgewandelt werden soll. Wie dadurch in dem rechtliebenden Bauern der Haß wächst erst gegen die Mitmenschen, dann gegen die Obrigkeit und schließlich gegen Gott, wie er in einer Art seelischer Lähmung sein eigenes Anwesen verwahrlosen läßt, und wie er am Ende ein Verbrechen begeht, das ist glaubhaft und erschütternd gestaltet. Hier steht Boßhart wieder auf seinem eigensten Boden und hat sein Bestes gegeben. Ein heiteres Gegenstück und beschwingtes Loblied auf die im tiefsten Grunde beglückende Verbundenheit mit der Erde ist der „Festbauer". — Die dem schön ausgestatteten Bande beigegebenen Holzschnitte sind offenbar ein Zugeständnis an die Mode, aber dabei so wenig ausdrucksvoll, daß sie bei einer Neuauflage besser fortblieben. Frida Endell (Stettin).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Gerber, Hans: Die Aufgaben der Bildung für die deutsche Zukunft. Ein Wort der Besinnung an die Gebildeten. (Zeit- und Streitfragen 4.) Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1925. 64 S. Brosch. 1,—.

Dieses im Einvernehmen mit der Hamburger Fichte-Gesellschaft entstandene Heft enthält zwei Aufsätze über „die Bildungsnot der Gebildeten" und über „die Zeitnot der Werktätigen und die Bildung". Der Verfasser nimmt durch die in solcher Reihenfolge gebotenen Darlegungen „von oben nach unten" Stellung zur heutigen Bildungskrise. Er beleuchtet im ersten Aufsatz zunächst die Entstehung der Bildungsnot unter den hauptsächlich akademisch Gebildeten, erörtert dann eingehend das Problem der Bildung im Rahmen der Weltanschauung, bespricht ferner die Untrennbarkeit der Ideen von Staat und Bildung und läßt seine Ausführungen gipfeln in der durchaus einleuchtenden Forderung, daß die Gebildeten zur Behebung ihrer Bildungsnot und somit zur Neugeburt des Staates Selbstbesinnung treiben und in der Bildung sowohl den Grundwert ihres Lebens wie auch einen Gemeinschaftswert erkennen lernen müssen. Im zweiten Aufsatz betrachtet Gerber die Erscheinungen Religion und Staat als die Pole des Kulturlebens und zeigt danach in überzeugender Weise die schädlichen Einwirkungen der modernen Wirtschaftsentwicklung und der sozialistischen Lehren auf die Werktätigen vor allem. Als Abschluß folgt noch eine genaue Schilderung der für die Zukunft ungemein wichtigen Arbeit, die die Fortbildungs- und Fachschulen (Berufsschulen) durch die Heranbildung der Arbeiter als Träger eines Berufes und durch deren Erziehung im Staatsgedanken zu leisten haben. — Zweifelsohne bieten diese beiden Aufsätze manche wertvollen allgemeinen Gedanken aus dem Gebiete der heutzutage so brennenden Bildungsfragen, doch ist die kleine Schrift in größeren Volksbüchereien, die umfangreichere einschlägige Spezialwerke aufweisen, wohl zu entbehren und auch für kleinere Volksbüchereien zur Einstellung nicht geeignet, da sie als Ganzes genommen nicht bedeutend genug und außerdem stellenweise zu wenig gemeinverständlich gehalten ist. G. Metzmacher (Stettin).

Von steinigen Straßen und goldenen Sternen. Ein Führer ins Leben. Hrsg. von Wilibald Ulbricht. Mit 11 Vollbildern nach älteren und neueren Meistern. München: Callwey 1925. Ausgabe für Jünglinge. 301 S. Ganzl. 7,—. Ausgabe für Mädchen. 314 S. Ganzl. 7,—.

Der als Bearbeiter des Dürerbund-Kalenders „Gesundbrunnen" bekannte Herausgeber wendet sich mit diesem schon längere Zeit vor dem Kriege geplanten Buch an die deutsche heranreifende Jugend, die gerade jetzt in Zeiten wildester Gier nach Geld und Genuß eines festen Haltes bedarf. Will sie unsere auf sie gesetzten Hoffnungen nicht zuschanden werden lassen und einmal bessere Zeiten sehen, so muß sie sich erst zurückfinden „zu einer idealen Lebensauffassung und zu einer vernünftigen Lebensgestaltung". Zur Erfüllung dieser Voraussetzung möchte dieser in zwei gesonderten Ausgaben erschienene Lebensführer beitragen; er geleitet an Hand von zahlreichen Erzählungen, Aufsätzen, Gedichten, Liedern und Bildern Jünglinge und Mädchen durchs ganze Leben hindurch in 14 Abschnitten, die u. a. das Woher? Wohin? menschlichen Lebens, die Kindheit, die Erinnerung an Heimatflur und Elternhaus, die Irrwege und Ziele des Lebens, insbesondere die Wege zu allerlei Freuden, hervorgerufen durch Buch, Bild, Musik, Geselligkeit und Wandern, in anziehender Weise behandeln und weiter auf junge Liebe und Ehe, auf die alltäglichen Gaben des Lebens, die Lebensgestaltung im Alter, die Pflichten gegenüber den Mitmenschen und schließlich auf die Fragen um Letztes und Heiliges in er-

zieherischem Geiste eingehen. Mit sicherem Blicke hat Albricht für die einzelnen Abschnitte passende Beiträge älterer und neuer Dichter von Goethe bis Falke ausgewählt und so sein Buch gleichzeitig zu einer Art Anthologie der Dichtkunst gemacht. Neben diese oft recht stimmungs- und gehaltvollen Gedichte treten Aufsätze, die dem Bedürfnis der Jugend entgegenkommend, über Geschlechtsleben und Alkoholfrage, über Wohnung, Kleidung und Berufswahl, über Schönheit in Natur und Kunst wie über die rechte Art des Feierns handeln. Verstärkt wird des Buches Wirkung noch durch Liederproben und vor allem durch bekannte Bildgaben von Schwind, Richter, Thoma u. a. Zum Schluß wird in dankenswerter Weise eine Auswahl von guten Büchern, Bildermappen und Kalendern zur Förderung der Jugend dargeboten. Die beiden in gleicher Weise angelegten Ausgaben zeigen nur hier und da in den einzelnen gleichen Abschnitten und in der Bücherauswahl Abweichungen. — Der pädagogisch wertvolle und auf hoher literarischer Stufe stehende Inhalt und die künstlerische Ausstattung machen das Werk zu einem würdigen Geschenkbuch für die reifere Jugend. Als Schrittmacher für die Anschaffung muß es auch Leihzwecken dienen und kann allen größeren Volksbüchereien empfohlen werden. G. Metzmacher (Stettin).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Bühler, Johannes: Das Frankenreich. Nach zeitgenössischen Quellen. Mit 116 Bildertafeln und einer Karte. Leipzig: Insel-Verlag 1925. 592 S.

„Einem eratischen Riesenblocke gleich erhebt sich im geistigen Blickfeld der meisten Gebildeten Kaiser Karl der Große. Die Jahrhunderte vor ihm sind für sie in Nebel gehüllt, aus dem nur einzelne Gestalten wie die Chlodowechs und Karl Martells in unbestimmten Umrissen hervortreten; die Generationen nach ihm bis zum Emporblühen des deutschen Reiches im Mittelalter hält man als Verfallsperiode näherer Beachtung kaum für wert.“ Mit diesen einleitenden Worten begründet der Verfasser die Herausgabe seines Buches. Wohl hat er recht mit seiner Behauptung, daß außer dem zünftigen Historiker kein Gebildeter — und nur für solche mit gewissen geschichtlichen Kenntnissen ist auch dieses Buch geschrieben — sich eine rechte Vorstellung von dem Reiche der Merowinger und Karolinger machen kann. Die meisten Lehrbücher der Geschichte beginnen mit Karl Martell und führen von da herauf zu Karl dem Großen. Dem Leser geschichtlicher Erzählungen ist diese Zeit vertraut durch die Romane Felix Dahns aus der Zeit der Völkerwanderung, die eigentliche Geschichte wird aber nur in den großen wissenschaftlichen Werken über diesen Zeitabschnitt geboten. Auf Grund der neuesten Ergebnisse der Forschung schildert der Verfasser in der Einleitung auf hundert Seiten die Geschichte des Reiches der Merowinger und Karolinger bis zum Aussterben der letzteren in Austrasien, dem heutigen Deutschland, im Jahre 911. Eine wilde Zeit wird uns vor Augen geführt, eine Zeit, wo Mord und Totschlag noch als zuverlässigstes Mittel erfolgreicher Politik angesehen wurden. Neben der politischen Geschichte bietet der Autor auch eine Darstellung der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, des Rechtswesens, der Ausbreitung des Christentums und der Anfänge der Kirchengeschichte sowie der Kunst in dem genannten Zeitraum. — Für alle die genannten Gebiete werden nun im zweiten Teile die zeitgenössischen Quellen herangezogen. In eingehenden Anmerkungen werden Unrichtigkeiten oder Verzerrtheiten aus anderen Quellen richtig gestellt. Für die politische Geschichte der Merowingerzeit sind es Gregor von Tours und Fredegar, für die Zeit der Karolinger Einhard, die Annalen aus dem Kloster Fulda und die für die Geschichte des westfränkischen Reiches sehr wichtigen Annalen aus dem Kloster St. Bertin zu St. Omer. Für die Kulturgeschichte tritt neben Gregor von Tours Venantius Fortunatus, das Rechtswesen erläutern Teile der lex Salica, des salischen Gesetzes, und Hinkmar von Reims; von besonderem Interesse sind die Verordnungen für Sachsen (S. 393—396), die sich besonders mit der Einführung des Christentums dort beschäftigen. Mit kirch-

lichen Angelegenheiten beschäftigte sich auch die Frankfurter Synode (794), wo auch Tassilo, der letzte Bayernherzog aus dem Geschlechte der Agilolfinger, zur Abdankung gezwungen wurde. Briefe des heil. Bonifacius und anderer bedeutender Männer folgen, die ein anschauliches Bild von der behandelten Epoche geben. Den Schluß bilden Teile aus dem Leben Anskars, des ersten Bischofs von Hamburg, und Dichtungen von Otfried, Walafried Strabo, Notker u. a. — Das Buch bietet, was es verspricht: eine Geschichte des Frankenreiches. In fließender, einfacher Sprache sind sowohl Einleitung wie Quellen geschrieben, sodaß man auch in dieser Hinsicht dem Verfasser volles Lob spenden kann. Nur wäre neben der Karte auch eine genealogische Übersicht der Merowinger und Karolinger erwünscht, die besonders das Verständnis des Gregor von Tours erleichtern würde. Büchereileitern mit einem geistig gehobenen Lesepublikum ist die Anschaffung des Werkes warm zu empfehlen. Der Verlag hat das Buch sehr gut ausgestattet, nur schade, daß die Bilder aus dem Codex aureus der Münchener Staatsbibliothek keine Vorstellung von der Pracht dieser Handschrift geben. S. Höpfl (München).

Boehm, Max Hildebert: Die deutschen Grenzlande. Mit 6 Karten und 48 Abb. Berlin: Hobbing 1925. 294 S. Lw. 14,—.

Max Hildebert Boehm, der schon in seiner Schrift „Europa Irredenta" einen vorzüglichen Beitrag zur Kenntnis der politischen Weltlage nach dem Kriege geliefert hat, wendet sich in dem vorliegenden, vom Verlag hervorragend ausgestatteten Buch dem Schicksal der deutschen Grenzgebiete zu. Mit eindringender Sachkenntnis würdigt er die im Westen und Osten durch den Versailler Gewaltfrieden entstandenen Verhältnisse, deren Unhaltbarkeit er überall aus geschichtlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Gründen dartut. Neue Gesichtspunkte wird man nicht finden, aber es ist doch gut, daß der ganze Tatbestand in aller seiner Sinnlosigkeit dem Verständnis auch des unpolitischen Menschen, wenn er nur national zu denken vermag, nahe gebracht wird. Das Buch ist für Büchereien jeder Größe warm zu empfehlen. G. Kemp (Solingen).

Volkmann, Ludwig: Die Jugendfreunde des „Alten Mannes" Johann Wilhelm und Friederike Tugendreich Volkmann. Leipzig: Insel-Verlag 1924. 261 S. Pp. 7,—, Hlw. 10,—.

Der Titel ist irreführend. Gemeint sind die Freunde der Eltern Wilhelm Kügelgens, der Leipziger Senator Joh. Wilh. Volkmann und seine Frau Friederike Tugendreich geb. Zink. Die Beziehungen zu dem jungen Wilhelm Kügelgen erschöpfen sich — wenigstens für das vorliegende Buch — in gelegentlichen brieflichen Erkundigungen über den Gesundheitszustand Wilhelms und ähnlichem. Im ersten Teil zeichnet der Herausgeber ein Bild von dem ruhigen, wenig Interessantes bietenden Leben Volkmanns und seiner Frau, z. T. nach einer Selbstbiographie des Senators (1772—1856). Dann kommt Friederike zu Wort mit Briefen an ihren Gemahl aus den Jahren 1808—12 und an zwei Leipziger Bekannte; aus dem Jahr 1809 sind einige Briefe Wilhelm Volkmanns an Friederike mitgeteilt. Der Briefwechsel mit Kügelgens ist nur durch einen einzigen Brief Friederikens an Helene K. vertreten. Die Schreiberin ist eine Persönlichkeit von Geist und Temperament. Obwohl die Briefe meist von geringfügigen, alltäglichen Dingen handeln, gewinnen sie den Leser doch durch ihre sprachliche Frische, ihren köstlichen Humor, ihre lustigen Einfälle und durch die darin zum Ausdruck kommende Innigkeit des ehelichen Verhältnisses zwischen Wilhelm und Friederike. Wo religiöse oder Fragen der Kunst und Literatur berührt werden, finden wir bei Friederike ein temperamentvoll vorgetragenes, selbständiges Urteil. — Ausstattung und Bildbeigaben des Buches (meist Reproduktionen von Gemälden Gerh. Kügelgens) sind vorzüglich. Da aber der Band stofflich sehr wenig allgemein Interessierendes bietet, kann er nur Lesern gegeben werden, welche Briefe rein nach ihrem Phantasie und Gemüt bildenden und belebenden Gehalt zu werten vermögen. R. Gerstlauer (Stuttgart).

Litzmann, Berthold: Im alten Deutschland. Erinnerungen eines Sechzigjährigen. Mit 12 Bildn. Berlin: Grote 1923. 400 S. Brosch. 8,20, Hlw. 11,—.

Ein leiser Unterton der Wehmut klingt aus dem Titel, den der Bonner Literarhistoriker seinem Erinnerungswerk gegeben hat. Wie schön wars einst: stattlich die Reihe der verdienstvollen, bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgten Ahnen, sonnig das Kinderland im Professorenhaus der Kieler Universität, froh und glücklich die Studentenjahre, erfolgreich die Arbeit des Hochschullehrers. Die Gegenwart nach dem Zusammenbruch des Vaterlandes, für das der Verfasser sein Herz bis ins Alter warm gehalten hat, wie trüb! Doch klingt frisch und freudig, trotz allen Mißgeschicks, das dieses Leben traf, als Grundklang ein reiner Dur-Akkord aus dem Persönlichkeitsbekenntnis des tüchtigen, arbeitsamen Gelehrten, der kräftig das Leben bejaht, weil er an bessere Zukunft glaubt; mögen auch trübe Erfahrungen namentlich der letzten Jahre Anlaß geben zu bittern Klagen. Er läßt uns Einblick tun in das Haus des deutschen Bürgers und Gelehrten und nimmt dabei unser kulturhistorisches Interesse gefangen. Uns fesselt auch die Arbeitsweise des Professors, der die Literaturgeschichte als eigene Wissenschaft von der Germanistik loslöste, Werke der lebenden Dichter in das zünftig-akademische Arbeitsgebiet einbezog und „die innerlichste Erfassung des (literarischen) Kunstwerks — nicht das Wissen von ihm —“ als Lebensaufgabe des Literaturhistorikers ansah. — Die Darstellung ist sehr flüssig, farbig und spannend; das Buch würde freilich noch lesbarer sein, wenn hier und da die Sätze kürzer gebaut wären, wenn — namentlich im letzten Teil — die Fülle der Namen, die für viele Leser nur Namen bleiben, beschränkt wäre. Das Buch würde noch sympathischer wirken, wenn der Verfasser, obgleich er seine Erinnerungen schreibt, sich hin und wieder mehr im Hintergrunde hielte. Die namentlich in den ersten Teilen mit Humor durchsetzten Erinnerungen haben viele Leser verdient. Wir empfehlen das Buch großen und mittleren Büchereien.

K. Jungclaus (Kiel).

Huch, Rudolf: Aus einem engen Leben. Erinnerungen. Leipzig: Steffler 1924. 122 S. Lw. 3,50.

„Gedanken und Erinnerungen würde ich diese Blätter nennen, wenn mir nicht Bismarck den Titel weggenommen hätte. Da es mir an Selbstgefühl nie gefehlt hat, würde ich bei jedem andern sagen: wollen sehen, wer's am längsten aushält; nach dem Tode versteht sich.“ So scheint der Dichter gleich mit dem ersten Satz den Titel „Aus einem engen Leben“ Lügen strafen zu wollen. Aber seinem ausgeprägten Gefühl der eigenen Bedeutung steht gegenüber das völlige Verkanntsein von seiten aller Berühmtheiten, so daß sein Leben äußerlich ein enges geblieben ist. Des Merkwürdigen enthält es trotzdem viel, und Huch erzählt, wie man im Freundeskreis von Erlebnissen plaudert, frei von aller Schablone der „Lebenserinnerungen“, und fesselt uns vom ersten bis zum letzten Satz. Er bevorzugt das konkrete Erlebnis, die Anekdote und charakterisiert damit trefflich sich selber und seine Umwelt. Hervorzuheben ist, daß der Dichter, der oft schwer auch in seiner äußeren Existenz bedroht gewesen ist — als Braunschweiger (geb. 1862) übte er seine Berufstätigkeit als Rechtsanwalt in verschiedenen Städten Braunschweigs aus — daß er seinen rückschauenden Blick fast mit einer gewissen Befriedigung am Peinlichen, Grauenhaften und Sinnlosen in seinem und anderer Leben haften läßt. Diese seelische Haltung bringt eine leichte Trübung in den nicht selten hervorbrechenden Humor des Erzählers. — Für das Verständnis seines dichterischen Werks sind diese Erinnerungen ungemein wichtig. Sie werden aber nicht nur Stoff für die literargeschichtliche Forschung bleiben, sondern mit ihrem menschlich bedeutsamen und farbenreichen Inhalt jedem geweckten Leser Gewinn bringen.

R. Gerstlauer (Stuttgart).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Die **Volkswirtschaftslehre** der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Hrsg. von Felix Meiner. Bd. 1: Bernstein, Diehl, Herkner, Kautsky,

Liefmann, Pesch, Wolf. Leipzig: Meiner 1924. VII, 247 S. Mit Bildn. der Verf. Hlw. 10,—.

„Der wissenschaftliche Werdegang bedeutender Volkswirtschaftler der Gegenwart" hätte der Titel dieses Buches lauten sollen, denn die systematische Darstellung der Lehre ist — ausgenommen bei Liefmann — zu kurz, als daß wir ohne Kenntnis der Werke dieser Männer ein klares Bild von ihrer Lehre bekommen könnten. Das Buch gehört darum nur in die Hände von Nationalökonomen und solchen Lesern, die sich eingehend mit Volkswirtschaftslehre befaßt haben. Für diese wird allerdings das Lesen Genuß und Gewinn zugleich sein. Die persönlichen Erlebnisse der Verfasser sind im allgemeinen nur soweit herangezogen, als sie für den wissenschaftlichen Bildungs- und Entwicklungsgang von Einfluß gewesen sind. Wir hören, warum diese Volkswirtschaftler zum Studium der Nationalökonomie kamen, von welchem Gesichtspunkt aus sie an die nationalökonomische Wissenschaft herantreten, was sie von ihr fordern und wie sie sich die Weiterentwicklung dieser Wissenschaft denken. Sehr wertvoll ist es, daß wir Näheres über die Entstehung der Lehren und der einzelnen Werke erfahren, was sie bezwecken und wie die Verfasser sie beurteilen. Für das vollständige Verständnis der Nationalökonomie ist die Kenntnis von dem wissenschaftlichen Werdegang des Einzelnen von großem Nutzen, denn die Lehre ist ein Teil des Menschen; und dadurch, daß wir den Menschen, d. h. seine persönlichen Beziehungen zu seiner Lehre, kennen lernen, dringen wir auch leichter und mit mehr Verständnis in diese Lehre selbst ein. Und endlich ist es gerade in der Nationalökonomie, dieser noch so jungen Wissenschaft, von Vorteil, einen Überblick darüber zu erhalten, wie weit wir gekommen sind. Hierfür ist es allerdings nötig, daß in den folgenden Bänden mehr als in diesem die Vertreter der theoretischen Nationalökonomie berücksichtigt werden, denn m. E. legt erst die theoretische Volkswirtschaftslehre den Grundstein für die praktische.

Das Buch gehört in den Bücherschrank eines jeden Volkswirtschaftlers. Es ist darum auch für alle Büchereien geeignet, die einen sich für Nationalökonomie interessierenden Leserkreis besitzen. W. Klein (Essen).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Beyer, Oskar: Weltkunst. Von der Umwertung der Kunstgeschichte. Dresden: Sibyllenverlag 1923. 200 S. 6,—, geb. 9,—.

Beyers außerordentlich anregende Schrift gewinnt ihren Ausgangspunkt von der Kunstbewegung unserer Zeit, die zu einer Revolutionierung aller bisher geltenden ästhetischen Anschauungen geführt hat, weil Maßstäbe, die aus der historischen Betrachtung gewonnen waren, sich ihr gegenüber als sinnlos erwiesen haben. Dem Wesen des Kunstwerkes werden Anschauungen nicht gerecht, die auf einem einmaligen Ideal — dem der Antike und der Klassik — beruhen oder die gar von dem Bestreben bestimmt sind, die Kunstgeschichte unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung zu sehen. Beyer fordert für die künftige Kunstbetrachtung den Gedanken der Weltkunst: ein universaler Kunsthorizont soll sich auftun, mit jenen riesigen Kunstprovinzen soll man sich auseinandersetzen, die außerhalb unseres westlichen Erdteils liegen. Damit wird man zu einem wesenhaften Begreifen des Kunstwerkes gelangen und in letzten Folgerungen schließlich zu einer neuen Wirkung der dem Leben dienenden Kunsterschließung und damit auch zu einer Weckung neuer produktiver Kunstkräfte. — Beyer spricht hier von Tatsachen, von denen im Grunde Jeder weiß, der sich mit moderner Kunst und ihren verschiedentlichen Beziehungen zum Schaffen fernster Völker und Zeiten beschäftigt hat. Aber es ist gut, das einmal unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zusammengestellt und beweiskräftig vorgetragen zu sehen. Diese Betrachtungsweise, die erstaunlich weite Möglichkeiten erschließt, eignet sich ganz besonders für die volkstümliche Kunstpflege, der auch schon ausgezeichnetes Anschauungsmaterial in den Bänden der Orbis-Pictus-Reihe des Verlags Wasmuth zur Verfügung steht. Das Buch von Beyer sei als Einführung in diese neue Betrachtung allen Büche-

reien warm empfohlen, die auf Leser mit künstlerischer Erlebnisfähigkeit rechnen können. G. Kemp (Solingen).

Die Kunstwissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Hrsg. von Johannes Jahn. Leipzig: Meiner 1924. 227 S., 8 Portr.

Daß der Plan des Verlages Meiner, das Wissen der Gegenwart durch Selbstdarstellungen (Ergographien) seiner Führer herausarbeiten zu lassen, vortrefflich und einleuchtend ist, bedarf keiner Begründung mehr. Auch der vorliegende Band fügt sich dem Plan vorteilhaft ein, wenngleich auch er an der Ungleichwertigkeit der zum Bericht über ihre wissenschaftliche Arbeit aufgeforderten Gelehrten leidet. Von den acht Kunstwissenschaftlern, die zum Worte kommen (Gurlitt, Neumann, Kingsley Porter, Schlosser, Schmarsow, Strzygowski, Tietze, Woermann) ist ganz streng genommen nur Tietze, allenfalls noch Strzygowski ein Mann der Gegenwart, alle andern gehören schon einer früheren oder gar schon halb vergessenen Generation an. Es kennzeichnet die zufällige, durch rein äußerliche Momente bestimmte Anordnung des Buches, wenn ein 81jähriger wie Woermann, lediglich weil er seine Selbstdarstellung noch mit eigener Hand schreiben kann, den wissenschaftlichen Tatsachen widersprechend zur „Gegenwart" gerechnet wird, Schmarsow, der seit zwei Jahren tot ist, aber seine Ergographie noch abliefern konnte, ihr ebenfalls zugezählt wird, während ein Mann wie Dvorak, dessen außerordentliche Bedeutung für die Gegenwart aus seinen Nachlaßschriften immer deutlicher wird, hier keinen Platz finden kann, weil die Gegenwart das Unglück gehabt hat, ihn wenige Jahre vor dem Erscheinen dieses Buches mitten in seinem lebendigsten Wirken zu verlieren. Daß von den älteren Forschern der große Name Dehios fehlt, von den wirklich gegenwärtigen die führenden Persönlichkeiten Wölfflins und Pinders vermißt werden, ist gewiß nur einer ökonomischen Sparsamkeit der Redaktion für einen zweiten Band zuzuschreiben. Für den Kenner sind die einzelnen Berichte methodisch sehr ergiebig wie besonders die von Tietze und Strzygowski. Andere fesseln durch ihre schöne, schwungvolle Menschlichkeit, so die von Gurlitt und Neumann. Für Büchereien, die ausgesprochen wissenschaftlichen Aufgaben fern stehen, scheint mir das Buch nicht geeignet; dafür sind alle acht Forscher als Persönlichkeiten nicht groß genug.

G. Kemp (Solingen).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Czibulka, Alfons v. (Hrsg.): Die großen Kapitäne. Ihre und ihrer Gefährten Berichte. München: Drei-Masken-Verlag 1923. X, 536 S. 9,—, geb. 12,—.

Abrisse und Auszüge aus Tagebüchern, Briefen und Berichten von großen Seefahrern und Seehelden oder von ihren Mitreisenden und Mitkämpfern. Dazu vor den einzelnen Kapiteln — mit Ausnahme der Schilderungen aus dem Weltkriege — einführende Texte des Herausgebers als Vermittler und Führer zu diesen Aufzeichnungen. Von jedem etwas — ein Kaviarbrötchen, das den Appetit reizt, doch den Hunger nicht stillt. Vielleicht regt aber dieses Buch den Leser dazu an, auch einmal eine Geschichte der Seefahrt oder wenigstens ein ausführliches Werk über den einen oder anderen Seehelden zu lesen. Mehrere Originalberichte, wie Nelsons Siegesdepesche nach Abukir, der Bericht über die Schlacht von Lepanto und einige andere sind hier zum ersten Mal in deutscher Sprache wiedergegeben. Bei der Fülle des Stoffes war eine Beschränkung in der Wahl nötig; nur jene Männer wurden herangezogen, die „Spitzenleistungen, Erstes und daher Unnachahmliches" vollbracht haben, und allein in den Kapiteln aus dem Weltkriege wurde dieser Gesichtspunkt zum Teil aus dem Auge gelassen. Jedoch steht selbst so noch zu viel nebeneinander, zu viele Bruchstücke, die auch zusammen kein einheitliches Ganzes bilden. Die Pfeiler der Brücke ragen aus dem Wasser, aber die Brückenbahn fehlt. Wer hinüber will, springt von Pfeiler zu Pfeiler; doch nur wenige werden an diesem Springen mehr Freude haben als am beschaulichen Gehen. W. Klein (Essen).

8. Verschiedenes.

Dürer=Kalender für Kultur und Kunst 1926. Hrsg. von K. Maußner. Berlin=Zehlendorf: Dürerverlag 1925. 4,50.

Dieser Kalender ist auch für das Jahr 1926 seinen alten Grundsätzen treugeblieben und liegt wieder in der schon bekannten Reichhaltigkeit des Gebotenen und Gediegenheit der äußeren Gestalt vor. Der Bildteil ist auch diesmal vielseitiger und künstlerisch noch wertvoller als der Textteil. Gegenüber dem Vorjahr erscheint der religiöse Charakter noch stärker betont. Im Mittelpunkt von Wort und Bild steht in erster Linie Franz von Assisi und andererseits die mittelalterliche kirchliche Plastik. Bei etwaiger Beratung von Büchereilesern in Kalenderfragen verdient der Dürer=Kalender mit in erster Linie genannt zu werden. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Kunst und Leben Kalender 1926. Berlin=Zehlendorf: Heyder 1925. 3,—.

Der 18. Jahrgang von „Kunst und Leben" erscheint zwar in etwas weniger kostspieliger Aufmachung als der Dürer=Kalender. Dafür stehen aber in ihm Bild und Wort künstlerisch in schönem Gleichgewicht zu einander. Einzig und allein den alten Freunden des Kalenders mag die Durchbrechung einer gewissen Tradition, die sich in der Auswahl der bildenden Künstler und der zeitlich von Jahr zu Jahr kaum veränderten Reihenfolge ihrer Beiträge äußert, als wünschenswert erscheinen. Seinen Ansprüchen auf weite Verbreitung als Wegbereiter für das Verständnis moderner Kunst tut dies jedoch keinen Abbruch.
Elisabeth Wernecke (Berlin).

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Paquet, Alfons: Amerika. Hymnen, Gedichte. Leipzig=Plagwitz: Verlag „Die Wölfe" 1925. 74 S. Geb. 3,—.

Wie im „Held Namenlos", aus dem er auch ein Stück („Colorado=Springs") geradezu herübergenommen hat, und wie in den „Drei Balladen" (vgl. Jahrg. 1924 dieser Zeitschr. S. 201), so entlädt Paquet auch in seinem neuesten Werk wieder die Wucht seiner epischen Malkunst in freien rhythmischen Gebilden. Ihre innerste Eigenart ist durch den diesmal besonders naheliegenden Vergleich mit Walt Whitman nicht in Frage zu stellen. Denn bei Paquet klingt durch das kühne Tempo, die gellende Lautheit und die monströse Vieltönigkeit seiner amerikanischen Musik hindurch als der wesentliche Grundton eine ganz unamerikanisch innige und scheue Seelenstimme, die uns zuweilen geradezu an Hölderlins fromme Klagen erinnert. Paquet hat seine Hymnen in drei „Umkreise" gruppiert. Der erste Umkreis umfaßt nur ein Stück, das sich übrigens am weitesten von der eigentlichen Gedichtform entfernt; es ist mit leichter sinnbildlicher Färbung „Der Dampfer Patria" betitelt und schildert die Überfahrt. Der zweite Umkreis bringt dann in elf Stücken die eigentlich amerikanischen Bilder, von denen mir „Versöhnungsfest", „Samstagabend" und „Sonntag" am besten gefallen haben. Der dritte Umkreis besteht wieder aus einem einzigen Stücke, und zwar ist es bezeichnenderweise kein amerikanisches. Es heißt „Die Stadt, genannt die Ferne, die Herrschende, die Bunte, die Veränderliche" und ist eine jener ostasiatischen Städtevisionen, wie sie der Dichter schon vor dreizehn Jahren in seinem großartigen Reisebuch „Li oder im neuen Osten" skizzierte. Auch jenseits des Stillen Ozeans wächst amerikanisches Schicksal! — Für größere Büchereien. E. Ackerknecht.

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Gotthelf, Jeremias: Elsi, die seltsame Magd u. a. Erzählungen. Deutsche Hausbücherei Nr. 16. Wien: Österr. Schulbücherverlag. 119 S.

— Hans Berner und seine Söhne. Die schwarze Spinne. Deutsche Hausbücherei Nr. 17. Ebenda. 130 S.

— Meistererzählungen. Leipzig: Voigtländer o. J. 373 S.

— Der Knabe des Tell. Köln: Schaffstein o. J. 143 S.

— Kurt von Koppigen. Ebenda. 107 S.

— Der letzte Thorberger. Ebenda. 126 S.

Es ist eine schwierige Aufgabe, die großen Werte, die ohne Zweifel in Gotthelf stecken, an unsere Leser heranzubringen. Die hier vorliegenden Ausgaben versuchen es durch seine kürzeren Erzählungen; wohl in der Annahme, daß die notwendig schnellere Entwicklung der kurzen Geschichte den naiven Leser eher festhält, als der breit erzählte Roman des Schweizers. Es zeigt sich aber, daß der Dichter nicht der Meister der kurzen Erzählung ist. Er breitet sich, mit wenigen Ausnahmen, so behaglich aus wie in seinen großen Romanen und erzielt dann die Kürze, indem er, plötzlich zum Ende eilend, eigentlich die Erzählung übers Knie bricht.

Die Zusammenstellung in den beiden ersten Bändchen, von Adolf Bartels besorgt, ist ohne rechten Richtungspunkt, wenn nicht mit dem, von Gotthelf möglichst Verschiedenartiges aneinanderzureihen. Das kann natürlich keine Hinleitung zum Dichter werden.

Die neue Auswahl bei Voigtländer ist von rein literarischem Standpunkt getroffen. Sie ist besser als die von Bartels, aber leider, weil ohne jede volkspädagogische Rücksicht, für kleinere Büchereien nicht zu brauchen. Die Ausstattung ist sehr gut, die der Hausbücherei dagegen für Büchereien wie für Privatbesitz trübselig.

Die drei Schaffsteinschen Ausgaben entstammen Gotthelfs „Bildern und Sagen aus der Schweiz“, deren Stoffe der Schweizer der ruhmvollen Vergangenheit seines Volkes entnahm. Eine Notwendigkeit, diese Erzählungen als Volksbücher neu herauszugeben, scheint mir für Deutschland nicht vorzuliegen.

Es dürfte also für kleinere Büchereien nur übrigbleiben, von Hinleitungen zu Gotthelf durch kurze Erzählungen abzusehen und es statt dessen lieber mit seinem Uli zu versuchen, der sicher überall einige Leser finden wird.

J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

Schaumberger, Heinrich: Zu spät. Ein Dorfroman. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung 1924. 321 S. Hlw. 4,—.

— Im Hirtenhaus. Eine oberfränkische Dorfgeschichte. Ebenda. 271 S. Hlw. 4,—.

— Bergheimer Musikantengeschichten. Heitere Bilder aus dem oberfränkischen Volksleben. Ebenda 1925. 479 S.

— Vater und Sohn. Eine oberfränkische Dorfgeschichte. Berlin: Warneck 1924. Lw. 3,80.

Unter den bei der Deutschen Landbuchhandlung bisher neu herausgekommenen sieben Bänden „Deutscher Dorfgeschichten“ sind nicht weniger als drei von H. Schaumberger, dem 1874 so jung gestorbenen Schriftsteller, während die übrigen Bände sich auf Anzengruber, Auerbach, M. Meyr und Rosegger verteilen. In der, von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin durch den Verlag Warneck herausgegebenen Sammlung „Dorfromane“ ist der zweite Band „Vater und Sohn“ ebenfalls von ihm. In den Einleitungen all dieser Bände wird er laut als Volksdichter gepriesen und wird warm für ihn geworben. Es fragt sich nun, ob diese Neuausgabe einzelner seiner Werke wirklich berechtigt ist.

„Zu spät" ist die Geschichte des übermütigen und im Grunde gutherzigen, aber charakterschwachen Türkenfritz, der sich durch sein Schwanken das stille, brave und charakterfeste Veitenbärble verscherzt, aber unter schweren Prüfungen dann im Verzicht zum reifen Manne wird. „Im Hirtenhaus" erzählt uns vom ehrlichen und aufrechten Schreinerslorenz, der ohne seine Schuld ins „Hirtenhaus" (Armenhaus) kommt, durch seine Tüchtigkeit aber bald sich und seine Familie herausarbeitet und ein angesehener Mann wird. Dies Buch steht wie „Vater und Sohn" unter einem Motto, das der Verfasser selber einmal so formuliert: „Es müssen Männer auftreten, die es wagen, auf Grund eigner Erkenntnis zu stehen, die selbständigen Geistes es unternehmen, die engen Schranken der versteinerten Sitten und Gewohnheiten zu durchbrechen und ihren Nachbarn das Beispiel eines freien, sittlichen Handelns vor Augen zu führen." Der Sohn Johannes vom Schreinersfrieder überwindet nach schwerer Prüfung alle Schwierigkeiten nach außen und innen, vor allem einigt er die getrennten Eltern, weil er unbeirrbar den für recht erkannten Weg geradeaus geht, und führt schließlich zum Lohn für seine Treue die Geliebte glücklich heim.

Keine dieser Erzählungen kann vor dem kritischen Leser als wirkliche Kunst bestehen. In keiner erhebt sich das Geschehen zur Notwendigkeit, überall stößt man auf die Absicht des Verfassers. Die Charaktere sind nicht innerlich wahr, sie sind alle mehr oder weniger übertrieben und ähneln sich alle dadurch merkwürdig. Diese Übertreibung erzeugt die Konflikte und Verwicklungen, die ebenso künstlich am Schluß entwirrt werden. Die Redeweise dieser Menschen ist nicht echt trotz der dem Volke abgelauschten stehenden Redensarten, die reichlich häufig — aus Mangel an anderen Mitteln — zur Charakterisierung verwendet werden. Sie verstehen auch nicht recht zu schweigen, sondern sind alle etwas geschwätzig-predigerhaft, besonders störend tritt reichlich leicht ihre Religion, ihr Gottvertrauen auf die Lippen.

Also ist die Neuausgabe ein verfehltes Unternehmen? Ein solches Urteil wäre wieder zu hart. Als Volksbücher haben die drei Geschichten doch recht wertvolle Seiten: Die Helden sind gute und reine Menschen oder läutern sich dazu, das Böse in der Welt wird durch sie mit Gottes Hilfe überwunden, das Gute kraftvoll bejaht. Diese Moral der Erzählungen ist zwar etwas hausbacken, sie wird aber ganz einfache Menschen sicherlich tief ergreifen. Ja, auch der kritischere Leser wird von der unleugbar reinen Absicht des Verfassers irgendwie angerührt werden.

Die Bücher sind nicht gleichwertig. Am klapprigsten ist die Konstruktion in „Vater und Sohn", etwas besser in den beiden andern. Dafür wird „Zu spät" wieder den einfachen Leser am wenigsten spannen, da die Fabel sich sehr langsam entwickelt. Am besten nach beiden Seiten dürfte wohl „Im Hirtenhaus" sein.

Etwas anders steht es mit den Bergheimer Musikantengeschichten. Hier zeigt sich Schaumberger von einer andern Seite. Vier mehr oder weniger heitere Geschichten sind hier zusammengebunden. Die erste ist leider die schwächste, was das Einlesen in das Buch erschwert. Sie muß aber an erster Stelle stehen, da sie mit den Personen, die in allen Erzählungen wiederkehren, bekannt macht. Das tut sie aber in so breiter Weise, indem sie gleichzeitig eine Unmenge interessanten volkskundlichen Materials ausbreitet, daß die eigentliche Erzählung, eine Werbungsgeschichte mit Hindernissen, dadurch erdrückt wird. Die zweite, von köstlichem Humor und erfrischender Kürze, glänzend zum Vorlesen geeignet, gefällt um so mehr. Die dritte, wie eins und zwei eine Werbungsgeschichte, wird auch jeden Leser ansprechen. Die letzte endlich, von einem ernsthaft-scherzhaften Kampf querköpfiger Bauern ums Recht, schließt sich würdig an. Bei diesen liebenswürdigen, fröhlichen Erzählungen wird auch der kritische Leser die Übertreibungen lachend quittieren, und der Autor würde einer Überkritik mit Recht wie sein köstlicher Eckenpeter antworten: „Nur nicht grrrrand getan!".

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß große und mittlere Büchereien wohl die Bücher von Schaumberger einstellen können und Leser für ihn finden werden. Kleine Büchereien sollten am ehesten „Im Hirtenhaus" einstellen, danach erst die Bergheimer Musikantengeschichten, da erfahrungsgemäß kürzere Geschichten nicht so gerne genommen werden. J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

Geschichten von Musik und Musikern. Ausgew. u. eingel. von Ernst Lissauer. Stuttgart: Engelhorn 1924. 307 S. Lw. 4,50.

Musikalische Novellen. Eine Auswahl von Novellen der Weltliteratur. Hrsg. von Gerhart von Westermann. Bd. 1. 2. München: Drei-Masken-Verlag 1922. 219, 239 S. Hlw. 10,—.

Hoffmann, E. T. A.: Musikalische Novellen und Aufsätze. Hrsg. u. erl. von Edgar Istel. Bd. 1: Musikalische Novellen. Bd. 2: Musikalische Aufsätze. Regensburg: Bosse 1919. 454, 443 S. (Deutsche Musikbücherei Bd. 23 und 24.)

Drei Sammlungen musikalischer Novellen und alle drei durchaus verschieden! In der umfangreichen Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Bande zeichnet Lissauer, der in der Sammlung außerdem mit einer bisher noch ungedruckten Novelle vertreten ist, das Wesen der musikalischen Novelle, deren Begriff er viel weiter faßt, als den Sammeltitel, den er seiner Veröffentlichung gegeben hat: Musikalische Novellen sind sowohl die Novellen, die Robert Schumann für das Klavier gesetzt hat, als auch solche aus dem Gebiet der Dichtkunst, „in denen es wie von innerer Lust überall singt und geigt und jubiliert", d. h. die aus dem Geiste der Musik geboren sind, wie etwa Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts". Lissauers Sammlung, die auch inhaltlich die in der Titelgebung angedeutete Zweiteilung innehält, will keine Übersicht geben über die Musik in der erzählenden deutschen Dichtung, sondern sie soll lediglich „ein Lesebuch" sein mit Stücken, „welche dem höheren Anspruch eines heutigen Lesers entsprechen können". Nicht nur kürzere Stücke, wie einige der „Rheinsagen" und „Anekdoten" von Wilhelm Schäfer, enthält der Band, sondern auch längere wie Mörikes Mozartnovelle, Storms „Stillen Musikanten", Kellers „Tanzlegendchen" und anderes. Die Sammlung ist recht einheitlich geworden, sodaß ihre Anschaffung schon mittleren Büchereien zu empfehlen ist.

Von ganz anderen Gesichtspunkten geht die Sammlung „Musikalischer Novellen" aus, die Westermann zusammengestellt hat. Sie will ein umfassendes Bild geben „von dem Niederschlag, den die Musik in der Novellistik der Weltliteratur gefunden hat" und daneben soll sie die bedeutendsten Epochen und Gestalten der Musikgeschichte in dichterischer Beleuchtung zeigen. Der erste Band vereinigt die Novellen in sich, die, wie Mörikes Mozartnovelle, an bedeutende Persönlichkeiten anknüpfen, während der zweite Band allgemeinere Bilder aus dem Musikleben bringt. Bei dieser Einstellung des Herausgebers ist manches mit unterlaufen, was nur noch antiquarischen Wert hat wie etwa des Zeichners und Journalisten Lyser Skizze „Die Pirole". Der erste Band behandelt Bach, Gluck, Mozart und Beethoven; er krankt ebenso wie der zweite, der Liszts „Josy, der Zigeunerjunge" neben Balzacs „Thomas Guarnerius" stellt, an der Ungleichwertigkeit der in ihm vereinigten Stücke. Für weitere Kreise kommt diese Sammlung nicht in Frage; sie ist für die Büchereien entbehrlich.

Dadurch, daß sie nur Arbeiten eines Dichters bringt, ist die dritte, E. T. A. Hoffmann gewidmete Sammlung schon im Vorteil den beiden anderen gegenüber. Sie gibt ein durchaus erschöpfendes Bild von den Beziehungen des Dichters zur Musik, da sie außer den in den „Fantasiestücken", den „Nachtstücken" und den „Serapionsbrüdern" zerstreuten musikalischen Novellen auch Hoffmanns sämtliche musikalischen Aufsätze und Rezensionen sowie die „Briefe über die Tonkunst" in zwei handlichen Bänden vereinigt. Eine kurze Einleitung von Istel über das Leben Hoffmanns bringt auch die notwendigsten Literaturhinweise, bei denen nur Harichs umfangreiche Biographie nachzutragen ist. Der Vorzug dieser Ausgabe beruht darin, daß hier einmal alles in Hoffmanns Schaffen, was irgendwie Beziehung zur Musik hat, vereinigt ist, sodaß selbst Gesamtausgaben, von denen die Ellingersche wohl die populärste ist, durch sie in gewisser Beziehung ergänzt werden. Größere Büchereien, die genügend musikinteressierte Leser haben, tun gut, zu der Ellingerschen Ausgabe noch die Istelsche Sammlung einzustellen.

W. Eggebrecht (Flensburg).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Förster, Hans: Hein Hinsch, de Minsch. En snookſch Levendreiſ' noo endlich Glück. Mit 12 Biller. Braunschweig: Westermann 1924. 246 S. Lw. 5,—.

Schnurrig ist die Lebensweise von Hein Hinsch; sie soll (nach einem gänzlich überflüssigen „Vörsnack" des Verfassers) mehr sein: eine Art Symbol für den Verlauf jedes rechten Menschenlebens, das trotz Sorg und Not, trotz Müh und Arbeit doch vom Menschen gemeistert wird und zu gutem Ende kommt. Konnte Förster diesen echten Romanstoff gestalten? — Hein Hinsch versucht sich nach der Konfirmation in etwa einem Dutzend verschiedener Berufe. Er hält nicht aus, lernt nichts ganz. (Melodie: „Immer, wenn er kaum begonnen, jagt ihn fort der Meister".) Er verliert aber weder Mut noch Humor. Endlich findet er unterm Fußboden seiner elenden Kate einen „Grapen" mit Goldstücken und ist klug genug, den Schatz nicht unnütz zu vertun. „En'n good, allens good!" Wenn doch für jeden Menschen am Beginn des Feierabends ein solcher Glückstopf bereitstände! — Die Handlung läßt zuweilen vermuten, Förster wolle einen Vierländer Eulenspiegel zeigen; dann aber ist sie für den großen Schalksnarren nicht tief und witzig genug. Nicht selten erscheint die Erzählung wie eine Folge angewandter plattdeutscher Redensarten, eine reiche Quelle für den Sammler; dann wieder gefällt sich der Verfasser in einem „tühnigen" Stil, in kalauernden Wortspielen oder nichtssagenden Reimereien, übersetzt wohl gar: „Beheut di Gott, dar weur so scheun woll wesen, ...dat harr ni schullen sien!" Der „Spaß" geht zu weit. Es ist schade, daß Försters Kenntnis des Vierländer Volkstums nicht zu seiner Auswirkung kommt. Die Frage am Anfang müssen wir laut verneinen. Das Buch kommt für unsere Büchereien nicht in Frage.

K. Jungclaus (Kiel).

Heye, Arthur: Unterwegs. Berlin: Safari-Verlag 1925. Ill. 288 S. Lw. 6,—.

In diesem seinem jüngsten Buche hat Heye ein neues Abenteuerbuch geschaffen, das in seinem Reichtum an unerhörten Erlebnissen Heyes frühere Werke noch übertrifft. Und doch schildert das Buch — wie wir aus jenen anderen Berichten wissen — nur den ersten Teil der „Lebensfahrt eines romantischen Strolches", vom Ausreißen des gerade schulentlassenen Laufjungen bis zur Rückkehr des mündig Gewordenen und zum Schriftsteller Herangereiften. Eine unaufhörliche Kette von Schicksalsfällen, von Sehnsüchten und Hoffnungen fesselt den Ruhelosen an die Weite, nicht ohne ihm mehr als einmal grimmige und gefährliche Striemen ins Fleisch und in die Seele zu drücken. Aber seine eiserne Natur und ein unbesiegbarer Lebenswille überwinden Schiffbrüche und Krankheiten, Hunger und Kälte, Verwundungen im Kampf mit Mensch, Natur und Technik, und erst recht alle die Schwierigkeiten und nicht immer kleinen Nöte, die das freie Leben des „Tramps" entbehrungsreich und anregend machen. Nach einigen Seereisen als Junge und Leichtmatrose jagt er in Nordamerika von der Ostküste bis zu den Rocky Mountains, von Mexiko bis nach Kanada dem Abenteuer nach. Keine Arbeit ist ihm zu gering oder zu hoch, um durch sie weiterzukommen, und so erwächst ihm gleichzeitig eine gründliche Kenntnis des Landes, seiner Menschen und seiner Verhältnisse aus vielseitigster Anschauung. — Die Darstellung ist knapp, packend und vorwärts drängend, darum aber auch oft da zu summarisch, wo man gern etwas tiefer in das Leben der Neuen Welt zu Anfang unseres Jahrhunderts — in diese Zeit fallen die hier geschilderten Erlebnisse — hineingeblickt hätte. Ein gelegentliches Heraustreten aus dem Rahmen des bloßen Abenteuerberichtes hätte nicht nur den inhaltlichen Wert des Buches gehoben, sondern auch als retardierendes Moment die Darstellung gliedern und in ihrer Wirksamkeit noch steigern können. Trotz dieses Mangels wird jeder Freund abenteuerlicher Erlebnisbücher diesen neuen Heye, dessen vorzügliche Ausstattung durch die unbedeutenden Illustrationen leider beeinträchtigt wird, nicht

nur mit Spannung lesen, sondern auch in seiner Kenntnis fremder Verhältnisse und durch die Bekanntschaft eines tüchtigen Kerls bereichert aus der Hand legen. — Für alle Büchereien, welche die Amerikaerinnerungen von Rosen, Faber und die früheren Abenteuerbücher von Heye schon eingestellt haben.

B. Sauer (Stettin).

Kinau, Rudolf: Dörte Jessen. Hamburg: Quickborn 1925. 175 S. Geb. 3,50.

Weil er sich von alter, halbvergessener Schuld seiner gelähmten Jugendgespielin Engel Thomsen gegenüber bedrückt fühlt, wagt der durchs Steuermannsexamen gefallene Matrose Thade Hansen nicht mehr, die Hamburger Lotsentochter Dörte Jessen, um derenwillen er ein neues Leben angefangen hat, zu seinem Weib zu machen. Umsonst sucht Dörte in aufopfernder Tätigkeit als Krankenschwester den Verschollenen zu vergessen; schließlich reicht sie dem Vater des von ihr gepflegten und dem Tode entrissenen Klaus Strüven die Hand zur Ehe. Aber erst das Erscheinen Thade Hansens, der sich durch Engels Tod von aller Last befreit wähnt und Dörte nun heimführen will, gibt ihr die völlige Klarheit: von ihrem Mann vor die Entscheidung gestellt, bleibt sie bei ihm und seinem Kinde. Thade aber muß seinen Weg allein gehen: „Seelüd hört up See — hebbt an Land nix to seuken." — Wenig folgerichtig, aber darum doch nicht minder wirksam erscheint in dem Charakterbild Thade Hansens die eingebildete Schuld, die seinem Leben etwas Dumpfes und Brüchiges gibt. Im übrigen ist das durch Schilderungen des Hamburger Hafenlebens wie der Halligen belebte Buch so frisch und dabei doch mit einem gewissen Anflug von gesunder Sentimentalität in Hamburger Platt erzählt, daß schon mittlere Büchereien es einstellen können. W. Eggebrecht (Flensburg).

Kolbenheyer, Erwin G.: Das dritte Reich des Paracelsus. Roman. München: Georg Müller 1926. 401 S. Lw. 11,—.

Mit dem Erscheinen des vorliegenden Bandes, den die zahlreiche Gemeinde der Freunde Kolbenheyerscher Kunst und Weisheit schon seit zwei Jahren erharrte, ist die Paracelsus-Trilogie und damit eines der gewaltigsten Denkmäler deutscher Erzählungskunst vollendet. Und es ist nun nicht zuletzt Sache der deutschen Volksbüchereien und Volkshochschulen, solche Leser dem Werke zuzuführen und heranzubilden, die ihm geistig und seelisch gerecht zu werden vermögen. Dabei wird ohne Frage das Verständnis des Schlußbandes größere Schwierigkeiten machen als das der beiden anderen Bände, nicht nur weil „der pyramidenartigen Anlage des Gesamtwerkes gemäß sich die Darstellung immer strenger um die Gestalt des Helden konzentriert" (vgl. 1. Jg. dieser Zeitschrift S. 291 f.), sondern vor allem, weil diese Gestalt selbst immer transparenter, immer zeichenhafter wird, je mehr sie sich ihrer Vollendung nähert. Schon sein Titel „Das dritte Reich des Paracelsus" scheint dafür bezeichnend: Kein sichtbares Gestirn mehr steht im Scheitelpunkt seines Geschehens, sondern eine religiöse Idee, wenn man will: eine höchste ideale Forderung, die der große Einsame erfüllt, indem er „im Lichte der Natur" den Ausweg findet und erkämpft aus der Zwiespältigkeit alles wortgebundenen Wesens.

Der monumentalen Symmetrie des Ganzen entsprechend hat der Dichter auch „Das dritte Reich des Paracelsus" durch ein sinnbildliches Kapitel eröffnet, das diesmal bezeichnenderweise „Requiem" heißt: Tot ist der „Bettler", nun für alle Zeiten, und „Einaug", der Immer-Lebendige, begräbt ihn im Urgestein des Hochgebirges. Und wieder wächst solche Ewigkeitsvision empor aus einem mittelalterlichen deutschen Stadtbild (Augsburg) von hinreißender Anschaulichkeit. Dann treten wir wieder die Wanderung an mit dem Heilmeister und Menschheitspilgrim Paracelsus: Nürnberg mit seinen holden Patrizierstöchtern, mit Sebastian Frank und Lazarus Spengler wird lebendig; wir spüren in der Dorfkirche zu Beratzhausen bei Regensburg einen Hauch lutherischen Gewaltgeistes und begleiten den Paracelsus in das noch von den Mordschauern einer Judenverfolgung umwitterte Regensburg und zu den nicht minder gespenstigen Brüdern

Kastner; wir erleben in St. Gallen die religiöse Verzückung der Täufer mit und deren mittelalterlich befangene Beurteilung selbst durch einen Joachim von Watt, sitzen mit den Appenzeller Bauern zu Füßen des predigenden Paracelsus und verstehen, daß diese im engeren Sinn religiöse Periode im Leben des großen Künders und Deuters der Natur auch ohne das Eingreifen der Kirche in Gestalt des klugen Monsignore Keuchentaller bald abgelaufen sein mußte. Und schließlich nehmen wir mit dem „Heimkehrenden" Abschied von manchen Orten und Gestalten, die ihm in jungen Jahren lieb waren (so besonders von Villach, wo er das Grab des Vaters besucht), empfangen mit Meister Lienhard, dem Maler, seine Vermächtnisworte von den letzten Dingen und pflanzen mit diesem Getreuesten zu Häupten des Begrabenen ein Holunderbäumchen.

Wahrlich, der Dichter hatte ein Recht, sein Werk zu schließen mit den Worten: „Ecce ingenium teutonicum!" Denn seine Paracelsus-Trilogie ist die bedeutendste epische Verkörperung eines deutschen Genies und seiner Umwelt.

E. Ackerknecht.

Krasnow, P. N.: Verstehen heißt vergeben. Roman. 2 Bde. Jena: Frommann 1923. 332, 283 S. 14,—, Lw. 19,—.

— Die Amazone der Wildnis. An der Stufe zum Throne Gottes. Roman. Ebenda 1924. 225 S. Ill. 4,50, Lw. 6,50.

Nein, wir stehen dem Erlebnis der russischen Umwälzung denn doch noch zu nahe, um sie schon künstlerisch gestalten zu können. Und vollends nicht, wenn man General a. D., extremer Monarchist und vollständig in orthodoxer Mentalität befangen ist. So ist denn in „Verstehen heißt vergeben" so eine Art „Wieland der Schmied" herausgekommen, ein Roman, der sich freilich „spannend" liest — genau wie Herzog — aber mit krassesten Effekten arbeitet! Ein Tendenzroman mag unter Umständen seine Berechtigung haben (z. B. „Helmut Harringa"), nicht aber, wenn er zu oberflächlicher Geschichtsauffassung verführt, wie es hier der Fall ist. Lenin und Trotzki als Inkarnationen des leibhaftigen Teufels, der Bolschewismus aufgefaßt nur als das Werk einiger Juden — nein, so einfach liegt denn die Sache doch nicht. Gewiß, man muß daran denken: Krasnow ist Emigrant, der sich glühenden Herzens nach einer Wiederaufrichtung der alten russischen Kaiserherrlichkeit sehnt gleich tausenden seiner Kameraden — aber dann hätte er eine politische Broschüre schreiben sollen, nicht aber einen Roman. — Gestaltet wird das Schicksal des Generals Kuskow, der unter dem Einfluß seiner fürchterlichen Notlage, um seine Frau zu retten, bei den Bolschewiken Dienste nimmt und gegen die „weißen" Armeen Denekins und Judenitschs kämpft, in denen seine drei Söhne dienen. Der erste, Swjatoslaw, endet in Paris durch amerikanisches Duell wegen einer Kokotte — dieser erste Teil des Buches ist Kitsch: viel, sehr viel Sentimentalität, pikante Auskleideszenen mit allem Arsenal der Hintertreppenliteratur, Geständnissen syphilitischer Ansteckung usw. — Auch der zweite Sohn, Igor, ist ein bißchen Operettenheld („Draufgängertum in Boudoirs"), doch sind die Schilderungen aus dem Krimfeldzug, den Krasnow gut kennt, recht interessant, wie überhaupt ohne Zweifel der alte General die Feder so gewandt wie einst das Schwert führt. Der dritte Sohn, Olep, kommt sehr kurz weg, er nimmt am Schluß die Lebensbeichte des Vaters entgegen, der von den Bolschewiken schließlich zu Judenitsch übergelaufen ist und als Emigrant in Berlin lebt. Hineinverwoben sind die Schicksale vieler anderer Russen, sehr wirkungsvoll, oft recht theatralisch; die Schilderungen der entsetzlichen Qualen und Foltern unter der Herrschaft von Sichel und Hammer nehmen einen breiten Platz ein. Nebenbei sei auf II, 61 aufmerksam gemacht, wo den Österreichern die schauerlichsten Folterungen wehrloser russischer Gefangener nachgesagt werden. — Kurz: so viel des Interessanten und Spannenden in dem Buche steht, es kommt über Theatralik und Phrase nicht hinaus. Die Volksbücherei kann es entbehren.

Wie sympathisch berührt daneben das andere Buch Krasnows, wo nicht mehr der verbitterte Politiker spricht, sondern einfach ein Russe, der seine Heimat liebt, ein überaus anschauliches Bild von dem Leben auf einem einsamen russischen Grenzposten im Ostturkestan der Vorkriegszeit gibt — ebenfalls nach eigenem Er-

leben. Zu dem Chef des Postens, dem Kornet Tokarow, kommt eine junge Nichte, um seine Einsamkeit zu teilen, da es ihre Amazonenbrust nach gefährlichen Abenteuern gelüstet, die ihr hier auch in genügender Anzahl über den Weg laufen. Natürlich verwandelt sich allmählich die Amazone in ein liebendes Weib, der strenge „Onkel Wenja" in einen Verliebten; das ist ja schließlich konventionell, aber es ist frisch und lebendig erzählt. In seiner abenteuerlichen Romantik, die doch aus dem Leben gegriffen ist, und seiner ethnologischen Belehrung eignet es sich für alle, auch schon jüngere Liebhaber von Reise- und Abenteuerliteratur.

K. Fuß (Essen).

Lieblich, Karl: Die Traumfahrer. 2 Erzählungen. Jena: Diederichs 1923. 129 S. Hlw. 3,50.

— Die Welt erbraust. 6 Schilderungen. Ebenda 1925. Hlw. 4,—.

In dem jungen Schwaben Karl Lieblich scheint ein starkes, eigenwilliges Talent heranzuwachsen. Im ersten Büchlein werden zwei Beispiele religiösen Wahns abgewandelt: 1. „Thomas Münzer", dessen letzter gottbegeisterter Kampf mit dem Ritterheer des Landgrafen Philipp von Hessen und trauriges Ende in wundervoller Eindringlichkeit gestaltet wird. 2. „Der Kinderkreuzzug" ist ein besonders dankbares Beispiel religiöser Verwirrung. Ungeheuer plastisch ersteht vor uns der Zug der Kinder aus den Rheinlanden über Paris und die Alpen nach Rom, wo nur noch ein Mädchen mit zwei Geschwistern als kläglicher Rest einer großen begeisterten Schar eintrifft. Ist in der ersten Geschichte die Gestalt Münzers durchaus Mittelpunkt der Handlung, so bietet die zweite mehr allgemeine Schilderung und Stimmung.

In seinem zweiten Buch ist der Dichter gereift: hier ist meisterliche Sprachbeherrschung und der einfach-große Stil der echten Novelle: die anscheinend nüchterne Sachlichkeit, der streng zum „Falken" zielende Pfeil der Handlung, eine fast mathematische Unerbittlichkeit der Linienführung verraten den geborenen Erzähler. Wie einst Kleist, so kommt auch Lieblich fast ganz ohne direkte Rede aus. Dabei sind es fast durchweg abgegriffene Motive, die unter der Hand eines wirklichen Dichters in neuem Licht erstrahlen: da wird („Die Magd") ganz schlicht hinerzählt, wie ein reines junges Mädchen sich in überschwenglichkeit hinschenkt, um ernüchtert durch die Gemeinheit des Geliebten, still und selbstverständlich in den Tod zu gehen; das schönste Stück ist „Im Garten des Fleischermeisters", dessen Thema (unglückliche Liebe von Künstler und Bürgermädchen, die vom Vater nicht gebilligt wird) ein Gartenlaubenmotiv, dessen Gestaltung aber ein Prachtstück moderner Erzählungskunst ist. „Pamir" behandelt den Fluch des Geldes, der an Vater und Sohn sich rächt, „Amazonas" ist ein indianisches Märchen voll Tiefsinn und Naturmystik. — „Im Garten des Fleischermeisters" wirkt bei schlichter Vorlesung schlechthin erschütternd.

K. Fuß (Essen).

Mann, Heinrich: Der Kopf. Roman. Berlin: Zsolnay 1925. 636 S. 7,—, geb. 8,70.

„Der Untertan" war der Roman des Bürgers, „Die Armen" der des Proletariers, und „Der Kopf", als Schlußband der Trilogie „Das Kaiserreich", ist als Roman des Führers in der wilhelminischen Epoche gedacht. Es ist nicht leicht, Heinrich Mann gerecht zu werden. Kein Zweifel: er hat Format als Künstler und auch diesem umfangreichen, schwer zu lesenden Werk mangelt nicht eine gewisse Größe der Schau und der Gestaltung. Und doch will mir scheinen, als gebe er letzten Endes nur Verzerrung, Sensation, Kino. Zwei Freunde werden auf ihrem Lebensweg begleitet, welche die Tragödie der Führer in der wilhelminischen Epoche symbolisieren sollen. Da ist Claudius Terra, Patriziersohn, zunächst eine Art Edelanarchist voller Humanitätsideale, ein „Diogenes und Nihilist aus Moral", verbummelter Student, Propagandachef einer Schwindelgesellschaft, schließlich Armenanwalt, bis er, um in seinem Sinne wirken zu können, die allgemeine Korruption mitmacht, Reichstagsabgeordneter und Syndikus der Großindustrie wird — und doch hält der Dichter die Fiktion aufrecht,

als wolle er letzten Endes das Gute, als lebe er bewußt ein Leben der Lüge, um irgendwie und irgendwann einmal als Vertreter seiner alten Ideale eingreifen zu können. Ihm gegenübergestellt ist sein Freund Wolf Mangolf, Agentensohn, voll restlosen Ehrgeizes, der seiner Machtgier alles opfert, Ehre, Liebe, Stolz, nur eben um an die Macht zu gelangen, die ihm auch zufällt — er macht Karriere und wird schließlich Reichskanzler, bereitet den Krieg vor, ist politischer Führer desselben, bis auch er sein Unvermögen einsieht, dieses Volk zum Siege zu führen; in großartiger Schlußszene treffen sich die beiden Freunde, die oft genug in ihrem Leben gegeneinander arbeiteten (Wolf liebte Terras Schwester, heiratet aber aus Ehrgeiz eine andere), sprechen sich aus, gestehen resigniert ihren Bankrott und gehen gemeinsam in den Tod.

Um diese beiden Figuren herum rankt sich eine unübersehbare Fülle anderer Gestalten, in denen sich die Leidenschaften und Irrtümer, List und Trug und Gemeinheit einer ganzen Epoche spiegeln sollen. Nun ist aber das Merkwürdige, daß der Dichter einerseits ganz deutlich einen Schlüsselroman schreibt, bekannte Figuren aus der Kaiserzeit in durchsichtigster Weise einführt (z. B. Admiral Tirpitz („Fischer"), Holstein („Gubitz"), den Kaiser selbst, das Präsidium der Alldeutschen, den jungen Scherl („Schelle"), Jaurés u. a. m.), daß er aber andererseits in den politisch leitenden Personen Gestalten eigenen Fabrikats, also keine historischen Persönlichkeiten, aufstellt. Der Kanzler Lauas, der Mittelpunkt der Handlung (seine Tochter Alice ist die ewige Geliebte Terras), ist so eine Art Synthese von Bülow und Bethmann-Hollweg, sein Nachfolger Tolleben ist reine Romanfigur wie dessen Nachfolger Wolf Mangolf. So liegt also der schon rein künstlerisch höchst interessante Versuch vor, eine Art Mythus des Kaiserreichs zu gestalten. Über die künstlerische Möglichkeit eines solchen Versuchs, imaginäre Personen als Brennpunkte, Symbole einer historischen Epoche zu gestalten, ließe sich wohl streiten; das würde schließlich so etwas wie Expressionismus sein, wo es ja auch weniger auf Tatsachen, als auf Symbolik, Deutung ankommt. Ich kann es mir wohl vorstellen, daß ein großer Künstler um der Konzentriertheit willen sich diese Technik erlaubt, Historisches mythisiert, so befremdend vielleicht das auch zunächst erscheint. Aber dann müßte es auch konsequent durchgeführt sein, nicht halb als historischer Roman, halb als Mythus.

Dies ist ein ästhetischer Einwand — die vielen s a c h l i c h e n Einwände, die sich einem bei der Lektüre aufdrängen, werden natürlich je nach der politischen Einstellung des Lesers verschieden sein. Aber auch bei aller denkbaren Objektivität muß man es doch aussprechen: s o war die wilhelminische Epoche gewiß nicht, zum mindesten nicht n u r so. Mag man auch so viele Mißstände zugeben, so gottverlassen schlecht und gemein und verdorben war diese Gesellschaft nicht. Das Buch ist e i n e maßlose Übertreibung, ganz einseitig, also ganz ungerecht. Und so muß man es als eine Gefahr für den einfachen Leser ansehen, der nicht über der Sache steht. Allerdings: bei dem merkwürdigen Stil von Heinrich Mann ist anzunehmen, daß der harmlosere Leser keine zehn Seiten liest. So mögen denn kleinere Büchereien ruhig auf die Einstellung verzichten, größere, die neben ihrer volkserzieherischen Aufgabe gleichzeitig eine Art Querschnitt des jeweiligen Kulturzustandes darzustellen haben, werden um die Anschaffung nicht herumkommen, da Heinrich Mann immerhin Repräsentant einer Generation, einer gewissen Volksschicht ist. K. F u ß (Essen).

P a q u e t, Alfons: Ausblick auf das Meer. Stuttgart: Fleischhauer & Spohn 1925. 83 S.

Das Bändchen enthält zwei Erzählungen von Paquet, die für seine künstlerische Eigenart sehr bezeichnend sind. In der ersten, die ihm den Titel gegeben hat, erfüllt sich in Beirut und auf der Heimreise über das Mittelmeer das Schicksal eines Mannes, der vergeblich der inneren Auswirkung des Verzweiflungstodes einer geliebten Frau, an dem er sich mitschuldig fühlt, durch eine plötzliche, scheinbar unbegründete Reise nach Jerusalem zu entrinnen versucht hat. Die zweite Erzählung „Der Stock", gibt eine jener „flüchtigen" Begegnungen wieder, die von außen so bruchstückhaft aussehen und die doch eine so schicksal-

hafte innere Geschlossenheit haben. Diesmal ist es ein abendliches Eisenbahngespräch, in dem sich zwei Unbekannte wesentlich begegnen, und der Rhein ist nicht nur der „landschaftliche Schauplatz", sondern ganz eigentlich der genius loci dem mit Recht zuletzt der Stock geopfert wird. Ich empfehle die zweite Erzählung besonders auch zum Vorlesen. Da merkt dann jeder, daß sie „es in sich hat". — Das gut gedruckte Bändchen gehört schon in mittlere Büchereien (nach dem „Kamerad Fleming" und den „Erzählungen an Bord").

E. Ackerknecht.

Rothhaupt, Wilhelm: Habari. Von schwarzen und weißen Afrikanern. Mit 40 Zeichn. von Fritz Schönpflug. Stuttgart: Strecker & Schröder 1925. 170 S. Geb. 5,—.

Habari, d. i. Erzählungen, nennt Rothaupt sein Buch, in dem er von seinen Erlebnissen und Eindrücken in Deutsch-Ostafrika während der Kriegszeit erzählt. Aber nicht das Kriegerische steht hier im Vordergrund, sondern Land und Leute, denen des Verfassers tiefe, innige Liebe gehört. Wir beobachten die Schwarzen bei Arbeit und Tanz, bei Gerichtsverhandlung und Fest, und wir lernen sie als ein gutartiges, geschwätziges Völklein kennen, das mit scharfer Beobachtungsgabe eine starke Dosis von gesundem Mutterwitz verbindet. Daneben spielt der Zauber der afrikanischen Landschaft, von dem alle Afrikaner zu erzählen wissen, eine große Rolle. Mit gesundem Humor, ganz schlicht und ohne Problematik erzählt Rothaupt, sodaß man durch sein Buch einen recht starken Eindruck von Ostafrika und seinen Bewohnern bekommt. Jede Bücherei kann den von Fritz Schönpflug mit charakteristischen Schwarz-Weiß-Zeichnungen ausgestatteten Band einstellen; er wird von allen gern und mit Gewinn gelesen werden.

W. Eggebrecht (Flensburg).

Werfel, Franz: Verdi. Roman der Oper. Berlin: Zsolnay 1924. 570 S. 5,50, Hlw. 7,50.

Dieses Buch ist mehr als nur ein biographischer Roman, in dessen Mittelpunkt Guiseppe Verdi steht; es ist eine Abrechnung zwischen deutscher und italienischer Musik, die in Richard Wagner einerseits und in Verdi andererseits ihren Höhepunkt gefunden hat. Und so ist auch dieser Roman nicht in der gebräuchlichen Form biographischer Romane gehalten: Von der Wiege bis zum Grabe, sondern er behandelt nur den alternden italienischen Komponisten, der durch Wagner in seinem Schaffen für eine Zeitlang irre geworden ist und den Glauben an sich selbst verloren hat. Erst der Tag, an dem er Wagner in Venedig aufsuchen will, der Todestag des deutschen Meisters, bringt ihm die klare Erkenntnis, daß jeder von ihnen beiden so werden mußte, wie sie geworden sind; denn auch sie sind nur Übergangspunkte in einer langen Entwicklungsreihe. Fast geht Werfel hier zu scharf mit Wagner ins Gericht; in dem Bestreben, das natürliche, unverfälschte Sichgeben seines Helden im Gegensatz zu dem eitlen und selbstgewissen Deutschen mehr herauszuheben, läßt er die Gestalt Wagners etwas zu sehr zurücktreten. Wenn das Buch, das sich mit unendlicher Liebe in die Seelenregungen des alternden Verdi versenkt, keinen ganz befriedigenden und geschlossenen Eindruck hervorruft, so liegt das außerdem daran, daß Werfel hier ein Zwitterwesen zwischen Roman und Biographie geschaffen hat, in dem man entweder — zu ungunsten des Kunstwerks — die vielen ungeschichtlichen Nebenepisoden und Nebenfiguren missen möchte, oder aber — dann aber, zugunsten des Kunstwerks — die biographischen Hinweise auf Quellen- und Tatsachenmaterial. Trotzdem aber bildet das Buch eine außerordentlich fesselnde Lektüre, und größere Büchereien werden es nicht nur für die Musikbeflissenen unter ihren Lesern einstellen müssen.

W. Eggebrecht (Flensburg).

Windthorst, Margarete: Der Basilisk. Roman aus der westfälischen Adelswelt. Berlin: Grote 1924. 299 S. 3,—, Lw. 4,50.

Auf einem westfälischen Adelshofe leben sonderbare Menschen. Für die alte Gräfin gibt es nichts in der Natur, was zu toll für sie wäre; Gewitter;

und Sturm sind ihr die liebsten Elemente. Ihr Sohn ist, wie auch seine ganze Umgebung, in dem Glauben, einen Basiliskenblick zu besitzen, der töten kann. Um diese beiden gruppieren sich mehrere eigenartige Personen. Es ist schade, daß die Verfasserin, der man künstlerische Begabung nicht absprechen wird, wohl mit Absicht nur solche Charaktere schaffen wollte, die nichts mit alltäglichen Durchschnittsmenschen zu tun haben. Dadurch hat sie unnatürliche und gemachte Figuren gebildet, posierende Theaterpuppen, die fast alle mehr oder weniger mystisch oder hysterisch sind. Einige prächtige Gestalten, wie der Schloßpfarrer, und die fein wiedergegebenen Naturschilderungen beweisen auch in diesem verunglückten, aber nicht kitschigen Roman, daß die Verfasserin dichterische Gestaltungskraft besitzt. Mancher Katholik wird das Buch gern lesen, Volksbüchereien sollten es jedoch lieber nicht einstellen. W. Klein (Essen).

Wyler, Eugen: Eidgenossen. Leipzig: Grethlein & Co. 1922. 311 S.

Dieser Schweizer Roman schildert den Kampf zwischen alter und neuer Zeit, der auch in die Familie des Baumeisters Gunten seine Schatten wirft. Der Vertreter der neuen Richtung, der Lehrer Röbi Gunten, setzt sich durch seine Anschauungen in Gegensatz zu Vater und Bruder, die einem vernünftigen Fortschritt das Wort reden. Durch ihre Arbeit und durch ihr Vorbild wird das Städtchen Weißenberg allen aufrührerischen Machenschaften zum Trotz wieder zu einem geordneten Gemeinwesen, in dem schaffige Arbeit und treue Gesinnung gegen die Heimat die Oberhand behalten, während Röbi, der Lehrer, enttäuscht von seinen sozialistischen Ideen als alter, gebrochener Mann in die einst geschmähte und verachtete Enge des Heimatstädtchens zurückkehrt und dort alles, was er mit Gewalt durchsetzen wollte, in friedlicher Weise verwirklicht findet. Und er erkennt, daß nur die Heimat den Weg in die Weite eröffnen kann. — Leider tritt in dem Buch die Handlung vor den Reden über politische Fragen über Gebühr zurück, sodaß Längen entstehen, über die der Leser nur mit Mühe hinwegkommt; dafür vermag auch der ehrliche und männliche Geist, der aus dem Buch spricht, nicht zu entschädigen. Für die Leser der Volksbücherei kommt es daher nicht in Frage. W. Eggebrecht (Flensburg).

D. Jugendschriften*).

Schaffsteins Jugend- und Volksbücher. Köln: Schaffstein.

Der Verlag Schaffstein hat einen großen Teil seiner vortrefflichen Jugend- und Volksbücher in neuen Ausgaben und Einbänden herausgebracht. Papier und Druck sind wieder einwandfrei, oft sogar vollkommen friedensmäßig; die soliden Ganzleineneinbände in dunklen praktischen Farben genügen allen Anforderungen, die die Büchereien billigerweise an Verlegereinbände stellen können. Neuerdings sind die meisten Bände, der allgemeinen Tendenz der Jugendschriftenverleger gemäß, mit Bildtafeln geschmückt worden. Die Bilder stammen zum größten Teil von G. W. Rößner und sind etwa als kolorierte Federzeichnungen zu charakterisieren. Man kann leider nicht sagen, daß diese Wahl besonders glücklich gewesen sei. Gerade bei dieser Technik tritt das Gegenständliche und der klare Umriß, was bei Kindern nun einmal das Wichtigste ist, allzusehr in den Hintergrund.

Da diese Sammlung schon seit langem weithin bekannt ist, insbesondere die sorgfältige und kluge Auswahl und Bearbeitung der Texte — meist von Severin Rüttgers — wohl allgemein anerkannt ist, begnügen wir uns damit, die neuaufgelegten Bände aufzuzählen und hinsichtlich ihrer Verwendbarkeit kurz zu charakterisieren.

*) Da ein Teil der diesjährigen Jugendschriften-Neuerscheinungen erst während der Drucklegung dieses Heftes vom Verlage angezeigt wird, das Erscheinen des Heftes aber nicht durch längeres Warten verzögert werden soll, wird der Schluß der Jugendschriften-Sammelbesprechung im ersten Hefte des nächsten Jahrganges folgen.

Bd. 85. Rüttgers, Severin: Wodans Aufgang und Schicksal. Das germanische Heidentum, nach den Quellen dargestellt. 3.—5. Taus. 124 S. Lw. 4,—.

An dieser sorgfältigen, auch stilistisch durchweg vortrefflichen Arbeit ist besonders der erste Teil zu rühmen, der die Verbindungen zwischen altem Götterglauben, Naturmythen und dem heute noch so vielfach lebendigen Volksglauben an Geister, Gespenster usw. herstellt. Rüttgers verbindet erzählende mit geschichtlich-kritischer Darstellung und vermeidet es, die mangelnde Einheitlichkeit der germanischen und nordischen Göttersage künstlich herzustellen. Das Buch ist nicht ganz leicht zu lesen und dürfte erst 14-jährigen ganz zugänglich sein.

Bd. 1 Cervantes: Don Quijote. Nach der Tieckschen Übersetzung für Schule und Haus bearb. von Guido Höller. Mit 5 Bildern von A. Schroedter. 277 S. Lw. 5,90.

In dieser ziemlich kurzen Ausgabe des Don Quijote sind mit Geschick die leichter verständlichen Teile zu einer klar fortschreitenden Handlung zusammengestellt. Dabei mußten die späteren Teile des Werkes auf Kosten der künstlerisch höher zu bewertenden ersten ein wenig bevorzugt werden. Doch ist so eine Ausgabe entstanden, die schon 16-jährigen verständlich ist — soweit der Don Quijote überhaupt von Kindern verstanden werden kann. — Die guten alten Bilder sind leider unerträglich knallig koloriert.

Bd. 75. Reineke Fuchs. Eine Sage aus dem Königreich der Tiere. Nach der niederdeutschen Ausgabe von 1498 übertragen durch Severin Rüttgers. Mit 7 Bildern. 161 S. Lw. 4,50.

Bd. 62 Doktor Faustus. Aus den deutschen Volksbüchern gesammelt von Karl Simrock, für das Haus und die reifere Jugend hrsg. von S. Rüttgers. 130 S. Lw. 4,30.

Bd. 44. Der Zauberer Virgilius. Das Schloß in der Höhle Xa Xa. Durchgesehen von S. Rüttgers für Knaben und Mädchen vom 12. Jahre an. 95 S. Lw. 3,70.

Bd. 45. Die vier Haimonskinder. Aus den deutschen Volksbüchern, für jung und alt wiedererzählt von Gustav Schwab, neu hrsg. von S. Rüttgers. Mit 4 Bildern von J. von Diveky. 149 S. Lw. 4,50.

Bd. 49. Fortunat und seine Söhne. Aus den deutschen Volksbüchern gesammelt von Karl Simrock, für die reifere Jugend hrsg. von S. Rüttgers. Mit 4 Bildern von G. W. Roeßner. 144 S. Lw. 4,30.

Diese Volksbücher-Bände gehören zu den wichtigsten der Sammlung. Vor allem der Reineke Fuchs, der in dieser Fassung schon 8—10-jährigen gegeben werden kann. Prächtig sind die altmodischen, phantasiereichen und ausdrucksvollen Bilder. — Der Doktor Faust dagegen, finsterstes Mittelalter mit aller Phantastik, Magie und Zauberei ist erst für 14-jährige geeignet. — Die andern Bände stehen in der Mitte, der bunte Reichtum der Kreuzzugszeit lebt in ihnen; das „Schloß in der Höhle zu Xa Xa" zeigt sich als eine Nebenform zu „Aladdin und die Wunderlampe". Vom 10.—12. Jahr an zu verwenden.

Bd. 9. Musäus, J. K. A.: Legenden von Rübezahl und andere Volksmärchen der Deutschen. Hrsg. von H. Schaffstein. Mit 4 Bildern. 150 S. Lw. 4,60.

Bd. 19. Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Eine Auswahl von 51 Märchen. Mit 4 Bildern von G. W. Roeßner. 208 S. Lw. 5,10.

Zwei kleine, aber gute Auswahlen, schon für 8-jährige verwendbar.

Bd. 41. Brentano, Cl.: Gockel, Hinkel und Gackeleia. Mit 4 Bildern von G. Traub. 93 S. Lw. 3,90.

Bd. 21. Chamisso, A. von: Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Mit 4 Bildern von G. W. Roeßner. 71 S. Lw. 3,75.

Bd. 38. Fouqué: Undine. Mit 4 Bildern von G. W. Roeßner. 85 S. Lw. 3,90.

Bd. 30—32. Hauff, Wilh.: Märchen. 1. Teil: Die Karawane. 2. Teil: Der Scheik von Alessandria. 3. Teil: Das Wirtshaus im Spessart. Mit je 4 Bildern von G. W. Roeßner. 92, 79, 130 S. Lw. 3,90; 3,70; 4,40.

Bd. 53. Hauff, Wilh.: Lichtenstein. Eine romantische Sage. Mit 6 Bildern von Max Bürger. 320 S. Lw. 6,30.

Bd. 25. Mörike, Ed.: Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Hrsg. von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin. Für Knaben und Mädchen vom 13. Jahre an. Mit 4 Bildern von G. W. Roeßner. Lw. 4,20.

Die wichtigsten romantischen Erzählungen und Märchen sind erfreulicherweise wieder in der Sammlung enthalten, in sorgfältigen Ausgaben. Teilweise sind sie mit Einleitung (Schlemihl) oder Anmerkungen und Worterklärungen versehen (Hauff und besonders Mörike), denen die 10—12-jährigen, die den Text im ganzen doch schon verstehen werden, wenig Interesse entgegenbringen dürften. — Die Bilder von Roeßner passen sich der bunten Phantastik der Märchen von Hauff und des Schlemihl ausnahmsweise gut an (ohne indes recht kindertümlich zu sein), zum Mörike passen sie weniger gut, und die Bilder zum Brentano sind besonders unerfreulich. — Die Hauffschen Märchen sind leider durch die überflüssige Teilung in drei Bände recht teuer geworden.

Bd. 17. Andersen, H. Chr.: Märchen und Geschichten. Mit 6 Bildern von C. Strathmann. 253 S. Lw. 5,60.

Reichhaltige Auswahl für 10—12-jährige. Die Bilder könnten recht hübsch sein, wenn die Reproduktion weniger grob ausgefallen wäre.

Bd. 63. Nettelbeck, Joachim: Lebensbeschreibung. Für die reifere Jugend hrsg. Mit 4 Bildern von G. W. Roeßner. 413 S. Lw. 7,80.

In schlichtester Form erzählt Nettelbeck sein an See- und Kriegsabenteuern unglaublich reiches Leben, in dem er unablässig seine tapfere, ehrliche, tüchtige Männlichkeit bewährte. Die Ausgabe gibt einen ungekürzten und unverfälschten Abdruck. Roeßners Bilder sind hier wieder gar nicht am Platze. — Obwohl erst 12—14-jährige das rechte historische Verständnis aufbringen können, auch schon für 10—12-jährige verwendbar.

Bd. 61. Caspari, C. H.: Der Schulmeister und sein Sohn. Eine Erzählung aus dem 30-jährigen Kriege. Hrsg. von J. Baß. Mit 4 Bildern von Otto Ubbelohde. 179 S. Lw. 4,10.

Die größtenteils nach alten Aufzeichnungen, Kirchenbuch, Chroniken und Briefen zusammengestellte Erzählung aus den Wirren des 30-jährigen Krieges wird nur ältere Kinder fesseln können, denen die umständliche, altväterische Schreibweise keine zu große Schwierigkeit bedeutet.

Bd. 78. Denn die Elemente hassen . . . Seegeschichten von Theodor Mügge, Edgar Allan Poe, Heinrich Smidt, Wilhelm Lobsien, Gorch Fock, Albrecht Janssen, Holger Drachmann. Mit 4 Bildern von G. W. Roeßner. 145 S. Lw. 4,50.

Eine vortreffliche Zusammenstellung von Seegeschichten der verschiedensten Art, alle äußerst stimmungsvoll und spannend, die meisten Stücke für 10—12-jährige verständlich, einige (Mügge, Poe) vielleicht erst für ältere Kinder.

H. J. Homann.

1. Bilderbücher, Kinderreime.

Scholz' Künstler-Bilderbücher.

Stockmann, H.: Daumerlings Wanderschaft (Nr. 18). 8 Bl. 2,—.

Bayros, F. von: Aladdin oder die Wunderlampe (Nr. 71). 8 Bl. 3,75.

Wacik, F.: Die Geschichte vom kleinen Muck (Nr. 74). 8 Bl. 3,75.

Uzarski, A.: Ali Baba und die 40 Räuber (Nr. 114). 8 Bl. 2,—.

Fuchs, R.: Ein Spaziergang durch die Großstadt. Mit Versen von R. Klement (Nr. 151). 12 Bl. 5,—.

Storch, C.: Heinz Wolframs Weihnachtsgeschenke. Eine lustige Reimgeschichte ohne Ende für pfiffige Knaben und hübsche Mädchen von E. G. Seeliger (Nr. 159). 6 Bl. 2,75.

Schroedter, H.: Goldene Ernte. Lieder und Gedichte für Kinder (Nr. 175). 47 S. 7,50.

Doering, L.: Kinder und Blumen. Ein fröhliches Buch gedichtet von F. Schanz (Nr. 177). 8 Bl. 2,75.

— Für Buben und Mädels. Mit Versen von F. Schanz (Nr. 179). 5 Bl. 2,—.

— Unser liebstes Bilderbüchlein. Mit heiteren Versen (Nr. 191). —,90.

Schmidhammer, A.: Ein Buch voll lustiger Sachen. Bilder und Reime (Nr. 202). —,90.

Oßwald, E.: Die Schule der Tiere. Ein lustiges Bilderbuch (Nr. 203). 2,75.

Danilowatz, J.: Leben und Verkehr. Verse von R. Klement (Nr. 205). 5,—.

Hosse, A.: Unsere Haustiere. Gedichte von A. Sergel (Nr. 335). 1,20.

Großmann, W.: Schwäbische Kunde. Ballade von L. Uhland (Nr. 330). 1,25.

Von den 15 zur Besprechung vorliegenden diesjährigen Bilderbuch-Neuigkeiten des Verlags Jos. Scholz, Mainz, ist leider nur eine recht geringe Anzahl zur Anschaffung für Kinderlesehallen und Volksbüchereien geeignet. Die übrigen sind wegen der durchweg schlechten Bildreproduktion und des geringen Papiers, teils auch aus Mangel an künstlerischen und erzieherischen Werten nicht brauchbar. Nur zu Geschenkzwecken kommt vielleicht noch das eine oder das andere in Betracht z. B. Schmidhammer: „Ein Buch voll lustger Sachen" und Doering: „Unser liebstes Bilderbüchlein". Letzteres bringt freilich nichts Neues, sondern ist aus älteren Bilderbüchern der L. Doering zusammengestellt.

Als anschaffenswert zu erwähnen sind nur folgende sechs Bände (auch ihr Wert erleidet durch die schlechte Reproduktion durchweg Einbuße):

Doering, L.: Kinder und Blumen. Zu den acht Kindergedichten von Frida Schanz passen Lia Doerings zum größten Teil farbige Bilder ausgezeichnet. Sie sind auch schon für kleinere Kinder verständlich, denen die hübschen Gedichte vorgelesen werden müssen, sonst für Kinder von sechs bis acht Jahren. Auch für Kinderlesehallen geeignet.

Oßwald, E.: Die Schule der Tiere. In der Art seiner beiden anderen Tierbilderbücher, Ball und Konzert der Tiere, bringt Oßwald auf 12 Seiten eine Menge farbig und spaßig gezeichneter Tiere, die Schule halten wollen, aber leider keine Schüler finden. Die primitiv einfachen Verse unterstützen die guten Tierzeichnungen und werden sich beim Vorlesen oder Selbstlesen für die kleinsten ABC-Schützen gut einprägen. Leider hat der Druckfehlerteufel aus dem Wiedehopf einen Wiedekopf gemacht.

Danilowatz, J.: Leben und Verkehr. Trotz der recht schmutzigen Farben auf den z. T. humorvollen Bildern und der manchmal unfreiwillig komischen Verse erscheint dies Buch als leidlich brauchbar, umsomehr als es für technisch interessierte kleine Geister berechnet ist und mit seinem Stoff einer starken Nachfrage der Kinder entgegenkommt. Für acht- bis elfjährige Kinder.

Wacik, F.: Die Geschichte vom kleinen Muck. Bis auf die beiden letzten ganzseitigen Bilder, die vielleicht auf furchtsame Kinder einen unerwünschten Eindruck machen könnten, sind die Illustrationen zu dem Hauffschen Märchen ganz originell und wirklich märchenhaft. Das schlechte Papier hat freilich wieder eine gute Reproduktion unmöglich gemacht, und die große Zeilenlänge des ziemlich klein gedruckten Textes wirkt sehr ermüdend. Immerhin ist das Buch für zehn- bis zwölfjährige Kinder zu gebrauchen.

Großmann, W.: Schwäbische Kunde. In kräftigen Farben und einer gewissen monumentalen Art begleiten sieben Bilder die humorvolle Moritat, und es ist dem Illustrator bei seinen lebendigen und schwungvollen Bildern ebenso wie Uhland bei seinen Versen geglückt, eine blutrünstige Zuspitzung des kriegerischen Stoffes zu vermeiden. Die Darstellung des erschlagenen Türken hat nichts Grausiges an sich, wohl aber ist in diesem wie auch in den anderen Bildern ein Höchstmaß an Bewegung wiedergegeben, das sie zusammen mit den elementaren Farben sehr reizvoll macht. Die angewandte Zierschrift ist leider reichlich kompliziert. Doch gebietet ja die Uhlandsche Ballade die Verwendung des Buches für größere Kinder, etwa vom zehnten Jahre ab, die dann wohl auch die Schwierigkeiten der Schrift überwinden können.

Schroedter, H.: Goldene Ernte. Dies Bilderbuch ist wirklich eine goldene Ernte zu nennen. Sowohl die Gedichte wie auch der Bildschmuck bedeuten eine Bereicherung für die Anschauungswelt der Kinder. Hennigsen bringt 39 Lieder und Gedichte von unsern besten Kinderliederdichtern, Hoffmann von Fallersleben, Rückert, Reinick, Güll, Hey und Löwenstein, aber auch die alte Volkspoesie aus des Knaben Wunderhorn und Gedichte von Claudius, Uhland, Mörike u. a. sind vertreten. Die Bilder, die z. T. hübsch gelungene Umrahmungen sind, bringen den Hauptgedanken des Gedichtes stimmungsvoll zum Ausdruck und sind im Geschmack der bewährten guten Kinderbuch-Illustrationen. Für Kinderlesehallen, aber auch zu Geschenkzwecken sehr zu empfehlen. Für das Alter von acht bis zehn Jahren.

Anna Reicke, Martha Schwenke, Elisabeth Wernecke (Charlottenburg).

Bärmann, Chr.: Der Riese Ohl und das Hannesle. Ein Märchen. München: Hugo Schmidt 1925. 86 S. 4°. Geb. 18,—.

Der Riese Ohl kommt zu den Menschen, um ihnen zu helfen, macht aber zunächst alles verkehrt, so daß er der Schrecken der Städter wird. Er wird vom kleinen Hannesle als Knecht auf den Lindenhof gedungen und bewältigt mit seinen Riesenkräften alle Arbeit spielend. Als Freund der Kinder zeigt er seine Gutmütigkeit. Durch tatkräftige Hilfe bei einer Feuersbrunst erringt er das Vertrauen der Städter und befreit schließlich die Gegend noch von Tod und Teufel. Diesen Schluß könnte man entbehren, auf die Dauer wirken Ohls Heldentaten etwas ermüdend. — Die 38 ganzseitigen farbigen Bilder sind als geschickte Illustration zum Text aufzufassen, wenn es auch nicht gelungen ist, die große Gestalt des Riesen, die auf den meisten Bildern wiederkehrt, jedesmal glücklich in den Raum einzufügen. Bild und Wort schließen sich eng aneinander an, wobei Illustration und Text (deutsche Druckschrift) einander gegenübergestellt werden, wie bei einem Bilderbuch, dessen Format das Buch auch hat. Die fortlaufende Märchenerzählung ist außerordentlich klar und kindertümlich geschrieben. Etwa für Siebenjährige zu empfehlen. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Engelmann (Suska), Anny: Der Kinder Gesellen in Federn und Fellen. Bilder. Reichenberg i. B.: Stiepel o. J. 8 Bl.

Ein Tierbilderbuch, das durch Kinderszenen belebt wird. 14 Bilder in lustigen Farben auf steifer Pappe ganz ohne Text, deshalb für Büchereien kaum brauchbar, wohl aber für die Kinderstube, da es auf jedem Bild viel anzusehen gibt. Die Tierabbildungen sind besser gelungen als die der Kinder in ihrer etwas verweichlichten Caspari-Manier. Das ewig wiederkehrende Motiv der eingesetzten Flicken zeugt nicht von starker Phantasie. Für die Kleinsten.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Hoffmann, Heinrich: Besuch bei Frau Sonne. Neue lustige Geschichten und drollige Bilder. Aus dem Nachlaß hrsg. von Eduard und Walther Hessenberg. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1924. 16 S.

Es ist wieder der alte Struwelpetertyp, der in seiner Unverwüstlichkeit schon beinahe klassisch wirkt. Gleich das Titelbild, das dem Buch den Namen gibt, mutet uns ganz vertraut an: Der Mond, von Frau Sonne zu Tisch eingeladen, kommt zu spät und bringt dafür eine ganze Anzahl ungebetener Sternenkinder mit, die von der ungeduldig am Tisch sitzenden Sonne sehr mißbilligend angeguckt werden. Sogar der Ofen macht ein brummiges Gesicht. — Die Herausgeber, Enkel des Verfassers, erzählen im Geleitwort, daß ihr Großvater Bilder und Verse unter ihren Augen in sonntäglichen Feierstunden für sie entworfen habe. Es sind meist Einzelbilder, nicht ganz so drastisch und eindringlich wie im Struwelpeter und nicht ganz gleichwertig, meist Augenblickseinfälle, die aber durch die flotten Zeichnungen und lustigen Verse ihre Wirkung bei den Kleinsten auch heute haben werden. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Klempt, Luise: Elfen und Zwerge. Bilder und Reime. Hamburg: Orfix-Verlag Schall. 8 Bl. Geb. 6,—.

In der Wirkung von duftiger Aquarellmalerei, feinabgetönt in den Farben, sehr ausdrucksvoll in der Bewegung sind Episoden aus dem Zwergen-, Elfen- und Blumenleben festgehalten. — Für den Durchschnitt der Kinder dürfte das Bilderbuch kaum sehr begehrenswert sein, denn den Kleinsten ist die Darstellung unverständlich und die Größeren werden einen Zusammenhang der einzelnen Handlungen vermissen. Die Verse geben dem ganzen Buch einen sentimentalen Einschlag. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Krüger, Hilde: Der Widiwondelwald. Ein Bilderbuch aus bunten Dreiecken. Berlin: J. H. W. Dietz 1924. 27 S. Geb. 2,80.

Ganz einfache kindliche und ungekünstelte Verse gesellen sich zu 12 Bildern von einer ungewöhnlich reizvollen Mannigfaltigkeit der Form und Farbenzusammenstellung. Der wechselnde Rhythmus der Bewegungen in den tatsächlich zauberhaften und unseren gewohnten menschennachahmenden Märchenbildern so unähnlichen Gestalten macht jedes Bild, je häufiger man es betrachtet, umso lebendiger und läßt schließlich jedes für sich fast wie einen Tanz erscheinen. Einzig und allein das Blatt der Nußhexe hat durch die Hinzufügung eines bläulichen Rot zu den sonst so schönen Farben und eine Überfülle der gegeneinander laufenden und sich schneidenden Linien an Einheitlichkeit und Geschlossenheit eingebüßt. Farbenschön und künstlerisch vollwertig sind alle Bilder dieses expressionistischen Kinderbuches; aber wahrscheinlich werden die Kinder manchen wegen der größeren räumlichen Weite, die sich darin auftut und der kräftigeren Farben vor anderen den Vorrang geben. Allen gemeinsam ist eine starke die Phantasie anregende und ihr zugleich großen Spielraum lassende Kraft. Ganz und gar nicht am Platze ist aber die alten Initialen ähnliche schnörkelige Widmung an Arno Holz. — Es scheint geraten, das Bilderbuch in erster Linie den kleinsten Schulkindern nahezubringen, da der Sinn der größeren schon vielfach durch die alte Art der Bilderbücher und vielleicht auch durch Ansätze einer elterlichen antiexpressionistischen Kunsterziehung zugeschlossen sein dürfte. Für alle Kinderlesehallen, Volksbüchereien und Hausbüchereien. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Menzel, Adolf: Der kleine Gesellschafter. Mit einem Nachwort von J. Schwarz. Wien: Strache 1924.

Faksimile-Neudruck des alten 1836 von Emilie Feige gedichteten Kinderbuches, das dem Hey-Spekterschen Fabelbuche nachgebildet wurde. Die Federlithographien des literarisch interessanten Buches sind sehr reizvoll, die moralisch frömmelnden Verse unerträglich, und das Urteil des Menzelschen Freundes, der von Gewürzen spricht, die er zu dünnen Suppen liefere, erscheint gerecht. Das Buch kommt für Kinder nicht in Frage. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Zwiener, Br.: Meister Zips, der Puppenvater und sein schönes Puppentheater, Bilder und Verse. Stuttgart: Perthes 1925. 13 Bl. 2,50.

Warum hat sich Br. Zwiener nicht einen Dichter gesucht, der einen gleichwertigen Text zu den ausgezeichneten, überaus belebten und lustigen Schattenrissen vom Meister Zips und seinem Puppenspiel „Der Pipikokikasperl" schrieb? Mit den gewaltsamen Reimereien (man sehe schon den Titel des Spiels!) ist das Bändchen als Bilderbuch nun kaum zu gebrauchen, und daß es darüber hinaus Hilfe zum Aufbau einer eigenen Kasperbühne und Anleitung zur Fingerhaltung für die auftretenden Marionetten zu geben vermöchte, wird wohl nur der Waschzettel behaupten können. Therese Krimmer (Berlin).

2. Märchen, Sagen.

Grimm: Kinder- und Hausmärchen. Ausgew. und eingel. von H. M. Elster. Mit Bildern von Erich Schröder. Berlin: Grote 1925. 335 S. Lw. 8,—.

In einem schlichten und doch nicht schmucklosen, dauerhaften Leineneinband liegt diese Auswahl von 66 Märchen der Brüder Grimm vor, auf festem gelblichem Papier in einer schönen klaren kräftigen Schrift gedruckt. Die Auswahl besorgte H. M. Elster und schrieb eine für Kindergehirne vernünftig klare Einführung dazu. Diejenigen Kinder, die an der Entstehungsgeschichte der Märchensammlung schon Anteil nehmen, werden sie ohne Schwierigkeiten lesen können. Die zahlreichen Bilder sind zum größten Teil recht gut. Manche der ganzseitigen Zeichnungen wirken holzschnittartig in der Art Rudolf Schiestls, die meisten unterstreichen das geheimnisvolle Element des Märchens, dem sie beigegeben sind, ganz geschickt; besonders reizvoll sind aber die kleinen Umrahmungen der Initialen. Wegen des Fehlens farbiger Bilder wird man die empfehlenswerte Auswahl nur für Kinder vom 10. Jahre an verwenden können. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Hauffs Märchen. Buchschmuck von Alfred Hagel. Berlin: F. Schneider 1925. 223 S. Hlw. 6,—.

Eine Auswahl von neun Hauffschen Märchen, in großem Format, sehr sorgfältig auf gutem Papier gedruckt. Die Bilder — Zeichnungen als Kopfleisten und Schlußvignetten an Anfang und Ende der Märchen und Offsetbuntdrucke — sind, soweit es sich erkennen läßt, sehr entzückend, voll Humor und Grazie, auch von ganz besonderer Farbwirkung. Leider haben bei der Reproduktion die Zeichnungen eine bedauerliche Vergröberung erfahren, und die Buntbilder sind alle irgendwie, z. T. völlig verdruckt. Sollte sich doch das Offsetdruckverfahren für größere Auflagen nicht bewähren — oder hat der Verlag, von dem wir gerade in buchtechnischer Beziehung verwöhnt sind, uns einen Ausschußband als Besprechungsexemplar herausgesucht? Therese Krimmer (Berlin).

Meine Heimat: Die Mark. Hrsg. von H. Neumann. Leipzig: Oldenburg o. J. Bd. 1. Märkische Volksmärchen. 80 S. Geh. —,80.

Meine Heimat: Berlin. Hrsg. von H. Neumann. Ebenda. Bd. 1. Sagen und Geschichten aus Alt-Berlin. 79 S. Geh. —,80. Bd. 2. Sagen und Geschichten der Außenbezirke und der Umgebung Berlins. 79 S. Geh. —,80.

Nachdem der Verlag Oldenburg in der Sammlung „Im Schummerwinkel" zwei sehr hübsch ausgestattete und gut bearbeitete, reichhaltige Ausgaben von Berliner und Märkischen Sagen hat erscheinen lassen, sind diese neuen Ausgaben des Verlags eigentlich überflüssig, umsomehr als sie gegen die früheren sowohl in der Textbearbeitung wie auch in der äußeren Gestalt — sie zeichnen sich durch schlech-

tes Papier, ein langweiliges Satzbild und gänzliche Bilderlosigkeit aus — erheblich abfallen. Stofflich bieten sie nichts wesentlich Neues, und die Märkischen Volksmärchen sind fast durchweg von den Grimmschen Märchen her bekannt. Der niedrige Preis kann über diese Mängel nicht hinwegtäuschen. Jede Bücherei wird zur Anschaffung die geschmackvolleren und für die Kinder soviel reizvolleren Ausgaben aus dem „Schummerwinkel" vorziehen.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Leyen, Friedrich von der: Die schönsten Märchen der Weltliteratur, die unsere Jugend kennen sollte. Ges. u. hrsg. Farbige Kunstblätter und Textbilder nach Originalen von Helmut Skarbina. Bd. 1. 2. Berlin: Bong 1924 (Bongs Jugendbücher). 304 u. 364 S.

Die beiden Bände der bekannten Sammlung beschränken in ihrer Märchensammlung die Welt auf Europa und Asien. Aus den Literaturkreisen dieser beiden Erdteile bringen sie jedoch eine gute Auswahl typischer Volks- und Kunstmärchen, in denen das Zarte und das Derbe gleichermaßen zu seinem Recht kommt. Bevorzugt ist neben Deutschland und Dänemark-Skandinavien besonders China. Die witzige Kunst Skarbinas gibt den Märchen die glücklichsten Illustrationen. — Zu verwenden erst für die „reifere Jugend", etwa vom 13., 14. Jahre ab. Therese Krimmer (Berlin).

Löns, Hermann: Lüttjemann und Püttjerinchen. Märchen. Mit 68 farbigen Zeichnungen von F. H. Eggers. Hannover: Sponholtz 1924. 65 S. Lw. 7,—.

Drei schalkhafte Wichtelmärchen von Löns, von denen nur das mittlere, „Puck Kraihenfoot", wegen seiner typisch niedersächsischen Sprache nicht für die Kinder aller Landschaften geeignet ist, werden von zahlreichen zweifarbigen allerliebsten humorvollen und echt märchenhaften Steinzeichnungen begleitet. Freilich hat Eggers, der schon von V. Roers „Holterdipolter" und Andersens Märchen (München: G. W. Dietrich) her als geschickter und erfindungsreicher Kinderbuchillustrator bekannt ist, sein Braun und Grün für farbenhungrige Kinderaugen etwas zu zart und gedämpft gewählt. Auch die schwierigen Typen der Schrift schieben der Benutzung des Buches durch die Kleineren leider einen Riegel vor. Davon abgesehen ist das Buch aber für große und kleine (vom 11. Jahre an) Märchenleser und Bilderbuchfreunde eine rechte Freude.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Die Märchenquelle. Hrsg. von W. Müller-Rüdersdorf. Leipzig: Oldenburg. Bd. 1—4. Ill. 1. Andersens Märchen. Ausgew. von A. Janssen. 267 S. 2. Aus 1001 Nacht. Ausgew. von B. Kaufmann. 287 S. 3. Eine andere Welt. Märchen von R. Volkmann-Leander und Th. Storm. 233 S. 4. Hauffs Märchen. Ausgew. von W. Müller-Rüdersdorf. 259 S. Hlw. je 2,50.

Von diesen vier Märchen-Auswahlbänden ist, abgesehen von Band 2, im allgemeinen zu sagen, daß Druck, Einband und Buntbilder nichts zu wünschen übrig lassen. Nur das Papier ist von geringer Haltbarkeit und eignet sich für die Aufnahme von Illustrationen so wenig, daß die zum größten Teil zeichnerisch gut gelungenen Streubilder unter der Reproduktion sehr gelitten haben. Die Auswahl ist durchweg nach dem Gesichtspunkt der Brauchbarkeit für größere Kinder, etwa von 12 Jahren an, getroffen worden. Bei Band 2 ist das Scheherazade-Märchen, dem die Älteren als der Entstehungsgeschichte dieser orientalischen Märchensammlung sicherlich genug Interesse entgegenbringen würden, weggelassen. Außerdem sind sämtliche Bilder dieses Bandes, die bunten wie

die gänzlich verschwärzten Zeichnungen wertlos und unschön. Band 3 ist eine recht glückliche Zusammenstellung von Storm- und Volkmann-Leander-Märchen, deren verwandter Stimmungsgehalt ihre Vereinigung in einem Buch durchaus rechtfertigt. Storms „Hinzelmeier" hätte, als symbolisch zu stark belastet, weggelassen werden können. Der „kleine Häwelmann" ist, wahrscheinlich als zu kindlich in dieser Auswahl, übergangen worden. Beim Inhaltsverzeichnis fehlt eine Kennzeichnung der Märchen nach ihren Dichtern, die für ältere Schulkinder durchaus nicht unwesentlich wäre. — Die Anschaffung von Band 1 und 3 ist lohnend. Band 2 ist abzulehnen. Band 4 hat nicht so wohlgelungene Bilder wie 1 und 3, ist aber im übrigen brauchbar. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Die Märchenquelle. Hrsg. von W. Müller-Rüdersdorf. Berlin: Wille 1925. Bd. 5. Am Geisterbrunnen. Märchen von Mörike und M. Petersen. Bilder von K. Lange. 225 S. Bd. 6. Brentanos Märchen. Bilder von E. Kleinow. 287 S. Musäus' Märchen. Bilder von K. Lange. 236 S. Bd. 8. Grimms Märchen. Bilder von E. Kleinow. 254 S. Hlw. je 2,50.

An der Ausstattung dieser weiteren vier Bände der „Märchenquelle" ist erfreulicherweise nichts auszusetzen. Die Bilder sind durchweg gut gelungen und dem kindlichen Verständnis wohl angepaßt. Die Buntbilder sind sogar mit ihren erfreulichen Farben von echter Märchenstimmung erfüllt. Im „Geisterbrunnen" eignen sich der „Bauer und sein Sohn" und die „Hand der Jezerte" schon für 11-jährige Kinder. Der „Schatz" mit seiner romantischen Verwirrung wird von den meisten überschlagen werden. Auch das „Stuttgarter Hutzelmännlein" stellt Anforderungen, die von Vierzehnjährigen erfüllt werden können. — Brentanos Märchen bereiten erfahrungsgemäß den Kindern solche Schwierigkeiten, daß sie über die ersten Seiten nicht hinauskommen. In diesen Band sind aber auch einige weniger bekannte den Grimmschen Volksmärchen ähnelnde Geschichten aufgenommen, die recht hübsch und gar nicht schwer zu lesen sind. (Das Myrtenfräulein, Dilldapp, Witzenspitzel, Rosenblättchen und Murmeltier.) Abgesehen von „Gockel, Hinkel und Gackeleia" und „Fanferlieschen Schönefüßchen", die die Grenze des kindlichen Auffassungsvermögens überschreiten, eignet sich dieser Band für 12—14-jährige. — Die Musäus-Auswahl bringt hauptsächlich die Rübezahlmärchen. Eine Vereinfachung durch Kürzung einzelner Teile wäre hier manchmal am Platze gewesen, da Musäus' Stil ohnehin mehr auf erwachsene Leser zugeschnitten ist. Für 14 Jahre. — Von Grimms Märchen ist nichts weiter zu sagen, als daß aus der großen Zahl so ziemlich eine Auswahl der vertrautesten und beliebtesten getroffen worden ist. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Neumann, Hellmuth: Die schönsten Sagen der Brüder Grimm. Ausgewählt und nach Landschaften geordnet. Leipzig: Oldenburg. 175 S. 2,50.

— Die schönsten Rheinsagen. Mit 18 Streubildern und 4 bunten Bildern von Lotte Oldenburg-Wittig. Leipzig: Oldenburg. 175 S. 2,50.

— Die Abenteuer der sieben Schwaben und der Spiegelschwaben. Nach Ludwig Aurbachers Volksbüchlein bearb. Leipzig: Oldenburg. 158 S. 2,50.

Müller-Rüdersdorf, Wilhelm: Der zauberhafte Rübezahl. Die Geschichten vom Herrn des Riesengebirges. Mit 4 farbigen und 16 Streubildern von Lotte Oldenburg-Wittig. Leipzig: Oldenburg. (Müller-Rüdersdorf: Im Schummerwinkel. Bd. 4.) 190 S. 2,50.

Diese vier Bände bringen manchen alten Bekannten im neuen und teils recht farbenfrohen Gewande. Aber ich habe bei Kindern immer wieder die Er-

fahrung gemacht, daß ihnen die Volkssagen mit ihrem knappen und leicht etwas trockenen Ton nicht allzuviel Freude machen. Sie lesen oder hören wohl gern einmal einzelne Sagen, aber für ganze Bände dieser Art begeistern sie sich kaum. — Was der vorliegenden Auswahl der Grimmschen Sagen einen Vorzug vor mancher anderen verleiht, ist die planmäßige Zusammenstellung nach Landschaften, die den Stoff sehr übersichtlich gliedert. Vergleicht man die bei Abel & Müller erschienene Ausgabe mit der Neumannschen, so sprechen für diese die schönen Buntbilder und die systematische Anordnung, wogegen jene den klareren, weil weitläufigeren Druck aufweist und mit den stimmungsvollen Zeichnungen von Ubbelohde auch für ein feiner geschultes künstlerisches Empfinden einen Genuß bedeutet. — Von den Rheinsagen, die H. Neumann erzählt, gilt das gleiche wie von den im vorigen Jahr an dieser Stelle besprochenen Märkischen Sagen von Müller-Rüdersdorf: „Sie sind mehr zum gelegentlichen Nachschlagen geeignet als zur fortgesetzten Lektüre.“ Wenig glücklich sind in diesem Bande einige der Bilder, die viel stärker das Landschaftliche hätten betonen sollen. (Die Lorelei wirkt wie aus einem schlechten Variété entlaufen!) — Das dritte Bändchen bringt die Abenteuer der sieben Schwaben, die Geschichte vom Doktor Faustus, die Legende vom Ritter St. Georg und eine Reihe heiterer Historien und ist in dieser Zusammenstellung noch am abwechslungsreisten. Die vier Bilder zu den sieben Schwaben stehen gleichwertig neben denen der Grimmschen Sagen. Aus der Faustsage ist eine geschickte Auswahl für die Jugend getroffen. — Unter dem Titel „Der zauberhafte Rübezahl“ bringt Müller-Rüdersdorf eine ganze Reihe der weniger bekannten Sagen vom Herrn des Riesengebirges. Er ist ja eine Gestalt, der acht- bis neunjährige Kinder immer lebhaftes Interesse entgegenbringen. Die Ausstattung ist dem Inhalt angepaßt und hebt das Charakteristische des polternden, aber gutmütigen Berggeistes klar hervor. Die Auswahl bringt andere Sagen als die Musäusausgabe, ist auch reichhaltiger als diese. — Alle vier Bändchen sind in Volks- und Jugendbüchereien für Kinder vom achten Jahre an verwendbar.

Hanna Voll (Stettin).

Paur-Ulrich, Marguerite: Das Märchen vom Eremiten und vom Ritter Theobald. Bilder von Ernst Georg Rüegg. Zürich: Füßli 1925. 43 S. Geb. 3,50.

Von warmer Liebe zur Tierwelt sind die Verse des Titelmärchens durchsonnt. Ein Eremit nimmt das verfolgte Wild eines Waldtales in seinen Schutz. Zur Strafe dafür kerkert ihn der mordlustige Ritter ein. Aber seine Schützlinge unterwühlen die Burg, die den Bösewicht unter ihrem einstürzenden Gemäuer begräbt; und alle Angst und Not hat so ein Ende. — Wenn auch die Verse nicht alle hochwertig sind, so sprechen doch solche wie die folgenden unmittelbar zum Herzen der Kinder: „Die langbeohrten Häslein traurig nicken, auf ihre vielen, vielen Kleinen blicken, und wackeln ganz betrübt mit ihren Näschen, die kleinen Häschen!“ — Das zweite, in Prosa geschriebene Märchen „Die Jungfrau im Glashaus“ erzählt von einem Geschwisterpaar, das unter dem Schutze der hl. Barbara ein idyllisches Leben in einem Waldhäuschen führt. Die Kinder kommen auf ein Grafenschloß, wo die Jungfrau sehr bald nur noch Sinn für Putz und Spielerei hat. Aber unter dem unbemerkten Einfluß der Heiligen wandelt sich ihr Herz, sie kehrt in ihr altes Häuschen im Walde zurück, wo sie mütterlich für eine Schar verwaister Kinder sorgt. Als dann der Graf und der Bruder aus dem Kriege heimkehren, ziehen sie alle mit auf das Schloß, wo die Hochzeit gefeiert wird und auch die armen Kinder eine dauernde Heimstätte finden. — Der Märchenton ist recht gut getroffen und die Moral nicht aufdringlich. Die Verfasserin bekundet eine feine psychologische Beobachtungsgabe. Von den zweifarbigen Bildern zu beiden Märchen, die besonders in der Darstellung des Landschaftlichen von hohem Stimmungsgehalt sind, leiden zwei unter ganz unmotivierten Ranken und Schnörkeln. Hervorgehoben sei noch der große, schöne Druck. Das erste Märchen eignet sich für Knaben und Mädchen schon von fünf Jahren an,

das zweite mehr, wenn auch nicht ausschließlich, für Mädchen von etwa sechs Jahren an. Hanna Voll (Stettin).

Plotow, Anna: Tanzelfchen und andere Märchen. Mit farbigen Voll- und Textbildern von E. Wolberg. München: Seybold. 100 S. 2,—.

Die Märchen der kürzlich verstorbenen Berliner Schriftstellerin lehnen sich in ihren Motiven häufig an alte Volksmärchen an. Auch indische Märchen werden erzählt. Ein Teil fällt in das Gebiet der naturwissenschaftlichen Märchen. Die meisten sind spannend, mit einem für Märchen zu feuilletonistischen Einschlag, einige zeitlich gebunden (Kriegsjahre), nicht über den Durchschnitt. Brauchbar vom zehnten Jahre an. Bilder flau. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Roer, Victoria: Der Zwergenlümmel. Ein drolliges Waldmärchen. Mit Bildern von Walter Siebert-Lemàn. Gotha: Fr. A. Perthes 1925. 132 S.

Es gibt wenig gute neue Naturmärchen. Der „Zwergenlümmel", die alte Geschichte von der Wandlung eines Tunichtguts zur Vortrefflichkeit, gehört nicht zu ihnen. Ein großes Aufgebot sprechender Tiere genügt wirklich nicht, um Märchenstimmung vorzutäuschen, und selbst Kinder brauchen sich nicht alberne Verse und Redensarten als Ersatz anbieten zu lassen für eine gewisse vergnügte Flottheit, die sie von derartigen Büchern verlangen dürfen. Die Bilder sind im Figürlichen drollig genug, aber überlastet mit kunstgewerblichem Rankenwerk. Therese Krimmer (Berlin).

Scheffer, Thassilo von: Griechische Heldensagen. Mit 111 Textabb. und 8 Kunstbeil. Stuttgart: Union 1924. 439 S. Lw. 7,50.

Inhalt: Herakles. Argonauten. Theseus. Oedipus. Der Zug der Sieben gegen Theben. Die Epigonen und die Sage vom Alkmaion. Der troische Sagenkreis. Odysseus. Perseus. Meleagros. Bellerophontes. — Der Bearbeiter hat es verstanden, die Fülle dieses Sagenmaterials in knapper Form sehr anschaulich zu behandeln. Zu beanstanden ist nur die Häufung von Namen, die den nicht klassisch gebildeten Leser leicht abschreckt. Das Buch eignet sich daher in erster Linie für Gymnasiasten und Erwachsene. Für solche sind auch die Illustrationen berechnet: Abbildungen von antiken Bildsäulen, Wandgemälden, Vasenbildern und dergleichen, die geeignet sind, in die griechische Kultur einzuführen. Hingegen ist die Wiedergabe von neuzeitlichen Gemälden, die den Sagenstoff behandeln, im ganzen als eine stilistische Entgleisung anzusehen. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Die Schildbürger. Wiedererzählt von Gustav Schwab. Mit 14 Schwarzbildern von L. Göbel. München: G. W. Dietrich o. J. 83 S.

Diese hübsch und haltbar gebundene Ausgabe der Schildbürger ist auf gutem festem Papier in einer klaren Schrift gedruckt und mit reizenden humorvollen Scherenschnitten von künstlerischem Wert geschmückt, so daß ihre Anschaffung allen Jugend- und Kinderbüchereien bestens empfohlen werden kann. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Seidel, Ina: Das wunderbare Geißleinbuch. Neue Geschichten für Kinder, die die alten Märchen gut kennen. Mit 10 ganzseitigen und 20 halbseitigen Zeichnungen von W. Schultz. Gotha: Fr. A. Perthes 1925. 66 S. 4⁰. Hlw. 4,—.

Eine originelle Idee liegt dieser Geschichte zu Grunde, die eine unserer bedeutendsten Dichterinnen zuerst ihrem eigenen Söhnchen zu Liebe erzählt hat. Der kleine Peter, dem die Mutter vor dem Einschlafen das Märchen vom Wolf und den sieben Geißlein erzählt hat, träumt des Nachts, wie er heimlich in den

Wald läuft und dort die Familie der Geißlein besucht und mit ihnen spielt. In den nächsten Nächten erweckt der Traum Rotkäppchen und die Großmutter, Hänsel und Gretel, die Bremer Stadtmusikanten, den Osterhasen, die sieben Zwerge und andere Märchengestalten zu neuem Leben. Es ereignet sich nichts Großes, man besucht sich, spielt und singt, ißt und trinkt und feiert ein Fest. Alles ist so, als spielten Kinder miteinander. Darum wird die Geschichte ihnen auch gefallen, zumal alles sorgfältig und freundlich in den Einzelheiten ausgemalt ist. — Das schlicht illustrierte, sehr hübsch gedruckte, ungewöhnlich preiswerte Buch kann warm empfohlen werden und ist schon den Jüngsten verständlich.

H. J. Homann.

Weber, Leopold: Die Hegelingen. Von König Hagen. Von Hildes Schuld und Gudruns Leid und Erlösung. Stuttgart: Thienemann 1925. 170 S. Lw. 5,50.

— Dietrich von Bern. Von den Amelungen, den Nibelungen und den Heunen. Ebenda 1924. 239 S. Lw. 6,—.

Es ist ein Vergnügen, auf diese beiden Bearbeitungen unserer mittelhochdeutschen Epen hinweisen zu können. Leopold Weber ist es gelungen, den Stoff dieser Sagenkreise so zu formen, daß sie in geschlossener Einheit vor uns stehen und wir die altbekannten Geschichten wie etwas ganz neues voll Spannung erleben.

In den Hegelingen folgte Weber stofflich ziemlich getreu dem Gudrunliede. Die Sprache ist bildhaft, die knappen Sätze in rhythmisch gehobener Prosa sind ohne jedes falsche Pathos. Der Dialog ist lebendig, die Handlung spannend. Die Charaktere sind psychologisch voll Feinheit, ohne daß dadurch der große Zug der Sagengestalten verloren geht. Mit wenig Worten versteht er, uns in den Geist der Zeit zu versetzen. Die kurzen Abschnitte mit wechselndem Schauplatz erhöhen den Eindruck der alten Heldengesänge. Allerdings erschwert dies jüngeren Kindern das Lesen. (Ihnen würde man die recht gute Bearbeitung von Vesper empfehlen, die bei Stalling erschienen ist.) Für ältere Kinder aber und für Jugendliche — es ist ein geradezu ideales Jungmädchenbuch — ebenso aber auch für Erwachsene ist es eine Freude, das Buch zu lesen.

In dem zweiten Buche „Dietrich von Bern" hatte Weber die Aufgabe, aus dem vielfältigen, ungleichmäßigen Kreise der Sagen, die sich um diesen Helden gruppieren, inhaltlich und formal ein Ganzes zu schaffen. Die früheren Jugendbearbeitungen, von denen die besten wohl die von Keck-Busse und Schalk sind, weisen noch mehr oder weniger lose aneinandergereihte Abenteuer auf. Durch ein sehr geschicktes Ineinanderfügen, Kürzen oder Betonen einzelner Sagen: Dietmer, Ecke, Alpharts Tod, Sibich, die Nibelungen (diese mit der gebotenen Knappheit) die Rabenschlacht, das Hildebrandtslied ist Weber ein Meisterstück gelungen, zumal er es verstanden hat, Wiederholungen zu vermeiden und die Hauptgestalt stets herauszuarbeiten. Stärker als in den Hegelingen wird der kulturgeschichtliche Hintergrund betont. Des Stoffes und der Form wegen (wenn auch alle Derbheiten vermieden sind) ist auch dies Buch erst vom 13. Jahre an geeignet. Beide Werke sind allen Büchereien zur Anschaffung warm zu empfehlen.

Johanna Mühlenfeld (Berlin).

3. Erzählungen.

Busch, Paula: Zirkus. Geschichten für die Jugend. Ill. Berlin: Mosse 1923. 87 S. 1,50.

Die kleinen anspruchslosen Geschichten zeigen, daß die Verfasserin ein warmes Gefühl für Menschen und Tiere besitzt. Manches ist dürftig in der Fabel, aber mit Anteilnahme erzählt. Die beiden legendenhaften Erzählungen lassen jedoch eine in ruhigem Gleichmaße sich bewegende Phantasie erkennen. Das Buch ist — trotz des schlechten Papieres — durchaus zu empfehlen, zumal der Lebenskreis, aus dem die Verfasserin stammt, für Kinder besonders anziehend wirkt. Vom zehnten Jahre an. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Dantz, Karl: Peter Stoll. Ein Kinderleben. Von ihm selbst erzählt. Mit Zeichn. von Max Gräser. Berlin: Dietz 1925. 126 S. Kart. 2,40.

Die Erlebnisse und Schicksale eines Arbeiterjungen in einer norddeutschen Hafenstadt (Bremen), von ihm selbst erzählt. Das Spielen und Herumstreichen mit andern Jungen im Hafen, auf Schuttplätzen, Indianerspiel, Freude und Not in der Familie, die Schule (Werkschule), eine Schulwanderfahrt, ein Sommer im Erholungsheim, das erste Geldverdienen als Laufjunge. Eine Unmenge Stoff in gedrängtester Form, kindlich schlicht und doch anschaulich erzählt. Die ganze Haltung des Buches ist durch eine nicht aufdringliche, aber doch immer spürbare sozialistische Gesinnung des kleinen Proletariers, seiner Familie und seiner Lehrer bestimmt. Dabei ist aber in erfreulicher Weise überall das Positive betont. Härte und Schwere des Lebens werden nicht verschwiegen. Stärker aber als sie ist der ungebrochene zukunftsfrohe Lebenswille. Das wertvolle und doch recht unterhaltende Buch sollte in jede Jugendbücherei eingestellt und nicht nur an Arbeiterkinder verliehen werden. H. J. Homann.

Dörfler, Peter: Peter Farne. Ein Abenteurer wider Willen. Augsburg: Haas & Grebherr 1922. 146 S.

„Auch das Leiden gehört zu den Ämtern, die den Menschen anvertraut werden. Und Peter Farnes Beruf und Amt war es gerade, sich im Leiden zu bewähren." Die Geschichte handelt von den wunderbaren Erlebnissen, die der Franziskanermönch Peter Farne auf seiner Fahrt nach Jerusalem durchzukosten hat: Schiffbruch, Gefangenschaft, Sklavenlos, Wüstenwanderung, Robinsonleben. Aber nicht dies Abenteuerliche ist das Wesentliche in der Erzählung. Dörfler war es innerste Notwendigkeit, zu gestalten, wie dieser tiefreligiöse Mensch durch das Ertragen aller Schicksalsschläge wächst und wächst, bis er das letzte Leiden in der Heimat überwunden hat. Das Buch ist für katholische Büchereien ganz besonders geeignet, aber auch in protestantischen Gegenden wird die über allem Konfessionalismus stehende tiefe Religiosität Widerhall finden. Nur wird es sich hier nicht im gleichen Maße als Lektüre für Jugendliche eignen, wie in katholischen Gegenden. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Elkan, Adele: Die 6 Töchter des Ratsherrn Abderhallen. Stuttgart: Thienemann. 221 S.

Leider wieder ein Jungmädchenbuch, das abgelehnt werden muß. Der Inhalt: ein Potsdamer Handwerksmeister aus der Biedermeierzeit, der seine fünf eigenen Töchter und eine Pflegetochter in seinem „patriarchalisch-fortschrittlichen" Hause — entgegen dem Geiste der Zeit — zu selbständigen Menschen erzieht, könnte einen brauchbaren Stoff abgeben, wenn nicht die schablonenmäßige Art der Behandlung sich stark unter dem Mittelmaß bewegte und der üblichen Süßigkeit der Backfischbücher in nichts nachstünde. Die Bekehrung der altjungferlichen Tante durch eine Feuersbrunst entbehrt psychologisch nicht einer unfreiwilligen Komik. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Enderling, Paul: Die Glocken von Danzig. Eine Geschichte aus Danzigs großer Zeit. Stuttgart: Thienemann. 120 S. Hlw. 4,—.

Warme Heimatliebe und ein freies, aufrechtes Deutschtum, das jedem Hurrapatriotismus fern steht, bilden den Grundton dieser geschichtlichen Erzählung aus den deutsch-polnischen Kämpfen des 16. Jahrhunderts. Jürgen, der Sohn des gestrengen Ratsherrn Giese, ist durch einen Zweikampf in Konflikt mit den Gesetzen gekommen. Er flieht mit seinem Freunde, einem armen Glockengießergesellen, nach Südamerika. Nach fünf Jahren zieht es ihn unwiderstehlich in die Heimat zurück. Die Glocken von Danzig tönen mahnend vor seinem inneren Ohr. Beide Freunde gelangen nach vielen Abenteuern in die von den Polen belagerte Stadt, und Jürgen findet Gelegenheit, seinem Vater durch Tapferkeit und Selbstbeherrschung zu beweisen, daß er der Verzeihung wert ist. — Sehr anschau-

lich und spannend ist die Art der Darstellung, die Charaktere sind lebenswahr gezeichnet. Besonders hervorzuheben ist der schlichte, klare Stil. Bei den schönen ganzseitigen Zeichnungen des Danziger Künstlers Berthold Hellingrath regt sich der Wunsch, daß dem Buche noch einige weitere, zum mindesten eine Außenansicht der Marienkirche, beigegeben wären, um das typische Bild des alten Danzig zu vervollständigen. Das Buch, das unseren Volksbüchereien zum Teil nicht mehr unbekannt sein wird, ist für Knaben von zwölf Jahren ab zu empfehlen.

Hanna Voll (Stettin).

Eschmann, Ernst: Ruedis Irrfahrten. Eine Erzählung aus der Stadt für die reifere Jugend. Zürich: Füßli 1925. 300 S. Mit Bildern. Geb. 7,—.

Die verheerende Wirkung, welche Schundliteratur, häufiger Kinobesuch und liederliche Gefährten auf eine nicht sehr widerstandsfähige Knabenseele ausüben können, findet in dieser nüchtern erzählten Geschichte ihren Ausdruck. Wenn nicht alle Umstände — die Einflüsse der verschieden gearteten Eltern, des abgebrühten Freundes und eines als deus ex machina auftretenden Lehrers — nach einem recht abgebrauchten Rezept schmeckten, wenn nicht auch die verblüffend schnelle Wandlung des jungen Missetäters der Wahrscheinlichkeit entbehrte, verdiente das Buch wegen seiner pädagogischen Grundsätze Anerkennung. Die Arbeit der Jugendgerichtshilfe und moderne Straferziehungsbestrebungen, die sich auf einem Vertrauensverhältnis zwischen Erzieher und Zögling und einem völligen Milieuwechsel aufbauen, finden in dem Buch ihren — leider recht flachen und grundlos optimistischen — Ausdruck. Die vom Verlag gepriesene moralische Wirkung wird bei den jugendlichen Lesern vermutlich ausbleiben; denn „man merkt die Absicht...“ Die Bilder sind unglaublich nichtssagend. In der Jugendbücherei ist das Buch entbehrlich, und die „Erzieher aller Stufen“ werden sich über die neue Jugendstraferziehung sicherlich lieber anderweitig unterrichten.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Heye, Arthur: Unterwegs. Die Lebensfahrt eines romantischen Strolches. Berlin: Safari-Verlag 1925.

Auch an dieser Stelle sei auf dies Abenteuerbuch, das auf Seite 357 dieses Heftes ausführlich besprochen ist, noch besonders hingewiesen. Es ist ein vortreffliches Buch besonders für Jungen von 12 Jahren an. Eine Stelle in den ersten Kapiteln wäre in einem Jugendbuch besser fortgelassen worden; doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß fast alle jungen Leser harmlos darüber hinweglesen werden.

H. J. Homann.

Klinke-Rosenberger, Rosa: Geschichten zum Vorerzählen für Schule und Haus. Gesammelt. 2. stark verm. Aufl. Zürich: Füßli 1925. 203 S. 4,80.

Diese Märchen und Erzählungen — teils abgeschlossene Stücke, teils geschickt aus dem Zusammenhang gewonnene Kapitel größerer Werke — entstammen zumeist Büchern, die sich bei den Jugendbildnern guten Ansehens und weiter Verbreitung erfreuen (ich nenne als Beispiele die Namen Jegerlehner, Lagerlöf, Rosegger, Villinger, Wenger). Die Auswahl ist erfolgt unter dem Gesichtspunkt „nur Literatur aufzunehmen, die sich durch Leben und Handlung (wir schieben ein: auch Komik und kindliche Moralität) gut zum Vorerzählen eignet“; daß sie zweckentsprechend ist, beweist die Tatsache, daß der Band schon in 2. Auflage vorliegt. Der Vollständigkeit halber noch eine lobende Erwähnung: reichlich ein Drittel der Geschichten sind Tiergeschichten; und eine kleine Beanstandung: Semetts doch gar zu schablonenhafte „Weihnachtsgeschichte“ wäre besser fortgeblieben. — Zum Selbstlesen kann man das — allerdings seiner Einstellung gemäß bildlose — Buch an Kinder vom neunten Jahre ab geben.

Therese Krimmer (Berlin).

London, Jack: Wenn die Natur ruft. Mit 6 farbigen Bildern. (Sponholtz' Jugendbücherei) Hannover: Sponholtz 1925. 177 S. Hlw. 5,—.

Londons Erzählung von dem gepflegten Haushund, der unter die Zugbunde des Nordens verkauft wird und unter ihnen verwildert, von seiner Treue und dann von seiner Flucht in die Wildnis zu seinen Vettern, den Wölfen, gilt schon lange als eine der besten Tiergeschichten. Man muß sich allerdings bewußt bleiben, daß sie einen starken sentimental-romantischen Beiklang hat, daß sie in den Einzelheiten nicht so ernst genommen werden darf, wie die Geschichten von Thompson oder gar von Fleuron; man wird die sehr wirkungsvolle Erzählung aber doch gut verwenden können. — Die Bilder tragen kaum zur Verschönerung des Buches bei. — Für 10-jährige. H. J. Homann.

Löns, Hermann: Goldhals. Ein Tierbuch. Mit 8 farbigen Bildern von P. Haase. (Sponholtz' Jugendbücherei) Hannover: Sponholtz 1925. 146 S. Hlw. 5,—.

Eine neue Ausgabe der vortrefflichen vom Jugendschriftenausschuß des Lehrervereins Hannover-Linden zusammengestellten Tiergeschichten von Hermann Löns, mit farbig sehr schönen, aber etwas ausdrucksarmen Bildern. Für 10-jährige. H. J. Homann.

Mader, Friedrich Wilhelm: Der König der Unnahbaren Berge. Erzählung. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsanstalt 1924. 316 S.

— Die Messingstadt. Erzählung. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsanstalt o. J. 361 S. Mit Bildern.

— Die Tote Stadt. Erzählung. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsanstalt 1923. 294 S. Mit Bildern.

— Der letzte Atlantide (Fortsetzung). Ebenda. 276 S. Hlw. je 6,80.

Wenn Mader es auch an bissigem Hohn auf die früher beliebten Indianergeschichten nicht fehlen läßt und sich in seinen für die Jugend bestimmten Schriften über alles ihm Fernliegende den Ärger vom Herzen redet, seien es Ergebnisse der Wissenschaft, sei es moderne Kunst und Dichtung, so hält er es doch nicht für unter seiner Würde, gelegentlich den Stoff seiner Erzählungen so auf zwei oder mehrere Bände zu verteilen, daß nach Art der Kolportage-Romane die letzten Seiten den Hinweis auf die Lösung irgend einer spannenden Frage in einem anderen Bande bringen. Das Skelett seiner Abenteuergeschichten ist wohl immer das nämliche. Eine aus bestimmten immer wiederkehrenden Menschentypen zusammengesetzte Reisegesellschaft strebt einem geheimnisvollen Ziel zu und erreicht es schließlich unter den eigenartigsten Erlebnissen. In der Schlußbemerkung eines seiner Bücher behauptet Mader, daß für die Jugend vom Abenteuer dasselbe gelte, wie für das Kind vom Märchen: sie erfreue sich am Wunderbaren, ohne es doch mit der Wirklichkeit zu verwechseln. Dem soll nicht widersprochen werden, soweit es sich um Werke handelt, in denen nicht Phantasie und Wirklichkeit sinnverwirrend durcheinander wirbeln.

Von den vier hier vorliegenden Bänden ist nur der „König der Unnahbaren Berge" diesem Schicksal entgangen. Es handelt sich hier um eine schwierige Automobilfahrt ins Innere Australiens zur Auffindung zweier jahrzehntelang Verschollenen. Maders Neigung zu phantastischen Schilderungen beschränkt sich hier auf Erscheinungen, die durchaus im Möglichkeitsbereich der Technik der Zukunft liegen, und die tatsächlichen Gefahren und Entbehrungen einer solchen Reise sind nicht, wie in den anderen Bänden, mit einem leichtfertigen Optimismus verschleiert. Das Buch eignet sich für Jugendliche von 14 Jahren an wie auch für ablenkungsbedürftige erwachsene Leser.

In der „Messingstadt" unternimmt eine Karawane eine Wanderung durch die Sahara nach der aus „1001 Nacht" bekannten geheimnisvollen Wüsten-

siedlung und erreicht sie unter z. T. münchhausenhaften Abenteuern. Das rätselhafte Verschwinden des Karawanenführers, mit dem der Band schließt, soll in den „drei Fremdenlegionären" seine Aufklärung finden. Kolportage! Wegen seines geringen Wahrscheinlichkeitsgehaltes und seiner gefährlichen Schönfärberei dem wahren Charakter eines solchen Unternehmens gegenüber bedeutet das Buch für kritiklose Gemüter eine gewisse Gefahr und hat als solches keinerlei Anschaffungswert.

Die „Tote Stadt" mit ihrer Fortsetzung, dem „Letzten Atlantiden" behandelt eine Südpolexpedition zur Aufklärung einer mysteriösen menschlichen Botschaft, die einer der Teilnehmer von dort erhalten hat. Erlebnisse der Gesellschaft in einem dem Südpol vorgelagerten tropenähnlichen von Urweltvegetation und Urwelttieren bewohnten Lande spielen eine höchst sensationelle Rolle in dem Buch. Auch Atlantis, das sagenumwobene, ist mit den letzten Trägern seiner alten hochentwickelten Kultur von Mader an den Südpol verlegt worden. Auch diese beiden Bände sind, abgesehen von einer ganz hübschen, freilich auch noch viel zu rosig geschilderten Robinsonade im zweiten Bande, für die Volksbücherei und für Jugendliche ganz besonders unbrauchbar, da jugendliche Leser mit geringerer Schulbildung in dieser Mischung von Wahrheit und Unsinn meistenteils die Spreu vom Weizen nicht werden unterscheiden können.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß Mader seine Leser in verhältnismäßig kurzweiliger Weise über Tier- und Pflanzenwelt und geographische Eigentümlichkeiten eines fremden Erdteils zu belehren versteht und daß er dabei mit einem ungeheuren Fleiß vorgeht. Davon zeugen die zahlreichen Quellenangaben am Schluß jeden Bandes. Umsomehr ist es zu bedauern, daß er eine vernünftige pädagogische Wirkung seiner Schriften durch seine hemmungslose Phantasie und seine geschmacklosen schlecht begründeten Angriffe auf wissenschaftliche Ergebnisse unmöglich macht. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Mügge, Theodor: Die freien Bauern. Erzählung aus dem norwegischen Volksleben. Berlin: Flemming & Wiscott. Ill. 135 S. 3,50.

Teuflische und gute Menschen, gleichbedeutend mit reaktionären und freiheitlichen, Dänen und Norwegern treten uns in der stofflich sehr fesselnden Erzählung aus der Zeit der norwegischen Befreiungskämpfe entgegen. Alles wird ganz einfach und unproblematisch erzählt. Von psychologischer Entwicklung keine Spur. Bei dem empfindlichen Mangel an fesselnden Geschichten für Jugendliche wohl zu gebrauchen. Bilder schlecht. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Naumann, Gustav: Otto der Ausreißer. Bruchstücke aus einem Jungentagebuch. 6.—10. Taus. Potsdam: Verlag Der Weiße Ritter. 304 S. Brosch. 4,—, Hlw. 6,—.

Ein Hamburger Senatorssohn von 14 Jahren brennt dem Vater und den Lehrern durch, voll Tatendrang, Abenteuerlust und in Auflehnung gegen den Zwang der Schule. Er unternimmt eine Wanderung quer durch Deutschland bis in die Schweiz, erlebt viel Schweres und viel Schönes, lernt die dem Patriziersohn bis dahin fremden Bauern, Handwerker und Arbeiter kennen und söhnt sich mit dem Vater aus, nachdem er gelernt hat, daß nicht die Freiheit von etwas, sondern die Freiheit zu etwas das Wesentliche für den tüchtigen Menschen ist. Das dies alles in einem fingierten Tagebuch erzählt wird, ist entschieden ein Fehler des Buches. Die Form ist unnatürlich, unjugendlich, die Reflexion nimmt oft überhand. Gegen den Schluß (besonders bei der Aussöhnung mit dem Vater) macht sich leider auch Sentimentalität und Phrase breit. Und doch ist es im ganzen ein jugendfrisches und von jungem Geist beseeltes Buch. Ganz verstehen können es erst 14-jährige, aber man sollte es schon früher, oft schon an 12-jährige ausgeben. H. J. Homann.

Naumann, Gustav: Hundejunge. 2. Aufl. Regensburg: Habbel & Naumann. 131 S.

Eine Geschichte aus dem Osten Berlins. Ein armer Junge muß nach dem plötzlichen Tode des Vaters dessen Fahrten mit dem Hundewagen für die

Mutter übernehmen. Er erfährt viel Anfeindung und Verachtung von den Kameraden in der Volksschule, freundet sich mit einem Realschüler an, der ihm viel Hilfe und Freude bringt. Er gerät schuldlos in den Verdacht, gestohlen zu haben, und soll in die Fürsorgeerziehung. Der Vater des Freundes rettet ihn noch vor diesem Schicksal, ist aber machtlos, als der Hundejunge sich in der Empörung über eine Mißhandlung seines treuen alten Hundes vergißt und nun ins Gefängnis gesteckt wird. Hier bricht das Buch mit der Ankündigung einer Fortsetzung ab. — Die Hauptabsicht des Verfassers scheint zu sein, das schwere Leben eines Großstadtproletarierkindes ungeschminkt zu schildern, und dann, in pädagogischer Absicht, Freundschaft, Zusammenhalten junger Menschen im schönsten Lichte erscheinen zu lassen. Das ist ihm gut gelungen. Wir haben hier zwar keine Dichtung, aber ein tüchtiges, ernstes Jugendbuch aus unserer Zeit und unserem täglichen Leben vor uns. Und diese sind leider nur zu selten. — Das Buch ist besonders allen Großstadtbüchereien zu empfehlen. Vom 12. Jahre an. H. J. Homann.

Sapper, Agnes: Johannes Kuhn. Feuerschau. Adlerapotheke. Drei Erzählungen aus „Das kleine Dummerle". Stuttgart: Gundert o. J. 95 S.

Agnes Sappers Erzählungsband „Das kleine Dummerle" ist bekannt. Die kleine in Rotleinen gebundene Auswahl eignet sich wegen des geringen Umfangs mehr zu Geschenkzwecken als für Jugendbüchereien. Besonders von Knaben im Alter von 9—11 Jahren werden die drei Geschichten gern gelesen werden.
Anna Reicke (Charlottenburg).

Scherr, Johannes: Die Pilger der Wildnis. Berlin: Flemming & Wiscott. 164 S.

Zeit der Restauration der Stuart. Behandelt die Kämpfe zwischen Weißen und Indianern in Nordamerika, die mit der Unterdrückung der Rothäute enden. Schildert die Erlebnisse einer aus England vertriebenen Puritanerfamilie. Voll von üblicher Abenteuerromantik. Literarisch wertlos, kulturgeschichtlich nicht ohne Qualitäten. Wird größere Knaben fesseln. Die Bearbeitung von J. Jastrow ist bis auf einige Längen sehr geschickt. Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Schreiner, W.: Im Zauber der Südsee. Stuttgart: Thienemann. 186 S. Ill. 7,50.

Naturwissenschaftlich zurechtgestutzte Jungenserlebnisse. Sehr gewollt und ohne jede dichterische Qualitäten. Nicht einmal stofflich stark fesselnd.
Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Schücking, Levin: Aus den Tagen der großen Kaiserin. Leipzig: Grethlein & Co. 348 S.

In der Verlegersammlung der „Bilder deutscher Vergangenheit", die sich die Neuausgabe älterer deutscher Erzählerkunst als Aufgabe gestellt hat, erschien dieser Kranz von Geschichten aus der Zeit Maria Theresias. Die fünf Erzählungen ranken sich sämtlich mehr oder weniger um die wunderlich-abenteuerlichen Schicksale der berühmt-berüchtigten Vettern aus dem Hause von der Trenck, wenn auch der eigentliche Held der Geschichten der brave Reiteroffizier Krohn mit seinen Kriegs- und Liebesgeschichten ist. Schückings altmodische Fabulierkunst ist noch heute von einer erstaunlichen Lebendigkeit. Das flotte Tempo, die anspruchslose und anschauliche Art des Gestaltens fesseln und entspannen zugleich. So ist das Buch für alle Volksbüchereien geeignet. Eine geschickte Bearbeitung der ersten Erzählung „In den Kasematten Magdeburgs" ist als Jugendbuch unter dem Titel „Eines Kriegsknechts Abenteuer" bei Flemming & Wiscott erschienen und in der „B. u. B." bereits erwähnt.
Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Schultz, J. W.: In Natahkis Zelt. Mein Leben als Indianer. Buchschmuck von Fr. Weygold. Hamburg: Ernte-Verlag 1925. 158 S. Lw. 5,—.

Dieser Band, der keineswegs als Fortsetzung von „Natahki und ich" zu betrachten ist, trotz häufigen Vorkommens daher bekannter Gestalten, bringt zwölf Erzählungen aus dem indianischen Volksleben. Die unsentimentale Art des Erzählers bringt mit schmerzlicher Deutlichkeit die für die christlichen Kulturländer recht beschämende Tatsache zum Ausdruck, daß diese heidnischer Götteranbetung ergebenen Menschen in allen Fragen der Familie und des Gemeinschaftslebens jene natürliche sittliche Haltung zur Schau tragen, die den Bewohnern zivilisierter Länder zeitweise völlig verloren gegangen ist und nach der wir in der neusten Zeit, freilich unter schweren durch unsere seelische Differenziertheit bedingten Hemmungen, wieder streben. Wegen seines nicht geringen erziehlichen Wertes ist dem Buch in noch höherem Maße als „Natahki und ich" weite Verbreitung nicht nur in allen Jugendbüchereien (vom 14. Jahre an auszugeben, besonders auch an die weibliche Jugend), sondern auch in allen Volksbüchereien zu wünschen. Die Schlichtheit des Stoffes und der Darstellung macht es besonders für ländliche Büchereien sehr geeignet. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Schumacher, Toni: Das Schloß-Bärbele. Erzählung für die Jugend. Stuttgart: Levy & Müller o. J. 216 S.

Mit ermüdender Breite und nicht ohne moralischen Beigeschmack wird im „Schloß-Bärbele" die Jugend einer schwäbischen Schloßkastellanstochter erzählt. Einigermaßen erfreulich und pädagogisch vielleicht auch brauchbar sind nur die Kapitel aus einem Kinderkrüppelheim. Allein bei der herrschenden Überproduktion an derartig mittelmäßigen die Seelen kindlicher Leser niemals ernstlich berührenden Jugendschriften kann auf die Anschaffung des Buches verzichtet werden.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Siebe, Josephine: Lene Kellermann. Eine Erzählung für junge Mädchen. Zürich: Füßli. 130 S.

J. Siebe schätzt die jungen Mädchen von heute sehr niedrig ein, wenn sie glaubt, daß sie an diesem Machwerk Gefallen finden. Lene Kellermann ist ein unleidlich eingebildetes, hochmütiges Mädchen (seltsamerweise findet die Verfasserin, daß sie es erst auf S. 89 wird). Sie wird auch von ihren Freunden sehr wichtig und vollwertig genommen. Nach bestandenem Abitur geht sie nach Leipzig, um „Dichterin" zu werden, scheitert aber, kehrt in die Heimat zurück, verdient sogleich für sich und die Familie das kärgliche Brot und reift dabei ihrem Dichterberuf entgegen. Wenn man nur daran glauben könnte! Das ganze Buch entbehrt jeder inneren Wahrhaftigkeit und ist unglaublich grob gearbeitet.

Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Siebel, Johanna: Das Freudengärtlein. Kindergeschichten. Buchschmuck von Hans Lang. Zürich: Füßli 1925. 86 S. Geb. 5,50.

Kleine Erzählungen und Märchen aus dem Kinderleben, denen die Kleinsten gewiß mit Begeisterung zuhören, wenn die Mutter sie erzählt und die zum Abgewöhnen von allerlei Unarten erzieherischen Wert haben mögen. Für Büchereien sind diese Geschichten mit stark aufgetragener Moral nicht zu empfehlen. Norddeutsche Kinder werden außerdem über manche schweizerischen Ausdrücke stolpern.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Sonne und Regen im Kinderland. Bd. 11—14. Stuttgart: Gundert 1925.

Bd. 11. Müllenhoff, Emma: Onkel Nikolaus. Mit Bildern von Marianne Heim-Walther. — Der durch den Verlust seines begabten Kindes zum menschenscheuen Sonderling gewordene Onkel Nikolaus wird durch die Aufrichtig-

keit und Beherztheit der Kinder seiner Schwägerin für die Familie zurückgewonnen. Frisch und hübsch erzählt.

Bd. 12. Zeller, Helene J.: Vom kleinen Konrad und seinem großen Kürbis. Mit Zeichn. von Martha Welsch. — Konrad, der kleine Gärtnerssohn, läßt sich von seinem Vater einen Kürbiskern schenken und lernt früh die Freude, aber auch die Sorgen um eigenen Besitz kennen. Die nette Erzählung kann in Kindern das Interesse an eigener Blumenpflege wecken.

Bd. 13. Berthold, Helene: Luana. Das Märchen von der silbernen Kugel. Mit Zeichn. von Helene Kirschke. Luana ist eine Mondelfe; sie hat durch Ungehorsam die silberne Kugel verloren, die mit einer Kette um den Hals der Elfen gelegt ist und diese mit ihrer Heimat auf dem Mond verbindet. Luana gerät deshalb in Gefahr, von einem bösen Schwarzelf geraubt und dienstbar gemacht zu werden, als ihr Hilfeschrei von dem kleinen Hannes, der um Mitternacht zwölf Heilkräuter für seine kranke Mutter sammelt, gehört wird. Hannes errettet sie und bringt Luana ins Haus seiner Mutter, die durch das Zusammenleben mit der kleinen Elfe gesund und kräftig wird und bald merkt, daß mit Luana das Glück in ihre Hütte eingezogen ist. Als Luana nach einem Jahr die Kugel wieder findet, wird sie von ihrer Mutter Luna in ihre Heimat geholt. Unbedeutend, der Märchenton nicht gut getroffen.

Bd. 14. Schuhmacher, Frida: Klein-Ulli. Zwei Bubengeschichten mit Bildern von Marianne Heim-Walther. — Inhalt: Klein-Ulli. Friedlieb. Klein-Ulli ist durch die ansteckende Krankheit der kleinen Schwester von seiner Mutter getrennt und fühlt sich vernachlässigt. Er beschließt auf Abenteuer auszuziehen. Übermüdet schläft er im Walde ein, erwacht erst bei anbrechender Dunkelheit, ängstigt sich, als er die unheimlich aussehende Kräutertrude auf sich zukommen sieht, wird aber von ihr richtig bei seinen Eltern abgeliefert. — Friedlieb ist die Geschichte eines früh verwaisten armen Knaben, der als einzigen Besitz von seinem Vater eine kostbare Flöte sein eigen nennt. Er lernt früh auf ihr spielen und lenkt durch sein Spiel die Aufmerksamkeit zweier Fremden auf sich, die ihm eine Ausbildung zum Musiker und Künstler ermöglichen. Für kleine Jungen bis zu zehn Jahren.

Die kleinen recht hübsch ausgestatteten Bändchen eignen sich mit ihrem etwa 60 Seiten umfassenden Inhalt nicht für die Ausleihe von Jugendbibliotheken, wohl aber für Kinderlesehallen und zu Geschenkzwecken.

Anna Reicke (Charlottenburg).

Stefansson, Vilhjamur, und Violet Irwin: Keck, der Eskimo. Die Abenteuer eines Eskimojungen. (Sponholtz' Jugendbücherei) Hannover: Sponholtz 1925. 202 S. Mit 8 Vollbildern. Hlw. 5,—.

Stefansson, einer der besten Kenner der Polarländer und des Eskimolebens, hat sich mit einer Frau zusammengetan, die kindertümlich zu schreiben versteht; so ist ein vortreffliches Jugendbuch entstanden. Keck, der kleine Eskimojunge, wird uns erst in seinem alltäglichen Leben gezeigt, erlebt allerhand Jagdabenteuer, in denen er sich tapfer bewährt, und beginnt dann in einer Bekanntschaft mit einem weißen Reisenden über seine primitiven Volksgenossen hinauszuwachsen. Das Buch ist spannend und interessant auf jeder Seite, besonders hübsch ist der unverwüstliche Frohsinn der Eskimos geschildert. Es sei allen Büchereien aufs wärmste empfohlen. Hübscher Bildschmuck. Vom 8.—10. Jahre an.

H. J. Homann.

Thorbecke, Marie Pauline: Häuptling Ngambe. Berlin: Safari-Verlag. Geb. 3,50.

Diese sehr brauchbare Erzählung von den großen Taten eines Negerhäuptlings (besprochen im Jg. 2, 1922, S. 255) ist in neuer Auflage erschienen,

und zwar jetzt auf bestem Papier gedruckt, in größerem Format als früher und in solidem Einband. H. J. Homann.

Das Weihnachtsbuch. Hrsg. von Walter Jerven. München: Hugo Schmidt 1918. 277 S.

In dieser nach Ausgang des Krieges erschienenen Sammlung weihnachtlicher Dichtungen in Poesie und Prosa ist es Herausgeber und Verleger gelungen, trotz der Ungunst der 1918 herrschenden Papierverhältnisse ein geschmackvoll ausgestattetes Buch auf den Familientisch zu legen. Im ersten Teil, der das 19. Jahrhundert und Gegenwart umfaßt, ist (außer einigen Perlen unserer Weihnachtsliteratur —, ich denke an die zwei Lagerlöfschen Christuslegenden „Die heilige Nacht" und „Die Flucht nach Ägypten" und Ad. Schmitthenners Meistererzählung „Friede auf Erden" —) bei der Auswahl das rein Menschliche maßgebend gewesen. Es fehlen nicht Schilderungen des Christabends in der Vergangenheit, Ausschnitte aus den Tagebüchern und Erinnerungen bekannter Künstler und Dichter, drei sehr hübsche Andachten Friedrich Naumanns. Auch der Humor ist vertreten durch Fritz Reuters köstliche Geschichte „Wat bi 'ne Äwerraschung 'rute kamen kann", Glasbrenners „Weihnachtsmarkt" im Berliner Dialekt, und das phantastische Märchen E. T. A. Hoffmanns „Nußknacker und Mausekönig". Paul Enderlings „Bohème-Weihnacht" fällt allerdings aus dem Rahmen des sonst ausschlaggebenden Geschmacks heraus. Unter der Fülle von Weihnachtsgedichten der besten Lyriker des 19. und 20. Jahrhunderts fehlt kaum eines der seit Kindertagen vertrauten Lieder. Der zweite Teil, der Proben aus der Zeit des 18. Jahrhunderts bis zum Mittelalter bringt, ist bis auf die Gesänge der bekannten Kirchenliederdichter der Volksdichtung gewidmet, die gerade zu dem Thema von Christi Geburt und den heiligen drei Königen durch die Kirche — man denke nur an die zahlreichen bildlichen Darstellungen der großen Meister wie Dürer, Holbein, Cranach, angeregt und befruchtet wurde. Hier kommt die im Vorwort zum Ausdruck gebrachte Absicht des Herausgebers zu ihrem Recht, zur Verinnerlichung der Feier deutscher Weihnachten beizutragen. Das Buch enthält viele zum Vortrag für Schule und Haus geeignete Weihnachtsspiele, u. a. auch das bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts aufgeführte Seebrucker Hirtenspiel, allerdings zum Teil in der oberdeutschen Mundart. Das älteste Denkmal dürfte das um 1380 entstandene Volksbuch „Die heiligen drei Könige" in der Simrockschen Fassung sein. Die rührende Einfalt und Innigkeit, die hier überall zum Ausdruck kommt, wird durch die beigegebenen fünf Bildtafeln alter Meister wirkungsvoll unterstützt. Die dem ersten Teil beigegebenen 36 Bildtafeln und zahlreichen Textillustrationen alter und neuer Maler passen sich den Texten gut an und machen das Buch in erster Reihe zu einem Familienbuch für Stadt und Land, an dem Alt und Jung ihre Freude haben können. Aber auch mittleren und großen Volksbüchereien sei das Weihnachtsbuch zur Anschaffung empfohlen, da es außer der reichen Auswahl zum Vortrag geeigneter Dichtungen auch der starken Nachfrage nach weihnachtlicher Lektüre entgegenkommt.

Anna Reicke (Charlottenburg).

Wiß-Stäheli, Josef: Der blaue Spatz. Aus dem Leben eines Knaben. Erzählt für die Jugend und deren Freunde. Zeichn. von Hans Witzig. Zürich: Füßli 1925. 178 S. Geb. 5,50.

Der blaue Spatz ist kein Vogel, sondern ein Junge, dessen Erlebnisse von der Wickelkindzeit bis zum Flug in die Welt nach der Kaufmannslehre das Buch ausmachen. — Erlebnisse, deren Aufzeichnung kaum durch große Besonderheit berechtigt ist, und die außerdem merkwürdig trocken und phantasielos erzählt sind. Norddeutschen Kindern wird zudem das stark schweizerisch gefärbte Deutsch Hemmungen bereiten. — Die handfesten Schwarzweiß-Bilder sind bis auf das lyrische Titelbild recht ausdrucksvoll. Die Anschaffung erübrigt sich.

Therese Krimmer (Berlin).

4. Belehrende Schriften.

Brehm, Alfred: Polarstern und Tropensonne. Reisen, Jagden und Tiergeschichten. Hrsg. von Carl W. Neumann. Mit 4 farb. Bildern von K. Mühlmeister. Stuttgart: Thienemann. 141 S. Hlw. 4,50.

— In Steppe und Urwald. Reisen, Jagden und Tiergeschichten. Hrsg. von Carl W. Neumann. Mit 4 farb. Bildern von K. Mühlmeister. Ebenda. 141 S. Hlw. 4,50.

Diese Tiergeschichten und Reisen von Brehm sind auch für den, der sein „Tierleben“ kennt, eine Überraschung. Man schätzt ihn als den großen Forscher auf allen Gebieten der Zoologie, und manchem ist auch wohl aufgefallen, daß in seinem Werk bei aller Sachlichkeit immer ein warmer Ton mitschwingt. Aber den liebenswürdigen Erzähler und feinfühlenden Menschen mit seiner großen Herausgeber verdient aufrichtigen Dank dafür, daß er aus den vielen in Verzehnjährigen Wanderleben in Europa, Asien und Afrika kennen. Er erzählt von seinen Erlebnissen mit Tieren und Menschen, von ihren Lebensgewohnheiten, ihrer Eigenart, und schildert die Natur im hohen Norden nicht weniger fesselnd als das bunte Bild einer orientalischen Stadt und zahllose andere Eindrücke. Der Herausgeber verdient aufrichtigen Dank dafür, daß er aus den vielen in Vergessenheit geratenen Schriften und Aufsätzen Brehms das, was immer lebensfähig bleiben wird, der Nachwelt gerettet hat. Mühlmeisters Bilder sind mit ihren feinabgetönten, satten Farben und ihrem Reichtum an Stimmungsgehalt eine Beigabe, wie man sie sich charakteristischer und schöner nicht wünschen kann. Die Bändchen, die übrigens Auszüge aus dem im gleichen Verlage erschienenen Werke „Auf Forscherfahrt in Nord und Süd“ von Alfred Brehm (Hrsg. v. Neumann. Mit 16 farb. Bildern von Mühlmeister) sind, können allen Büchereien warm empfohlen werden. Von zwölf Jahren an, auch für Erwachsene.

Hanna Voll (Stettin).

Hanstein, O. v.: Raisuli. Sultan der Berge. Lebenserinnerungen des marokkanischen Araberscheiks ... von ihm selbst erzählt, englisch niedergeschrieben von R. Forbes, ins Deutsche übertr. u. frei bearb. von Otfrid v. Hanstein. Mit 45 Abb. u. 1 Kte. Leipzig: Köhler 1924. 224 S. 5,—.

Die — doppelt bearbeiteten — Lebenserinnerungen des marokkanischen Führers, der kurz vor den sich jetzt abspielenden entscheidenden Kämpfen gestorben ist, führen in eine fremde, heute sehr aktuelle Welt. Sie behandeln die Kämpfe der Rifleute in den letzten Jahren, die Wirren unter den Eingeborenen, sowie die Kriege mit den Spaniern und Franzosen. Zu heldenhafter Größe erhebt sich daraus die Gestalt des Raisuli, schon bei Lebzeiten von Mythen umwoben. Für die reifere Jugend wohl geeignet, doch wegen der Schilderung unmenschlicher Grausamkeiten mit Vorsicht zu behandeln.

Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Deutsches Knabenbuch. Bd. 34. Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung. Mit mehr als 100 schwarzen und farbigen Abb. Stuttgart: Thienemann. 343 S. 10,—.

Das diesjährige Knabenbuch bietet wieder eine Fülle von Stoff in reichster Abwechslung. Spannende Erzählungen wie die an Laßwitz erinnernde „Vom Mars zur Erde“ von Rosenstengel, in der zahlreiche naturwissenschaftliche Probleme angeschnitten werden, oder die in einer Tropfsteinhöhle spielende von Thieme wetteifern mit den oft gefahrvollen und abenteuerlichen Reisebeschreibungen von Kurt Faber („Die Flucht durch den Urwald“) und Rudolf von Tavel („Das Berner Oberland“). Sehr zu begrüßen sind die zwei Proben aus Brehm: „Auf Forscherfahrt in Nord und Süd“, die gewiß zum Lesen des Werkes

selbst anregen. Ob es geraten war, die Jugend mit der Welteislehre Hörbigers bekannt zu machen, noch ehe die Wissenschaft endgültig Stellung dazu genommen hat, mag fraglich erscheinen. Immerhin ist die Darstellung rein objektiv, und damit erwirbt sie sich eine Berechtigung. Unter den Beiträgen aus dem Gebiet der Technik werden das Flettnerschiff (Himer) und der radiotechnische Aufsatz von Vatter besonderes Interesse erregen. Fritz Ulmer gibt in Wort und Bild einen klaren Überblick über die Entwicklung des Lokomotivenbaus. — Selbstverständlich kommen auch Sport und Spiel in weitem Maße zu ihrem Recht. — Von den Bilderbeigaben fallen die nach der Natur gezeichneten, stimmungsvollen Pastelle aus den Berner Alpen (Schultheiß) besonders auf; die übrigen sehr schönen Buntbilder stammen von Henry und Mühlmeister. Auch was der Band an photographischen Aufnahmen und Zeichnungen enthält, erfüllt seinen Zweck, zu veranschaulichen oder zu erklären, in jeder Hinsicht. — Das Buch wird in allen Büchereien Freunde finden. Von 12—18 Jahren, in der Hauptsache aber von etwa 14 Jahren an. Hanna Voll (Stettin).

Knudsen, Sven V.: Jungens aus aller Welt. Übers. von Ellen Eppenstein und Gertrud Petersen. I. Nordamerika. Jena: Frommann 1925. 190 S. Brosch. 3,50.

Ohne Umschweife sieht sich der Leser mitten in das Leben eines New Yorker Straßenjungen hineinversetzt, der im Gewühl der Riesenstadt die unmöglichsten Versuche anstellt, um sich die Zeit zu vertreiben und auf ehrliche oder unehrliche Weise ein paar Cents zu erhaschen. Und dann folgt Bild auf Bild in fesselnder Darstellung, so daß man dem Buche bis zur letzten Zeile mit dem regsten Interesse folgt. Sei es die Begeisterung eines kleinen Polenjungen für den Expreßlift im Woolworthhaus oder der stolze Zug der 50 000 Jungens, die den verschiedenen Klubs angehören und am Sonnabend nachmittags einen Umzug durch die Fifth Avenue veranstalten, alles wird in der gleichen überzeugenden Art geschildert. Man sieht die Jungens von 9—20 Jahren (drüben fühlt sich auch der 23-jährige noch als Junge!) als straffe, umsichtige und geschickte Pfadfinder in der Großstadt und in ihren Lagern in freier Natur, in denen man zwar nicht mehr wie Lederstrumpf lebt, aber doch praktisch zugreifen und jede Arbeit mitmachen muß. Dafür genießt man die Freuden des Lagerlebens: Wanderfahrten, Ritte, Sport und Spiel. Bei der Schilderung der amerikanischen Kostschulen, Gymnasien und besonders der neuen Moraine Parkschule, die die kühnsten Pläne unserer Arbeitsschule noch überbietet, wird sich mancher deutsche Junge wünschen, in Amerika zu sein. Sport und geistige Arbeit kommen zu gleichen Teilen zu ihrem Recht, auch auf der Universität. Sehr humorvoll wird geschildert, wie sich Lehrer und Schüler in der Begeisterung für base-ball, „das Nationallaster" der Amerikaner, finden. Auch der Indianer- und der Farmerjunge und die ideale Thacher School in den Bergen Kaliforniens sind nicht vergessen. Die Anschaulichkeit der Darstellung wird wirksam unterstützt durch die vielen Bilder nach Aufnahmen des Verfassers, und das heitere Umschlagbild mit wohl mehr als drei Dutzend lachenden Jungensgesichtern wirkt geradezu herzerfrischend. Das Buch wird für viele unserer Jungens und nicht minder für Erwachsene, die Liebe zur Jugend haben, eine anregende Lektüre bilden. Für Volksbüchereien (vielleicht mit Ausnahme der ländlichen) ist das Werk sehr zu empfehlen. Von 14—15 Jahren an. Hanna Voll (Stettin).

Krafft, Ernst: Fliegen und Funken. Berlin: Dietz 1925. Mit Abb. 125 S.

Streifzüge durch interessante Gebiete der Naturwissenschaft und Technik: Fliegen, Funken, Welt der Moleküle, Eisenbahn und Auto, Schiffahrt. Stets mit Rückblicken auf die vergangene Entwicklung und mit Ausblicken auf die kommenden Jahrzehnte und Jahrhunderte. Dem Verständnis etwa 12jähriger angepaßt, mit immer wiederholten, etwas aufdringlichen Anreden an den Leser. Das allzu vielfältige Nebeneinander der interessantesten Dinge aus den verschiedensten Gebieten scheint die Oberflächlichkeit doch zu sehr zu begünstigen. Ein anderer Mangel des Buches ist, daß immer wieder Gelegenheit gesucht, ja an den Haaren herbei-

gezogen wird, an die wissenschaftliche Betrachtung Erörterungen über Militarismus, Pazifismus, Sozialisierung, Kapitalismus usw. anzuknüpfen. Auch wer mit dem sozialistischen Grundgedanken einverstanden ist, wird das nicht gutheißen können, ebensowenig wie er die übliche Ausnutzung historischer Darstellungen zu entgegengesetzten Zwecken billigen kann. H. J. Homann.

Plaßmann, Joseph: Das Sternenzelt und seine Wunder, die unsere Jugend kennen sollte. Mit 2 Taf. und 108 Abb. Bongs Jugendbücherei. Berlin: Bong 1924. 299 S. Hlw. 4,50.

Die schwere Aufgabe, der Jugend die Wunder der Sternenwelt in allgemein verständlicher Weise zu erklären, hat Plaßmann hier gelöst, so gut das eben möglich ist. Er stellt die wesentlichen Begriffe klar, spricht von den einfachsten astronomischen Verhältnissen, Jahr und Tag, von Sonne und Mond, dem Planetensystem. Das alles ist in erzählende Vorträge gekleidet. — Die Darstellung ist recht gründlich, kommt im wesentlichen ohne Mathematik aus und verwendet nur die bürgerlichen Rechnungsarten. Trotz allem stellt sie selbstverständlich sehr hohe Anforderungen an die Mitarbeit der jungen Leser; das ist nicht in der Darstellung, sondern im Stoff begründet. Sie kann bei ihrer Ausführlichkeit auch nicht zur Anregung des Interesses an der Sternkunde benutzt werden, sondern nur zur Weiterbildung solcher Leser, bei denen schon ein lebhaftes und ernstes Interesse vorhanden ist. — Für große Jugendbüchereien und Leser über 14 Jahre.

H. J. Homann.

Reicke, Ilse: Das junge Mädchen. Ein Buch der Lebensgestaltung. Ill. von Liselotte Friedländer. Berlin: Mosse 1925. 264 S.

Ein liebenswürdiges Buch — für den Bibliothekar aber kein bequemes. Denn es hält wohl, was sein Untertitel verspricht — aber das „junge Mädchen" ist die Tochter aus gutem Hause, die Absolventin des Gymnasiums oder mindestens des Lyzeums. Was sie bewegt (oder bewegen sollte), all die kleinen und großen Dinge ihres täglichen und feiertäglichen Lebens von der Blumenpflege und dem Packen eines Koffers bis zur Beschäftigung mit Musik und hoher Literatur und auch mit der leidigen Politik, wird sie mit klugen Worten behandelt finden, dazu manchen guten Spruch aus berufenstem Munde (selbst die Kaiserin Maria Theresia und Schopenhauer werden für sie bemüht) und bedachtsam gewählte literarische Beiträge, am Schluß auch ein Verzeichnis von „Ausbildungsstätten". Der Bibliothekar aber wird Sorge tragen müssen, daß nur sie das Buch in die Hände bekommt und keine ihrer weniger vom Glück begünstigten Altergenossinnen, die leicht statt Süßigkeit Bitternis aus den Blättern holen könnte. Doch scheint uns die eigentliche Bestimmung des zierlich gebundenen Bandes, den Lieselotte Friedländer mit Zeichnungen von kongenialer Grazie ausgestattet hat, überhaupt zu sein: als fester Besitz auf dem Bücherbrett eines — vielleicht nach seiner Anleitung hergerichteten — Jungmädchenzimmers zu stehen.

Therese Krimmer (Berlin).

Die Weite Welt. Ein Buch der Reisen und Abenteuer, Erfindungen und Entdeckungen. Hrsg. von Hanns Günther (W. de Haas). Mit einem Anhang: Basteln und Bauen — Spiel und Sport. Zürich: Rascher 1923. 479 S. m. 278 Abb.

Von ähnlichen Erzeugnissen reichsdeutscher Verleger unterscheidet sich dieses Sammelwerk eines Schweizer Verlages zu seinem Vorteil dadurch, daß der chauvinistische Charakter, die nationalistische Verhetzung schon der urteilslosen Jugend, die jene fast durchweg belastet, hier erfreulicherweise fehlt. Inhalt und Art sind sonst ungefähr die gleichen: Ein paar Abenteuererzählungen, die auf höheren künstlerischen oder auch nur literarischen Wert keinen Anspruch machen, sich aber von Geschmacklosigkeiten frei halten; interessante Berichte aus der Länder- und Völkerkunde; Neuigkeiten aus dem Gebiet der Technik, Naturwissenschaft und des Sports, hierunter eine ganze Reihe wirklich ungewöhnlich interessanter

und guter Abschnitte; ein paar gute Anweisungen zum Basteln. Alles hält sich auf dem Niveau leidlich zuverlässiger und unterhaltsamer Belehrung, eine gewisse Oberflächlichkeit bleibt bei so kurzen Anregungs-Aufsätzen unvermeidlich. Bildmaterial und Ausstattung sind ungewöhnlich gut. — Für größere Jugendbüchereien, besonders für Knaben frühestens vom zwölften Jahr an.

H. J. Homann.

Kleine Mitteilungen.

Öffentliche Bücherei des Vereins für Volkswohl, Halle a. S. Am 15. Oktober konnte die während des Sommers neu geordnete Bücherei wieder eröffnet werden. — Sie gehört, 1874 gegründet, zu den ältesten deutschen Volksbüchereien; aus kleinen Anfängen erwachsen, konnte sie 1904 in ein eigenes neues Gebäude einziehen, in dem auch ein Lesesaal sich befand. Die starke Benutzung führte dann 1912 zur Errichtung einer Zweigstelle, den Ausbau einer zweiten verhinderte der Krieg. Da jedoch durch die Inflation der Verein fast sein ganzes Vermögen verlor, mußte das Haus der Bücherei der Stadt verkauft werden, die das Grundstück in Erbschaft gegeben hatte. So ging der Lesesaal ein und 1923 auch schließlich die Zweigstelle; die Bücherei mußte sich auf das in fünf halbe Stockwerke geteilte Magazin und einen kleinen unzureichenden Warteraum beschränken. Da der Verein auch nicht mehr in der Lage war, die Kosten für die notwendigsten Anschaffungen oder auch nur Ausbesserungen zu tragen, ging ein ständig fortschreitender Verfall des Bücherbestandes vor sich. Daß aber ein außerordentliches Bedürfnis vorlag, die Bücherei zu halten, zeigen die Ausleiheziffern: Es wurden 1917 125 000 Bände und 1924, trotz des schlechten Zustandes der Bücher und recht hoher Gebühren noch fast 52 000 Bände entliehen. — Im Herbst 1924 wurde dann ein hauptamtlicher Leiter angestellt, um einen neuen Aufbau in die Wege zu leiten. Durch Bewilligung eines städtischen Zuschusses konnten die notwendigsten Anschaffungen an Büchern und Formularen gemacht werden. Von den 20 000 Bänden des alten Bestandes mußten ca. 6000 Bände als unbrauchbar ausgeschieden, weitere 5000 als veraltet zurückgestellt werden, so daß nach Verarbeitung der noch fehlenden Abteilungen im Januar mit einem ausleihefähigen Bestande von ca. 11 000 Bänden gerechnet werden kann. Es wurden dann sämtliche Bücher von der Zugangsliste bis zu dem neueingerichteten Präsenzkatalog als neueingestellte behandelt, da die alten Zettelkataloge und die Signierung unzureichend waren. Die Aufstellung der Bücher erfolgte wegen der Teilung des Magazins in verschiedene Stockwerke, mechanisch, gegliedert nach drei Benutzungsgruppen. Die neugeordnete Bücherei kann für einen neuen Ausbau des hallischen volkstümlichen Büchereiwesens eine haltbare Grundlage geben, wenn, wie es zu hoffen ist, die Stadtverwaltung durch Zuschüsse oder durch spätere Übernahme die Entwicklung sicherstellt und fördert.

Th.

In der Zeit vom 8. bis 16. Oktober 1925 fand in der Preußischen Staatsbibliothek die **37. Diplomprüfung** statt. Es hatten sich 30 Bewerber gemeldet und zwar 2 männliche und 28 weibliche. Eine Dame trat während der Prüfung zurück, drei weitere bestanden sie nicht. Von den übrigen 26 bestanden die Prüfung 18 (2 männliche, 16 weibliche) mit „genügend“, 7 (weibliche) mit „gut“. Einer Bewerberin konnte (zum ersten Male seit Bestehen der Diplomprüfung) das Prädikat „mit Auszeichnung“ erteilt werden.

Was die Ergebnisse im einzelnen anbetrifft, so wurde, wie nach dem Erlaß des Herrn Ministers vom 16. Mai 1925 vorauszusehen war, in der Stenotypie erheblich Besseres geboten. Dagegen fielen wieder die geringen Sprachleistungen auf, besonders im Französischen und Lateinischen. Auch die Kenntnisse in der Bibliographie waren durchschnittlich recht oberflächlich und bewiesen wenig Vertrautheit mit den in Betracht kommenden Büchern.

Die nächste Prüfung beginnt voraussichtlich am 11. März 1926. Nähere Mitteilungen erfolgen später.

Folgende Damen und Herren haben die Prüfung bestanden, und zwar Fräulein Dr. Stelzner mit dem Prädikat „mit Auszeichnung“, die folgenden sieben mit „gut“ und die übrigen mit „genügend“. Dr. Gertrud Stelzner; Elfriede Benz,

Herta Flügel, Gertrud Reißert, Dorothea Rost, Margot Ruffmann, Ilse Schraud, Anneliese Stender; Else Bergner, Erika Brauer, Margarete Burbaß, Annemarie Doliva, Annemarie Gercke, Marie Luise Gossow, Anneliese Grimmert, Ursula Heinrici, Hedwig Hildebrand, Gudrun Hoffmann, Minna Jungclaus, Hildegard Klein, Eva Loewy, Paul Meuß, Ilse Reuter, Charlotte Schulz, Margarete Seufert, Herma Vorstius, Ernst Ziegler. Kaiser.

Anweisung für das Verzetteln an Volksbüchereien. Zu dem unter diesem Titel erschienenen Sonderdruck hat der Verfasser, Dr. Klein (Essen), ein Inhaltsverzeichnis hergestellt, das die Handhabung der Anweisung erheblich erleichtert. Der Druck des Verzeichnisses kann jedoch nur vorgenommen werden, wenn sich eine genügende Anzahl Abnehmer findet. (Je nach der Beteiligung wird das Verzeichnis Mk. 0,80—0,40 kosten.) Bestellungen sind daher möglichst sofort an die Vertriebsstelle der „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Grüne Schanze 8, zu richten.

Wieser, Schema für den systematischen Katalog. Die bisher bei der Vertriebsstelle der „B. u. B." eingegangenen Vorausbestellungen (vergl. Heft 5, Seite 273) reichen noch nicht aus, die Unkosten für den Druck des geplanten Beiheftes zu decken. Alle etwa noch vorhandenen Interessenten werden deshalb gebeten, nunmehr sofort zu bestellen, damit das endgültige Ergebnis der Anfrage festgestellt werden kann.

Berichtigung. Im vorigen Heft, Seite 316, ist in der Notiz: Büchereiunterricht für Schüler versehentlich die schwedische Stadt nicht genannt worden, in deren Kinderbücherei die Versuche angestellt worden sind. Es ist Malmö.

Offene Stellen. Saarbrücken: Büchereibeamter (siehe Anzeigenteil).
Flensburg: Büchereiassistentin „ „

Lesefrüchte.

Volksbildung als Volkbildung. Aus Anlaß des Kempschen Aufsatzes, der daran erinnert, daß in unserem Kreise stets Volksbildung in jenem höchsten Sinne verstanden und betrieben wurde, sei hier die Einleitung zu dem Aufsatz wiedergegeben, den Dr. Ackerknecht seinerzeit über „Deutsche Bildungspflege in Oberschlesien" für das offizielle Sammelwerk über Oberschlesien (vgl. 1. Jg. der B. u. B. S. 128f.) schrieb:

„In den patriarchalischen Zeiten unserer Klassiker und Romantiker, ja noch bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts war bezeichnenderweise die Forderung nach Volksbildung im heutigen Sinne, d. h. nach außerschulmäßiger Bildungspflege, in Deutschland kaum erhoben worden. Erst nach der Industrialisierung zunächst wenigstens einzelner Landschaften und Städte wurde von weitblickenden Menschenfreunden immer dringender auf die kulturelle und wirtschaftliche Notwendigkeit einer planmäßigen öffentlichen Bildungspflege hingewiesen.

Waren zur Zeit, als der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm, die geistigen Führer gleichgültiger gegen die Bildung des Gesamtvolkes? Beim Gedanken an Männer wie Goethe, Pestalozzi, Fichte, Mathias Claudius, Joh. Peter Hebel — um nur einige wichtige Vertreter aus den verschiedensten Bildungsbezirken zu nennen — wird niemand den Mut haben, diese Frage zu verneinen.

Oder war das damalige Gesamtvolk so gebildet, daß kein eigentlicher geistig-seelischer Notstand vorlag, dem mit besonderen Maßregeln und Einrichtungen abzuhelfen jenen „Hochgebildeten" Pflicht gewesen wäre? Wenn wir unter Bildung, wie es die Bildungsphilister der siebziger, achtziger und neunziger Jahre mehr oder weniger offen taten, ein gewisses Mindestmaß von weltläufigem Schulwissen und von städtischen Manieren verständen, dann müßten wir diese Frage allerdings verneinen. In diesem Sinne herrschte in der Urgroßvaterzeit durchschnittlich eine „horrende Unbildung". Von dem kleinen Volksteil abgesehen, der die höheren Schulen durchlief, hatte man damals noch nicht einmal Volksschulbildung im heutigen Sinn. (Und wer „nur Volksschulbildung" hat, galt doch bekanntlich noch vor kurzem schlechtweg als „ungebildet".) Namentlich unsere

Urgroßmütter würden, von seltenen Ausnahmen abgesehen, vor den Augen jener Bildungsphilister keine Gnade gefunden haben.

Aber Bildung ist ja auch in der Tat etwas ganz anderes. Bildung ist ein geistig-seelisches Harmonieverhältnis, das sein Vorhandensein dem, der Augen hat zu sehen, durch die Fülle, Kraft und Schönheit aller geistig-seelischen Ausdrucksformen seines Trägers stets verrät. Mit anderen Worten: wo Bildung ist, da ist im weitesten Sinne des Wortes Lebensstil. Und der kommt bei einem Volke vor allem zum Vorschein in Sprache und Dichtung, in Liedern, in Festen und Bräuchen (heiligen und weltlichen, öffentlichen und familiären) und in den Erzeugnissen des Handwerks. In diesem Sinne aber hatte unser deutsches Volk bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts wirklich Bildung, eine „Volksbildung", die wir bis zum heutigen Tage noch nicht wiedergewonnen haben und die wir auch in dieser Form nie wiedergewinnen können.

Denn was geschah, was mußte mit dem Fortschreiten der Industrialisierung und Vergroßstadtung unseres Volkes in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschehen? Zerstört wurde bei den Städtern, also beim größten Teil des Gesamtvolkes, das ländlich-zutrauliche Verhältnis zur Natur, zur Sprache, zur Familie und zur Kirche. Das Atmen der Weltseele in Wald und Feld, auf Bergen und Heiden, an Fluß und See, im Wechsel der Jahreszeiten, im Glanz des Tages und in der Stille der Nacht wurde nicht mehr in unbewußter Andacht gespürt. Die Sprache, von ihrem natürlichen Nährboden, der Mundart, immer mehr abgedrängt, verarmte und entartete, die Volksdichtung verkroch sich in die Bücher, die Lieder räumten dem Gassenhauer das Feld. Die Bande der Familie und der patriarchalischen Dienstverhältnisse lockerten sich immer mehr, die Kirche verlor allmählich das Vertrauen der Massen, die Feste und Bräuche zerfielen! Und so war es kein Wunder, daß die nun folgende Zeit keinen Lebensstil mehr hatte — wie charakterlos waren die Erzeugnisse des Handwerks geworden! — und damit kundgab, daß jenes geistig-seelische Harmonieverhältnis als ein das ganze deutsche Volk zur Kulturgemeinschaft zusammenschließendes Erlebnis nicht mehr vorhanden war.

Dieses Harmonieverhältnis wiederzugewinnen in neuen, bewußteren Formen, die deutsche Volksseele mit geistigen Mitteln und ohne Zuhilfenahme des für alle Zeiten zerstörten ländlichen Patriarchalismus unserer Urgroßeltern auszugleichen — das eben ist die Aufgabe, die der neuzeitlichen Bildungspflege gestellt ist."

Schluß des redaktionellen Teiles.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin. Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 26. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und H. J. Homann

1925

5. Jahrgang + Heft 1

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege"
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege“** erscheint im Jahre 1925 in 6 Heften im Gesamtumfang von 24 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang G.-M. 9.—. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Verbandes deutscher Volksbibliothekare“ und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B.“ ausschließlich durch die Vertriebsstelle der „Bücherei und Bildungspflege“, Stettin, Grüne Schanze 8 (Stadtbücherei) zum Vorzugspreis von G.-M. 5.— für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166/67). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Verband deutscher Volksbibliothekare. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien. 6. Verband niederrheinischer Büchereien.

Inhalt dieses Heftes:

Den **Städtetagsmitgliedern** unter unseren Beziehern hätten wir gerne noch in diesem Heft einen Aufsatz des Kollegen **Dr. Kemp** in Memel über die so wichtige Organisationsfrage der **„Einheitsbücherei“** geboten. Leider ist er jedoch nicht mehr rechtzeitig fertig geworden. Er wird aber in Heft 2 folgen. Außerdem werden die nächsten Hefte enthalten:

Ackerknecht, Vorlesestunden IV.
Ackerknecht, Bibliothekarisches Berufsbewußtsein.
Biedermann, Vom Theaterspielen II.
Nabl, Vom Wesen der wahren Volksdichtung.
Schmeer, Sammelbesprechung Ludwig Thoma.
Sulz, Volksbildung und Wirschaftsstufe in ihren Wechselbeziehungen.
Sulz, Bücher über Kunst für mittlere und kleinere Büchereien.

Prospektbeilagen.